Vierteljahrss... für wissenschaft... Philosophie

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

unter Mitwirkung von

Max Heinze und **Alois Riehl**

herausgegeben

von

Richard Avenarius.

Siebzehnter Jahrgang.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1893.

Inhaltsverzeichniss.

Die römischen Ziffern (I—IV) bezeichnen die Hefte, die arabischen die Seiten.

Artikel.

Anzeigen.

Entgegnungen.

Selbstanzeigen.

Ueber den Begriff der Wissenschaft bei Galilei.

Selten, ja vielleicht kein zweites Mal, haben sich die Fähigkeiten des Forschers in so gleichem Maasse mit jenen des Denkers zusammengefunden wie in der Person Galilei's. Wer der Philosophie, es sei ausschliesslich oder doch in erster Reihe, die Aufgabe zuweist, die Quellen und Wege des Wissens zu prüfen und die Grenzen des Erkennens festzustellen, wird den Schöpfer der modernen Physik auch zu den Urhebern der modernen Philosophie zu zählen haben. Galilei, der bei der Erforschung der Natur das richtige, hauptsächlich von ihm selbst entdeckte Verfahren befolgte, besass auch das klarste Bewusstsein von den Gründen dieses Verfahrens; er liebte es daher, Betrachtungen über die Aufgaben und Methoden der Wissenschaft und über den Umfang des Erkennens in seine lebensvollen Dialoge einzuflechten.

Aber auch wer von der Philosophie umfassende Ansichten über die Welt und das Verhältniss des Menschen zu ihr erwartet, kann vereinzelte Aussprüche unseres Denkers und Forschers zu einer solchen, in sich einstimmigen und charaktervollen Gesammtanschauung verbinden.

Inzwischen rechtfertigen es schon allein jene allgemein wissenschaftlichen Betrachtungen Galilei's, wenn wir ihn zu den Begründern der modernen, wissenschaftlichen Philosophie

rechnen. Bilden sie doch gleichsam den Text, zu dem die philosophische Erkenntnisslehre den Commentar liefert; sie geben, anders ausgedrückt, die Resultate, zu welchen die Erkenntnisstheorie die Voraussetzungen hinzufügt.

Schon Prantl und ihm folgend Natorp haben die philosophische Bedeutung Galilei's, jener nach der Seite der Logik im engeren Sinne, dieser nach ihrem Verhältniss zur kritischen Erkenntnisstheorie, zum Gegenstande kleiner Arbeiten gemacht. Dabei ist besonders dem aufmerksamen Blicke Natorp's kaum eine Stelle in den Schriften Galilei's entgangen, die für dessen Wissenschaftslehre von Belang ist.

An diese Vorarbeiten haben sich daher die folgenden Bemerkungen anzuschliessen. Sie beschränken sich darauf, in dem Bilde, das bereits im Ganzen feststeht, hier einen Strich zu verstärken, dort einen Zug zu berichtigen. Eine erschöpfende Untersuchung der geschichtlichen Stellung Galilei's dagegen liegt nicht in ihrer Absicht; an eine solche wäre wohl auch erst nach Vollendung der Nationalausgabe seiner Werke zu denken. Schon der erste Band dieser Ausgabe hat die bisherige Auffassung des Verhältnisses Galilei's zu der aristotelisch-scholastischen Philosophie nicht unwesentlich verändert, indem er zeigte, wie allmählich sich Galilei von den herrschenden Anschauungen der Schule lossagte, und wie nahe er noch zur Zeit seiner Pisaner Professur selbst in der Bewegungslehre der Naturphilosophie des Aristoteles stand, die er gründlich studirte; weit näher, als man bisher wohl allgemein angenommen hatte. Auch E. Strauss, der sich mit seiner wissenschaftlich höchst werthvollen Uebersetzung und Erläuterung des Dialogs über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme ein bleibendes litterarisches Denkmal gesetzt hat, bemerkte das scholastische Gepräge einiger, offenbar älterer Teile dieses Werkes und eine gewisse Verwandtschaft derselben mit der Denkmethode der aristotelischen Schule. Welche Mühe gibt sich nicht Galilei u. a. im Dialog die Unterscheidung zwischen der elementaren, irdischen und der himmlischen Substanz zu widerlegen. Seine Geistesthat: sich und die Wissenschaft von der Autorität dieser

Schule befreit zu haben, erscheint dadurch nur um so grösser, und das Wort zu Simplicio: fort mit Deinem Aristoteles, der nicht sprechen kann, das man zum Wahlspruch für die autoritätsfreie Forschung nehmen könnte, gewinnt um so stärkeren Nachdruck.

Doch nicht die Beziehung Galilei's zu der ihm vorangegangenen aristotelisch-scholastischen Philosophie, die Niemand tödtlicher getroffen hat, als er, sein Verhältniss zur nachfolgenden, modernen, die er begründen half, soll Gegenstand unserer Betrachtung sein. Diese hat sich, wie es sich eigentlich von selbst versteht, ausser auf die früher erwähnten Arbeiten von Prantl und Natorp auch auf die bekannten und vorzüglichen, einander ergänzenden Darstellungen Dühring's und Mach's zu stützen.

Tief eindringende Speculation, aber auf dem Boden der Erfahrung und überwacht durch das Experiment — so kennzeichnet sich die Forschungsmethode Galilei's, der es selbst als seine eigenthümlichste Begabung erkannt hat, aus alltäglichen Erscheinungen Grundgesetze der Natur ableiten zu können. Von seinem experimentellen Verfahren an zählte Kant eine neue Epoche des Naturerkennens und verglich die davon ausgegangene Wirkung mit der Verwandlung der Geometrie aus einer empirischen Kunst in demonstrirte Wissenschaft. In der That hat Galilei das Experiment in gewissem Sinne erst entdeckt, erst er seine Bedeutung im Zusammenhang des wissenschaftlichen Erkenntnissprocesses richtig und vollständig erfasst.

Erfahrungen der Sinne sind zwar an den Anfang jeder wissenschaftlichen Untersuchung zu stellen; für deren weiteren Fortgang aber ist das Wissen, „das der Geist von sich aus hat", nicht minder wesentlich. Weder reine Erfahrung, noch blosses Denken, Erfahrung mit Denken verbunden, (senso accompagnato col discorso) führt zur Erkenntniss; diese enthält somit ausser rein empirischen Bestandtheilen immer auch Elemente, die in der Natur des Verstandes ihre Quelle haben. Unter dem Wissen nämlich, „das der Geist von sich aus hat", ist vor Allem das mathematische zu verstehen; es allein be-

fähigt den Menschen, sich über die Sinneserscheinungen zu den Gesetzen derselben zu erheben. Wo Galilei Beispiele eines vollkommenen Begreifens anführen will, verweist er auf die rein mathematische Erkenntniss, auf Geometrie und Arithmetik. Und seine eigentliche, die Methode des Erkennens umgestaltende Entdeckung besteht in der Anwendung der Arithmetik auf die Erscheinungen der äusseren Natur. Auch das Experiment ordnet sich diesem Hauptpunkte seiner Methode unter. Ohne Hülfe der Geometrie naturwissenschaftliche Fragen behandeln wollen, heisst nach Galilei: etwas Unausführbares unternehmen. Das Buch der Natur ist in mathematischen Zeichen geschrieben. An die Stelle der antiken Speculation über die Dinge aus Begriffen tritt mit Galilei die mathematische Analyse der Dinge.

Durch blosse Induction lässt sich, wie Galilei zeigt, eine irgend werthvolle Erkenntniss nicht erzielen. Soll der inductive Schluss durch alle Einzelfälle geführt werden, so ist er unmöglich wo das Einzelne sich unendlich oft wiederholt, und unnütz wo er möglich ist. Man kann auf diesem Wege zu nichts Neuem, zu keinem wirklich brauchbaren Schlusssatze gelangen. Es wird nur zweimal dasselbe gesagt, das Uebereinstimmende der sämmtlichen Fälle in einen Satz von bloss numerischer Allgemeinheit, zusammengefasst, aber nicht der Grund und damit die Nothwendigkeit ihres übereinstimmenden Verhaltens angegeben. Dagegen eröffnet uns die Erkenntniss einer einzigen Wirkung aus ihren Ursachen das Verständniss aller Wirkungen derselben Art, ohne dass wir dafür auf die Erfahrung zurückzugreifen brauchten. Schliesst doch schon jeder einzelne Vorgang, z. B. das Fallen eines Steines, das ganze Gesetz seiner Ursache in sich ein, obschon in unzerlegter Form und vermischt mit den Wirkungen anderer Ursachen. Zur Kenntniss des Gesetzes gelangen wir daher nicht durch die Vergleichung einer möglichst grossen Zahl von Fällen einer bestimmten Classe, sondern durch die vollständige Analyse eines einzelnen Falles.

Eben in diesem analytischen Verfahren, dem „metodo risolutivo", durch welches die Gesetze aus den Erscheinungen

hergeleitet werden, liegt die Macht der Galilei'schen Methode. Es geht nothwendig dem entgegengesetzten synthetischen, dem „metodo compositivo" voraus, das die Erscheinungen aus den Gesetzen erklärt. Galilei selbst nennt es das beste Mittel der Erfindung; es ist der Weg die Hypothesen einzuführen, deren deductive Entwickelung und experimentelle Prüfung die weiteren Stadien des wissenschaftlichen Processes bilden.

Wir versuchen an dem Beispiel der Entdeckung und des Beweises der Fallgesetze den Gebrauch dieser Doppelmethode zu erläutern. Auf die Frage, wie Galilei auf die wahre Hypothese geriet, deren Entwickelung die Gesetze des freien Falles der Körper ergab, kann die Antwort nicht durchaus bestimmt lauten. Es gibt keine Regeln, wahre Hypothesen zu erfinden, so wenig es Regeln gibt, schöne Gedichte zu machen. Es kann nur von gewissen Forschungsmaximen die Rede sein, praktischen Grundsätzen, die individuell verschieden sein mögen und in denen sich so die Eigenart eines wissenschaftlichen Entdeckers zu erkennen gibt. Auch Galilei besass solche Maximen. Nicht auf die Art, wie er sie, theilweise der Sprache der Schule sich bedienend, ausdrückt, ist dabei das Gewicht zu legen, sondern auf seinen angebornen Sinn für das Natürliche und Einfachwahre, der ihn überall bei seinen Forschungen leitete und selbst so abgebrauchten Sätzen, wie: die Natur thue nichts vergeblich, neues Leben einflösst. Es ist nicht anders, nicht allein der Poet, auch der Forscher wird geboren. Die Natur stattet ihn mit einem Sinne und Takte aus, der die Bewegung seiner Vorstellungen mit ihrem Gange und Verfahren in Einklang bringt. Galilei selbst hat es uns verrathen, wie ihn zur Erforschung der natürlich beschleunigten Bewegung die beständige Achtsamkeit auf die Gewohnheit und Einrichtung der Natur selbst bei allen ihren übrigen Werken, gleichsam an der Hand hingeleitet habe. Das Schwimmen der Fische, das Fliegen der Vögel, von dem Niemand glauben wird, dass es auf noch einfachere und leichtere Weise als die thatsächlich befolgte, bewerkstelligt werden könne, lieferte ihm die völlig naturgemässe Analogie für das Fliegen des fallenden Steines

und die Annahme, dass das Anwachsen der Geschwindigkeitsgrade in der einfachsten Art und Weise erfolge.

Ehe Galilei jedoch dieses einfachste Verhältniss entdeckte, berichtigte er zwei entgegenstehende Annahmen, deren eine von der ganzen Autorität des Aristoteles unterstützt wurde. Erwägungen thatsächlicher Art, wie die im Dialog über die beiden Weltsysteme mitgeteilten (S. 214, 237 u. ö. der deutschen Ausgabe von Strauss) und die vielleicht erst durch sie veranlassten Experimente auf dem schiefen Thurm zu Pisa mussten ihm sehr bald die Unrichtigkeit der aristotelischen Lehre der Geschwindigkeitszunahme im Verhältniss zum Gewichte der schweren Körper gezeigt haben. Es blieb also die Annahme zu prüfen: ob nicht die Geschwindigkeiten im Verhältnisse zu den durchfallenen Räumen wachsen — Galilei's eigene, frühere Annahme. Er liess sie fallen, anscheinend nur aus dem von ihm angegebenen, aber wie Mach zeigte, untriftigen Grunde. In Wahrheit gab er der Vorstellung der Proportionalität des Anwachsens der Geschwindigkeiten mit der Zeit deshalb den Vorzug, weil sie, wie er selbst sagt, die einfachste ist, die man erdenken kann, und schon durch die ganz enge Verwandtschaft von Zeit und Bewegung nahe gelegt werde. Oder kann man eine Art der Hinzufügung denken, noch einfacher als diese, bei welcher sich beständig und in gleicher Weise Element zu Element addirt?

Wir legen allen Nachdruck auf dieses Princip der Einfachheit als Forschungsmaxime, und können es an Galilei's eigener Vorstellung erproben. Diese lässt sich nämlich noch weiter zerlegen und erweist sich zusammengesetzt aus der Annahme des Fortbestehens jeder einmal erlangten Geschwindigkeitsgrösse (von störenden Ursachen abgesehen) oder dem Princip der Beharrung der Bewegung und der Vorstellung der gleichen und stetigen Einwirkung einer Kraft. Sie ist daher aus der Verbindung dieser beiden Annahmen abzuleiten. Dass Galilei selbst sie auf diese Weise abgeleitet hätte, dafür fehlt es an jeder Andeutung. E. Strauss ist sogar der Meinung, Galilei habe das Princip der Beharrung noch nicht in seiner

allgemeinen Form gekannt, was mir freilich durch die zum Beleg angezogenen Stellen nicht erwiesen, durch die Formulirung des Princips in den „discorsi“ (Eingang zum 4. Tag) widerlegt zu sein scheint.

Der Einführung der Hypothese, die man mit weit mehr Grund als Induction bezeichnen könnte, als was herkömmlich diesen Namen führt, hat die Entwickelung der Hypothese in ihre Consequenzen, ihre deductive Bearbeitung zu folgen. Durch eine einfache geometrische Ueberlegung leitet Galilei aus dem Gesetze des mit den Zeittheilen proportionalen Wachsens der Geschwindigkeiten das Verhältniss der Fallräume zu den Zeiten ab und bringt damit das Gesetz erst in die Form, die es für die experimentelle Prüfung geeignet macht. Nicht von dieser Prüfung selbst, den Fallversuchen auf schief geneigten, glatten Rinnen, ist hier zu handeln, sondern von der Stellung und Bedeutung des Experimentes im Zusammenhange von Galilei's Methode.

Das aus den sinnlichen Erscheinungen gleichsam herausgelesene mathematische Gesetz gibt zunächst nur einen allgemeinen Ausdruck der Abhängigkeit oder Function der in Frage kommenden Grössen und diese Grössen selbst in allgemeiner, algebraischer Form. Erst durch Einführung concreter Einheiten lässt sich das Grössenverhältniss auch numerisch ausdrücken und in dieser Ausdrucksform durch das Experiment prüfen.

Aber auch damit ist die Aufgabe des Experimentes noch nicht erschöpft. Von blossen Verhältnisszahlen muss zu den absoluten und bemessenen, in der Natur vorhandenen Grössen übergegangen werden, womit eine wirkliche Vermehrung auch des sachlichen Inhaltes unserer Erkenntniss erreicht ist. In unserem Beispiele galt es nicht nur, die quadratische Beziehung der Räume zu den Zeiten, wie sie die Theorie voraussetzte, durch das Experiment zu bestätigen, also das Verhältniss der in gleichen aufeinanderfolgenden Zeiten durchfallenen Räume dem Verhältniss der aufeinanderfolgenden ungeraden Zahlen gleich zu finden; es handelte sich überdies noch um die Be-

stimmung der Intensität der Schwere, also des Fallraumes in der Zeiteinheit, in der ersten Sekunde.

So erhebt sich der Weg des Erkennens, den Galilei bahnte, vom Boden der Erfahrung durch inductive Speculation zum Gesetze der Erscheinungen, um durch das zur Prüfung des Gesetzes entworfene, also von der Speculation geleitete Experiment zur Erfahrung zurückzuführen. Aber die Erfahrung, die wir schliesslich wieder erreichen, ist nicht länger die unmittelbare und unzerlegte der Sinne, es ist die von der Erkenntniss durchdrungene, begriffene Erfahrung.

Die Betrachtung der Methode Galilei's ist zugleich die Erörterung seines Begriffes der Wissenschaft. Noch unmittelbarer lässt sich dieser Begriff den Aeusserungen über die Grenzen des Erkennens entnehmen.

Als der Gipfel der Vermessenheit, erklärt Galilei, sei ihm von je die Meinung derer erschienen, welche die menschliche Fassungskraft zum Maasse alles dessen machen wollen, was die Natur in's Werk zu setzen vermag, während es doch im Gegenteil keine einzige Wirkung in ihr gibt, sie mag so unscheinbar sein, als man will, die vollständig zu erkennen nicht das Vermögen auch der erleuchtetsten Geister überstiege. Jene so eitle Anmaassung, alles zu verstehen, kann aus nichts Anderem entspringen, als dass man niemals irgend etwas verstanden hat. Denn hätte Jemand auch nur einmal in Erfahrung gebracht, was es heisse: eine einzige Sache vollkommen zu begreifen, und hätte er wirklich empfunden, wie das Wissen beschaffen ist, so würde er einsehen, von wie unendlich vielen Dingen, die noch ausserdem Gegenstand des Erkennens sind, er auch nicht eines verstehe (Werke II 114). Das Wissen des Einzelnen ist beschränkt, aber auch das Wissen überhaupt begrenzt. Und diese Grenzen sucht Galilei noch näher zu bestimmen. Wenn wir nicht nach dem Namen, sondern dem Wesen der Schwere fragen, so müssen wir gestehen, dass wir davon nicht das Geringste wissen. Wir kennen nicht das eigentliche Princip oder die Kraft, welche den Stein fallen macht, so wenig wie wir

begreifen, was den Mond im Kreise herumführt. (Hier und auch sonst findet sich eine Ahnung der allgemeinen Gravitation bei Galilei.) Ein und dasselbe innere Princip kann entgegengesetzte Erscheinungen zur Folge haben. So ist es die nämliche Kraft der Schwere, welche das Pendel nach unten zum tiefsten Punkte des Bogens bewegt, die es auch ohne einen Augenblick der Ruhe auf der entgegengesetzten Seite nach oben treibt. Umsonst, dass wir über das wahre Wesen und die innere Natur der Kräfte oder der Substanzen speculiren; sie bleiben uns nothwendig unbekannt, und unser Wissen ist auf die Kenntniss einiger ihrer Erscheinungen beschränkt. Gehen wir aber von diesen Erscheinungen aus, wie sie die uns nächsten Körper zeigen, so hindert uns nichts, das Verständniss der Wirkungen auch der entferntesten zu erreichen. (Werke III 462.)

In der Erklärung der Erscheinungen statt aus ihren Ursachen, aus den Gesetzen ihrer Ursachen, anders ausgedrückt: in der Ersetzung einer im engeren Sinne des Worts causalen Erklärung durch die logisch mathematische Begründung besteht eigentlich die Aufgabe, die Galilei dem Erkennen stellt, darin der Fortschritt, den die theoretische Naturwissenschaft ihm verdankt. Ohne Rücksicht auf die unbekannte Ursache der beschleunigten Bewegung beim Falle der Körper untersucht Galilei die Eigenschaften dieser Bewegung und leitet daraus ihre Gesetze ab. Gegenstand seiner Forschung ist (nach Mach's treffender Bemerkung) nicht länger die Frage: aus welcher Ursache fallen die Körper, sondern die anspruchslosere, dafür aber vollständig zu lösende: wie fallen sie? Von der Bedeutung dieser einzigen kleinen Aenderung in der wissenschaftlichen Fragestellung kann man sich keinen zu hohen Begriff machen. Sie scheidet zwei Zeitalter der Wissenschaft. Sie hat der neueren Philosophie und Wissenschaft die Bahn gewiesen; das ganze exacte Wissen knüpft an sie an.

Um aber nicht der Meinung Raum zu geben, als werde damit das Wissen ungebührlich beschränkt oder irgend

eine berechtigte Forderung des Naturerkennens preis gegeben; sei sogleich hinzugefügt, dass nach Galilei's richtiger Ueberzeugung das Wissen innerhalb dieser Grenzen, das Wissen von den Gesetzen der äusseren Erscheinungen nicht relativ ist, sondern absolut, dass ihm wahre Allgemeinheit und Nothwendigkeit zukommt. In diesem Sinne zeigt Galilei (in seinem Sendschreiben an die Grossherzogin von Toscana), welch gewaltiger Unterschied bestehe zwischen blos doctrinären Disciplinen, in denen es, wie beispielsweise der Jurisprudenz, streng genommen weder Wahrheit noch Irrthum gibt, und den exacten, völlig genauen Wissenschaften, deren Lehrsätze dem Beweise zugänglich sind und worin man die Ansichten nicht nach Belieben oder auf Befehl ändern kann. „Denn es steht nicht in der Macht irgend eines menschlichen Wesens, zu bewirken, dass sie wahr oder falsch werden, oder anders als sie von Natur und de facto sind.“ So auch haben wir es zu verstehen, wenn Galilei im Hinblick auf die höchste Aufgabe der „philosophischen“ Astronomie, die wahre Verfassung des Weltganzen zu ergründen, in die Worte ausbricht: „Es gibt eine solche Verfassung, und es gibt sie auf eine einzige, wahre, wirkliche, ja auf eine solche Art, dass sie unmöglich anders sein kann.“ Man kann eindrucksvoller den Charakter der Wissenschaft als Wahrheitsforschung nicht aussprechen. Unabhängig von den Ansichten der Menschen besteht nach Galilei „die Wissenschaft selbst“ und zieht von jeder Erörterung der Meinungen Gewinn.

Die Notwendigkeit, welche Galilei von der Erkenntniss naturwissenschaftlicher Gegenstände fordert, die, wie er sagt, selbst ewig und nothwendig sind, bezieht sich nicht auf die unbekannten Kräfte, sondern auf die erkennbaren Formen ihres Wirkens. Das Mittel sie zu erreichen ist die mathematische und experimentelle Analyse; ihr Kennzeichen die Einfachheit der auf diesem Wege gefundenen Gesetze.

Ueberall, wo es uns nach dem Beispiele Galilei's gelingt, die stets zusammengesetzten Vorgänge in der Natur hinlänglich weit zu zerlegen, treffen wir schliesslich auf Verhältnisse so

einfacher Art, dass sie unserem Denken, nachdem sie einmal entdeckt sind, eben vermöge dieser Einfachheit als nothwendig erscheinen. Und diese Nothwendigkeit, welche also keineswegs Sache blosser Gewöhnung ist, lässt sich unmittelbar einsehen und zwingend erweisen. So ist das Princip der Beharrung der Bewegung, obschon unzweifelhaft ein empirisches Princip, doch zugleich nothwendig, weil es die einfachste Vorstellung ausdrückt, die überhaupt auf dem Gebiete der Bewegungserscheinungen möglich ist. Jede andere Annahme, z. B. die des Alterthums vom allmähligen Aufhören der irdischen Bewegung schliesst die Vorstellung der Beharrung mindestens für jeden unendlich kleinen Zeittheil in sich ein; ist also verglichen mit ihr weniger einfach. Dieser Doppelcharakter von Thatsächlichkeit und Nothwendigkeit kennzeichnet jedes Grundgesetz in der Natur, und da wir verstehen, wie sich schliesslich selbst die verwickeltsten Vorgänge durch die Verbindung solcher einfacher Gesetze auf begreifliche Weise ableiten lassen müssen, so enthält wirklich schon die Zurückführung der Erscheinungen auf ihre Gesetze, die Aufgabe, die Galilei der Wissenschaft stellte, alles, was wir zu ihrer Erklärung bedürfen. Darüber hinaus gibt es auch an den Vorgängen der Aussenwelt nichts mehr zu erklären, da im Raum nichts Weiteres enthalten sein kann als Masse und Bewegung.

Der Begriff der Wissenschaft, der Galilei bei seinem Verfahren leitete und aus seinen Entdeckungen und seinen Aussprüchen zu erkennen ist, deckt sich der Sache nach völlig mit dem Begriff, den Kirchhoff an den Eingang seiner Mechanik stellte. Kirchhoff bestimmte es bekanntlich als die Aufgabe der Mechanik und somit der theoretischen Naturwissenschaft überhaupt: die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben. Was in diesen, durch ihre Klarheit ausgezeichneten Worten gefordert wird, hatte Galilei bereits den Fallerscheinungen gegenüber thatsächlich und aus vollem Bewusstsein geleistet. Er hat diese Erscheinungen vollständig und zugleich auf die einfachste Weise

beschrieben. Nur unterscheidet er nicht, und zwar mit Recht, zwischen einer solchen, mit den Mitteln der Mathematik gegebenen Beschreibung und dem, was man sonst Erklärung nennt. Er erkennt der eindringenden Zerlegung und geistigen Nachbildung der Form des Naturwirkens alle die Nothwendigkeit zu, die der Verstand auf diesem Felde erreichen oder fordern kann.

Von der Wirklichkeit, wie sie Gegenstand der Wahrnehmung ist, sondert Galilei alles aus, um es für sich zu betrachten, was allein Object eines vollkommenen, mathematischen Begreifens ist. Sein Begriff der Kraft stammt von Empfindungen des Tast- und Muskelsinnes her; er denkt an den Andrang (impeto), womit ein bewegter Körper auf einen widerstehenden trifft, an den Antrieb oder die Bewegkraft (momento), womit ein fallender herabzusteigen beginnt. Bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen aber hält er sich ausschliesslich an die objective Seite des Begriffs, die Umstände, von denen das „Moment" der Körper abhängig ist, also ausser der Schwere die Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung, die Neigung der Räume, in denen sie sich vollzieht; er ersetzt die Empfindungsvorstellung durch den Grössenbegriff der Kraft. Und so unterscheidet er überhaupt (mit Demokrit) zwischen den ursprünglichen, objectiv wirklichen Eigenschaften und den abgeleiteten, die ihren Sitz ausschliesslich im Bewusstsein des Empfindenden haben und widmet (worauf Natorp wieder aufmerksam machte) dieser Unterscheidung im „Saggiatore" eine höchst fassliche Betrachtung.

Aber, indem Galilei die subjectiven Bewusstseinsthatsachen aus dem Bereiche des im engeren Sinne exacten Wissens ausschliesst, glaubt er sie aus dem Bereiche des Wissens überhaupt entfernt zu haben. Auf dem Gebiete dieser Thatsachen herrscht jedoch nur eine andere Auffassung, ein zweiter, den naturwissenschaftlichen ergänzender Begriff des Erkennens. Der inneren Antriebe unseres Wollens werden wir uns unmittelbar und nach ihrer Beschaffenheit bewusst und in der Beziehung

von Motiv und Wille ist uns ein Zusammenhang erschlossen, ebenso vollkommen, wenn auch auf andere Art, begreiflich wie der Zusammenhang von Grund und Folge und die mathematische Verknüpfung der Vorstellungen. So tritt der mathematischen Analyse die psychologische zur Seite, die Motivirung der Begründung, woraus sich eine Gruppe von Geisteswissenschaften ergibt, die sich neben jene der Naturwissenschaften stellt. Jede dieser beiden Gruppen hat ihre eigentümlichen Vorzüge, die der anderen fehlen: die Naturwissenschaften den Vorzug der quantitativen Genauigkeit ihrer Ergebnisse, die Möglichkeit ihre Annahmen auf entscheidende Weise durch den messenden Versuch zu prüfen; wogegen die Geisteswissenschaften nicht nur die Unmittelbarkeit, sondern auch die tiefere Bedeutsamkeit ihrer Objecte voraus haben. Auch gibt es allein auf ihrem Gebiete innerhalb gewisser Grenzen eine Ursachenforschung neben der Ermittelung von Gesetzen.

Von diesem Mangel abgesehen, der im Grunde ein anderer Ausdruck des Galilei eigensten Vorzuges, seines Sinnes für die exacteste Ergründung der Phänomene ist, kann man sich über die philosophische Bedeutung seines Begriffes der Wissenschaft nicht täuschen.

Mathematische Analyse und experimentelle Untersuchung verhelfen uns zu einer Erkenntniss der Aussenwelt, die mehr in diesen Mitteln, als in ihrem Ziele von der Speculation des Alterthumes abweicht. Zeigt sie sich doch von einer Seite dem platonischen Begriffe des Erkennens verwandt, nur ohne das Transcendente desselben. — Die Wissenschaft, wie Galilei ihre Aufgabe erfasste, handelt vom Zeitlosen in der Zeit, von den unveränderlichen Gesetzen des Veränderlichen. Ihre Wahrheiten sind freilich nicht eher erkannt, als sie entdeckt sind; aber sie werden nicht erst durch die Entdeckung wahr gemacht. Wir wissen, dass jedes gegenwärtig noch verborgene Naturgesetz schon heute gilt und alle Zeit gegolten hat. Wenn irgendwo, so berührt sich der menschliche Geist in der Wissenschaft mit dem Ewigen, dem „was ist und nicht nur wird oder

werden wird". Hierin liegt auch die Quelle des nie versiegenden Reizes, der den Menschen zur Erforschung der Wahrheit, die nur Eine ist, antreibt, der hohen Befriedigung, die er über jeden, noch so kleinen, aber reellen Fortschritt seines Erkennens empfindet.

Freiburg i. B. A. Riehl.

Die statischen Functionen des Ohrlabyrinthes und ihre Beziehungen zu den Raumempfindungen.

(Zweiter Artikel. Schluss.)

II. Die psychologischen Thatsachen.

Die vom Labyrinth ausgehenden Empfindungen lassen sich in Empfindungen der Rotations- und Progressivbewegungen und der Lage gliedern. Es entspricht diese Eintheilung dem Princip, das wir aus dem Bau des Labyrinthes ableiten konnten, indem wir die Bogengänge als Aufnahmsorgan für Drehbewegungen, die Otolithen für Progressivbewegungen und dauernde Lageveränderungen ansahen.

Wir betrachten vor Allem die Rotationsempfindungen. Der hauptsächliche diesbezügliche Versuch stammt wie die übrigen von Mach [1]) und wird folgendermaassen angestellt. Der Beobachter wird in einen dunkeln Kasten eingeschlossen, der, auf einem Holzrahmen befestigt, um eine verticale Axe drehbar ist. Wird der Apparat in Bewegung gesetzt, so empfindet man sofort die Richtung und die beiläufige Geschwindigkeit. Das Gefühl der Drehung hört aber in dem Moment auf, in dem die Winkelgeschwindigkeit eine constante geworden ist. Wird der Gang des Apparates verzögert, so empfindet man dies als

[1]) Mach, Grundlinien der Lehre von den Bewegungsempfindungen Leipzig 1875, pag. 25 ff.

eine Drehung im entgegengesetzten Sinn, und dies tritt ganz besonders stark und deutlich auf, wenn der Apparat plötzlich angehalten wird. Oeffnet man in diesem Moment den Kasten, so scheint es, „als ob der ganze sichtbare Raum sich in einem zweiten Raum drehen würde, den man für unverrückt fest hält, obgleich letzteren nicht das mindeste Sichtbare kennzeichnet". Aus diesem Experiment hat man den Schluss gezogen, dass das Organ, das diese Empfindung der Drehung vermittelt, nicht auf Geschwindigkeiten, sondern auf Beschleunigungen reagirt. Die bei verzögertem Gang des Apparates und beim Anhalten auftretenden Erscheinungen erklären sich dann von selbst, denn in beiden Fällen findet ja eine Beschleunigung in einem der ursprünglichen Drehungsrichtung entgegengesetzten Sinne statt.

Ein weiterer Versuch in diesem Apparat gestattet auch den Nachweis, dass das percipirende Organ im Kopfe liegt. Neigt man nämlich, während der Apparat in Gang ist, den Kopf nach vorne und richtet ihn nach dem Anhalten des Apparates wieder auf, so ändert sich damit die Axe der scheinbaren Drehung. Man glaubt sich dann nicht um eine verticale, sondern um eine horizontale, von vorne nach hinten verlaufende Axe gedreht und fürchtet demgemäss nach der Seite umzufallen. Die Drehungsaxe ist also durch den Reiz im Kopfe festgelegt, ihre Beziehung auf den sichtbaren Raum ändert sich aber mit der Kopfhaltung.

Etwas schwieriger sind die Empfindungen der Progressivbewegungen zu studiren. Mach bediente sich hiebei verschiedener Versuchsanordnungen, von denen ich nur folgende hervorhebe. Der Beobachter wird auf die eine Schale einer grossen Waage gesetzt, die man in Schwingungen bringt. Man vollführt da fast eine reine Progressivbewegung in der Verticalen, deren Geschwindigkeit dem Gesetz der Pendelschwingungen gehorcht. Auch bei diesen Versuchen zeigt sich, dass man nur die Beschleunigungen empfindet, und dass die Empfindungen eine merkliche Nachdauer haben. Versuche auf einer schiefen Ebene und am Rotationsapparat, an dem die Rotation durch eine eigenthümliche Anordnung auf kurze Zeit ausgeschaltet

werden konnte, führten zu demselben Resultat. Mitunter hat man Gelegenheit, in Personenaufzügen Beobachtungen über derartige Empfindungen anzustellen. So beschreibt Breuer, dass er oftmals im Moment des Anhaltens des Aufzugs, also im Momente des Auftretens einer Beschleunigung im entgegengesetzten Sinne, ein Sinken zu bemerken glaubte.

Während es sich in den beiden betrachteten Fällen um die Empfindung von Beschleunigungen handelte und dieselbe erlosch, wenn die Beschleunigung gleich null, also die Bewegung eine gleichförmige wurde, haben wir es bei der Empfindung der Lage mit einem dauernden Reize zu thun.

Die merkwürdigen hiehergehörigen Beobachtungen können auch am reinsten im Rotationskasten angestellt werden. Setzt man sich in diesem mit dem Gesicht gegen die Drehungsaxe gewendet, so glaubt man, wenn die Geschwindigkeit constant geworden ist und die Drehung nicht mehr empfunden wird, sich mehr auf dem Rücken liegend. Stellt man sich in dem Kasten so auf, dass man tangential herausblickt, so meint man sich seitwärts geneigt. In dem Kasten brachte nun Mach ein Pendel an. Gemäss der Centrifugalkraft schlug es während der Rotation aus; den Betrag dieser Rotation konnte man an einer Gradtheilung ablesen und fand sie 10—20°. Die Richtung dieses Pendels nun hält man für die Verticale, sich selbst und den Kasten für schief. Die Erklärung dieser Erscheinungen liegt in Folgendem: Auf den Beobachter wirken zwei Kräfte, die Centrifugalkraft und die Schwerkraft. Beide setzen sich zu einer Resultirenden zusammen — die Richtung des abgelenkten Pendels ist die Resultirende dieser beiden Kräfte, und diese wird als die Verticale empfunden. Alles mit dieser „subjectiven“ Verticale Uebereinstimmende wird für vertical, alles nicht damit Uebereinstimmende für schief gehalten. Gerade für diese Erscheinungen ist der strenge Beweis geführt, dass sie vom Labyrinth abhängen. In der schon erwähnten Untersuchung hat Kreidl den Nachweis gegeben, dass sie bei den meisten Taubstummen fehlen.

An Taubstummen hat man aber noch weitere interessante

Beobachtungen über die Lageempfindungen gemacht. Man hat oft eingewendet, dass das Labyrinth hiefür nicht die Bedeutung haben könne, die ihm die Anhänger der vorgetragenen Meinung zuschreiben, denn sonst wäre es undenkbar, wie Taubstumme sich überhaupt im Raum zurecht finden können. Darauf ist zu erwidern, dass nie behauptet worden ist, dass alle Empfindungen der Lage vom Labyrinth ausgehen, sondern dass die Schwere der Glieder, die verschiedenen Spannungen der Haut etc. auch solche Empfindungen vermitteln können. Aber es gibt einen Fall, in dem die meisten dieser Hülfsmittel versagen, wenn nämlich der Körper im Wasser untergetaucht wird. Dann werden ja die Glieder nahezu schwerlos und die betreffenden Empfindungen fallen aus. James hat nun eine grosse Anzahl von Taubstummen nach ihren Empfindungen unter Wasser befragt und von den meisten die Auskunft erhalten, dass, vollkommen untergetaucht, sie die Empfindungen ihrer Lage gänzlich verlieren und von einem unbeschreiblichen Angstgefühl erfasst werden, das erst schwindet, wenn der Kopf wieder über Wasser kommt und die Augenempfindungen sie über ihre Lage im Raum orientiren. Einer der Gefragten sagte auch direct aus, dass er alle Herrschaft über seine Bewegungen unter Wasser verliere[1]).

Wir können also durch die angeführten Versuche es für erwiesen ansehen, dass vom Labyrinth aus Empfindungen der Rotations-, der Progressivbewegung und der Lage vermittelt werden. Um diese Empfindungen aber völlig würdigen zu können, müssen wir noch hinzufügen, dass sie ausnahmslos dadurch gekennzeichnet sind, dass sie sich stets auf den ganzen Körper beziehen. Im Gegensatz hiezu gibt es auch Empfindungen von der Lage einzelner Körpertheile. Auch dies hat Mach in einer Reihe für die Auffassung des „Muskelsinnes" höchst wichtiger Versuche nachgewiesen. Sie sind sämmtlich in der Weise angestellt, dass man irgend einem Körpertheil, den Kopf mit eingeschlossen, eine passive Bewegung aufzwingt,

---

[1]) Citirt bei Breuer, a. a. O. pag. 207.

welcher durch Muskelbewegungen das Gleichgewicht gehalten wird. Mach beschreibt das Ergebniss dieser Versuche dahin, „dass bei keinem eine Erscheinung auftrat, die sich mit den früher beschriebenen eigenthümlichen Raumvorstellungen und optischen Phänomenen in Vergleich bringen liesse. In den beschriebenen Versuchen herrscht nun die Eigenthümlichkeit vor, dass man die entstehenden Empfindungen nicht als eine Bewegung des ganzen Körpers, sondern auf eine Aenderung der relativen Stellung der eben afficirten Theile zu einander bezieht [1]).“

Damit sind die vom Labyrinth ausgehenden Empfindungen im Allgemeinen gekennzeichnet, und wir haben uns nun zu einem specielleren Symptomencomplex zu wenden, zu dem Drehschwindel, der die Beziehungen des Labyrinths zu den Gesichtsempfindungen zu betrachten gestattet. Die Hauptthatsache, dass nach hinreichend langer Rotation im Momente des Anhaltens die ganze Umgebung sich zu drehen scheint, erwähnte ich schon. Diese Erscheinung tritt aber nicht sofort auf; im Anfang der Rotation hat man diese Täuschung nicht, man sieht die Objecte an ihrer Stelle. Breuer hat nun ermittelt, dass dies sofort aufhört und man die Gegenstände sich drehen sieht, wenn man die Augen hindert, jene im I. Theil beschriebenen compensatorischen Augenbewegungen auszuführen, oder auch, wenn man die Drehung lange genug fortsetzt, nämlich bis die compensatorischen Bewegungen aufhören. Im Momente des Anhaltens kommen die compensatorischen Bewegungen wieder; sie haben nur jetzt die entgegengesetzte Richtung. Eine erschöpfende Erklärung aller dieser Erscheinungen kann man heute wohl noch nicht geben; was sie hier uns lehren sollen, ist nur, dass die Labyrintherregungen in selbständiger Weise die Raumempfindungen, die vom Auge ausgehen, zu beeinflussen vermögen. Ich sage in selbständiger Weise, weil die compensatorischen Bewegungen der Augen und die durch sie bedingten Verschiebungen der Bilder auf der Netzhaut allein das Be-

[1]) Mach, a. a. O. pag. 72.

stimmende nicht sein können, denn ein während der Drehung erzeugtes Nachbild zeigt gleichfalls Bewegungserscheinungen. Vorläufig wird man also den Satz von Mach als die beste Fassung adoptiren müssen, „dass der optische Raum auf einen zweiten bezogen wird, den wir aus unseren Bewegungsempfindungen — d. h. hier: vom Labyrinth vermittelten — construiren".

In welchem Zusammenhang stehen nun die geschilderten Empfindungen mit den früher dargelegten physiologischen Erscheinungen? Vor Allem ist hier eine wichtige Analogie zu bemerken. Die Bewegungen, die wir durch Reizung des Labyrinths auslösen können, oder die Stellungsänderung, die wir nach Exstirpationen erhielten, waren immer associirte; sie betrafen beide Körperhälften und waren nicht auf irgend ein Körpersegment beschränkt, sondern erstreckten sich auf den ganzen Körper. Demgemäss beziehen sich die vom Labyrinth ausgehenden Empfindungen auch nicht auf einzelne Körpertheile, sondern stets auf den ganzen Körper. Wie hat man sich aber das eigentliche Verhältniss zwischen den Empfindungen und den ihnen zugeordneten Muskelbewegungen zu denken? Ist diese letztere eine reine Begleiterscheinung oder ist sie zum Zustandekommen der Empfindung unbedingt nothwendig? Bekanntlich spielt diese Frage in allen Raumtheorien, mögen sie sich mit den Gesichts- oder Tastempfindungen beschäftigen, eine grosse Rolle. Keine Theorie konnte den nahen Zusammenhang zwischen Raumempfindungen und Bewegungen leugnen, sie differiren aber sehr in der Auffassung des Verhältnisses beider. Die Einen sagten, die Bewegungen seien durchaus nothwendig zur Erzeugung von Raumempfindungen, die Erregung der sensiblen Endapparate allein könnte niemals eine richtige Localisirung des betreffenden Reizes erklären; erst dadurch, dass eine Bewegung darauf folge, und wir von dieser ebenfalls eine Empfindung erhielten, käme dies zu Stande. Diese Empfindung könne wieder aus einer Erregung sensibler Nerven in den betreffenden Muskeln, oder direct aus der Innervation stammen. Dagegen hat man aber mit Recht eingewendet, dass die Locali-

sirung ja schon durch die Erregung des sensiblen Endapparates vollzogen sein muss[1]). Es wäre auch sonst nicht einzusehen, wieso die auf den sensiblen Reiz erfolgende Bewegung in gesetzmässiger Weise von diesem abhängen könne, dass also bestimmten sensiblen Reizen immer dieselben Bewegungen nachfolgen müssen. Die Discussion hierüber hat sich vorwiegend an den Raumsinn des Auges gehalten, und hieraus erklärt sich auch die ganze Problemstellung; man hat es unbegreiflich gefunden, wie aus dem flächenhaften Bild eines Gegenstands auf der Netzhaut die Empfindung eines dreidimensionalen Dinges entstehen könne. Auf die principielle Berechtigung einer solchen Frage einzugehen ist hier nicht der Ort. Hier kommt es darauf an, nachzuweisen, dass für die vom Labyrinth ausgelösten Empfindungen diese Schwierigkeiten überhaupt nicht bestehen. Aus dem Bau des Organes ergibt sich ja, dass es jede Lageveränderung in drei Componenten zerlegt, also dem Centralorgan bei einer bestimmten Lageänderung immer nur eine einzig mögliche Erregung zugeleitet werden kann. Die Nothwendigkeit, hier noch besondere peripher entstehende Bewegungsempfindungen als Hülfsprincip annehmen zu müssen, entfällt also.

Anders steht es mit den sogenannten Innervationsempfindungen. Man hat gefunden, dass Raumempfindungen entstehen können, wie man meint, lediglich durch eine motorische Innervation. So z. B. wenn man den Augapfel fixirt und dann eine Augenwendung, z. B. nach rechts auszuführen versucht. Man empfindet sodann eine ausgiebige Verschiebung der Gegenstände nach rechts, ohne dass sich aber doch die Bilder auf der Netzhaut verschoben haben können, da das Auge ja fixirt ist. Oder: man sagt, die Innervation meiner Muskeln, die mich nach vorwärts bewegen, enthält unmittelber die betreffende Bewegungsempfindung. Den schärfsten Ausdruck hat diese Ansicht in dem Ausspruch MACH's gefunden: „Der Wille, Blickbewegungen

[1]) Siehe besonders HERING, Physiologische Optik pag. 544 ff. in HERMANN's Handbuch der Physiologie III, 1.

auszuführen, oder die Innervation ist die Raumempfindung selbst[1]).

Um diese Auffassung auf Grund der Erfahrungen über die Labyrinthwirkungen kritisiren zu können, müssen „wir uns an die Thatsache erinnern, dass der Mechanismus, der die Uebertragung der Labyrintherregungen auf den Bewegungsapparat besorgt, im verlängerten Mark oder nicht viel höher gelegen ist, dass aber die Muskeln in eben der Zusammenfassung, wie sie durch Labyrinthreize in Bewegung gesetzt werden, auch durch Reizung höher gelegener Abschnitte des Nervensystems in Thätigkeit gebracht werden können. In der gebräuchlichen Sprache wird man den nothwendigen Uebertragungsapparat als das Reflexcentrum der betreffenden Bewegungen, das in den höher gelegenen Abschnitten befindliche Centrum „Willkürcentrum" nennen. Man wird nicht sehr fehl gehen, wenn man sich Innervationsvorgänge, wie etwa um des Experimentes willen bei fixirtem Augapfel nach der Seite zu blicken, oder weil „der Ort der Aufmerksamkeit" gewechselt hat und deshalb Blickbewegungen ausgeführt werden, an das „Willkürcentrum" geknüpft denkt. Aber wie müssen wir uns dieses angebliche Willkürcentrum beschaffen denken? Soll es lediglich der Anfangspunkt einer centrifugalen Bahn sein, nur die Zusammenordnung der für die betreffende Bewegung nöthigen Muskeln? Offenbar ist diese Vorstellung vollkommen unhaltbar; denn ganz abgesehen von den allgemeinen physiologischen Gegengründen beweist das Phänomen der willkürlichen Innervation auf Grund einer Aenderung der Aufmerksamkeit, dass in diesem Centrum neben der Vertretung des betreffenden Bewegungsapparates auch eine solche der sensiblen Erregungen angenommen werden muss. Also auch für den Fall, dass die Innervation von dem Willkürcentrum ausgeht, würde man eine Beeinflussung derselben durch die Erregungen des sensiblen Endorgans annehmen müssen, der Vorgang würde also wieder nach dem Typus des

[1]) Mach, Beiträge zur Analyse der Empfindungen. Jena 1886, pag. 57.

Reflexes ablaufen. Nun kann man allerdings sagen: was der Aufmerksamkeit für ein physiologischer Vorgang entspricht, ist ja doch unbekannt, und wenn auch für die über dem Uebertragungsmechanismus gelegenen Hirntheile eine Vertretung der betreffenden sensiblen und motorischen Bahnen angenommen werden müsse, so sei doch nicht ausgemacht, dass eine Verbindung zwischen beiden bestehe, die die supponirte Uebertragung herbeiführe. Aber auch wenn man diese Verbindung nicht wahrscheinlich machen kann, so ist man doch nicht genöthigt, die einfache motorische Innervation als das Wesentliche der Raumempfindung zuzugeben. Erinnern wir uns daran, dass man gute physiologische Gründe hat, einen beständigen Einfluss des Labyrinthes auf den Bewegungsapparat [1]) anzunehmen, d. h. also, dass der motorische Theil des Uebertragungsmechanismus fortdauernd Labyrintherregungen zugeführt erhält. Wenn nun von dem „Willkürcentrum" aus der Uebertragungsmechanismus in Thätigkeit gesetzt wird, so findet sich dieser eben in Folge jenes beständigen Einflusses des Labyrinthes doch mit sensiblen Erregungen geladen. Aus dem Gesagten folgt ohne Weiteres, dass eine Veranlassung, den motorischen Innervationen für sich eine besondere Rolle bei den Raumempfindungen zuzuweisen, nicht vorliegt.

Ich will aber andererseits durchaus nicht die Meinung vertreten, dass die sensiblen Erregungen allein zur Auslösung der Raumempfindung genügen. Auch diese Ansicht erledigt sich speciell für die Labyrinthempfindungen durch die beständige Beeinflussung der Muskeln durch dieses Endorgan und ausserdem noch durch die Erfahrung, dass da, wo Labyrinthempfindungen scheinbar ohne Bewegung auftreten, diese durch Innervationen andrer Art gehemmt und compensirt werden, wie Mach dies zur Genüge hervorgehoben hat. So ist es allerdings möglich, dass die Empfindung der Rotation ohne die beschriebenen Augenbewegungen zu Stande kommt, aber dann müssen wir diese vom Labyrinth ausgelöste Innervation durch

[1]) Siehe den ersten Artikel, diese Zeitschrift Jahrgg. XVI pag. 401.

eine entgegengesetzte willkürliche hemmen, indem wir uns z. B. zwingen, während der Rotation einen bestimmten Punkt zu fixiren.

Wenn wir also die Frage nach der Bedeutung der Bewegungen für die Raumempfindung in dem Sinn fassen: Ist die Bewegung die einzige physiologische Bedingung der Raumempfindung, so müssen wir antworten, dass sie dies nicht ist, sondern dass nur der Gesammtvorgang, d. h. Erregung des sensiblen Endorgans und ihr zugehörige motorische Innervation als die nothwendigen Bedingungen der Raumempfindung angesehen werden müssen. Hierüber gibt allerdings nur die physiologische Analyse Auskunft, die Empfindung selbst gibt hiezu keine Handhaben.

Es sei kurz darauf hingewiesen, dass diese Anschauung auch in gutem Einklang mit den physiologischen Vorstellungen steht, die man sich heute über den Zusammenhang zwischen den sensiblen Endorganen und dem Muskelsystem gebildet hat. Man sieht das Leben des einen Systems als untrennbar mit dem des anderen verbunden an. Der Chemismus des lebenden, auch ruhenden Muskels wird erhalten durch die Stoffe, die, von den sensiblen Endorganen herkommend, durch die Vermittlung des Centralnervensystems ihm zufliessen. Das, was man im gewöhnlichen Sinn die Function der betreffenden Theile nennt, also in unserem Falle z. B. eine auf Reizung des Otolithenapparates hin erfolgende Muskelcontraction, stellt sich dann nur als eine Veränderung des auch in der Ruhe ablaufenden Processes dar[1]). Man versteht aus diesem Gesichtspunkt den schon erwähnten beständigen Einfluss des Labyrinthes auf das Muskelsystem, vielleicht dass auch die Empfindung der Lage, die nicht erst durch Veränderungen ausgelöst werden braucht, sondern etwas Dauerndes ist, hiemit zusammenhängt.

Ganz anders steht die Frage nach der Bedeutung der Bewegungen, wenn wir sie in Bezug auf ihren psychologischen

[1]) Gaule, Was ist unser Nervensystem und was geht darin vor? Zeitschrift für Psychologie etc. Bd. 2, pag. 30 ff., insbes. pag. 49.

Effect betrachten. Erinnern wie uns z. B. an jene merkwürdige Täuschung über die Verticale, die man auf dem Rotationsapparat beobachten kann. Wir empfinden als Verticale die Resultirende aus der Centrifugalkraft und Schwerkraft. Dieser Täuschung unterliegt man natürlich auch dann, wenn activ eine entsprechende Rotation ausgeführt wird, z. B. beim Eislaufen, wenn man eine stark gekrümmte Curve beschreibt. Beobachten wir dabei den Läufer, so sehen wir, dass seine Bewegungen den Effect haben, seinen Körper in diese Resultirende einzustellen. Er neigt den Oberkörper nach dem Mittelpunkt der Curve hin. Was geschieht hiebei? Sein Otolithenapparat erfährt zu Beginn der Bewegung eine Beschleunigung durch die Centrifugalkraft; die Otolithen werden sich in die Richtung der Resultirenden aus Centrifugal- und Schwerkraft einstellen. Die Cilien, die die Otolithen tragen, werden dadurch in bestimmter Weise erregt und lösen damit die beschriebene Empfindung aus. Die nun erfolgende Bewegung hat den Effect, dass der Körper und dadurch auch die Epithelien in die Lage zurückgebracht werden, die sie ursprünglich gegen die Otolithen einnahmen. Der frühere Zustand des sensiblen Endorgans wird also wieder hergestellt. Psychologisch ausgedrückt heisst das aber, dass die Bewegung keinen anderen Sinn hatte, als die entstandene Empfindung auszulöschen.

Die Analyse der Empfindungen selbst ergibt daselbe Resultat. Die aufrechte Stellung, die wir gewöhnlich einnehmen, ist unsere subjective Verticale. Von dieser haben wir in der Regel keine Empfindung. Erfährt diese Stellung eine Aenderung, so empfinden wir diese, und die Bewegung, die nun erfolgt, stellt den ursprünglichen Zustand des Nichtempfindens der Verticalen wieder her. Dass wir mittels eines zweiten Sinnesorgans, des Auges, die Nichtübereinstimmung dieser Labyrinthverticalen mit der Augenverticalen constatiren können, ändert natürlich nichts an dieser Auffassung.

Für andere Bewegungen, die mit vom Labyrinth ausgelösten Empfindungen verknüpft sind, lassen sich analoge Betrachtungen anstellen, so vor Allem für die Erscheinungen des

Schwindels und Nachschwindels. Hiebei müssen wir uns allerdings an Beobachtungen, die an Thieren angestellt wurden, halten, da die Bewegungen der Menschen hiebei noch nicht so genau studirt sind. Die bei der Rotation ausgeführten Bewegungen bestehen, wie wir sahen, in dem sogenannten Kopfnystagmus, d. h. der Kopf wird langsam der Richtung der passiven Drehung entgegengedreht, und schnellt dann mit einem Ruck zurück. Dies folgt oftmals hintereinander. Diese Kopfbewegung hat offenbar nicht nur den Effect, die Lage des Kopfes im Raum beizubehalten, sondern auch die jedesmal entstehende Bewegungsempfindung auszulöschen. Man kann hier nur einwenden, dass das ruckweise Zurückschnellen des Kopfes in der Richtung der Bewegung diesen Sinn nicht haben kann. Diese Bewegung wird aber nur durch die sensiblen Reize, die die Drehung des Kopfes in den Halsmuskeln und der Haut erzeugt, ausgelöst; sie hat mit dem Labyrinth nichts zu thun und ist aus der Unmöglichkeit, die Compensationsbewegung weiter zu treiben, zu erklären[1]).

Betrachten wir noch die Erscheinungen des Nachschwindels. Wir sahen, dass die Empfindung der Drehung verschwindet, wenn die Geschwindigkeit eine gleichmässige geworden ist. An gedrehten Thieren ist nun ebenfalls zu beobachten, dass die compensatorischen Bewegungen nach einiger Zeit verschwinden. Es liegt nahe, diese beiden Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen. Nun ergibt sich aber auch weiter, dass jedesmal dann, wenn man bis zum Aufhören der Nystagmusbewegungen das Thier rotirt hat, der sogenannte Nachschwindel auftritt, sobald man den Apparat anhält. Dieser Nachschwindel besteht in, den Nystagmusbewegungen ähnlichen, pendelnden Bewegungen des Kopfes, die den während der Rotation auftretenden Compensationsbewegungen entgegengesetzt gerichtet sind. — So lange also das Thier seine Empfindungen während der Rotation auszulöschen vermag, kommt es nach dem An-

[1]) Ewald, Physiologische Untersuchungen über das Endorgan des Nervus octavus. Wiesbaden 1892, pag. 156 ff.

halten zu keiner Bewegung des Kopfes. Ist dies nicht mehr der Fall, weil die Rotation zu lange fortgesetzt wurde, so kommt es sofort wieder zu Bewegungen, eben jenen, die wir als Nachschwindel bezeichnen, und die offenbar geeignet sind, die nach dem Anhalten des Apparates auftretenden Nachempfindungen auszulöschen.

Es würde hier zu weit führen, auch für die Augenbewegungen, die bei Labyrintherregungen auftreten, den Nachweis zu erbringen, dass sie den gleichen Effect haben, die Empfindungen, die im Momente der Labyrintherregung bestehen, zu erhalten. Hier haben wir nur das merkwürdige Phänomen, dass durch den Labyrinthmechanismus eine Empfindungsänderung nicht ausgelöscht, sondern direct vermieden wird.

Es ist ohne Weiteres klar, dass sich diese Anschauung auch für die Bewegungen, die mit den vom Tastsinn herstammenden Raumempfindungen zusammen auftreten, durchführen lassen, ja hier womöglich noch durchsichtiger sind. Einen Reiz, der die Haut meiner Hand trifft und mir eine localisirte Empfindung verursacht, beantworte ich, soferne nicht eine absichtliche Hemmung hinzutritt mit einer Bewegung, die meine Hand von der Reizursache entfernt, also den ursprünglichen Zustand des Nichtempfindens der betreffenden Hautstelle wieder herbeiführt. Die Raumempfindung, die hiebei auftritt, ist nur insoferne anderer Art als eine vom Labyrinth vermittelte, weil hier nur die Muskeln eines Körpertheils in Bewegung gesetzt werden, bei der Labyrinthempfindung aber die Muskeln des ganzen Körpers.

Nicht so leicht ist das Princip für das Auge durchführbar, weil hier die Aenderung der momentan bestehenden Empfindungen, die in Doppelbildern und dergleichen bestehen, nicht so leicht überblickt werden können [1]).

---

[1]) Man vergleiche hiezu Hering's Aeusserung, „dass die grösstmögliche Correspondenz der Netzhautbilder ein wesentliches Leitmotiv der Augenbewegung ist", a. a. O. pag. 506.

Wie sind die mitgetheilten Thatsachen und die Ausdeutung, die sie fanden, zu irgend einer allgemeinen psychologischen Vorstellung über die Raumempfindungen zu verwerthen?

Es ist selbstverständlich und auch schon mehrfach betont worden, dass keine Theorie der Raumempfindungen diese erklären könne, d. h. aus etwas ableiten, was noch nicht Raumempfindung ist.

Was man von einer Psychologie der Raumempfindungen allein fordern kann, ist eine Angabe der Bedingungen, unter denen sie entstehen, und ein Vergleich derselben mit denen für andere Empfindungen. Der Mechanismus der Labyrinthwirkungen, wie er im Vorangegangenen geschildert wurde, gibt in der That Fingerzeige für eine allgemeine Formulirung dieser Bedingungen, die sich für eine weitere umfassende Analyse der Raumempfindungen auch des Auges und der Haut nützlich und brauchbar erweisen kann. Fassen wir hiefür Retina, Haut und die entsprechenden Nervenendigungen im Labyrinth unter dem Namen sensible Körperoberfläche zusammen, so können wir folgenden Satz aufstellen: Die Raumempfindungen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie an die Auslöschung von Aenderungen der Empfindungen, die von unserer Körperoberfläche ausgehen, geknüpft sind, soweit dies durch entsprechende Muskelbewegungen möglich ist. Man wird dem Gesagten zu Folge nichts Wunderbares darin finden, dass die Raumempfindung selbst keine Auskunft über diese Auslöschung gibt, dass sie als Empfindung nichts davon enthält. Dagegen bedarf aber die Fassung des Satzes selbst noch einiger Erläuterung. Es soll damit nicht gesagt werden, dass jede Auslöschung einer Empfindung überhaupt zu einer Raumempfindung führt, denn es sind solche Vorgänge complicirter Art denkbar, z. B. wenn wir uns von der Reizursache entfernen, etwa von dem Rotationsapparat herunterspringen. Ferner enthält diese Fassung nichts darüber, ob diese Auslöschung wirklich vollzogen wurde oder nicht. Die betreffende Muskelbewegung kann durch eine ihr entgegengesetzte gehemmt werden, oder die Auslöschung kann nur theilweise gelungen sein. Es wird die Sache weiterer Unter-

suchung sein, die Bedeutung dieser Specialfälle für die Art der entstehenden Raumempfindung festzustellen.

Endlich lässt unser Satz noch ein Moment im Unklaren: Das Verhältniss der dauernden, von unserer Körperoberfläche ausgehenden Empfindungen zu den Empfindungsänderungen. Auch hier wird noch zu untersuchen sein, inwieweit wir wirklich dauernde Raumempfindungen anzunehmen haben.

Gibt man unter Berücksichtigung dieser Bedenken die gegebene Charakterisirung der Raumempfindungen zu, so ergibt sich Folgendes:

Da wir die Empfindungsänderungen als bedingt von unserer Umgebung ansehen, so ist diese Auslöschung nichts Anderes als die Erhaltung einer bestimmten Stellung gegen die Umgebung[1]). Damit gewinnen wir aber gleichzeitig den Anschluss an das Hauptergebnis unserer Betrachtung der physiologischen Thatsachen, als das wir den Satz ansahen, dass das Labyrinth die symmetrischen Innervationen verbürge, die gerade das mächtigste Mittel zur Erhaltung einer bestimmten Stellung sind.

Kurz andeuten will ich aber noch einen Vortheil, den diese Formulirung zu ergeben scheint. Wenn die Raumempfindungen an die Auslöschung von Empfindungen geknüpft sind, dann sind sie gleichsam eine von uns vollzogene Ordnung dieser, und es ist erklärlich, dass man den Raum als etwas von uns den Dingen Hinzugefügtes ansehen konnte. Da sie andrerseits auch eine Ausgleichung gegenüber den Veränderungen unserer Empfindungen sind, so musste von einem anderen Standpunkte aus, das Räumliche als das Wirkliche vor allem Anderen erscheinen.

[1]) Siehe hiezu den ersten Artikel, a. a. O. pag. 400.

Zürich. R. Wlassak.

Ueber Verschmelzung und Analyse.

Eine psychologische Studie.

(Zweiter Artikel. Schluss.)

III. Analyse und Verschmelzung im Gesichtsfelde.

1. Dass die Erscheinungen, welche wir als Verschmelzungsphänomene bezeichnen, nicht bloss wie im Tongebiete zwischen gleichlocalisirten, sondern auch zwischen räumlich getrennten Empfindungen sich finden, hat Stumpf bereits ausdrücklich erwähnt. So führt er bei Begründung der Mehrheitslehre[1]) in seiner Tonpsychologie die Thatsache an, dass die Masse der Empfindungen, die wir durch die Temperatur der Umgebung, die Berührung der Kleider u. s. w. gleichzeitig in jedem Augenblicke empfangen, nur in Ausnahmefällen und bruchstückweise analysirt wird; später erwähnt er ausdrücklich[2]) die Verschmelzung in den Gebieten der verschiedenen Sinne, sowie die Verschmelzung von Empfindungen verschiedener Sinnesgebiete untereinander.

Wir wollen von diesen Verschmelzungsphänomenen räumlich getrennter Empfindungen speciell diejenigen im optischen Gebiete näher betrachten. Es wird sich dabei zeigen, dass diese Erscheinungen mit den im vorigen Capitel besprochenen

---

[1]) Tonps. II, S. 13.
[2]) Das. S. 65.

des akustischen Gebietes die grösste Analogie darbieten; zugleich wird diese Analogie auf die letzteren ein helleres Licht werfen und, wie ich hoffe, dazu beitragen, die ausgesprochenen Ansichten über die Function der Aufmerksamkeit bei der Analyse zu bestätigen.

Auf den ersten Blick scheint allerdings ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen beiden Gebieten gerade in Bezug auf das Bemerken gleichzeitiger Empfindungen zu bestehen. Während im Tongebiete die meisten Menschen das Vorhandensein einer Mehrheit gleichzeitiger Empfindungen, wenn überhaupt, so doch nur mit Aufwand einiger Mühe zu constatiren vermögen, ist das Dasein einer Mehrheit gleichzeitiger Gesichtsempfindungen eine für Jedermann selbstverständliche Thatsache. Der Grund für diesen Unterschied der beiden Gebiete ist wohl hauptsächlich in dem früher bereits erwähnten Umstande zu suchen, dass im Gegensatz zum Gehör der Gesichtssinn stets eine unbegrenzte Menge gleichzeitiger Empfindungen aufnimmt: wenn ich einen einzelnen Ton höre, so ist mit diesem Tone keine w e i t e r e Gehörsempfindung nothwendig verbunden; dagegen ist jede einzelne Empfindung im Gesichtsfelde untrennbar mit ihrer U m g e b u n g verbunden. Ich kann keinen Stern sehen, ohne gleichzeitig den umgebenden dunkeln Himmelstheil zu erblicken. Es ist also hier durch die Auffassung einer einzelnen Empfindung sofort die Auffassung einer Mehrheit von Theilempfindungen involvirt.

Allein diese unmittelbare Wahrnehmung der Mehrheit gleichzeitiger Empfindungen im Gesichtsfelde erstreckt sich stets nur auf einen geringen Theil der thatsächlich vorhandenen Mehrheit von Empfindungen; die Bestandtheile des Anschauungsbildes, welche auf den ersten Blick von einander unterschieden werden, sind keineswegs die letzten Bestandtheile desselben, sondern geben sich bei näherer Betrachtung gleichfalls als Empfindungsmehrheiten zu erkennen. Es zeigen sich also auch hier V e r s c h m e l z u n g s p h ä n o m e n e, indem thatsächlich vorhandene Empfindungsmehrheiten Anfangs als einheitliche Inhalte erscheinen. Eben diese Verschmelzungsphänomene und

die Analyse derselben wollen wir zunächst zum Gegenstande unserer Betrachtung machen; die Resultate dieser Betrachtung werden uns veranlassen, auf die zuerst erwähnte spontane Analyse zurückzukommen und zu entscheiden, in wieweit unsere Fähigkeit zu dieser Art der unmittelbaren Mehrheitsauffassung ursprünglich oder erworben ist.

2. Wenn wir ein beliebiges Object aus unserer Umgebung betrachten, etwa ein Blatt Papier, den Tisch oder das Stück der Landschaft, welches uns durch das Fenster ausgeschnitten erscheint, so finden wir an jedem dieser Objecte bei aufmerksamer Betrachtung eine anscheinend unbegrenzte Menge von Einzelheiten, welche wir beim ersten Anblick kaum ahnten, die aber zusammenfassend zu überblicken uns nicht gelingen will. Die feinen Fasern des Papiers mit ihren Lichtern und Schatten, die Maserung des Holzes auf der Tischplatte, die Zweige und Blätter der Bäume und die Gräser der Wiese — all' dies vermögen wir nur bei besonders gesteigerter Aufmerksamkeit in kleinen Partien wahrzunehmen; auch jene verhältnissmässig sehr kleine Fläche, welche wir bei einer festbestimmten Stellung des Auges mit voller Schärfe erblicken, enthält stets eine Fülle von Einzelheiten, die wir keineswegs auf den ersten Blick, sondern erst nach einer — je nach unsrer Uebung und Bekanntschaft mit den Gegenständen längeren oder kürzeren — Zeit aufmerksamer Beobachtung erkennen. Wie unvollkommen unsere Kenntniss des Gesichtsfeldes für gewöhnlich bleibt, ersehen wir am deutlichsten, wenn wir versuchen, die angeschauten Gegenstände zeichnend nachzubilden. Anfänger im Zeichnen nach der Natur pflegen diese Erfahrung in doppelter Richtung zu machen. Zuerst sind sie verwirrt durch die Fülle der Details, welche sie in ihrem Gesichtsfelde vorfinden, wenn es sich etwa darum handelt, einen Baum, ein Gewand nachzuzeichnen; sie vermögen das Gesehene nicht alsbald in all' seinen Theilen aufzufassen, weil die Verhältnisse verwickelt und die Ansprüche zu gross sind, welche die Analyse an das Gedächtniss des Beschauers stellt. Ist aber diese erste Schwierigkeit einigermaassen überwunden, so gerathen sie in eine neue Verlegenheit dadurch, dass

es ihnen nicht gelingen will, die feinern Details herauszufinden, welche einer scheinbar einfachen Fläche, wie etwa der Wange eines hellbelichteten jugendlichen Antlitzes, dennoch Abwechslung und Interesse verleihen und deren naturwahre Wiedergabe in Bildnissen von Meisterhand dem Kunstkenner so grosse Befriedigung gewährt. Erst mit der Zeit erlangt der Zeichner Uebung im Beobachten dieser feinern Formen: er lernt sehen und entdeckt erst jetzt, wie roh seine Anschauung anfangs gewesen war. Aber soweit auch seine Uebung fortschreiten mag, niemals wird es ihm möglich, auf den ersten Anblick die sämmtlichen grossen und kleinen Formen und Farbflächen des Modelles zu erkennen, sondern dies Erkennen bleibt in jedem einzelnen Falle das Resultat mühevoller Arbeit.

Ist schon für den geübten Künstler ein eingehendes Analysiren der Anschauung mit Arbeit und Schwierigkeiten verbunden, so wird der Laie überhaupt selten im Stande sein, über die allerersten Elemente dieser Analyse hinauszukommen. Er wird vielleicht an einem Baume die Gestalt der Blätter beachten, allenfalls die Form des Ganzen auffassen und zusehen, ob die Krone mehr in die Höhe oder in die Breite gewachsen, der Stamm gerade oder schief gestellt, einfach oder verästelt ist; er wird bei einem menschlichen Gesicht die Farbe der Augen, des Haares, der Lippen, etwa auch die Form der Nase, der Stirn, des Kinnes bemerken, vielleicht wird ihm noch, wenn er schärfer beobachtet, ein lieblicher oder hässlicher Zug um den Mund oder eine Falte zwischen den Brauen auffallen. Aber schon dies nur in seltenen Fällen, wenn seine Aufmerksamkeit aus irgend einem Grunde auf den angeschauten Gegenstand mehr als sonst hingelenkt ist; für gewöhnlich dagegen werden ihm die Bäume, an denen ihn sein Weg vorbeiführt, die Menschen, denen er begegnet, kein derartiges Interesse erwecken: er wird sie sehen, ohne ihre unterscheidenden Merkmale zu beachten, so dass er am Ende seines Weges nicht mehr von ihnen weiss, als eben nur, dass er an Bäumen und Menschen vorübergegangen ist.

3. Trotz dieser mangelhaften oder völlig mangelnden Analyse der Anschauung wird ein Gesammteindruck des

angeschauten Objectes unmittelbar in das Bewusstsein aufgenommen. Schon die Fähigkeit, das Gesammtbild zu analysiren, setzt ja eine Gesammtempfindung desselben nothwendig voraus; wie anders sollten wir die noch nicht analysirten Partien des Gesichtsfeldes denn erblicken, wenn nicht in Form solcher Gesammtempfindungen? Auch manche besondere Thatsachen können uns von der Existenz der letztern überzeugen. So bewahren wir ja z. B. den Gesammteindruck mancher höchst complicirter Anschauungsbilder im Gedächtnisse, ohne das Geringste von den Einzelheiten derselben zu wissen; wir erkennen Menschen nach einmaligem Sehen wieder, ohne auch nur den Anfang einer Analyse nach der Weise des bildenden Künstlers an dem Gesicht oder der Gestalt derselben gemacht zu haben[1]). Nur durch die Existenz derartiger Gesammtempfindungen erklärt sich auch die Thatsache, dass wir Aenderungen im Gesichtsfelde sofort bemerken, auch wenn wir den Theil, der von der Aenderung betroffen wird, vorher nicht für sich wahrgenommen hatten; der Gesammteindruck ändert sich und diese Aenderung ist es, die wir zunächst bemerken — erst secundär, indem wir nach einer Ursache für diese Aenderung unwillkürlich suchen, wird unsere Aufmerksamkeit auf die Stelle gelenkt, an welcher die Aenderung vor sich ging.

Diese unsere Fähigkeit, unanalysirte Anschauungsbilder nach ihrem Gesammteindrucke aufzufassen, ist offenbar die primäre gegenüber der auf Analyse gegründeten deutlichern Erkenntniss. Denn wie anders sollte Analyse sich vollziehen, wenn nicht durch besondere Auffassung von Eindrücken, die, wenn sie gleich Theile der augenblicklichen Gesammtanschauung sind, doch ihrerseits wiederum Gesammteindrücke und weiterer Analyse fähig sind? Wenn ich an einem Baume den Stamm, die Aeste, Zweige und Blätter unterscheide, so bietet doch jeder dieser Theile seinerseits ein höchst zusammengesetztes Bild, welches uns dem grösseren Ganzen gegenüber wohl als ein Einfacheres, keineswegs aber als ein Einfaches erscheint.

---

[1]) Vgl. Mach, Beiträge z. Anal. d. Empf., S. 129.

Bei welchen Theilen der Gesammtanschauung die Analyse Halt macht, wird bald der Willkür überlassen, bald durch äussere Umstände bedingt sein; sicherlich aber geht die Analyse nur in den seltensten Fällen auf diejenigen Elemente zurück, die wir jeweils als die einfachsten betrachten können. Wo sie aber auf solche zurückgeht, ist deutlich zu sehen, dass ein relativ später, zusammengesetzter psychischer Process vorliegt. Als die einfachsten Elemente, auf welche die Analyse des Gesichtsfeldes zurückgehen kann, sind wohl einfarbige Flächenstücke irgend welcher Gestalt anzusehen. Fragen wir aber, woher wir überhaupt den Begriff einfarbiger Flächen erworben haben, so finden wir, dass wir denselben keineswegs aus der Anschauung der ausserordentlich kleinen Flächentheile abgezogen haben, welche in Wirklichkeit als einfarbig gelten können, sondern vielmehr von grösseren, factisch nichts weniger als einfarbigen Flächen, in welchen wir nur die geringen Abweichungen von dem dominirenden Farbenton nicht bemerken. Das Kind erhält seine Anschauung der verschiedenen Farben nicht von mikroskopischen Partikelchen, sondern von gefärbten Flächen, die einen relativ grossen Theil des Sehfeldes einnehmen: grün von den Bäumen und Wiesen, weiss vom Schnee oder von weissem Papier, andere Farben vielleicht von seinem Kleide, seinem Spielzeug, seinem Bilderbuch — durchgängig also von Objecten, an welchen die analysirende Thätigkeit noch eine bunte Mannigfaltigkeit verschiedener Nuancen, Lichter und Schatten entdeckt. Statt dass also die einfarbigen Flächen, wie die einfachsten, so auch die der Zeit nach ersten Elemente der optischen Anschauung wären, aus welchen sich unsere Vorstellungen der Gegenstände erst zusammensetzten, sehen wir vielmehr, dass umgekehrt der Gesammteindruck der jeweiligen Anschauungsbilder das Primäre ist, woraus der Begriff jener Elemente durch eine Art unwillkürlicher Abstraction allererst hervorgeht.

4. Die Existenz unanalysirter Gesammtempfindungen im Gesichtsfelde, sowie die Thatsache, dass diese Gesammtempfindungen das primär Gegebene sind, woraus erst mit der Zeit die

Einzelempfindungen durch Analyse gesondert werden, dürfte durch die vorhergehenden Erörterungen hinlänglich gesichert sein. Schon hierin erkennen wir die Analogie der optischen Phänomene mit denen des Gehörsinnes. Diese Analogie wird im Folgenden noch deutlicher hervortreten.

Betrachten wir zunächst den Verlauf der Analyse solcher Gesammtempfindungen, so finden wir, dass auch hier beim Wandern der Aufmerksamkeit von einer Theilempfindung zur andern die Empfindung geändert wird. Der natürliche und regelmässig eingeschlagene Weg zur Analyse optischer Gesammtempfindungen besteht darin, dass wir successive die innerhalb der betreffenden Partie des Gesichtsfeldes wirkenden Reize auf die Stelle des deutlichsten Sehens wirken lassen. Dass hierbei die Empfindung selbst Aenderungen erleidet, bedarf keines Nachweises. Allein man wird mit Recht einwenden, dass eine wenn auch minder vollkommene Analyse auch bei ruhendem Auge sich vollziehen kann. Hierauf könnte entgegnet werden, dass die scheinbare Ruhe des Auges beim Fixiren eines Punktes niemals vollkommen ist, indem die geringen Schwankungen der Einstellung nur nicht wahrgenommen werden, wirklich aber als Ursache der Analyse vorhanden sind. Aber mit dieser Entgegnung wäre wenig gewonnen; denn es bliebe doch die Thatsache bestehen, dass die Aufmerksamkeit sich auch auf die seitlichen Theile des Gesichtsfeldes richten kann, ohne dass durch eine gleichzeitige Wendung des Auges diese Theile in die Stellung des deutlichen Sehens gebracht werden: wir können, wenn auch nur bis zu einem geringen Grade von Deutlichkeit, die Seitentheile des Gesichtsfeldes als solche analysiren. Diese Analyse bei ruhendem Auge ist offenbar sogar die einzige, welche strenge mit der Klanganalyse verglichen werden kann, falls wir das gesammte Gesichtsfeld in Betracht ziehen. Denn bei der oben erwähnten, durch Bewegung des Auges bewerkstelligten Analyse kommen andere Reize zur Wirkung, als die in der ursprünglichen Gesammtempfindung enthaltenen, wenn auch diese ursprünglichen Reize das Hauptinteresse in Anspruch nehmen.

Aber auch bei der Analyse, welche wir ohne Aenderung der Axenrichtung des Auges vollziehen können, sind es successive Aenderungen der Empfindung, die unsere Erkenntniss der Empfindungsmehrheit begründen, sobald die Analyse überhaupt über die auf den ersten Blick bemerkte Mehrheit hinausgeht. Zunächst findet sich hier ein weiteres physiologisches Moment, welches ohne Veränderung der Reize dennoch eine solche der Empfindungen zu Stande kommen lässt: die A c c o m m o d a t i o n. Wenn wir in den deutlich gesehenen Theilen des Gesichtsfeldes bei fixirter Augenstellung die zunächst aufgefassten Theilflächen immer eingehender zu analysiren suchen, können wir stets bemerken, dass mit der zunehmenden Deutlichkeit des enge begrenzten Flächenstückchens, welchem unsere Aufmerksamkeit sich zuwendet, zugleich die Deutlichkeit der Umgebung abnimmt — eine Erscheinung, deren Abhängigkeit von Accommodationsänderungen mir keines Beweises zu bedürfen scheint. Nebenher laufen noch andere physiologische Aenderungen, welche ebenfalls die Empfindung alteriren und wohl der Hauptsache nach in chemischen Vorgängen auf der Netzhaut ihren Grund haben; auch diese spielen offenbar beim Wechsel der Aufmerksamkeit von einer zur anderen Stelle des Gesichtsfeldes eine nicht unbedeutende Rolle. Nun sind zwar weder die Accommodationsänderungen noch die letzterwähnten Processe und ihre Wirksamkeit bei der Analyse genau bekannt; auch wird die Erforschung dieser Verhältnisse, wenn überhaupt möglich, jedenfalls mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft sein. Aber die genaue Kenntniss dieser Erscheinungen ist für den vorliegenden Zweck auch keineswegs erforderlich. Uns dient die Anführung jener physiologischen Gründe für die Empfindungsänderungen bei unverändertem Reiz nur dazu, die Erkenntniss des Verlaufs der optischen Analyse überhaupt zu vermitteln; wer die Empfindungsänderungen, die mit diesen Processen verknüpft sind, als solche erkannt hat, wird auch die sonst vielleicht minder leicht zu erkennenden Aenderungen der Gesammtempfindung, welche sich beim Wandern der Aufmerksamkeit innerhalb des ruhenden Gesichtsfeldes stets einstellen, unschwer

als solche beurtheilen, gleichviel, ob ihm die Zurückführung derselben auf einen der genannten Gründe im einzelnen Falle gelingt oder nicht. Das früher aus den allgemeinen Betrachtungen über die Thätigkeit der Aufmerksamkeit erhaltene Resultat, dass mit dem Wechsel der Aufmerksamkeit stets eine Aenderung der Gesammtempfindung verbunden ist, findet auf diese Weise auch im optischen Gebiete durch directe Erfahrung seine Bestätigung.

Soweit wir bis jetzt den Verlauf der Analyse im Gesichtsfelde betrachtet haben, zeigt derselbe mit der Klanganalyse volle Analogie. Durch Wandern der Aufmerksamkeit von einem Theile zum andern wird die Empfindung geändert: eben diese Empfindungsänderung lässt uns die Zusammensetzung der ursprünglichen Gesammtempfindung beurtheilen und dieses Urtheil, bezw. die gemachte Erfahrung, auf welcher dasselbe beruht, ist das einzige Resultat der Analyse, wenn wir schliesslich unsere Aufmerksamkeit dem ursprünglichen Eindrucke im Ganzen wieder zuwenden. Noch deutlicher vielleicht als im Tongebiete tritt hier die Thatsache hervor, dass durch dieses Wandern der Aufmerksamkeit nicht eigentlich die Einzelempfindungen gesondert wahrgenommen werden, sondern veränderte Gesammtempfindungen, in welchen nur jeweils eine der ursprünglichen Theilempfindungen besonders hervorsticht.

5. Wie der Verlauf der Analyse, so entsprechen auch die übrigen Phänomene, welche auf Verschmelzung und Analyse Bezug haben, hier fast völlig denen des akustischen Gebietes. Ich beschränke mich auf die Anführung einiger Beispiele. Wie im Tongebiete, so leitet uns auch im optischen Gebiete die Gewohnheit oft zur einheitlichen Auffassung bestimmter Complexe. Ich erinnere nur an die schon früher erwähnte Gesammtempfindung beim Anblick eines Gesichtes, oder an die Thatsache, dass wir die mit Zwischenräumen hellerer Farbe abwechselnden dunkeln Strichlagen, durch welche in den graphischen Künsten die Schatten wiedergegeben werden, stets als einheitliche dunkle Flächen auffassen. Wie ferner im Zusammenklange der einzelne Ton, so erscheint auch im Gesichtsfelde jede einzelne farbige

Partie in ihrer Wirkung, ich möchte sagen in ihrem Gefühlseindruck, beeinflusst durch die Umgebung, so dass es also auch hier der Aufmerksamkeit nicht gelingt, die einzelne Theilempfindung aus dem Verschmelzungsverhältniss völlig loszulösen, in welchem sie zu den übrigen Theilempfindungen steht. Diese Wirkung der Umgebung spielt in der Malerei eine äusserst wichtige Rolle. Auch die Ursache mancher optischen Täuschungen dürfte darin zu suchen sein, dass wir die Theilempfindung, um deren Beurtheilung es sich handelt, nicht aus der Vereinigung mit den übrigen Theilempfindungen befreien können und daher unwillkürlich das Urtheil über die Gesammtempfindung auf die einzelne Theilempfindung übertragen.

Von besonderem Interesse ist auch hier wieder der Einfluss der Uebung auf die Analyse. Wie uns die Uebung in der Klanganalyse das Wandern der Aufmerksamkeit von einem Tone zum andern so sehr erleichtert, dass Viele kaum mehr einer Anstrengung zur Analyse bedürfen und jeden Zusammenklang direct als aus den und jenen Tönen zusammengesetzt auffassen, so erleichtert sie uns auch die optische Analyse so sehr, dass Mancher, ohne durch besondere Beispiele überzeugt zu sein, kaum die Existenz unanalysirter Gesammtempfindungen im Gesichtsfelde zugeben würde. Dass aber die Fähigkeit zur Analyse im Gesichtsfelde allgemein weit vollkommener ausgebildet ist als im Tongebiete, kann nicht befremden. Wenn es im Tongebiete nur einer verhältnissmässig geringen Minorität gegeben ist, jeden Zusammenklang direct als Mehrheit aufzufassen, so ist daran zweifellos der Umstand schuld, dass die meisten Menschen nur sehr selten Gelegenheit und Anlass zur Klanganalyse finden. Im Gesichtsfelde dagegen ist nicht nur fortwährend Gelegenheit zum Analysiren geboten, sondern es geben auch die zwingendsten Gründe des praktischen Lebens zur Uebung der optischen Analyse fortwährend Veranlassung. So erklärt es sich, dass hier die Uebung allgemein unvergleichlich grösser ist als dort. Die spontane unmittelbare Analyse der Gesichtsempfindungen, die, wie Eingangs erwähnt, bis zu einem gewissen Grade jederzeit stattfindet, erklärt sich hiernach

zwanglos als Folge der unausgesetzten Uebung im Analysiren, zu welcher wir von der Geburt an fortwährend Veranlassung finden: was Anfangs nur mit Willen und unter Aufwand an Energie sich vollzog, wird zuletzt zu unwillkürlicher Reflexwirkung. Wenngleich sich Niemand von uns der Zeit und des Zustandes erinnert, da er im Gesichtsfelde eine Mehrheit gleichzeitiger Empfindungen zuerst unterscheiden lernte, so dürfen wir hiernach doch wohl schliessen, dass ein solcher Zustand den Beginn unserer Sehthätigkeit bildete, dass sonach unsere Fähigkeit zur spontanen Analyse nicht angeboren, sondern erworben ist[1]). Uebrigens spielt bei der spontanen Auffassung von Empfindungsmehrheiten im Gesichtsfelde neben der directen durch das Wandern der Aufmerksamkeit bedingten Analyse auch die indirecte Analyse eine grosse Rolle: Gesammtempfindungen, welche wir durch frühere Analyse als zusammengesetzt erkannt haben, werden bei öfterer Wiederkehr sofort auf Grund der frühern Analyse als Mehrheiten beurtheilt: wenn wir auf den ersten Blick sagen, unser Anschauungsbild bestehe aus einem Nebeneinander verschiedener Empfindungen, so drücken wir damit nichts anderes aus, als dass dieses Anschauungsbild solche Merkmale trägt, die uns nach früheren Erfahrungen schliessen lassen, dass wir beim Wandern der Aufmerksamkeit eine Mehrheit von Theilempfindungen in demselben antreffen werden.

6. Man hätte vielleicht eher erwartet, dass die Analogie zwischen den beiden betrachteten Sinnesgebieten sich in anderer Weise zeigen würde. Wie die Töne miteinander verschmolzen als Klänge zum Bewusstsein gelangen, so konnte von vornherein vermuthet werden, dass auch bei den Farbenqualitäten ein analoges Phänomen sich finden werde; und die Existenz

[1]) Auch an physiologischen Gründen hierfür dürfte es nicht fehlen. Ein physiologisch ähnlicher Zustand wie jener der ersten Sehthätigkeit ist wohl der, in welchem wir uns beim Austritt aus dem Dunkeln in blendenden Sonnenschein (oder umgekehrt) befinden; auch hier tritt Analyse erst nach einiger Uebung ein.

der sogenannten Mischfarben mochte noch besonders auf ein derartiges Verhalten hinweisen. Aber diese Vermuthung ist eine evident irrige. Bei den sogenannten Mischfarben kann von Analyse in unserm Sinne ebenso wenig die Rede sein, wie bei einfachen Farben — wenn mit diesem Gegensatz überhaupt eine reelle Vorstellung verbunden werden kann. Die „Mischfarbe" zeigt wohl Aehnlichkeiten mit verschiedenen andern Farben, aber sie ist darum noch nicht eine Mehrheit von Empfindungen; es gelingt niemals durch Concentration der Aufmerksamkeit auf einen der vermeintlichen Bestandtheile den andern zurückzudrängen, eine der „Grundfarben" in der Mischfarbe gesondert wahrzunehmen. Vielmehr ist jede Farbe für die Empfindung ebenso strenge einfach, wie es die Einheitslehre im Sinne Stumpf's — allerdings irrthümlich — für den Zusammenklang forderte. In welcher Weise sich trotz dieser Einfachheit der Farben ihre Aehnlichkeiten erklären lassen, ist eine Frage für sich; es mag sein, dass hier gewisse Associationen eine grössere Rolle spielen als gemeinhin vermuthet wird. Sollte aber keine solche oder anderweitige genügende Antwort auf diese Frage gegeben werden können, so würde daraus keinerlei Einwand gegen die Einfachheit der Farbenempfindungen abzuleiten sein, sondern nur eine Bestätigung der Ansicht, dass die Aehnlichkeit der Empfindungen ein psychologisch einfaches, nicht weiter zu definirendes Verhältniss ist.

Wir sehen also, dass nicht die gewöhnlich als Qualitäten der Sinnesempfindungen bezeichneten Momente einander in den betrachteten Gebieten entsprechen. Es scheint überhaupt nicht thunlich, zwischen den einzelnen Phänomenen so grundverschiedener Empfindungsclassen Analogien aufzustellen. Was den Phänomenen beider Gebiete gemeinsam ist, sind, wie wir gesehen haben, die allgemeinen Gesetze der Verschmelzung und Analyse. Doch sind auch diese selbstredend nach der Natur der betreffenden Sinnesgebiete und besonders nach den verschiedenen physiologischen Einrichtungen, welche die Thätigkeit der Aufmerksamkeit bedingen, in jedem Gebiete gewissen Modificationen unterworfen.

Die grösste Analogie der optischen Analyse mit der akustischen könnte man vielleicht in dem Falle finden, in welchem ein gefärbtes Glas zwischen das Auge und einen entfernteren Gegenstand gehalten wird. Je nachdem ich auf das Glas oder den ferneren Gegenstand accommodire, erhalte ich trotz unveränderten Reizes verschiedene Empfindungen; aber weder im einen noch im andern Falle kann ich den Einfluss des minder beachteten Objectes eliminiren — ganz ebenso wie ich im Zusammenklange c, f z. B. wohl auf einen der Töne meine Aufmerksamkeit besonders richten kann, ihn aber dennoch stets in der Färbung wahrnehme, welche durch den andern gleichzeitig erklingenden Ton bestimmt ist.

IV. Verschmelzung und Analyse successiver Empfindungen.

1. Aehnliche Phänomene, wie sie im vorigen Capitel an räumlich getrennten Empfindungen nachgewiesen wurden, finden sich auch an zeitlich getrennten, successiven Empfindungen. Hier wie dort ist das Bemerken der Mehrheit der Empfindungen kein selbstverständlicher Process; nur selten, bei besonderer Concentration der Aufmerksamkeit werden die successiven Empfindungen eines kürzern Zeitraumes einzeln wahrgenommen. Wenn dieselben trotzdem unsern Bewusstseinszustand beeinflussen, so können sie dies demnach nicht anders, als in Form eines unanalysirten Empfindungsganzen und wir werden daher folgerichtig auch hier von Verschmelzung der Empfindungen zu sprechen haben.

2. Beispiele von Verschmelzung successiver Empfindungen treffen wir in allen Sinnesgebieten an. Zunächst finden wir im akustischen Gebiete als Beispiele der gesuchten Art fast sämmtliche Geräusche. Das Rollen eines Wagens, das Rauschen des Wasserfalles, das Plätschern des Regens, das Heulen des Sturmes in die successiven Einzelempfindungen aufzulösen, wird selten Jemand versuchen; auch würde das Gelingen des Ver-

suches wohl meist fraglich bleiben. Trotzdem erkennt jeder von uns diese Geräusche sofort wieder: ein Zeichen, dass ein Gesammteindruck derselben unmittelbar ins Bewusstsein aufgenommen wird, auch ohne dass wir die Einzelempfindungen bemerken, aus denen dieser Gesammteindruck resultirt.

Die Analogie dieser Fälle mit der Verschmelzung und Analyse gleichzeitiger Tonempfindungen zeigt sich besonders auch darin, dass der besondere Charakter der genannten Geräusche mehr und mehr verschwindet, je deutlicher wir die successiven Einzelempfindungen beobachten. Richte ich meine Aufmerksamkeit mit Nachdruck auf die successiven Einzelempfindungen, aus welchen das Rollen eines Wagens sich zusammensetzt, so verliere ich völlig die Empfindung des Rollens — ein Versuch, der sich namentlich bei entfernten Geräuschen leicht anstellen lässt, weil hier das Bemerken der Einzelempfindungen meist nicht so schwer ist. Der Parallelismus dieses Phänomenes mit der Zerstörung der Klangfarbe durch Analyse liegt auf der Hand.

Es kann hier, wo es sich nur um die allgemeine Constatirung des Phänomenes handelt, nicht unsere Aufgabe sein, dasselbe in seine Einzelheiten zu verfolgen. Es genüge, auf einige Consequenzen und deren Uebereinstimmung mit den Thatsachen hinzuweisen. So wird sich z. B. die Existenz verschiedener Geräusche von gleichem Charakter ebenso leicht erklären, wie diejenige verschieden hoher Klänge von gleicher Klangfarbe: die bestehende Aehnlichkeit ist Aehnlichkeit durch gleiche Relationen der Theilempfindungen [1]). Desgleichen die Thatsache, dass wir oft aus Geräuschen willkürlich Melodien herauszuhören im Stande sind; auch diese ist ganz analog der entsprechenden Fähigkeit, aus einem Accorde Melodien herauszuhören, indem wir in willkürlicher Reihenfolge die Töne desselben mit dem Ohre „fixiren“. Im Geräusche fixiren wir aus den oft sehr verschiedenartigen successiven Klängen diejenigen Töne, welche der gewünschten Melodie entsprechen; hier haben wir im Gegensatz zum Fall des Zusammenklanges grössere Freiheit in der Wahl der Töne,

---

[1]) Vgl. Cap. V.

sind aber dafür meist im Rhythmus beschränkter. Aber wie dort als Begleitung der Melodie der Zusammenklang, so klingt hier neben derselben das Geräusch, die Gesammtempfindung fort — wenn schon in gewisser Weise alterirt, weil von der Aufmerksamkeit zurückgedrängt.

Die hier besprochenen Thatsachen scheinen mir zur Ergänzung der von Stumpf gegebenen Theorie der Geräusche von wesentlicher Bedeutung zu sein.

Die Geräusche sind übrigens keineswegs die einzigen Beispiele für unanalysirte Gesammteindrücke im akustischen Gebiete, wenn auch gerade an ihnen die Analogie mit den frühern Fällen am deutlichsten hervortritt. Auch Tonfolgen, die schon bei geringer Aufmerksamkeit von Musikalischen sofort analysirt werden, treten bei mangelhafter Analyse in einer Form in das Bewusstsein, die mit der eben besprochenen bei Geräuschen die grösste Aehnlichkeit hat. Wie häufig begegnet es uns, dass eine flüchtig gehörte Melodie sich unserm Gedächtniss nur in Form eines allgemeinen, in seinen Einzelheiten verschwommenen Bildes einprägt, doch so, dass wir sie nicht nur bei wiederholtem Hören sofort wiedererkennen, sondern auch etwaige Abweichungen vom Original alsbald bemerken. Dass diese Art der Melodieauffassung sogar die häufigere und frühere ist gegenüber jener durch genaue Analyse vermittelten, ergiebt sich deutlich aus den Bemerkungen, welche uns Mach über die Lehrmethode P. Cornelius' mittheilt[1]).

Gerade an Melodien zeigt sich besonders deutlich eine Analogie der Analyse successiver Empfindungen mit den früher betrachteten Fällen der Analyse: dass es nämlich, trotzdem die Bestandtheile einzeln bemerkt werden, nicht gelingt, sie aus ihrem Verschmelzungsverhältniss mit den vorhergegangenen Tönen völlig loszulösen — sie anders denn als Theile des Gesammteindruckes aufzufassen. Stets bedingt der verflossene Theil der Melodie den Eindruck des neu auftretenden Tones, wie schon am einfachsten Falle der Folge nur zweier Töne

[1]) a. a. O., S. 128.

deutlich wird: c nach f „klingt anders" als c nach g [1]). Wie früher die gleichzeitigen unbemerkten Theilempfindungen, so dienen hier die Nachwirkungen der vergangenen Empfindungen dem jeweils bemerkten Tone zum Hintergrund.

3. Nicht minder häufig und wichtig als im akustischen Gebiete sind die Erscheinungen der successiven Verschmelzung in den Gebieten des Gesichts- und Tastsinnes. Vor allem gehören die sämmtlichen Bewegungsempfindungen dieser Sinne hierher. Denn zunächst ist klar, dass in den Bewegungsempfindungen einheitliche Gesammteindrücke vorliegen, da wir ja nur in den seltensten Fällen die successiven Componenten, deren Folge eben als Bewegung empfunden wird, einzeln aufzufassen im Stande sind. Ferner aber zeigen eben die möglichen Fälle der Analyse, dass in der That auch hier nichts anderes vorliegt, als eine einheitlich aufgefasste Folge von Einzelempfindungen. Besonders deutlich lässt sich die Analyse bei manchen Tastempfindungen bewerkstelligen: indem man nicht zu schnell mit der Fingerspitze über eine rauhe oder eine mit Wachs polirte, in geringem Grade klebrige Fläche hinfährt, bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit leicht die einzelnen Empfindungen, aus deren Aufeinanderfolge das Gefühl der Rauhigkeit zusammengesetzt ist. Auch hier verschwindet das besondere (gefühlsartige) Empfindungsmoment, welches dem Gesammteindrucke anhaftet, um so mehr, je deutlicher die Analyse wird, entsprechend den oben über Geräusch und Klangfarbe gemachten Bemerkungen. Auch im optischen Gebiete darf die Zusammensetzung der Bewegungsempfindungen aus einzelnen Empfindungen, welche keinen Bewegungscharakter haben, durch das Stroboskop wohl als erwiesen gelten [2]).

Die Analogie, welche zwischen der Verschmelzung der successiven Empfindungen und jener der gleichzeitigen besteht, lässt manche Eigenthümlichkeiten der Bewegungsempfindungen

---

[1]) Das. S. 131.

[2]) Vgl. auch Avenarius, Kritik d. reinen Erfahrung, Bd. II, S. 71, 72.

begreiflich erscheinen. Vor allem die merkwürdige Thatsache, dass bewegte Objecte noch wahrgenommen werden, wenn die Intensitätsdifferenz ihres Reizes und der umgebenden unterhalb der Schwelle bleibt, so lange sie sich in ruhendem Zustande befinden. Diese Thatsache erscheint im Lichte der genannten Analogie um nichts befremdlicher, als dass wir einen Zusammenklang schwacher, einzeln nicht mehr wahrnehmbarer Töne noch wahrnehmen können: die Gesammtempfindung unterliegt eben andern Beurtheilungsbedingungen als die Theilempfindungen. Ferner die sonst wohl für unbegreiflich gehaltene Thatsache, dass wir Bewegungen wahrnehmen können, ohne die einzelnen Stellungen des bewegten Objectes und den Anfangs- und Endpunkt seiner Bewegung erkennen zu können; während wir jetzt vielmehr sehen, dass gerade dies Nichtbemerken der einzelnen Stellungen eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Bewegungsempfindungen als solcher ist. Ueberhaupt sind alle Unterschiede, welche durch die neuere Auffassung der Bewegungsempfindungen als einer besondern Classe von Sensationen[1]) gegenüber der ältern Anschauung hervortreten, solche Unterschiede, die durch die Verschmelzung successiver Empfindungen gegenüber einzeln wahrgenommenen Theilempfindungen zum Vorschein kommen.

Die Bewegungsempfindungen im engeren Sinne sind nicht die einzigen Fälle successiver Verschmelzung in den betrachteten Gebieten; doch kann ich mir eine Aufzählung der sämmtlichen hierher gehörigen Phänomene ersparen, da Ehrenfels[2]) bei seinen Untersuchungen über Gestaltqualitäten gerade diese Erscheinungen besonders ausführlich bespricht. Dass die dort aufgeführten Fälle, in welchen zeitliche Gestaltsqualitäten auftreten, sämmtlich zugleich als Verschmelzungsphänomene succes-

[1]) Wenn James (Mind XII, S. 187) die Bewegungsempfindungen als „direct and simple sensations“ gegeben sein lässt, so steht diese Aeusserung mit unsern Betrachtungen im Einklang, wenn wir uns die Uebersetzung von „simple“ durch einheitlich (nicht einfach) vorbehalten.

[2]) Viertelj. f. wiss. Phil. XIV, S. 268 ff.

siver Empfindungen betrachtet werden können, dürfte ohne Beweis klar sein.

Zu erwähnen sind ausser den angeführten Fällen aus den einzelnen Sinnesgebieten noch die Phänomene der successiven Verschmelzung in der Gesammtempfindung aller körperlichen Organe. Es geschieht uns nicht selten, dass wir während einer kürzeren oder längeren Zeitspanne die Veränderung unseres körperlichen Zustandes nicht bemerken, so dass uns während dieser Zeit das Emptindungsganze als eine Einheit erscheint und als solche bei nachträglichem Betrachten im Gedächtnisse reproducirt wird. Die Analogie dieses Phänomenes mit den vorher betrachteten liegt auf der Hand.

4. Wenn wir nach den charakteristischen Merkmalen fragen, welche die hier beschriebenen Verschmelzungsphänomene von jenen bei gleichzeitigen Empfindungen unterscheiden, so liegt es nahe, ein solches Merkmal in dem Umstande zu suchen, dass hier die Empfindungen erst mit der Zeit verschmelzen können, dass also das Verschmelzungsverhältniss nicht ein von vornherein bestehendes, sondern ein erst mit der Zeit entstehendes ist. Allein dieser Unterschied ist in Wirklichkeit von geringem Gewicht. Das Verschmelzungsverhältniss kommt ja nicht erst den Theilempfindungen zu, wie sie nachträglich durch Analyse erkannt werden können, sondern dem Empfindungsganzen als solchem, wie es sich unserer Auffassung zunächst darbietet. Hier wie früher ist dieses das primär Gegebene und seine Componenten werden erst secundär durch Analyse erkannt; für unsere Beurtheilung ist also hier ganz dasselbe Verhältniss gegeben wie dort.

Eine andere Frage ist die, wie denn überhaupt Verschmelzung successiver Empfindungen zu Stande kommen kann. Man sollte doch denken, zeitlich nicht zusammenfallende Empfindungen seien eo ipso so scharf von einander getrennt, dass sich eine noch schärfere Trennung gar nicht denken lasse; wie soll nun hier doch noch von Verschmelzung die Rede sein? Wie soll überhaupt verschmelzen, was gar nicht zusammen besteht?

Hierauf ist zunächst zu erwidern, dass, wenn wirklich keine Erklärung für diese Schwierigkeit gegeben werden könnte, wir sie eben als ungelöstes Räthsel einfach hinnehmen müssten; denn die Thatsachen, die für die Verschmelzung successiver Empfindungen angeführt wurden, lassen sich nicht hinwegleugnen, noch auch, wie mir scheint, irgend in anderer Weise deuten. Aber die obigen Einwürfe sind auch keineswegs unlösbar. Zunächst können wir dieselben zurückweisen durch die Bemerkung, dass in ihnen der Begriff der Verschmelzung zu enge gefasst ist. Während wir durch dieses Wort nur die Thatsache ausdrücken wollten, dass Empfindungen nicht einzeln, sondern in Form eines Gesammteindruckes aufgefasst werden, wird in jenen Einwürfen der Begriff der Verschmelzung offenbar in dem engern Sinne gefasst, in welchem er in den vorhergehenden Capiteln zur Anwendung kam. Aber auch in diesem engern Sinne kann bei den vorliegenden Phänomenen von Verschmelzung gesprochen werden. Denn wenngleich die successiven Empfindungen nicht zusammen bestehen, so bestehen doch stets die Nachwirkungen jeder Empfindung zusammen mit der folgenden Empfindung: so dass sich wenigstens theilweise die Verschmelzung successiver Empfindungen auf die Verschmelzung gleichzeitiger Nachwirkungen (Gedächtnissbilder) und neu eintretender Empfindungen reducirt. Da jedes dieser Gedächtnissbilder die Wirkung der Zeitdauer in sich trägt, welche seit der zu Grunde liegenden Empfindung verflossen ist, so erklärt sich leicht, dass die Zeitfolge der Empfindungen in dem verschmolzenen Ganzen gleichzeitiger Nachwirkungen wesentlich bestimmend mitwirkt.

Dass aber die Empfindungen, obwohl zeitlich getrennt, doch nicht alle einzeln wahrgenommen werden, ist um nichts merkwürdiger, als dass nicht alle räumlich getrennten Empfindungen des Gesichtsfeldes einzeln wahrgenommen werden. Wie die Aufmerksamkeit im Gesichtsfelde sich von grösseren zu kleineren und immer kleineren Theilflächen concentriren muss, um die Analyse zu vervollkommnen, so muss sie auch zur Analyse der successiven Empfindungen sich gewissermaassen auf immer kleinere Zeitperioden accommodiren.

Der wesentlichste Unterschied zwischen den hier betrachteten Phänomenen und denjenigen bei gleichzeitigen Empfindungen scheint mir in der Modification zu liegen, welcher die Ausführung der Analyse vermöge der hier bestehenden besondern Verhältnisse unterworfen ist. Das Fortbestehen der Reize, welches früher zur Analyse stets vorausgesetzt werden konnte, ist hier durch die Natur der Sache ausgeschlossen. Die Analyse müsste daher entweder im Gedächtniss stattfinden, oder aber es muss periodisch die gleiche oder wenigstens annähernd gleiche Empfindungsfolge wiederkehren, damit wir die Analyse, die bei der zuerst aufgefassten Gesammtempfindung mangelte, bei erneutem Eindrucke ausführen können.

Diese letztgenannte Form ist es, welche die Analyse successiver Empfindungen in der Regel annimmt. Von der Analyse im Gedächtnisse dagegen dürfen wir wohl behaupten, dass sie, wo sie vorkommt, nichts anderes ist, als m i t t e l b a r e Analyse auf Grund früherer Erfahrungen. Ein im Gedächtniss vorhandener Gesammteindruck scheint mir keinerlei Anhaltspunkte zu bieten, auf welche eine Beurtheilung seiner Componenten sich gründen könnte; nur wenn wir schon aus früherer directer Analyse über die Zusammensetzung ähnlicher Eindrücke Kenntniss gewonnen haben, werden wir auf Grund dieser Erfahrungen auch das vorliegende Gedächtnissbild als ein in gewisser Weise zusammengesetztes zu beurtheilen im Stande sein.

V. Ergänzende Betrachtungen.

1. Wir wollen an die gewonnenen Resultate einige Ausführungen allgemeinerer Natur anknüpfen, welche unter den speciellen Betrachtungen der vorigen Capitel keine Stelle finden konnten, zur Vervollständigung der Theorie aber nothwendig erscheinen.

Fassen wir zunächst die allgemeinen Ergebnisse unserer bisherigen Betrachtungen zusammen. Dieselben haben uns einerseits gezeigt, dass die directe Analyse ursprünglich jeder-

zeit auf der Wahrnehmung successiver verschiedener Gesammtempfindungen beruht, welche bei einer Mehrheit gleichzeitiger oder successiver Reize durch die Thätigkeit der Aufmerksamkeit oder durch den Wechsel der Reize erzeugt werden; andererseits haben sie uns zu dem Schlusse geführt, dass auch da, wo wir eine Mehrheit gleichzeitiger Empfindungen direct als solche wahrzunehmen glauben, thatsächlich entweder die Wahrnehmung einer Mehrheit successiver Empfindungszustände vorliegt — indem das Wandern der Aufmerksamkeit in Folge andauernder Uebung spontan und in kürzester Zeit sich vollzieht — oder aber unsere Beurtheilung der Mehrheit überhaupt nicht auf directer Analyse beruht, indem wir vielmehr auf Grund früherer Erfahrungen sofort schliessen, dass der vorliegende Gesammteindruck beim Wandern der Aufmerksamkeit sich als Mehrheit werde zu erkennen geben. Hieraus folgt weiter, dass die Beurtheilung einer Mehrheit gleichzeitiger Empfindungen überhaupt in jedem Falle eine indirecte ist; denn wenn wir nach vollzogener Analyse die ursprüngliche Gesammtempfindung wieder zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, so ist diese an sich nicht verändert, sondern ebenso einheitlich wie zuvor und nur auf Grund der gemachten Erfahrungen beurtheilen wir sie dennoch als Mehrheit. Der Begriff der Mehrheit gleichzeitiger Theilempfindungen erscheint hiernach — entsprechend unserer früher ausgesprochenen Vermuthung — nicht als ursprünglicher, sondern als abgeleiteter Begriff, welcher somit nicht bloss, wie es bei Betrachtung einer Mehrheit gleichzeitiger optischer Eindrücke zuerst scheinen möchte, deiktischer Bestimmung zugänglich ist, sondern auf Grund des Begriffes einer Mehrheit successiver Empfindungen definirt werden kann und muss.

2. Die soeben angeführte Thatsache, dass nach vollzogener Analyse die ursprüngliche Gesammtempfindung nicht weniger einheitlich ist als zuvor — sei es nun, dass dieselbe bei fortdauerndem Reiz durch Wiederherstellung des anfänglichen physiologischen Zustandes zurückgerufen werden kann, oder dass sie nur in Form ihres Eindruckes auf das Gedächtniss

vorgestellt wird — und nur unsere Beurtheilung derselben verändert ist, lässt sich auch dahin aussprechen, dass das Verschmelzungsverhältniss, in welchem die unbemerkten Theilempfindungen sich befinden, sich nach der Analyse nicht geändert hat. Wir müssen demgemäss die früher gegebene Definition der Verschmelzung als des Correlats der Analyse durch die Bemerkung einschränken, dass nur während des Verlaufs der Analyse das ursprüngliche Verschmelzungsverhältniss zerstört wird, nach vollzogener Analyse aber nicht alterirt erscheint, falls der ursprüngliche Gesammteindruck wieder zum Gegenstande der Aufmerksamkeit gemacht wird. Dieses Verhalten entspricht der Thatsache, dass während der Analyse die Gesammtempfindung sich ändert. Indem die Theilempfindungen, welche den gleichen unveränderten Reizen entsprechen, eine andere Gesammtempfindung bilden als zuvor, verändert sich ihr Verschmelzungsverhältniss: an Stelle derjenigen Theilempfindung, welche zunächst die Richtung der Aufmerksamkeit bestimmte, treten beim Wandern der Aufmerksamkeit successive die andern Theilempfindungen als dominirende Bestandtheile des jeweiligen Empfindungsganzen auf, keine von ihnen aber völlig gelöst aus der Verschmelzung mit den übrigen Theilempfindungen, sondern nur je in einem andern Verhältniss zu den letztern. Auch die directe Analyse zerstört somit nicht die Verschmelzung der Empfindungen überhaupt, sondern nur die ursprüngliche Verschmelzung derselben, indem sie an Stelle derselben successive andere Verschmelzungen treten lässt.

In gleicher Weise kann selbst bei der Analyse von Complexen successiver Empfindungen die Verschmelzung nur geändert, nicht aber völlig aufgehoben werden. Wenn ich eine Folge von Empfindungen zunächst als Einheit auffasste, bei Wiederholung der gleichen Reizfolge aber analysire, so ist damit zwar diejenige Einheit aufgehoben, welche mich die Empfindungen ursprünglich nicht einzeln bemerken liess, keineswegs aber diejenige Einheit, vermöge deren jede dieser successiven Theilempfindungen eben als Theil der betreffenden Empfindungsfolge erscheint: nämlich die Verschmelzung mit den Nach-

wirkungen der vorhergegangenen Empfindungen. Diese aufzuheben gelingt ebenso wenig, als es bei einem Complexe gleichzeitiger Empfindungen gelingt, die minder beachteten Theilempfindungen aus der Empfindung auszulöschen, die speciell betrachtete Theilempfindung völlig zu isoliren.

3. Wie der Begriff der unbemerkten Theilempfindungen zu verstehen sei, welche in dem Empfindungsganzen, obwohl nicht einzeln wahrgenommen, dennoch als vorhanden betrachtet werden müssen, wurde bereits gelegentlich der Betrachtung der Verschmelzung im Tongebiete erläutert. Entsprechend den dort für das specielle Gebiet gegebenen Definitionen werden wir als unbemerkte Theilempfindung allgemein die Wirkung eines Reizes zu bezeichnen haben, insofern dieselbe einerseits zum Empfindungsganzen beiträgt, andererseits bei veränderter Aufmerksamkeit einzeln bemerkt werden kann. Es möchte zweckmässig erscheinen, den Begriff bemerkter Eindrücke und Theilempfindungen von jenem der unbemerkten, erst durch Analyse aufzufindenden, durch einen besonderen Namen zu scheiden. Wie leicht zu sehen, fallen die unbemerkten Theile als solche nicht unter den Brentano'schen Begriff der Vorstellung, da von ihnen offenbar nicht der Satz gilt, dass mit ihrem Vorhandensein im Bewusstsein zugleich das Urtheil gegeben ist, welches dieses Vorhandensein behauptet; dies Urtheil tritt vielmehr erst dann ein, wenn die Empfindungen bemerkt werden. Hiernach liegt es nahe, unter dem Begriff der Vorstellung die bemerkten Eindrücke zusammen zu fassen — gleichviel ob dieselben in Wahrnehmungs- oder Phantasievorstellung gegeben sind. Diese Definition der Vorstellung deckt sich nicht nur dem Wesen nach mit einer unlängst von anderer Seite vorgeschlagenen [1]), sondern scheint mir auch zur Erkenntniss der wahren Bedeutung dieser letzteren wesentlich beizutragen.

Dass die unbemerkten Empfindungen nicht als unbewusste zu bezeichnen sind, wurde ebenfalls bereits früher bemerkt: nicht nur sind sie von wesentlichem Einfluss auf den Bewusst-

---

[1]) Scripture in Wundt's phil. Studien VII, S. 213 f.

seinszustand, sondern sie sind auch, wenn schon nicht einzeln, so doch in Form der durch sie bedingten Gesammtempfindung, Objecte eines vorstellenden Actes, also eines Bewusstseins im Sinne Brentano's.

Noch mehr: wir können nicht nur die Existenz unbemerkter, sondern selbst u n b e m e r k b a r e r Empfindungstheile constatiren, die dennoch im eben bezeichneten Sinne als bewusst bezeichnet werden müssen. Dieselben sind, wie die bemerkbaren Theile, wesentliche Componenten der Gesammtempfindung und von jenen nur graduell unterschieden. Auf das Vorkommen derselben hat Stumpf bereits aufmerksam gemacht[1]). Wenn ich hier auf diesen Punkt zurückkomme, so veranlassen mich dazu besonders zwei Umstände in Stumpf's Darlegungen. Einerseits könnte in dem Zusammenhange, in welchem Stumpf die Möglichkeit unbemerkbarer Empfindungen bespricht, leicht der Anschein entstehen, als ob dieser Begriff aus den dort vorangehenden Erörterungen über u n b e m e r k b a r e E m p f i n d u n g s d i f f e r e n z e n sich ergäbe — Erörterungen, die von mehreren Seiten Widerspruch hervorgerufen haben. Es ist demgegenüber zu betonen, dass ein Zusammenhang zwischen diesen beiden Theilen von Stumpf's Psychologie nur in so weit besteht, als durch die Forderung unbemerkbarer Empfindungsdifferenzen allerdings diejenige unbemerkbarer Empfindungen selbst nothwendig involvirt wird; umgekehrt aber bedingen letztere nicht auch die ersteren. Wer die Existenz unbemerkbarer Empfindungsdifferenzen z. B. in der Tonhöhe oder Klangfarbe leugnet, wird deshalb sicher noch nicht leugnen, dass es ihm unter Umständen auch bei gespanntester Aufmerksamkeit unmöglich ist, einen schwachen Theilton eines gegebenen Klanges gesondert wahrzunehmen. Andererseits aber scheint mir in Stumpf's bezüglicher Bemerkung nicht hinreichend das Merkmal betont zu sein, durch welches sich eine unbemerkbare Empfindung von einem R e i z u n t e r d e r E m p f i n d u n g s s c h w e l l e unterscheidet. In der That konnten erst die Be-

[1]) Tonps. I, S. 34 f.

trachtungen über Verschmelzung und Analyse eine strenge Unterscheidung dieser Fälle ergeben. Ein Reiz unter der Empfindungsschwelle liefert zur Gesammtempfindung keinerlei Beitrag; eine unbemerkbare Empfindung hingegen kann nur wegen der besondern Nebenumstände nicht einzeln wahrgenommen werden, ist aber einer der wesentlichen Factoren der Gesammtempfindung, wie sich durch die Aenderung der letztern bei Wegfall derjenigen Reize ergibt, welche die unbemerkbaren Theilempfindungen erzeugen. Erst da, wo diese Aenderung selbst unbemerkbar bliebe, würden wir auf die Theorie unbemerkbarer Empfindungsdifferenzen geführt werden. Auf diese und die Controversen über dieselbe einzugehen liegt nicht im Plane dieser Untersuchung.

In manchen Fällen sind die Theile eines Empfindungsganzen, welches durch eine bestimmte Mehrheit von Reizen erzeugt wird, für das eine Individuum nur unbemerkte, für das andere aber unbemerkbare Empfindungen. Wer Klänge überhaupt nicht zu analysiren vermag — und es gibt sehr viele Menschen, welchen dies niemals gelingt — für den sind die Obertöne unbemerkbare Empfindungen, wenn er auch die dadurch bedingten Unterschiede der Klangfarben sehr wohl bemerkt. Fälle dieser Art geben uns eine gewisse Berechtigung, auch solche Verschiedenheiten der Empfindungsqualitäten, welche zunächst nicht weiter zurückführbar erscheinen, auf Grund der Annahme unbemerkbarer Theilempfindungen zu erklären. So liesse sich eine solche Hypothese zur Erklärung der Aehnlichkeiten der Farben sehr wohl heranziehen. Auch zur Erklärung verschiedener Sinnesqualitäten aus gemeinschaftlichen Grundphänomenen in der von Ehrenfels angedeuteten Weise[1]) wäre die Einführung der unbemerkbaren Theilempfindungen nicht zu umgehen.

4. Unsere bisherigen Betrachtungen hatten der Hauptsache nach nur die willkürliche Analyse vorgelegter Gesammtempfindungen zum Gegenstande, während wir auf die unwill-

[1]) Viertelj. f. wiss. Phil. XIV, S. 289 f.

kürliche Analyse nur insofern einzugehen Veranlassung hatten, als wir die Entwicklung derselben aus der willkürlichen festzustellen suchten. Zur Ergänzung der Theorie der Analyse müssen wir nunmehr noch in Kürze die Bedingungen besprechen, welche für gewöhnlich ohne besonders darauf gerichtetes Wollen unsere Mehrheitswahrnehmung zu Stande kommen lassen.

Die mittelbare Analyse, also die Beurtheilung eines durch frühere directe Analyse bereits als zusammengesetzt erkannten Eindruckes, scheint von unserm Willen nicht wesentlich beeinflusst zu werden. Ist eine Erkenntniss dieser Art durch frühere Erfahrung erlangt, so wird die Erinnerung an dieselbe bei Erneuerung des betreffenden Eindruckes je nach Umständen bald eintreten, bald ausbleiben; ihren Eintritt willkürlich hervorzurufen scheint nicht möglich, da dieser Wille den Gedanken, welchen er bedingen soll, seinerseits bereits voraussetzt.

Hingegen ist der Verlauf der directen Analyse durch unsere Willkür insofern mitbedingt, als diese die Thätigkeit der Aufmerksamkeit beherrscht; es wird sich daher zunächst fragen, ob diese Thätigkeit auch ohne Mitwirkung eines Willensactes sich vollziehen kann.

Wie wir bei der willkürlichen Analyse eine willkürliche Anstrengung der Aufmerksamkeit constatirten, so pflegt man auch da, wo sich ohne Mitwirkung unseres Willens ein Gegenstand unserer Wahrnehmung aufdrängt, von unwillkürlicher Aufmerksamkeit zu sprechen, welche also nicht eine positive Leistung von unserer Seite erfordert, sondern durch die Objecte in uns erregt wird. Im einen Falle sagen wir, dass wir unsere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand lenken, im andern Falle, dass der Gegenstand unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der gemeinsame Name, welcher unsern psychischen Zuständen in beiden Fällen ertheilt wird, möchte wohl auf eine Verwandtschaft derselben schliessen lassen: es scheint, als ob ein besonderer Zustand der Spannung, ein Gefühl des Interesses für die Gegenstände unsrer Wahrnehmung uns als Ursache für das Bemerken derselben im einen und im andern Falle entgegentrete. Indess zeigt sich bei näherer Betrachtung

zunächst, dass mit dem Namen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit zwei verschiedene Fälle bezeichnet werden. Entweder nämlich wird das Object (die Theilempfindung), welches unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, nur bemerkt, aber nicht weiter analysirt; oder aber es knüpft sich an dieses spontane Bemerken der Versuch zur weitern Analyse auf Grund nunmehr eingetretener willkürlicher Aufmerksamkeit. Offenbar tritt nun aber nur im zweiten Falle wirklich jenes oben bezeichnete Gefühl der Spannung auf und zwar erst secundär, nachdem der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit bereits bemerkt ist. Die vermuthete Verwandtschaft der als willkürliche und unwillkürliche Aufmerksamkeit bezeichneten psychischen Zustände findet sich somit erstens keineswegs in allen Fällen und hat zweitens da, wo sie sich findet, eben nur darin ihren Grund, dass an das unwillkürliche Bemerken, welches allgemein nach dem vulgären Sprachgebrauch als Erfolg unwillkürlicher Aufmerksamkeit hingestellt wird, weiterhin die Thätigkeit der willkürlichen Aufmerksamkeit sich anschliesst: das Gefühl der Spannung, welches zunächst der willkürlichen und unwillkürlichen Aufmerksamkeit gemeinsam schien, zeigt sich in Wirklichkeit nur als Merkmal der willkürlichen Aufmerksamkeit. Zugleich zeigt diese Betrachtung, dass jenes Gefühl nichts anderes sein kann, als eben das auf das Bemerken gerichtete Wollen, indem ein weiteres psychologisches Merkmal, welches den Fällen der willkürlichen Aufmerksamkeit gemeinsam wäre und jenen Spannungszustand näher charakterisirte, nicht zu entdecken ist. Löst sich aber hiernach der Begriff der willkürlichen Aufmerksamkeit in ein blosses Bemerkenwollen[1]) auf, so bleibt für den Begriff der unwillkürlichen Aufmerksamkeit keinerlei positive Bestimmung mehr übrig: es sind nur zwei verschiedene sprachliche Ausdrücke für dieselbe Sache, wenn ich einmal sage, dass ein Theilinhalt meiner Gesammtempfindung meine Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich gezogen hat, das andere Mal einfach angebe, dass ich diesen

---

[1]) Uebereinstimmend mit Stumpf's Definition Tonps. I, S. 69.

Theilinhalt als solchen bemerkt habe. Erst wenn durch den ersteren Ausdruck mit angedeutet werden sollte, dass an das erste Aufsichlenken der Aufmerksamkeit eine weitere willkürliche Analyse sich anknüpft, hätte derselbe eine engere Bedeutung als die eines blossen Bemerkens. Diese Mitbezeichnung ist aber keineswegs allgemein beabsichtigt, wo von unwillkürlicher Aufmerksamkeit die Rede ist.

Kann somit von einer Thätigkeit der Aufmerksamkeit bei der rein unwillkürlichen Analyse überhaupt nicht gesprochen werden, so kann es sich für unsere Frage nur noch darum handeln, ob und wie weit die besondern physiologischen Processe, welche bei der willkürlichen Analyse durch die Thätigkeit der Aufmerksamkeit hervorgerufen werden, auch bei der unwillkürlichen Analyse eine Rolle spielen.

Die Analyse successiver Empfindungen, soweit sie sich bei nicht zu schnellem Wechsel der Reize spontan vollzieht, scheint ausser den direct durch die Reize hervorgerufenen physiologischen Aenderungen keinerlei besondere Thätigkeit der Organe zu erfordern. Hier wird also der Unterschied zwischen der unwillkürlichen und der willkürlichen Analyse wesentlich darin bestehen, dass im einen Falle die Reize selbst die Aenderungen bewirken, zu deren Erzeugung im andern Falle die Thätigkeit der Aufmerksamkeit mitwirkt. Was hingegen die Analyse gleichzeitiger Empfindungen angeht, so haben uns bereits frühere Beispiele gezeigt, dass jene Processe, welche ursprünglich durch die Aufmerksamkeit hervorgerufen werden, durch fortgesetzte Uebung zu *unwillkürlichen Reflexwirkungen* werden können. Wo spontane Analyse gleichzeitiger Empfindungscomplexe bei strenge gleichbleibenden Reizen vorkommt, wird sie in der That stets auf diese Wirkung der Uebung zurückzuführen sein. In den meisten Fällen aber dürfte die bereits mehrfach erwähnte *indirecte* Beurtheilung unserer spontanen Erkenntniss gleichzeitiger Empfindungsmehrheiten zu Grunde liegen.

Allgemein können wir hiernach die Vorgänge, auf welchen die Analyse beruht, *ohne* Rücksicht auf die Mitwirkung unseres Willens etwa folgendermaassen beschreiben:

Die Gesammtheit unserer Empfindungen befindet sich theils in Folge physischer Processe in der Aussenwelt, theils in Folge physiologischer Vorgänge innerhalb unseres Körpers in einem Zustande fortwährender Veränderung. Wir bemerken im wachen Zustande diese Aenderungen zwar nicht immerwährend alle, aber doch von Zeit zu Zeit die durch ihr Zusammenwirken entstehende Gesammtänderung. In dieser Gesammtänderung dominiren je nach den physischen und physiologischen Verhältnissen gewisse Componenten; wir pflegen zu sagen, dass wir diese Componenten besonders bemerken. Mit diesem Ausdruck ist aber strenge nichts anderes gesagt, als dass eben diese Componenten unter der Mehrheit der augenblicklichen Empfindungen die wichtigsten sind, welche der Aufmerksamkeit ihre Richtung und der Gesammtempfindung ihren besondern Charakter bestimmen. Sie sind deshalb noch keineswegs strenge einzeln wahrgenommen; vielmehr gelingt es niemals, sie aus der Menge der gleichzeitigen Empfindungen und Nachwirkungen vergangener Empfindungen abzutrennen. Auf Grund früherer Analysen, welche uns schliessen lassen, dass die vorliegende Gesammtempfindung beim Wandern der Aufmerksamkeit sich als zusammengesetzt erweisen werde, wie auch auf Grund äusserer Erfahrungen, welche uns die unabhängigen Componenten unserer Empfindung kennen lehren, sprechen wir trotzdem von den einzelnen Theilen unseres Empfindungsganzen in derselben Weise, als ob es uns möglich wäre, dieselben völlig zu isoliren.

5. Ausser den Bedingungen, welche unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Theile unserer Gesammtempfindung hinlenken, hängt die Analyse auch noch von denjenigen Factoren ab, welche uns bestimmen, die Analyse nur bis zu einem gewissen Punkte fortzusetzen, gewisse Complexe, welche thatsächlich weiterer Analyse fähig wären, als Einheiten aufzufassen. In erster Linie scheint hier die Gewohnheit maassgebend, welche uns überall vorgebildete Begriffe als Eintheilungsprincipien unserer Anschauung zu Grunde legen lässt. So werden, um auf ein früheres Beispiel zurückzugreifen, die meisten Menschen den Anblick eines Baumes nach den ihnen geläufigen Begriffen

des Stammes, der Aeste und ihrer Richtung, der Blätter und ihrer Form zergliedern; der Maler dagegen wird sein Hauptaugenmerk auf die ihm geläufigen Theile richten: auf die Form und Färbung der verschiedenen, sich von einander abhebenden helleren und dunkleren Partien, die grossen zusammenhängenden Formen mit ihren Selbst- und Schlagschatten u. s. w. Wie sehr ein solcher Einfluss vorgebildeter Begriffe all' unser Anschauen beherrscht, zeigen täglich eine Menge Beispiele aus den verschiedensten Gebieten. So die ersten Versuche von Kindern, gesehene Gegenstände zu zeichnen, wobei ohne Rücksicht auf wirkliche Anschauung die Zeichen für die vom Kinde bereits begrifflich unterschiedenen Theile des Angeschauten neben einander gestellt werden; nicht minder die Wiedergabe von Landschaften und Menschen in den Kindheitsperioden der Kunst, welche ohne Rücksicht auf Perspective feststehende Schablonen zur Darstellung verwenden, also am blossen Hinweis auf den Begriff des Darzustellenden sich genügen lassen. Weitere Beispiele liefert das Falschlesen und Falschhören, das Uebersehen von Druckfehlern, das „Hineinsehen" bekannter Gestalten in Wolkenbildungen u. s. w. Von welchem Einfluss diese unsere Gewohnheit auf die Entwicklung unserer Begriffe selbst ist, hat Sigwart [1]) eingehend dargelegt.

Indessen ist dieser Factor selbstredend kein primärer, sondern selbst von andern abhängig, da ja jede Gewohnheit erst entstehen muss. Das Erlernen unserer Muttersprache bringt allerdings schon eine solche Gewohnheit zur Anwendung bestimmter Begriffe mit sich. Allein auch die Bildung dieser Begriffe in der Sprache muss auf einfacheren Factoren beruhen; und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Factoren selbst in ebenso äusserlichen und zufälligen Erscheinungen suchen, wie es für den Einzelnen die durch die Sprache dargebotenen constanten Bildungen sind. Complexe, die in unserer Empfindung als einheitliche Bestandtheile beim Wechsel der übrigen Componenten verharren und wieder und wieder sich bemerk-

[1]) Logik I, 2. Aufl., S. 48 f.

bar machen, werden selbstverständlich leichter als Einheiten aufgefasst, als solche Complexe, deren Zustandekommen mehr zufällig und deren Charakter demgemäss ein schwankenderer ist. Wie aus solchen constant wiederkehrenden Complexen die sprachlich fixirten Begriffe entstanden sind, so bilden ebensolche Complexe, auch wenn sie keinen sprachlichen Ausdruck gefunden haben, stets die Einheiten, auf welche unsere Analyse zurückgeht, so lange nicht wissenschaftliche oder künstlerische Bestrebungen uns veranlassen, jene Complexe noch in ihre weitern Bestandtheile aufzulösen.

6. Die Resultate unserer Betrachtungen über die Analyse und Verschmelzung im Empfindungsgebiete stehen, wie man leicht erkennt und Eingangs bereits bemerkt wurde, in naher Beziehung zu denen der Untersuchungen von Ehrenfels[1]) und Meinong[2]) über die Gestaltqualitäten oder fundirten Inhalte. Die Verwandtschaft unseres Problemes mit dem von Ehrenfels behandelten ist unverkennbar. Ehrenfels' Untersuchung geht allgemein auf die Entstehung eines neuen Inhaltes durch das Zusammenwirken einer Mehrheit einfacherer Inhalte; wenn unser Ausgangspunkt in sofern ein verschiedener ist, als wir umgekehrt das Erkennen der Mehrheit einfacherer Inhalte in einem gegebenen complexen Inhalte zum Gegenstande der Betrachtung machten, so ist doch deutlich, dass sich gerade die wesentliche Frage der Ehrenfels'schen Untersuchung, soweit diese sich auf physische Phänomene[3]) bezieht: wodurch sich die

---

[1]) Viertelj. f. wiss. Phil. XIV, S. 249 ff.

[2]) Zeitschr. f. Psych. u. Physiol. d. Sinnesorg. II, S. 245.

[3]) Die Unterscheidung derjenigen Gestaltqualitäten, die sammt ihren Elementen unter den Begriff der physischen Phänomene fallen, von denjenigen, welche sich ganz oder theilweise auf psychische Phänomene gründen, scheint mir in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit, und es möchte daher wohl gerechtfertigt erscheinen, die ersteren mit einem besondern Namen zu bezeichnen. Der ursprünglich von Ehrenfels für die Gesammtheit der einschlägigen Phänomene gebrauchte Name Gestaltqualitäten, welcher von Meinong durch den für diese Gesammtheit passenderen Namen der fundirten Inhalte ersetzt wurde, scheint mir zur Bezeichnung jener speciellen Classe nicht

Empfindungscomplexe von der blossen Summe der Theilinhalte unterscheiden? auch auf dem hier eingeschlagenen Wege erledigen musste. Unser Ausgangspunkt aber scheint mir der natürlichere, da ja in Wirklichkeit die complexen Inhalte das primär Gegebene sind, worin wir die Bestandtheile erst secundär erkennen. In der That gelangen wir von unserer Fragestellung aus nicht nur direct zur Lösung des EHRENFELS'schen Grundproblems, sondern es erscheinen auf unserm Wege auch manche Punkte in hellerem Lichte, welche EHRENFELS' Untersuchung nicht zu voller Klarheit bringt. Während diese hauptsächlich durch den negativen Theil der Behauptung überzeugt[1]) — dass nämlich die in Rede stehenden Vorstellungsgebilde nicht als blosse Summen ihrer Elemente betrachtet werden dürfen — ergeben unsere Betrachtungen dazu die positive Ergänzung, indem sie deutlich zeigen, worauf der Unterschied der Gesammtempfindung gegenüber den Theilempfindungen beruht.

Die erste Frage, durch welche EHRENFELS sein Problem charakterisirt[2]): ob und inwiefern die Melodie von n Tönen von e i n e m Individuum aufgefasst m e h r sei, d. h. einen andern Inhalt repräsentire, als dieselben n Töne von n verschiedenen Individuen aufgefasst — ist durch unsere bisherigen Betrachtungen implicite vollständig beantwortet. Nur da kann ja natürlicherweise von V e r s c h m e l z u n g der Empfindungen die Rede sein, wo dieselben von einem und demselben Bewusstsein aufgenommen werden; dass aber und inwiefern das Verschmelzungsproduct ein qualitativ Neues darstellt gegenüber den einzeln aufgefassten Theilempfindungen, ist durch die vorangehenden Betrachtungen wohl zur Genüge gezeigt: das Neue ist eben der G e s a m m t e i n d r u c k, dessen Vorhandensein in den einzelnen Gebieten wir im Vorigen festzustellen suchten.

---

ungeeignet — wie denn offenbar EHRENFELS zum Gebrauch desselben durch die „physischen" Gestaltqualitäten, wie Melodie und Raumgestalt, veranlasst worden ist.

[1]) Vgl. MEINONG a. a. O.

[2]) a. a. O., S. 252 f.

Man darf hiergegen natürlich nicht einwenden, dass auch da, wo wir die Mehrheit der Einzelempfindungen von vornherein bemerken, dennoch von Gestaltsqualitäten die Rede sein kann und muss, und dass also die letzteren nicht mit den Verschmelzungsphänomenen identificirt werden könnten; denn ob zwar der Vordersatz völlig richtig ist, so ist doch der Nachsatz keineswegs gerechtfertigt. Die Verschmelzung bleibt ja, wie wir sahen, auch nach der Analyse bestehen, wenn wir die Gesammtempfindung im Auge behalten; nur in der Gesammtempfindung aber ist dasjenige enthalten, was den Complex von den Elementen unterscheidet. So ist z. B., wie früher betont, in der Folge zweier Töne, obschon dieselben von Jedermann sofort als Mehrheit erkannt werden, dennoch in der Gesammtempfindung stets eine Verschmelzung, nämlich die des zweiten Tones mit dem Gedächtnissbilde des vorhergehenden enthalten. Jeder Versuch hier eine Gestaltqualität zu constatiren, ohne die Töne als Theile des durch diese Verschmelzung bedingten Empfindungsganzen zu betrachten, würde fehlschlagen, da gerade das Characteristicum der Gestaltsqualität zugleich mit jener Auffassung des Complexes als eines Ganzen hinwegfallen würde.

7. Diese Betrachtung gibt uns zugleich eine präcisere Antwort auf die weitere Frage Ehrenfels', ob die Gestaltqualitäten jederzeit mit ihrer Grundlage zugleich gegeben sind, oder erst durch eine besondere auf sie gerichtete psychische Thätigkeit erzeugt werden[1]). Ehrenfels entscheidet sich für die erstere Antwort und es ist offenbar, dass auch unsere Ausführungen uns nach dieser Seite hindrängen. Aber wenn Ehrenfels die Position allgemein so formulirt, dass überall, wo sich im Bewusstsein ein Complex zusammenfindet, der die Grundlage für eine Gestaltqualität abgeben kann, diese auch eo ipso mitgegeben ist, so müssen wir nach den Resultaten früherer Betrachtungen eine gewisse Beschränkung hinzufügen: dass nämlich die Gestaltqualität nur bei demjenigen Zustande der Aufmerksamkeit vorhanden ist, bei welchem das Empfindungsganze als solches

[1]) a. a. O., S. 285.

wirklich vorliegt[1]) — dass also die Existenz der Gestaltqualität in sofern von einer psychischen Thätigkeit, der Anstrengung der Aufmerksamkeit abhängt, als die letztere die Gesammtempfindung zu ändern vermag, was, wie ich gezeigt zu haben glaube, eine sehr allgemeine Wirkung derselben ist. Wenn man „Farben aber kein Bild, Bäume aber keinen Wald sieht", so ist es eben das Einzelne, dem sich die Aufmerksamkeit zuwendet, wobei die ursprüngliche Gesammtempfindung mit der an sie gebundenen Gestaltqualität verschwindet; wie an der Zerstörung der Klangfarbe durch Analyse vielleicht am allerdeutlichsten wird. „Indem sich die Analyse den fundirenden Inhalten zuwendet, entschlüpft ihr gleichsam" der fundirte Inhalt[2]) und wir sehen jetzt deutlich, worin dies Verhalten seinen Grund hat.

Unschwer erkennt man auch, in welchem Zusammenhang der Gegenstand der letzten Bemerkungen mit den Begriffen der Relation und Complexion steht. Wo wir einen Gesammteindruck vor uns haben, der als Mehrheit von Theilen erkannt ist, da reden wir von Complexion; von den Relationen aber, wenn wir die Theile dieses Ganzen eben als Theile ins Auge fassen. Je mehr Nachdruck auf der Analyse liegt, je weniger naheliegend also die einheitliche Auffassung des Gesammteindruckes ist, um so eher wird man im Allgemeinen

[1]) Ehrenfels' Bemerkung (S. 288), dass „bei einem im Bewusstsein gegebenen Complexe von Vorstellungsinhalten nur die Gestaltqualitäten derjenigen Grundlagen mit vorhanden sind, welche sich von ihrer Umgebung merklich abheben" steht hiermit völlig in Uebereinstimmung.

[2]) Meinong a. a. O., S. 260. Man vergleiche auch daselbst weiter unten (S. 261): „indess dürfte auch hier" — nämlich bei den oben (S. 66 Anmerkung 3) im engern Sinne als Gestaltqualitäten bezeichneten Inhalten — „den fundirenden Inhalten nicht alles zu überlassen sein. Bei Auffassung einer Melodie kommt es nicht nur darauf an, zu hören und zu reproduciren, sondern auch darauf, dass das Zusammengehörige beisammen bleibt" u. s. w.

auf die Relationen sein Augenmerk richten, im entgegengesetzten Falle aber auf die Complexion [1]).

8. Von unserm Standpunkte aus würde es wohl als das Naturgemässe erscheinen, unter dem fundirten Inhalt im Gegensatz zu dem fundirenden einfach das Empfindungsganze im Gegensatz zu seinen Theilen zu verstehen. Dass diese Definition der fundirten Inhalte nicht mit derjenigen von Ehrenfels' Gestaltqualitäten zusammenfällt, ist ersichtlich: nach unserer Definition wäre der fundirte Inhalt der Vorstellungscomplex einschliesslich der Elemente, welche dessen Grundlage bilden; bei Ehrenfels dagegen ist unter Gestaltqualität nur diejenige Bestimmung des Gesammteindruckes verstanden, welche, ob zwar wesentlich an das Vorhandensein der Elemente gebunden, doch erst zu ihrer Summe hinzutretend den Complex als ein Neues charakterisirt. Mit andern Worten, der fundirte Inhalt nach unserer Definition ist ein concreter Anschauungsinhalt, die Ehrenfels'sche Gestaltqualität dagegen ein Abstractum. Obwohl in der Fragestellung selbst kein Grund vorlag, der gerade auf diese Abstraction hinführte — wie man aus der vollkommnen Beantwortung der Frage durch unsere bisherigen Erörterungen ersehen kann — so ist es doch andererseits sehr begreiflich, dass Jeder, der von den einzelnen Elementen des Gesammteindruckes als einem Gegebenen ausgeht, sich veranlasst sieht, nach dem neuen Bestandtheile zu fragen, welcher zu diesen Theilen hinzutreten muss, um den Complex als ein Neues zu charakterisiren. Ob man ein solches Abstractum noch als Vorstellungsinhalt bezeichnen und sonach dem positiven Theile von Ehrenfels' Position zustimmen will, ist eine rein terminologische Frage, deren Entscheidung das Wesen der Sache unberührt lässt. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der allgemein abstracte Vorstellungsinhalte gelten lässt, wäre sie ohne Zweifel zu bejahen.

---

[1]) Uebereinstimmend mit Meinong a. a. O., S. 254: „Relation ist die Complexion vom Standpunkte eines (oder mehrerer) der Bestandstücke aus besehen.“

In eben jenem Abstractum liegt übrigens offenbar nichts Anderes vor, als die Gesammtheit der Relationen der Theilinhalte, die diesen auf Grund ihrer Vereinigung zu dem betreffenden Empfindungsganzen zukommen. Dem Einwand Meinong's [1]), dass man „zwischen Relationen, die zwar bestehen, von denen man aber nichts weiss, so wenig Gleichheit und Aehnlichkeit constatiren kann, als zwischen andern Inhalten, die man nicht gegenwärtig hat" und dass deshalb die Gestaltqualität, auf deren Gleichheit die Aehnlichkeit zweier nur der Höhe nach verschiedener Melodien beruht, nicht bloss in diesen Relationen bestehen könne, vermag ich nicht beizustimmen. Dieser Einwand verwechselt, wie mir scheint, die Auffassung der Aehnlichkeit mit ihrer Begründung. Wer die Aehnlichkeit gleicher Melodien von verschiedener Höhe constatirt, braucht durchaus nicht die gleichen Relationen zu kennen, auf welchen sie beruht, so wenig ich Aehnlichkeit durch gleiche Theile erst dann bemerke, wenn mir die beiderseits gleichen Bestandtheile einzeln gegenwärtig sind.

Dass aber die Zurückführung der Gestaltqualitäten auf Relationen nicht eine Entkräftung, sondern eine Bestätigung der Ehrenfels'schen Theorie ist, bleibt natürlich unbestritten.

VI. Analyse und Verschmelzung im Bewusstseinsganzen.

1. Wir wollen unsere Betrachtungen über die Phänomene der Verschmelzung und Analyse, welche wir im Vorigen für das Gebiet sinnlicher Empfindungen durchgeführt haben, nunmehr auf das gesammte Gebiet des Bewusstseins ausdehnen. Dass auch hier das gleiche Problem wie im Empfindungsgebiete uns entgegentritt, wurde bereits in der Einleitung erwähnt: wie dort die Wahrnehmung einer Mehrheit von Empfindungen,

[1]) a. a. O., S. 253.

so ist hier allgemein die Wahrnehmung der Mehrheit von Componenten unseres jeweiligen Bewusstseinsinhaltes nichts weniger als ein selbstverständlicher, unter allen Umständen eintretender Vorgang; vielmehr werden von den zahllosen Phänomenen, welche theils neben, theils nach einander ins Bewusstsein treten, verhältnissmässig wenige einzeln wahrgenommen — die Mehrzahl derselben geht in einer Art von Gesammtgefühl unter und nur besondere Umstände ziehen die Nachwirkungen einzelner von ihnen später wieder ans Tageslicht.

Da wir unsere gegenwärtig verlaufenden psychischen Phänomene nicht zu beobachten vermögen, so kann es sich, ebenso wie im Empfindungsgebiete, auch hier nur um die Analyse der Objecte unserer gegenwärtigen psychischen Phänomene handeln. Sachlich bedeutet dies keine Beschränkung der Aufgabe, da der gegenwärtige Bewusstseinszustand im nächsten Augenblicke bereits als vergangen Object eines darauf gerichteten Vorstellens werden kann. Der Unterschied unserer jetzigen Aufgabe von der auf das Empfindungsgebiet bezüglichen besteht hiernach darin, dass wir als Componenten unseres gegenwärtigen Bewusstseinsinhaltes ausser den gegenwärtigen physischen Phänomenen auch die Gedächtnissbilder vergangener Phänomene, physischer sowohl als psychischer, in Betracht zu ziehen haben. Allerdings hatten wir im Vorigen bereits bei Gelegenheit der Analyse successiver Empfindungen Veranlassung, über die Betrachtung der augenblicklichen Empfindungen hinauszugehen und auch die Nachwirkungen früherer Eindrücke mit zu berücksichtigen. Allein wir hatten damals die letzteren nur so weit zu betrachten, als sie den gegenwärtigen Empfindungen zum Hintergrunde dienten und deren Zusammenhang mit den vorhergegangenen Theilen des betrachteten Ganzen vermittelten; dagegen hatten wir die Analyse dieser Nachwirkungen selbst damals noch nicht zum Gegenstande unserer Untersuchung gemacht, da sie als Componenten des augenblicklichen Empfindungszustandes im engeren Sinne nicht in Betracht kamen. Hier aber, wo es sich nicht mehr um den Empfindungs-,

sondern allgemein um den Bewusstseinsinhalt handelt, sind die Nachwirkungen vergangener Phänomene den gegenwärtigen Phänomenen als Componenten dieses Inhaltes völlig gleichgeordnet: die Analyse des aus diesen beiden Arten von Componenten zusammengesetzten Gesammtobjects unseres Bewusstseins ist der Analyse von Complexen gleichzeitiger Empfindungen durchaus analog, indem zwar nicht die vergangenen Phänomene, aber doch ihre Nachwirkungen mit den gegenwärtigen Empfindungen gleichzeitig zusammentreten.

Dieser Analyse des jeweiligen Bewusstseinsinhaltes können wir analog wie im Empfindungsgebiete die Analyse successiver Zustände anreihen. Indess bietet diese gegenüber der Analyse successiver Empfindungszustände kaum etwas Neues. Hier wie dort zeigt sich uns die Thatsache, dass die Wahrnehmung der successiven Aenderungen nicht fortwährend stattfindet, sondern dass stets eine grössere oder kleinere Spanne letztvergangener Zustände im Gedächtniss als Einheit vorgestellt wird, indem die Aenderungen während dieser Spanne unbemerkt geblieben sind. Will man nach einem Grunde für diese Thatsache fragen, so kann man einen solchen auch hier darin finden, dass die Beurtheilung (Auffassung) jedes Inhaltes eine endliche Zeit beansprucht, die unendlich vielen wechselnden Inhalte also unmöglich alle bemerkt werden können. Vergrösserte Aufmerksamkeit auf die Aenderungen des Bewusstseinszustandes vermag jene Spanne zu verengern. Doch scheint die Möglichkeit dieser Verengerung bald eine Grenze zu finden. Beispiele, bei welchen die Aenderung des Bewusstseinszustandes lediglich durch Aenderung sinnlicher Empfindungen hervorgebracht wird, lassen eine solche Grenze deutlich erkennen: bei der Analyse von Geräuschen z. B. stossen wir sehr bald auf Theile, innerhalb deren wir keine Aenderung mehr wahrzunehmen vermögen; dennoch ist die factische Aenderung des Bewusstseinszustandes während jedes dieser Theile mit Sicherheit daraus zu erschliessen, dass jeder Augenblick der Fortdauer der Empfindung den Bewusstseinszustand verändern

muss, da eben diese Dauer jederzeit als wesentliche Componente in den Bewusstseinszustand mit eingeht.

Dass wir übrigens hier wie im Empfindungsgebiete die Thatsache der Unterscheidung successiver Gesammtzustände als eine fundamentale, nicht weiter zurückführbare zu betrachten haben, bedarf nach unsern früheren Bemerkungen wohl nicht der Erwähnung. Auf eben diese Unterscheidung gründet sich, wie wir alsbald sehen werden, die Analyse der gleichzeitigen Componenten unseres jeweiligen Bewusstseinsinhaltes, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen wollen.

2. Dass unser Bewusstseinsinhalt jederzeit von einer grossen Zahl von Componenten abhängt, bedarf keines Beweises. Die gegenwärtigen Empfindungen bilden zusammen mit den Nachwirkungen vergangener Phänomene ein äusserst zusammengesetztes Ganzes, in welchem wir zwar die einzelnen Factoren als solche niemals sämmtlich bemerken, welches aber in seiner Färbung, seinem Gefühlston, durch jeden derselben mehr oder weniger beeinflusst wird. Dass diese letztere Behauptung richtig ist, soweit sie sich auf die gegenwärtigen Empfindungen bezieht, haben die Betrachtungen der frühern Capitel gezeigt; dass aber dasselbe auch für die Nachwirkungen früherer Erlebnisse gilt, zeigt sich nicht nur in dem grossen Einflusse sowohl jüngstvergangener als auch weiter zurückliegender Ereignisse auf unsere Gemüthsverfassung, sondern auch und vor allem in den Thatsachen des Gedächtnisses. Dass in diesen überhaupt die Wirkung vergangener Erlebnisse auf unsern Bewusstseinszustand unzweideutig zum Ausdruck kommt, ist von selbst klar; inwiefern wir aber behaupten dürfen, dass alle frühern Erlebnisse auf unsern Zustand nachwirken, wird sich im Verlauf der folgenden Ausführungen ergeben.

Da wir die Analyse derjenigen Componenten unseres Bewusstseinsinhaltes, welche durch augenblickliche Empfindungen bedingt sind, im Vorigen bereits ausführlich besprochen haben, so werden wir unsere gegenwärtige Untersuchung auf die Analyse der Nachwirkungen früherer Erlebnisse beschränken können. Eine dieser Componenten, die Nachwirkung eines frühern Er-

lebnisses auf unsern jetzigen Zustand als solche bemerken, heisst nun offenbar nichts Anderes, als dieses Erlebnisses sich erinnern: wenn wir sagen, wir erinnern uns eines Ereignisses, so bezeichnen wir mit diesem Ausdrucke eben nichts Anderes, als die Hervorhebung einer bestimmten Vorstellung aus der Gesammtheit der Componenten unseres Bewusstseinszustandes, welche Vorstellung als die Nachwirkung jenes Ereignisses erkannt wird.

Hiernach können und müssen wir — analog unsern früheren Begriffsbestimmungen im Empfindungsgebiete — als unbemerkte Componenten unseres Bewusstseinsinhaltes ausser den gegenwärtigen Empfindungen alle Gedächtnissbilder früherer Ereignisse bezeichnen. Mit dieser Definition wird der Bewusstseinsinhalt dem Empfindungsinhalt völlig parallelisirt, und man sieht alsbald, wie sich nunmehr alle früher gewonnenen Resultate mutatis mutandis auf die Analyse des Gesammtbewusstseinsinhaltes übertragen lassen. Ich glaube ausdrücklich darauf hinweisen zu müssen, dass diese Uebertragung nicht etwa hypothetisch ist, nicht bloss als Bild dient, unter welchem sich die Thatsachen der Bewusstseinsanalyse und des Gedächtnisses bequem begreifen lassen; dass vielmehr die Thatsachen des Gedächtnisses die eben gegebene Definition der unbemerkten Componenten nothwendig erfordern und dass durch diese Definition die Analogie mit den früher betrachteten Erscheinungen sofort gegeben ist.

Unsere Aufgabe wird hiernach von jetzt an darin bestehen, die Analogien der Bewusstseinsanalyse mit derjenigen der Empfindungen im Einzelnen nachzuweisen und diejenigen Unterschiede hervorzuheben, welche der Natur der Sache nach hier gegenüber den frühern Fällen hervortreten.

3. Da, wie bemerkt, die Nachwirkungen der frühern Erlebnisse zwar den gegenwärtigen Zustand beeinflussen, nicht aber alle einzeln wahrgenommen werden, so werden wir auch hier, in demselben Sinne wie früher von Verschmelzung der gleichzeitigen Empfindungen, von Verschmelzung der

Gedächtnissbilder zu sprechen haben. Sowohl diese Verschmelzungsphänomene, als auch der Verlauf der Analyse, welche uns die einzelnen Gedächtnissbilder bemerken lässt, sind den entsprechenden Phänomenen im Gebiete der Empfindungen durchaus parallel. Hier wie dort besteht die Gesammtwirkung der vorhandenen Phänomene — die hier wohl am passendsten durch das Wort Seelenstimmung sich bezeichnen liesse — aus der Summe der Wirkungen einer Mehrheit von Componenten, über deren Zusammenbestehen erst die im Laufe der Zeit sich vollziehende Analyse Aufschluss gibt. Wir können geradezu den Gesammtzustand des Bewusstseins mit den Verschmelzungserscheinungen in irgend einem Sinnesgebiete vergleichen, wobei sich die durchgängige Analogie deutlich zeigt. So entspricht z. B. jenem Gesammtzustande der Gesammteindruck eines Zusammenklanges. In diesem dominirt entsprechend der augenblicklichen Richtung der Aufmerksamkeit einer der Theiltöne, ohne dass darum die übrigen aus der Gesammtempfindung wegfielen, die vielmehr durch alle Töne wesentlich mitbestimmt ist. Bei der Analyse verändert sich die Gesammtempfindung, indem successive die übrigen Bestandtheile mit dem ihnen eignen Gefühlstone erscheinen, jeweils aber getragen von dem Hintergrunde der andern, momentan nicht mit Aufmerksamkeit betrachteten Theiltöne. Analog erscheint der Gesammtbewusstseinszustand als ein durch das Zusammenwirken der gegenwärtigen Empfindungen und der früher zum Bewusstsein gekommenen und durch ihre Gedächtnissbilder in demselben fortwirkenden Phänomene bedingtes Ganzes, in welchem jeweils eine der Componenten im Vordergrunde steht, während die übrigen nicht als solche bemerkt werden. Sobald aber die Aufmerksamkeit auf eine jener übrigen Componenten z. B. auf eines der Gedächtnissbilder gelenkt wird, verschwindet der bisherige Bewusstseinszustand und an seine Stelle tritt ein neuer, in welchem die nunmehr hervorgehobene Vorstellung mit den an sie geknüpften Sonderinteressen dominirt, stets aber mit beeinflusst durch die übrigen Bestimmungsstücke des Gesammtinhaltes.

Wie also gemäss unsern frühern Betrachtungen die Gesammtempfindung, so verändert sich stets auch der Bewusstseinsinhalt während der Analyse; eben diese Veränderung ist es auch hier, welche zunächst bemerkt wird und rückwärts auf die Zusammensetzung des analysirten Inhaltes schliessen lässt — ein Schluss, dessen Mechanismus uns freilich in den seltensten Fällen zum Bewusstsein kommt.

Man sieht, dass die früheren Erlebnisse gewissermaassen den Reizen im Empfindungsgebiete vergleichbar sind. Wie dort durch das Zusammenwirken der Reize, so entsteht hier durch das Zusammenwirken der vergangenen Phänomene ein Gesammtobject, in welchem die Wirkungen der einzelnen Componenten zunächst verschmolzen, bei gehöriger Aufmerksamkeit aber im Allgemeinen einzeln wahrnehmbar sind. Allerdings wird es ebenso wenig gelingen, sie alle einzeln wahrzunehmen, also den Bewusstseinsinhalt vollständig zu analysiren, als etwa eine vollständige Analyse unseres Gesichtsfeldes jemals vollzogen werden kann: auch die ausführlichste Selbstbiographie kann niemals auch nur annähernd die sämmtlichen Ereignisse beschreiben, welche schliesslich den gegenwärtigen Seelenzustand des Autors herbeigeführt haben.

4. Wir müssen an dieser Stelle einen naheliegenden Einwand zurückweisen, welcher gegen unsere Betrachtungen erhoben werden könnte. Wenn wir auf unser früheres Leben zurückblicken, so finden wir unsern Bewusstseinszustand in fortwährender Veränderung begriffen. Offenbar ist nun aber jede solche Aenderung auch für alle weitern Zustände, welche das Bewusstsein durchläuft, mitbestimmend. Sollen nun in der That, wie unsere Theorie es verlangt, alle Componenten unseres Bewusstseinsinhaltes als gegenwärtige und bewusste, obgleich unbemerkte Theilinhalte existiren, so müsste die unendliche Menge früherer Erlebnisse durchgängig in unserm Gedächtnisse aufbewahrt bleiben und es müsste uns also möglich sein, jedes auch noch so geringfügigen Ereignisses uns zu erinnern: ein absolutes Vergessen wäre ausgeschlossen.

Dem scheinen nun aber die Thatsachen direct zu wider-

sprechen. Selbst aus den letzten Stunden können wir uns selten an mehr als einige wenige besonders wichtige und in hervorragender Weise auf unsern Zustand fortwirkende Ereignisse erinnern. Je weiter wir zurückdenken, um so geringer wird die Zahl deutlicher Erinnerungen und im ersten Kindesalter verlieren sich dieselben völlig. Wie soll dies mit der vorgetragenen Theorie stimmen?

Hierzu ist zunächst zu bemerken, dass nicht alle Nachwirkungen vergangener Erlebnisse gleiche Stärke und Deutlichkeit besitzen und bewahren können. Sind doch die Gedächtnissbilder keineswegs Bilder im gewöhnlichen Sinne — gleichsam photographische Aufnahmen der jeweiligen Anschauung, die im Gehirne aufgespeichert würden, wo wir sie nur zu suchen und zu betrachten hätten —; sondern die Nachwirkungen der Erlebnisse sind zweifellos complicirte Processe, welche durch mannigfache äussere Einwirkungen gestört, abgeschwächt oder auch verstärkt werden. Aber auch ohne solche alterirende Einflüsse würden sie ebenso wenig alle gleiche Bedeutung und Deutlichkeit besitzen, als etwa alle Theile des Gesichtsfeldes gleichen Einfluss auf die Natur des Gesammtbildes haben.

Ferner aber werden wir, wie im Gebiete der sinnlichen Empfindungen, so auch hier die Existenz unbemerkbarer Componenten des Bewusstseinsinhaltes zugeben müssen. Wie wir nämlich im Empfindungsgebiete zwischen solchen Wirkungen der Reize zu unterscheiden hatten, welche zusammenfliessend eine einfache, nicht zerlegbare Empfindung bildeten, und solchen, welche der Analyse unterworfen werden konnten, so drängt sich uns eine analoge Unterscheidung auch hier wieder auf. Es zeigt sich nämlich allgemein, dass wir nur solcher Ereignisse uns einzeln erinnern können, welche zur Zeit ihres Eintrittes einzeln bemerkt wurden, während jeder einheitliche Inhalt, der als solcher ins Gedächtniss aufgenommen wurde, auch nachträglich einheitlich bleibt und keiner Analyse mehr zugänglich ist, wie die Klänge, deren Obertöne während des Erklingens nicht bemerkt wurden, nachträglich in keiner Weise mehr analysirt werden können. So wird jede andauernde Stimmung,

während deren wir unsere Zustands- und Empfindungsänderungen nicht beachteten, eben nur als Ganzes in das Gedächtniss aufgenommen und die unbeachteten Zustandsänderungen sind für die Erinnerung eben so verloren, wie sie es zur Zeit ihres Eintrittes für die Aufmerksamkeit waren. Aus dieser Thatsache ergibt sich die Erklärung für die meisten Fälle des Vergessens. Insbesondere dürfte das Fehlen der Kindheitserinnerungen zum grössten Theile auf der mangelnden Analyse der Eindrücke beruhen. Einerseits besitzt das Kind noch nicht die Begriffe, auf denen unsere Analyse der Anschauung beruht; andrerseits nimmt gerade das Erlernen der Begriffe seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, dass es auf die übrigen Merkmale, welche die Erlebnisse zeitlich specialisiren und dadurch zu Objecten einer bestimmten Erinnerung machen würden, nicht gleichzeitig zu achten vermag. Haben wir demnach gerade in den erlernten Begriffen und sprachlichen Bezeichnungen der Begriffe die Summe unsrer Kindheitserinnerungen zu erblicken, so erscheint die übliche Ansicht, dass die Kindheitseindrücke wegen noch allzugrosser Nachgiebigkeit des Gehirns nicht aufbewahrt sondern rasch verwischt würden, als eine überflüssige Hypothese.

Soweit der obige Einwand nicht durch die vorigen Bemerkungen bereits entkräftet ist, wird ihm durch die Thatsache der Boden entzogen, dass das Bemerken jeder einzelnen Componente unseres Bewusstseinsinhaltes nicht unserer Willkür anheim gegeben ist, sondern von einer Menge äusserer Factoren abhängt. James Mill bemerkt,' dass es gar nicht in unserer Macht liege, willkürlich an eine bestimmte Vorstellung zu denken, da wir, um an sie denken zu wollen, bereits an sie denken müssten. Wenn schon in dieser Form die Behauptung in Folge einer Aequivocation — analog derjenigen, welche eine frühere Controverse über die Wirkungen der Aufmerksamkeit im Sinnesgebiete veranlasst hat — nicht ganz richtig ist, zeigt sie doch deutlich die Abhängigkeit unseres Denkens von unwillkürlichen Factoren. Offenbar muss, wenn es mir etwa einfällt an den Ton *a* denken zu wollen, die Symbolvorstellung *a* mir bereits gegenwärtig sein, ehe ich meinen Willen

auf die Erzeugung der wirklichen (ausgeführten) Vorstellung richten kann. Aehnliches gilt in allen Fällen; ob aber weiter in jedem Falle das Ziel unseres Wollens erreicht werden kann, hängt abermals von manchen Factoren ab, über welche uns keine Verfügung zusteht. Analogien im Empfindungsgebiete liegen nahe genug, um einen besondern Hinweis auf sie überflüssig zu machen.

Wir dürfen hiermit jenen Einwand wohl als widerlegt ansehen, so dass also unsere Theorie, nach welcher das Gesammtobject des Bewusstseins in gleicher Weise aus den gegenwärtigen Empfindungen und den Gedächtnissbildern der frühern Phänomene zusammengesetzt ist, wie der Empfindungsinhalt jeweils aus der Gesammtheit der gleichzeitigen Empfindungen, zu Recht bestehen bleibt.

5. Bis zu einem gewissen Grade gibt uns diese Analogie zwischen Bewusstseins- und Empfindungsinhalt auch über die Wirksamkeit jener oben erwähnten Factoren Aufschluss, von welchen das willkürliche wie das unwillkürliche Erinnern abhängt.

Wenn im Gesichtsfelde unsere Aufmerksamkeit durch irgend einen Wechsel der Reize von einer Theilempfindung auf eine andere gelenkt wird, so wird die letztere niemals allein, sondern stets zusammen mit ihrer Umgebung wahrgenommen; wenn etwa der Glanz eines spiegelnden Sees unsern Blick auf sich zieht, so bemerken wir alsbald nicht nur den glänzenden Streifen, welcher uns veranlasste das Auge zu wenden, sondern den See als Ganzes sammt seinen Ufern. In ähnlicher Weise kann nun unsere Aufmerksamkeit durch irgend eine Veranlassung auf ein bestimmtes Gedächtnissbild gelenkt werden. Dieses aber ist stets Theil eines im Gedächtniss aufbewahrten Complexes gleichzeitiger oder successiver Phänomene, welcher seiner Zeit als Ganzes in das Bewusstsein aufgenommen worden ist. Ebenso wie im Gesichtsfelde wird nun auch hier nicht der Theil für sich allein, sondern alsbald der Complex wahrgenommen, welchem derselbe angehört, beziehungsweise, wenn dieser früher analysirt worden war, der Complex als Gesammtheit der in

demselben bemerkten Theile. Man erkennt unschwer, wie in dieser Thatsache die Phänomene der Association durch Contiguität ihre Erklärung finden. Die sollicitirende Vorstellung lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Complexion hin, deren Theil sie selbst oder eine ihr ähnliche Gedächtnissvorstellung ist; was bemerkt wird, ist diese Complexion und, falls sie früher analysirt worden war, ihre einzelnen Theile.

Die Thatsache, auf welche hierdurch die Contiguitätsassociationen zurückgeführt erscheinen — dass nämlich eine Vorstellung unsere Aufmerksamkeit auf das Gedächtnissbild einer ähnlichen Vorstellung hinzulenken vermag, die unter andern Umständen ins Bewusstsein getreten ist, möchte einer weitern Zurückführung und Erklärung nicht wohl fähig sein. Dieselbe scheint mir vielmehr ebenso elementar wie etwa im Empfindungsgebiete die Thatsache der Verstärkung der Wirkung eines Reizes durch einen weitern ähnlichen Reiz.

München. H. Cornelius.

Werththeorie und Ethik.

(Erster Artikel.)

Die Erkenntniss von dem Wesen und Wandel menschlicher Werthungen, das heisst jener Schätzungsacte, welche für Richtung und Stärke des menschlichen Strebens und Handelns bestimmend sind, ist in letzter Zeit bedeutend gefördert worden. Einerseits war es eine Gruppe von Nationalökonomen, welche die wirthschaftlichen Werthphänomene einer eingehenden Bearbeitung unterzog und namentlich das Verhältniss zwischen Werth und Nutzen — wohl endgiltig — feststellte; andererseits hat die moderne Entwicklungstheorie das Bewusstsein von der Veränderlichkeit, wie alles organisch Gewordenen, so auch der menschlichen Werthungen wachgerufen; — und wenn wir auch über die Gesetze jener Veränderungen noch tief im Dunkel sind, so ist doch die Ueberzeugung von ihrem Vorhandensein und die daraus folgende Belebung des Forschens als positiver Gewinn nicht leicht hoch genug anzuschlagen. Dass an diesem Gewinne nicht nur die Wissenschaft von den wirthschaftlichen, sondern auch die von den moralischen Werthen theilzunehmen berufen sei, braucht wohl nicht besonders nachgewiesen zu werden — wenn auch zugestanden werden muss, dass die Ethik in ihrem Entwicklungsgang mit der Nationalökonomie bisher keineswegs Schritt gehalten hat und sich nur langsam

aus den Fesseln der normativen Betrachtungsweise losringt, um zu einer objectiven Anerkennung der Thatbestände überzugehen.

In solchem Sinne und mit solchen Zielen die Ergebnisse der neueren Werththeorie zusammenzufassen, weiter zu bilden, und auf speciell ethischem Gebiete fruchtbar zu machen, ist der Zweck der folgenden Untersuchungen, welche zunächst den Werthbegriff zu bearbeiten und die Werthbewegung in ihren Grundzügen darzustellen haben werden, um dann die gewonnenen allgemeinen Einsichten auf die besonderen Fälle ethischer Bewerthung zur Anwendung zu bringen.

I.

Analyse der Werthbegriffe, als Ausführung der Lehre vom „Grenznutzen".

Es ist charakteristisch für den unsystematischen Entwicklungsgang, welchen die menschliche Erforschung schwieriger Probleme meist zu wandeln pflegt, dass das Werthphänomen seine ausgiebigste Klärung in neuerer Zeit nicht durch eine logisch und sachlich untadelige Begriffsdefinition, sondern durch eine Maassbestimmung erfahren hat, welche den Begriff des Werthes und den mit ihm verwandten des Nutzens zunächst als gegebene Grössen voraussetzen kann. Jedenfalls hoffe ich in dem Folgenden zu zeigen, dass die Menger- und Wieser'sche Werththeorie[1]), welche ich hier im Auge habe, keineswegs in einwandfreien allgemeinen Begriffsbestimmungen, sondern in der Aufdeckung einer realen Beziehung, des Grössenverhältnisses zwischen Werth und Nutzen, oder — wie wir mit dem eigens hiefür gebildeten technischen Terminus kurz sagen können — in der Lehre vom Grenznutzen ihren wesentlichen Beitrag zur Förderung des Werthproblems geliefert

---

[1]) v. Wieser bezeichnet in seiner letzten Bearbeitung des Gegenstandes „Der natürliche Werth", Wien 1889, neben Menger die Forscher Gossen, Jevons und Walras als von einander unabhängige Begründer der Theorie.

hat. Dementsprechend will ich zunächst versuchen, jene Lehre (in specieller Anlehnung an die Ausführungen v. Wieser's[1]), welcher auch den Terminus „Grenznutzen“ einführte) kurz und fasslich darzustellen, ohne mich vorher in irgend welche Begriffsbestimmungen von Werth und Nutzen einzulassen, einzig und allein dem gesunden Sprachgefühle vertrauend, und seiner sehr bestimmten Reaction, von der wir ja bei allen wissenschaftlichen Vertiefungen der Probleme auszugehen haben.

Da dürfen wir es denn — in Uebereinstimmung mit unserm Autor — als eine dem gesunden Menschenverstand feststehende Thatsache betrachten, dass der Werth der Güter — zunächst der wirthschaftlichen — von ihrem N u t z e n stamme. Ein untaugliches Ding, das „zu Nichts nutz ist“, kann auch niemals einen Werth erlangen; und wenn wir ein Ding bewerthen, so spricht sich darin die stillschweigende Voraussetzung aus, dass es uns in irgend einer Weise „zu Nutze“ sei oder werden könne. Dies scheint eine so selbstverständliche Wahrheit zu sein, dass man zunächst kaum begreift, wie der menschliche Geist jemals an ihr irre werden konnte. Und doch wird das wieder erklärlich, sobald man bei näherem Zusehen das auffällige Missverhältniss zwischen der G r ö s s e von Werth und Nutzen verschiedener Güter erkennt, ja auf die befremdliche Thatsache verwiesen wird, dass viele Dinge, welche uns den höchstdenkbaren Nutzen bringen, dennoch als vollkommen werthlos gelten. Um wie viel nützlicher das billige Eisen ist als das theuere Gold, wissen wir Alle; ebenso dass die atmosphärische Luft etwa, oder das Trinkwasser, Dinge, von denen unsere gesammte Existenz abhängt, denen also wohl der höchste Grad von Nutzen zukommt, erstere niemals, letzteres nur in Ausnahmsfällen überhaupt bewerthet, als Werthträger behandelt und geachtet werden. Ja man kann fast allgemein sagen, dass die nützlichsten Güter, diejenigen, denen wir die Befriedigung

[1] Ausser dem obgenannten Werke eine Publication älteren Datums „**Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werthes**“, Wien 1884.

unserer wichtigsten, elementarsten Bedürfnisse verdanken, den Luxusgegenständen, welche uns bloss entbehrliche Annehmlichkeiten verschaffen, an Werth hintanstehen. Und so dürfen wir uns auch nicht länger mehr darüber verwundern, dass man an dem realen Zusammenhang von Nutzen und Werth zu zweifeln begann, ja ihn vollkommen hinwegleugnete, um das Phänomen der Bewerthung auf andere Grundlagen zurückzuführen [1]).

Man kann nun die Lehre vom Grenznutzen als die wissenschaftliche Rehabilitirung jener dem Unbefangenen stets natürlich sich darbietenden Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit von Werth und Nutzen betrachten.

Die Erwägungen, welche sich hiebei aufdrängen, sind kurz folgende: — Es ist allerdings richtig, dass oftmals Dinge von höchstem Nutzen dennoch als werthlos erachtet werden. Das geschieht aber nur dann, wenn sie in solchen Quantitäten vorhanden sind, dass die Befriedigung sämmtlicher auf sie gerichteter Bedürfnisse ausser Frage steht. Dass in einer Gegend zu wenig Luft zum Athmen vorhanden wäre, kommt nicht vor, darum besitzt diese keinen Werth; ebenso im Allgemeinen das Trinkwasser. Sobald jedoch der Vorrath dieses letzteren den Bedarf nicht vollkommen deckt, sobald es fraglich wird, ob ein Jeder sein Bedürfniss nach gutem Trinkwasser vollkommen decken könne, sehen wir dieses in die Reihe der wirthschaftlichen Werthobjecte einrücken. Ja selbst atmosphärische Luft von besonderer Qualität, dergleichen nicht überall im Winde zuweht, wird mittelbar zum Gegenstande wirthschaftlicher Werthung, nicht an sich zwar, wohl aber in den Wohnräumen, welche sie erfüllt, und die ihren Genuss ermöglichen. Dies zeigen die Miethpreise in klimatischen Kurorten. Und wäre der Ertrinkende etwa noch in der geistigen Verfassung, die Werthung eines für sein Athmungsbedürfniss

---

[1]) Von grösster Wichtigkeit für die Entwicklung der Nationalökonomie und speciell der Werthlehre wurde die durch Adam Smith eingeleitete Zurückführung des Werthes auf Arbeit.

genügenden Quantums atmosphärischer Luft zu vollziehen, sie würde gewiss nicht gering ausfallen.

Es ist weiter richtig, dass das nahrhafte Brot meist niedriger bewerthet wird, als etwa der bloss gaumenreizende Pfeffer. Aber das geschieht doch nur von Menschen, welche Aussicht haben, sich mindestens annähernd satt zu essen, das heisst also, welche Brot oder äquivalente Nahrungsmittel in weit grösserer Quantität sich zu beschaffen in der Lage sind, als sie deren zum dringendsten Lebensunterhalt oder zur Stillung des eigentlichen Heisshungers bedürfen. Wer thatsächlich mit dem Hunger zu kämpfen hat, der wird ein tüchtiges Stück Brot immer der grössten Menge des besten Pfeffers vorziehen. — Oder doch nicht immer? — Wird der Vater einer hungernden Familie nicht ein Fass Pfeffer mit grösserer Freude zum Geschenk nehmen, als eine gleiche Menge Brot? — Gewiss, wenn er Aussicht hat, das Fass Pfeffer zu verkaufen und für den Erlös sich und den Seinen eine noch viel grössere Menge kräftiger Nahrungsmittel zu verschaffen. Fällt aber diese Aussicht weg, wie bei einer Hungersnoth, so wird er zweifelsohne selbst die geringe Menge Brot vorziehen, das heisst: es wird sich das gegenseitige Verhältniss der Werthe von Brot und Pfeffer an dasjenige ihrer Nützlichkeit accommodiren.

Was aus diesen Einzelbetrachtungen an Leitgedanken hervorgeht, ist Folgendes: Die Acte der Werthschätzung von Gegenständen werden immer in Bezug auf irgend welche jene Gegenstände und ihr Verhältniss zu uns betreffenden Handlungen (etwa Erwerb oder Entäusserung) vollzogen. Hiebei ist allerdings der Nutzen des Gegenstandes maassgebend für seine Werthschätzung, aber nicht der volle Nutzen, den jener Gegenstand uns thatsächlich gewährt, sondern nur jener Theil seines Nutzens, welcher bei der betreffenden Handlung in Frage kommt. So wird der nahezu Gesättigte beim Ankauf eines Brotes nicht überlegen, inwieweit sein ganzer Lebensunterhalt von der Existenz des Brotes abhängig sein mag, sondern lediglich sein Nahrungsbedürfniss und die Stillung desselben durch das Brot

für den einen bestimmten Fall in Erwägung ziehen. Aber selbst der Heisshungrige wird unter normalen Verhältnissen das Brot nicht übermässig theuer bezahlen; denn ob er es gleich zur Stillung eines dringenden Bedürfnisses zu verwenden gedenkt, hängt doch die Befriedigung des Bedürfnisses nicht von dem Besitze des einen Stückes ab; er kann für sein Geld etwa in dem nächsten Bäckerladen ein ebenso gutes Stück bekommen. Es kommt höchstens die Zeit in Frage, welche er bis zur Beschaffung jenes anderen Stückes noch zuwarten muss. Nur wenn so viel Heisshungrige und zugleich auch Kaufkräftige nach Brot begehren, dass die Befriedigung Aller aus den vorhandenen Vorräthen zweifelhaft erscheint, wird die Erwerbung eines Brotes — entsprechend dem Nutzen, welcher hiebei in Frage kommt — höher bewerthet werden. Die Verschiedenheit des bei Erwerb oder Entäusserung bestimmter Stückgüter einer gewissen Kategorie in Frage kommenden Nutzens ist eine Folgeerscheinung des Verhältnisses zwischen dem Vorrath, in welchem jene Gegenstände vorhanden sind, und dem Bedarf aller derjenigen, welche mit Erfolg nach dem Besitze der Gegenstände trachten. Je weiter der Vorrath hinter dem Bedarfe zurückbleibt, desto dringendere Bedürfnissbefriedigungen werden im Allgemeinen durch Besitz oder Nichtbesitz des Gegenstandes in Frage gestellt — desto höher steigt sein Werth.

Der Nutzen, welcher von dem Erwerb oder von der Entäusserung eines einzelnen, in mehreren Exemplaren vorräthigen Gegenstandes als abhängig erachtet wird — ist es nun, welchen man mit dem Namen Grenznutzen bezeichnet. Der Werth der Güter ist ihrem Grenznutzen proportional. Mit diesem Satze hat die neuere Werththeorie den früh geahnten, anscheinend widerlegten Zusammenhang von Werth und Nutzen nachgewiesen.

Bei den zum vollkommenen Verständnisse dieses Satzes concurrirenden Ueberlegungen kommen hauptsächlich folgende Gesichtspunkte in Betracht:

1. Die menschlichen Bedürfnisse nach Gegenständen irgend welcher Art sind stets endlich begrenzt. Ebenso der

verfügbare Vorrath an Gegenständen. (D. h. Bedarf und Vorrath sind stets endliche Grössen, welche zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen.)

2. Werden Bedürfnisse irgend einer Kategorie durch aufeinanderfolgende Acte des Verbrauches gleicher Gegenstände befriedigt, so befriedigen im Allgemeinen die ersten Verbrauchsakte grössere Bedürfnisse als die nächstfolgenden. (Der Hungrige z. B., welcher sich durch das Verzehren mehrerer gleicher Brotstücke sättigt, befriedigt mit den ersten Bissen grössere Bedürfnisse als mit den nächstfolgenden.)

3. Oft können gleiche Gegenstände zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse gebraucht werden, welche sich auch in ihrer Grösse weit von einander unterscheiden. (Man kann mit dem gleichen Stück Brot etwa den eigenen Hunger stillen, oder die Spatzen vor dem Fenster füttern.)

4. Daher bringen meist von einem Vorrath gleicher Gegenstände, welche alle ausgenutzt werden, die einzelnen Stücke dennoch sehr verschiedenen Nutzen mit sich. (Hier ist natürlich nicht der Grenznutzen, sondern der Nutzen schlechthin gemeint, welcher sehr verschieden ist etwa bei dem Stück Brot, welches man im Zustande des Hungers, und bei dem, das man im Zustande fast vollzogener Sättigung verzehrt, oder zum Füttern der Spatzen verwendet.)

5. Wenn ein Vorrath gleicher Nutzgegenstände nicht vollkommen ausreicht, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, bei denen dies der Art der Gegenstände nach möglich wäre, so pflegt man in der Regel aus dem Vorrath den grösstmöglichen Nutzen zu ziehen, das heisst: nur die schwächsten Bedürfnisse unbefriedigt zu lassen. Dies ergiebt sich, wenn die Verschiedenheit der Nutzgrössen nach 2. erfolgt, von selbst (man kann nicht seinen „Appetit“ zuerst befriedigen, und seinen „Heisshunger“ unbefriedigt lassen) — wenn nach 3., so ist es ein Erforderniss der Wirthschaftlichkeit (Vernunft im Güterverbrauch), dem die meisten Menschen in den meisten Fällen nachkommen (man wird sein Brot nicht den Spatzen streuen, wenn man selbst Hunger leidet).

6. Wer somit aus einem Vorrath von gleichen Nutzgegenständen einen hergibt, der verliert dadurch nur den geringsten Nutzen — Grenznutzen — welchen er bei grösstmöglicher Ausnützung des ganzen Vorrathes aus einem einzelnen Gegenstande gezogen hätte. Analog: Wer zu einem Vorrath von gleichen Nutzgegenständen noch einen hinzuerwirbt, der gewinnt dadurch nur den geringsten Nutzen — Grenznutzen — welchen er bei grösstmöglicher Ausnützung des so vermehrten Vorrathes aus einem einzelnen Gegenstande gezogen hätte.

7. Daher bildet sich die Gewohnheit, bei allen denjenigen Handlungen, welche die Bewegung der Güter im Einzelnen bewirken (Production, Kauf, Verkauf, Consumtion), die Güter nur in Gemässheit ihres Grenznutzens zu schätzen. Die in solcher Weise sich vollziehende Schätzung nun ist die Werthung der Güter.

Aus diesen Gesichtspunkten folgt von selbst die beobachtete häufige Divergenz zwischen Nutzen schlechthin und Werth, welche anfänglich so beirrend wirkte: die Werthlosigkeit allernützlichster Gegenstände, welche im Ueberfluss vorhanden sind, sowie die durch das wechselnde Verhältniss von Vorrath und Bedarf bedingten Werthschwankungen von stets gleich nützlichen Güterarten[1]).

Soviel über die Lehre vom Grenznutzen, die — wie sich zeigte — mit den im Sprachgebrauche fixirten Vorstellungen von Nutzen und Werth wohl verstanden werden kann.

Im Folgenden nun wollen wir es versuchen, anknüpfend an jenes erkannte Grössenverhältniss, zu einer tieferen Analyse

[1]) Desgleichen ergibt sich die Widerlegung der Ableitung des Werthes aus der Arbeit (siehe Anmerkung Seite 79). Nicht deswegen ist ein Gut werthvoll, weil wir auf dessen Erzeugung Arbeit verwendet haben — sondern umgekehrt: nur deswegen verwenden wir Arbeit auf die Erzeugung eines Gegenstandes, weil wir von ihm „Grenznutzen" erwarten, d. h. weil wir ihm einen präsumtiven Werth zusprechen.

und Bearbeitung der Begriffe von Nutzen und Werth vorzudringen.

Hiebei können wir die von den Begründern unserer Theorie aufgestellte Definition zum Ausgangspunkte nehmen, wonach der Nutzen eines Gegenstandes dessen Tauglichkeit oder Fähigkeit zur Bedürfnissbefriedigung bedeutet. Alles was — sei es für sich, sei es in Vereinigung mit Anderem — die Befriedigung irgend welcher unserer Bedürfnisse bewirkt, hat Nutzen für uns. Unter Nützlichkeit aber hat man consequenter Weise die Fähigkeit zur Bedürfnissbefriedigung, auch wenn sie nicht in Action tritt, zu verstehen. — Diese Definition ist unanfechtbar und entspricht ebensowohl dem wissenschaftlichen als dem populären Begriff des Nutzens; zur vollkommenen Bestimmtheit jedoch bedarf sie einer weiteren Klärung des Begriffes der Bedürfnissbefriedigung. Hier liegen zwei Interpretationen gleich nahe. Dem Sprachgebrauch bedeutet einerseits Bedürfniss nach einem Gegenstande soviel wie Verlangen nach dem Gegenstande, oder — psychologisch präcise ausgedrückt — ein auf den Gegenstand als Object gerichtetes Begehren. Doch auch eine zweite Bedeutung ist sprachüblich. Darnach verstehen wir unter Bedürfniss nach einem Gegenstande ein Gefühl des Unbehagens oder — psychologisch gesprochen — der Unlust, welches durch den betreffenden Gegenstand behoben werden könnte. Begehren oder Gefühl also — diese Alternative steht uns bei der Bestimmung des Begriffes der Bedürfnissbefriedigung offen. — Eine diesbezügliche Frage wurde von den Begründern der Lehre vom Grenznutzen nicht aufgeworfen — wie überhaupt die vorwiegend nationalökonomischen Tendenzen jener Autoren sie, vielleicht zum grossen Vortheil der Sache, zunächst weit mehr auf eine praktische Verwendbarkeit als auf psychologische Präcisirung ihrer Theorie bedacht sein liessen. Dennoch sind bestimmte Anzeichen dafür vorhanden, dass die Förderer der wirthschaftlichen Werththeorie die an zweiter Stelle angeführte Bedeutung vornehmlich im Sinne hatten. Sie gehen nämlich von der mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Voraussetzung aus, dass alles mensch-

liche Begehren seinem Wesen nach überhaupt auf keine andern letzten Zwecke als auf Bedürfnissbefriedigung gerichtet sein könne. Verstände man nun unter Bedürfniss selbst wieder Begehren, so hiesse dies nichts Anderes, als dass alles Begehren als letzten Zweck nur auf Erfüllung des Begehrens (entweder seiner selbst oder eines zweiten Begehrens) gerichtet sein könne. Der regressus in infinitum — also der Widersinn — liegt hier klar zu Tage. — Wir werden somit der Meinung unserer Autoren besser durch die zweite, auf das Gefühl recurrirende Definition des Bedürfnisses entgegenkommen. Diese ist jedoch in der dargelegten, durch den Sprachgebrauch bedingten Fassung noch zu enge für die Identificirung von Nutzen mit Fähigkeit zur Bedürfnissbefriedigung. Denn offenbar sprechen wir nicht nur jenen Dingen Nutzen zu, welche die Fähigkeit besitzen, Unlust zu beheben, sondern auch denjenigen, welche Lust hervorrufen. Nun gibt es zwar psychologische Theorien, welche behaupten, dass alle Lust nur beim Weichen einer Unlust entstehe; die psychologische Erfahrung aber bestätigt dieses Gesetz nicht, sie zeigt uns häufig genug ein Gefühl der Lust, welches spontan entsteht, ohne dass ihm ein irgendwie schmerzlicher oder unbehaglicher Zustand vorausgegangen wäre. Wie oft werden wir durch das unerwartete Eintreten eines lustvollen Ereignisses — etwa den Anblick eines leuchtenden Sonnenunterganges am Abend, oder den Hauch eines duftgeschwängerten Windes — überrascht, ohne dass wir uns des hiemit verbundenen Entschwindens irgend eines unter dem Indifferenzpunkt gelegenen Gefühles bewusst zu werden vermöchten! — Es entspräche der üblichen Wortbedeutung nicht, in solchen Fällen dem leuchtenden Anblick, dem duftigen Windhauch die Befriedigung eines Bedürfnisses zuzuschreiben. Bedürfniss nach jenen Gegenständen war nicht vorhanden, da die Unlust fehlte. Dennoch müssen wir — im Sinne der Theorie noch mehr als in dem des Sprachgebrauches — jenen Gegenständen entschieden Nutzen für uns zuschreiben; und deswegen verlangt die Identificirung von Fähigkeit zur Bedürfnissbefriedigung mit Nutzen eine Erweiterung des üblichen Begriffes, derart, dass

auch das Auftreten einer Lust ohne damit verbundenes Entschwinden einer Unlust als Bedürfnissbefriedigung betrachtet werden könne. Wir verstehen somit theoretisch unter Bedürfniss nach einem Gegenstande jede derartige Beschaffenheit eines Individuums, dass jener Gegenstand ihm Unlust zu vertreiben oder Lust zu bereiten — allgemein seinen Glückszustand zu heben oder zu fördern vermöchte. Der Gegenstand braucht hiebei von dem Individuum keineswegs gedacht oder vorgestellt zu werden; worauf es ankommt, ist nur die Gefühlsbeschaffenheit.

Nach dem so modificirten Begriffe des Bedürfnisses bewahrheitet sich nun die von unsern Autoren gegebene Identificirung von Nützlichkeit mit Fähigkeit zur Bedürfnissbefriedigung. Einfacher jedoch und dem Missverständnisse weniger ausgesetzt ist die Definition der Nützlichkeit eines Gegenstandes als seiner Fähigkeit, Glücksförderung zu bewirken (unter Glücksförderung in gleicher Weise Erzeugung oder Vermehrung von Lust, wie Verringerung oder Aufhebung von Unlust verstanden).

Nicht so direct wie beim Begriffe des Nutzens können wir uns bei der Definition des Werthbegriffes an unsere Autoren anschliessen. Mit feinem Takte vermeidet v. Wieser überhaupt jede bestimmte Definition des Werthes; und die Definition Menger's — Werth ist „die Bedeutung, welche concrete Güter oder Güterquantitäten für uns dadurch erlangen, dass wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig zu sein uns bewusst sind" [1]) — enthält ausser der hier schon implicite aufgestellten Maassrelation zwischen Werth und Grenznutzen keinerlei Klärung des Begriffes, da seine Subsumtion unter den vagen, unbestimmten Begriff der „Bedeutung" wohl nur als sprachliche Verhüllung eines idem per idem gelten kann.

Darum wollen wir nun, gestützt auf die trefflichen Vorarbeiten unserer Autoren, den Werthbegriff, wie er ihnen bei

[1]) Grundsätze der Volkswirthschaftslehre, S. 78.

der Ausbildung der Lehre vom Grenznutzen vorgeschwebt haben mochte, auf eigenem Wege psychologisch präcise zu definiren versuchen.

Was hiebei zunächst auffallen dürfte, ist die Voraussicht, dass die Definition eine wesentlich psychologische werden müsse, und die darin eingeschlossene Annahme der Relativität des Werthbegriffes. Diese Annahme, welche MENGER ausdrücklich betont, und v. WIESER stillschweigend voraussetzt, kann gegenwärtig wohl unter den Nationalökonomen als anerkannt gelten, widerspricht aber dem im Sprachgebrauche sich kundgebenden populären Bewusstsein, welches den Werth als etwas Selbstständiges, den Dingen an sich Anhaftendes betrachtet. Auch die Philosophie folgte ursprünglich jenem Drange der Objectivirung, welche den Inhalt der inneren Erfahrung oder die Beziehungen der äusseren Dinge zu ihr als absolute Bestimmungen in die Dinge selbst hinaus verlegt, und suchte das an sich Werthvolle zu erforschen — mit demselben Rechte etwa, mit dem man darüber streiten könnte, ob die Richtung nach dem Nordpol oder die nach dem Südpol an sich nach aufwärts weise, oder ob die Erde an sich ein grosser oder ein kleiner Körper sei. Doch bekundet sich in jenen Bestrebungen, welche vornehmlich in der nacharistotelischen Zeit auftreten, mehr als die blosse Consequenz eines Denkfehlers. Die krampfhafte Anspannung des Intellects auf der Suche nach Werthen ist nämlich ein Symptom der Entartung jenes psychischen Vermögens, das allein Werthe schafft — der emotionalen, begehrenden Fähigheit im Menschen, welche überall dort an Kraft und Beständigkeit einbüsst, wo die Uebercultur mit ihren erschlaffenden Wirkungen sich geltend macht. Der Mensch, welcher an den Gütern des Lebens keine Lust und Freude mehr zu finden vermag, kann auch nichts Positives, Concretes mehr wünschen und begehren, und wird nur von dem einen herrschenden Verlangen nach Befreiung aus jenem qualvollen Zustande der Schwäche erfüllt. Da nimmt er denn seine Zuflucht zur Philosophie und hofft durch die Vernunft zu erkennen, was allein durch das Gefühl erzeugt werden kann. Aber die Hoffnung

ist trügerisch; die Erkenntniss für sich vermag einem kranken Gemüthe keine neuen Lebensimpulse einzuflössen; sie gibt uns wohl Mittel, aber keine Zwecke; und so sehen wir diejenigen, welche mit von vorne herein unerfüllbaren Forderungen an die Philosophie herantraten, alsbald ihrer eigenen Fähigkeiten irre werden und an der Erkenntniss überhaupt verzweifeln. Die allgemeine Skepsis war das nächste Symptom jener Uebercultur, bei dem es indessen nicht sein Bewenden hatte. Schliesslich verlangte der menschliche Geist doch nach einem bestimmten Inhalt, und da der Mangel an Werthen nun einmal die grosse Zeitkrankheit, und das Suchen nach Werthen das grosse Zeitproblem war, so wurde aus der Noth eine Tugend gemacht, und der Zustand der eigenen Apathie allen Lebenserscheinungen gegenüber schuf sich selbst den Glorienschein einer eingebildeten absoluten Berechtigung und Würde. Die Stoa glaubte in dem völligen Absterben alles Begehrens das an sich einzig Werthvolle erkannt zu haben. Aber auch hiemit fand der Entwicklungsgang noch nicht seinen Abschluss. Die Philosophie der Apathie führte zur Philosophie der Weltflucht und Askese, und diese zum Mysticismus, in welchem wir jene versinkende Welt zur Annahme der neuen Werthe bereit finden, die ihr nicht durch die Erkenntniss, sondern durch das einströmende, lebenswarme germanische Blut zugeführt wurden. — Die Betrachtung jenes Processes ist heute nicht überflüssig. Denn wenn wir uns auch der naiven Objectivirung der Werthe nicht mehr schuldig machen, so wird doch die leidenschaftliche Ueberschätzung und dann wieder Verurtheilung der Philosophie, welche die Geschichte der letzten Decennien uns zeigt, mindestens zum Theil auf dies dunkle, oft selbst unerkannte Verlangen zurückzuführen sein, es solle die Erkenntniss uns Werthe geben, einen neuen Lebensinhalt schaffen. Dem gegenüber muss als erster Satz festgehalten werden, dass aller Werthbegriff relativ ist und nichts Anderes als die Beziehung eines Dinges zu den emotionalen Functionen der menschlichen Psyche ausdrückt.

So stehen wir hier wieder vor einer ähnlichen Alternative, wie bei der Definition des Bedürfnisses, resp. des Nutzens. —

Die emotionalen Functionen der menschlichen Psyche sind Fühlen und Begehren. Welche von beiden ist es nun, die dem Werthbegriff seinen Inhalt gibt?

Hatten wir den Nutzen auf den Gefühlszustand, Lust und Unlust, zurückgeführt, so werden wir bei dem Werthe dagegen entschieden zunächst auf das Begehren verwiesen. Es mag, bei dem engen Connex zwischen Begehren und Fühlen, eine bestimmte Relation auch zwischen Werth und Gefühl allerdings bestehen, und sie aufzudecken ist ein Hauptzweck unserer Untersuchung; was uns jedoch zunächst bestimmt, die Dinge als werthvoll zu bezeichnen, ist nicht ihre Beziehung zu den passiven Zuständen der Lust oder Unlust, sondern zu unserm activen Wünschen, Streben und Wollen — kurz zu unserm Begehren. Dieses Ding ist mir werthvoll heisst soviel als: dieses Ding ist Object meines Begehrens. Werth ist die von der Sprache irrthümlich objectivirte Beziehung eines Dinges zu einem auf dasselbe gerichteten menschlichen Begehren. Diese Definition gibt psychologisch präcise den Inhalt des Werthbegriffes, ohne jedoch das Maass der Werthschätzung zu limitiren. Vielmehr taucht als Kernproblem unserer Untersuchung nun die Frage auf, wie jener Werthbegriff in die Lehre vom Grenznutzen sich einfüge, wie es zu erklären sei, dass wir die Dinge gerade nach Maassgabe des Grenznutzens begehren, den wir von ihnen erwarten zu können vermeinen.

Die Antwort scheint — im Sinne unserer Autoren — sich einfach genug zu ergeben. Nach ihrer Annahme begehren wir als letzten Zweck überhaupt nichts Anderes als „Bedürfnissbefriedigung“ oder — in unserer Ausdrucksweise — „Glücksförderung“. Alle äusseren Dinge begehren wir nur als Mittel für diesen letzten Zweck, und zwar — sehr begreiflich — mit grösserer oder geringerer Intensität allein nach dem Gesichtspunkt, ein wie grosses Maass von Glücksförderung wir von ihrem Besitze abhängig glauben. Die Intensität, mit der wir nach den Dingen begehren, ist aber gleichbedeutend mit der Grösse des Werthes, welchen wir ihnen beimessen.

In dieser so plausiblen Ueberlegung verbergen sich mehrere Voraussetzungen schwerwiegender Art: eine doppelte Einschränkung des Werthbegriffes, und eine psychologische Theorie über das menschliche Begehren im Allgemeinen.

Die Einschränkung zunächst, welche der Werthbegriff hier erfahren hat, wird einleuchten, wenn man bedenkt, dass wir doch nicht nur den Dingen, welche wir um eines Anderen willen, sondern vor Allem denjenigen, die wir um ihrer selbst willen begehren, Werth zuschreiben. Ist es nun richtig, dass wir allein Glücksförderung als letzten Zweck, das heisst um ihrer selbst willen begehren, so besitzt sie vor allem Anderen für uns Werth, und das Gesetz vom Grenznutzen erleidet insofern eine Ausnahme, als hier nicht eine von dem gewertheten Dinge als abhängig erachtete, sondern die mit ihm identische Glücksförderung maassgebend wird. Wollte man diesen Fall ausschliessen, so müsste man den Werthbegriff auf diejenigen Objecte einschränken, welche wir als Mittel zum Zweck begehren. Dies widerspräche jedoch dem Sprachgefühl und würde sich auch sonst nicht empfehlen. Vielmehr wird uns durch diese Ueberlegung eine Spaltung des Werthbegriffes nahegelegt. Eigenwerthe wollen wir von nun an diejenigen Dinge nennen, welche um ihrer selbst, Wirkungswerthe diejenigen, welche um Anderer willen, um der Wirkung willen begehrt werden, die wir von ihnen erwarten[1]). Die Lehre vom Grenznutzen zieht durchwegs nur Wirkungswerthe in Betracht, und statuirt auch noch eine zweite Einschränkung des Werthbegriffes. Dem nationalökonomischen Sprachgebrauch

[1]) Diese Distinction gemahnt an die bekannte zwischen primären und secundären Gütern (Gütern erster und zweiter Ordnung) — ohne sich jedoch mit ihr zu decken. Die Nationalökonomen verstehen unter allen Gütern, auch unter den primären, bloss Dinge, die — wenn überhaupt — um eines Anderen willen begehrt werden. Nur der unwesentliche, vielfach bloss durch willkürliche Bestimmungen zu fixirende Umstand, ob die Dinge „direct“ oder „indirect“ zur Bedürfnissbefriedigung verwendet werden, gab zu jener Distinction Anlass — weshalb für die Scheidung im Werthbegriff neue Namen gebildet werden mussten.

bedeutet nämlich Begehren nach einem Dinge soviel wie Begehren nach dem Besitze des Dinges; darum kennt er auch keine anderen Werthe, als Besitz oder Verfügungsgewalt über äussere Dinge (resp. menschliche Beziehungen). Dies ist eine nationalökonomisch jedenfalls unschädliche terminologische Ungenauigkeit, welche wir jedoch dort, wo es sich um allgemeinere Werthbetrachtungen handelt, nicht annehmen können; denn offenbar ist uns auch häufig die blosse Existenz äusserer Objecte von Werth, ohne dass wir hiebei an ein Besitzverhältniss oder an eine diesem analoge Verfügungsmacht dächten oder denken könnten. (So hat etwa für die meisten Angehörigen eines Staates die Existenz ethisch hoch veranlagter Mitbürger einen kaum zu überschätzenden Wirkungswerth.) Wir wollen darum im Folgenden unter Begehren nach einem Dinge oder Werth eines Dinges nur das Begehren nach seiner — oder den Werth seiner Existenz verstehen, und, so oft wir den Werth des Besitzes eines Dinges im Auge haben, dies in der Benennung deutlich zum Ausdruck bringen.

Galt es hier vornehmlich, formalen Bedenken Rechnung zu tragen, so stehen wir dagegen vor einem Satze von höchster realer Bedeutung, wo unsere Autoren von der Voraussetzung ausgehen, dass alles menschliche Begehren als letztes Ziel nur auf „Bedürfnissbefriedigung“, also auf Vermehrung eigener Lust oder Verminderung eigenen Schmerzes gerichtet sei. Die Schätzung der Wirkungswerthe nach dem Grenznutzen würde sich — wie erwähnt — als selbstverständliche Consequenz eines solchen psychologischen Gesetzes ergeben, dessen Fassung sich theoretisch ebenso einfach als präcise darstellen lässt und überdies durch die Zustimmung vieler Praktiker auf dem Gebiete der Menschenkenntniss gestützt wird. So würde denn Alles für seine Anerkennung sprechen — mit Ausnahme freilich keiner geringeren Instanz als der psychologischen Empirie.

Die psychologische Theorie des absoluten Egoismus — denn mit keiner anderen haben wir es hier zu thun — wurde schon so vielfach und mit so treffenden Gründen widerlegt, dass, wenn sie auch bis heute noch immer Vertreter findet,

das Problem doch sachlich als abgeschlossen gelten kann[1]). (Mit Unrecht dagegen macht man jener Theorie zum Vorwurf, sie wolle die ethischen Unterschiede zwischen den Menschen wegleugnen. Wenn der mitleidige Wohlthäter und der boshafte Schädiger des Mitmenschen auch beide nur nach „grösstmöglicher eigener Lust“ strebten und sich somit in Bezug auf das Begehren psychologisch nicht unterschieden, so wären sie doch noch immer verschieden in Bezug auf das Gefühl, indem nämlich der Erste durch den Gedanken an fremdes Leid schmerzlich, der Zweite freudig afficirt wird.)

Nichtsdestoweniger wird der Unbefangene in der durchgängigen Abhängigkeit alles Begehrens vom Fühlen eines der empirisch bestbegründeten psychologischen Gesetze anerkennen müssen.

Wie ist also jene Abhängigkeit zu erklären?

Ich habe in einer eingehenden Behandlung des Problems[2]) diese Frage zu beantworten versucht, und reproducire nur, indem ich auf meine Arbeit verweise, das bisher noch nicht bestrittene Resultat jener Untersuchungen, insoweit es für die hier bezweckte Klärung der Werththeorie in Betracht kommt: — „Wenn wir in einem beliebigen speciellen Fall vor die „Möglichkeit gestellt werden, entweder das Ziel a, oder b, oder c „u. s. w. — oder auch gar nichts zu begehren, so realisirt sich „immer derjenige psychische Zustand, welcher für das nächstanschliessende merkliche Zeittheilchen den relativ günstigsten „Gefühlszustand (d. h. relativ am meisten Lust und am wenigsten „Unlust) mit sich bringt. Auch die selbstlosesten Acte des Begehrens stehen unter jenem Gesetze. Selbst wer wissentlich „seine Existenz für Andere opfert, ist im Momente des Auf-

[1]) Mit lebhafter Befriedigung glaube ich es hier erwähnen zu dürfen, dass Professor v. Wieser, als ich ihm persönlich meine Bedenken gegen die Egoismustheorie zu erkennen gab, hierauf erwiderte, er sei sich vollkommen bewusst, zur Vereinfachung des Problems hier eine psychologische Fiction vollzogen zu haben.

[2]) „Ueber Fühlen und Wollen“. Sitzungsberichte der phil.-histor. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 114, Heft 2, Wien 1887.

„tauchens des betreffenden Willensactes glücklicher, oder doch „minder unglücklich, als er es wäre, wenn er die Handlung „unterliesse, d. h. wenn der betreffende Willensact sich in ihm „nicht realisirte. Das Begehren resp. Nichtbegehren realisirt „immer den für die nächste Zeit grösstmöglichen Glückszustand, „so wie etwa in einem bewegten Gefässe das Wasser immer „die tiefsten Stellen aufsucht; ebensowenig wie beim Wasser „geschieht dies aber auch beim Begehren mit Zielbewusstsein. „Die grösstmögliche Lust des nächsten Augenblickes stellt sich „vermöge unseres physischen Mechanismus, als Folge des all„gemeinen Gesetzes der grösseren Erhaltungskraft relativ glück„fördernder Vorstellungen von selbst ein, auch wo wir nicht explicite „darnach begehren. Und diese letzteren Fälle sind psychologisch „in bedeutender Ueberzahl. Nicht nur bei ethisch hochstehenden, „sondern bei den allergewöhnlichsten sogenannten egoistischen „Acten des Begehrens, etwa bei dem Verlangen nach Speise „und Trank, fehlt jener Ausblick auf einen zu gewärtigenden „künftigen Gefühlszustand. Demgemäss können wir nicht nur „eigene Glücksförderung, sondern jedes beliebige Object als „letztes Ziel begehren, wenn wir nur in dem Hinblick auf das„selbe eines günstigeren Glückszustandes theilhaftig werden, als „wie er sich ohne jenen Hinblick realisiren würde.“

Es ist klar, dass eine solche Auffassung, welche das Vorhandensein einer Reflexion auf eigene künftige Gefühlszustände bei zahlreichen Acten des Begehrens leugnet, die in dem Gesetze vom Grenznutzen präcisirte Grössenrelation nur für ein ganz specielles Werthgebiet wird gelten lassen können — für die Maassbestimmung von Wirkungswerthen nämlich in denjenigen Fällen, in denen wir thatsächlich nach eigener Glücksförderung als letztes Ziel begehren; — denn dass dieses Begehren im Menschen nicht allein sich vorfindet, sondern häufig genug als das ausgebreitetste und intensivste alle übrigen Wünsche und Bestrebungen dominirt — dass somit dem Begehren nach eigener Glücksförderung eine hervorragende Bedeutung unter allen menschlichen Begehrungen stets zukomme — wird auch von den entschiedensten Gegnern der streng allgemeinen

Egoismustheorie anerkannt werden müssen. Besonders für das wirthschaftliche Verhalten der Menschen ist jenes egoistische Begehren in erster Linie maassgebend, und es ist darum erklärlich, dass die Nationalökonomie es fictiv als das einzig mögliche oder reale allein berücksichtigen zu können glaubte — zumal da eine vorläufige Schematisirung der Grössenrelationen hier am leichtesten auszuführen war. Eine allgemeine Betrachtung des Werthproblems wird vor Allem den psychologischen Thatbeständen Rechnung tragen und — als erweiternde und vervollständigende Ausführung der in der Lehre vom „Grenznutzen" aufgestellten Theorie — die Beantwortung folgender Fragen versuchen müssen: 1. Welche Bedingungen sind maassgebend für die Bildung von Eigenwerthen? 2. Welche Bedingungen bestimmen die Grösse der Wirkungswerthe dort, wo nicht eigene Glücksförderung, sondern andere Eigenwerthe als letzte Ziele begehrt werden?

Die erste Frage ist aus unseren psychologischen Voraussetzungen leicht zu beantworten. Vor Allem verdient festgehalten zu werden, dass bei der Bildung von Eigenwerthen nicht so wie bei der von Wirkungswerthen die Reflexion oder überhaupt irgend eine Verstandesthätigkeit vermittelt, sondern dass die Bewerthung direct als Folgeerscheinung der gefühlsdispositionellen Beschaffenheit des Individuums eintritt. Jedes Object, (im weitesten Sinne des Wortes, welcher den Zustand und das Geschehniss mit einschliesst,) dessen in der Phantasie vorgeführte Verwirklichung eine relative Förderung des Glückszustandes mit sich bringt, wird begehrt und stellt daher für das betreffende Individuum einen Eigenwerth dar. Man kann daher hier consequent nicht von einer W e r t h s c h ä t z u n g (im Sinne einer Abwägung des Werthes), noch weniger von einem W e r t h u r t h e i l, sondern allein von einer W e r t h h a l t u n g oder W e r t h u n g schlechthin sprechen. Auch lässt sich in keiner Weise das Gebiet derjenigen Objecte sachlich abgrenzen, welche durch ihre Beziehung zu menschlichem Fühlen für den Menschen die Bedeutung von Eigenwerthen gewinnen können. Wenn auch hierin im grossen Ganzen eine

gewisse Uebereinstimmung herrscht, so scheinen doch der individuellen Eigenart keinerlei Schranken gezogen zu sein. Alles was vorstellbar ist, kann möglicher Weise einem Individuum zum Eigenwerth werden; sogar — im Gegensatz freilich zur normalen Verhaltungsweise — eigener Schmerz. Maassgebend aber für die Grösse des Eigenwerthes ist allein die Intensität des entsprechenden Begehrens; und diese wird wieder durch die Grösse der relativen Glücksförderung bestimmt, welcher wir begehrend theilhaftig werden[1]). Ist somit auch unser actueller Gefühlszustand stets bestimmend für Richtung und Grösse unseres Begehrens, so ist doch der Fall keineswegs ausgeschlossen, dass wir eigenes künftiges Glück im Vergleich zu anderen Objecten gering achten, das heisst schwächer begehren oder niedriger werthen. Voraussetzung hiefür ist bloss eine solche dispositionelle Beschaffenheit, dass wir durch die Erwartung eigenen künftigen Glückes in unserem gegenwärtigen Gefühlszustand weniger afficirt werden, als durch andere Erwartungen. — Hiemit dürfte die Entstehung von Eigenwerthen psychologisch präcisirt sein.

Was nun die Bestimmung der Wirkungswerthe anlangt, so liegt der Versuch nahe, sie durch entsprechende Erweiterung oder Generalisirung des Gesetzes vom Grenznutzen zu gewinnen. — Hiebei mag als oberster — durch die Erfahrung leicht zu verificirender — Grundsatz gelten, dass — im Gegensatze zu den Eigenwerthen — Wirkungswerthe stets nur unter der Vermittlung der Reflexion oder irgend einer Verstandesthätigkeit gebildet werden, dass also hier die Werthung speciell als eine Werthschätzung oder als Werthurtheil auftritt, und dass wir die Objecte stets in dem Maasse als Wirkungswerthe schätzen, in welchem wir Eigenwerth von ihrer Existenz abhängig glauben. Die Lehre vom Grenznutzen, welche allein Glücksförderung des bewerthenden Individuums als Eigenwerth gelten lässt, gibt dieser Thatsache Ausdruck, indem sie die Grösse der Wirkungswerthe zu

[1]) „Ueber Fühlen und Wollen" § 18.

der Grösse der von ihnen als abhängig erachteten Glücksförderung — eben ihres Grenznutzens — in Proportion setzt. Sie führt hiebei den Begriff des Nutzens als der durch ein Object bewirkten Glücksförderung ein. Wir bedürfen daher zu einer entsprechenden Erweiterung des Gesetzes vor Allem eines analogen weiteren Begriffes, welcher in Beziehung auf sämmtliche Eigenwerthe eine gleiche Stellung einnimmt, wie der Begriff des Nutzens in Beziehung auf den speciellen Eigenwerth der Glücksförderung. Wenn wir nun hiemit diesen Begriff schaffen, so handelt es sich vor Allem um einen Terminus; und da der Sprachgebrauch uns keinen entsprechenden bietet, so bleiben zwei Wege offen: die Umdeutung eines schon vorhandenen Terminus, oder die Bildung eines neuen. Unter den schon vorhandenen und benannten Begriffen steht dem fraglichen keiner näher als der Begriff des Nutzens, welchen wir daher zu unserem Zwecke erweitern müssten. Da indessen der Begriff, wie er gegenwärtig normirt ist, ebenfalls festgehalten zu werden verdient, so müsste man von Nutzen in doppeltem — engerem und weiterem — Sinne sprechen, was zu manchem Missverständniss Anlass geben würde. So erscheint die Bildung eines neuen Terminus als zweckmässiger, zumal uns der Sprachgebrauch in einer sprichwörtlichen Wendung gleichsam den Ansatz hiezu bietet. — „Es gereicht mir zu Nutz und Frommen" — in dieser Zusammenstellung hat man wohl kaum das Bewusstsein, vollkommen synonyme Bezeichnungen einander folgen zu lassen. Und wenn sich das Sprachgefühl sehr entschieden dagegen sträubt, den gehofften Erfolg etwa einer wohlthätigen Stiftung als „Nutzen" ihres Gründers zu bezeichnen, so wird es sich mit der Ausdrucksweise, dass jene Stiftung ihrem Gründer zum Wohl Anderer „fromme", eher zurechtfinden. Wir ziehen daher diesen Ausdruck zur Schaffung unseres Terminus heran und nennen das „Frommen" der Objecte ihre Mitwirkung bei der Hervorbringung von Eigenwerthen im Allgemeinen, ebenso wie der „Nutzen" der Gegenstände uns ihre Mitwirkung bei der Hervorbringung speciell der Glücksförderung bedeutet. Auch das Maass des „From-

mens", welches wir den Objecten zuschreiben, richtet sich analog nach der Grösse der Eigenwerthe, an deren Verwirklichung sie betheiligt sind, ebenso wie die Grösse des „Nutzens" — eines Specialfalls des Frommens — durch die Grösse der Glücksförderung bestimmt wird, welche die betreffenden Objecte hervorrufen. — Analog sollte man dann auch der Nützlichkeit eine „Frommlichkeit" oder „Frömmigkeit" als die Fähigkeit zur Hervorbringung von Eigenwerthen entgegensetzen. Da jedoch dieses Wort — obgleich etymologisch unzweifelhaft eines ähnlichen Ursprunges — gegenwärtig eine viel engere Bedeutung besitzt, wird dessen Gebrauch besser umgangen werden.

Ist somit der Terminus des „Frommens" mit einer präcisen Bedeutung eingeführt, so ergibt sich nun die Maassbestimmung der Wirkungswerthe von selbst durch analoge Uebertragung aller jener Reflexionen, welche bei der Aufstellung des Gesetzes vom Grenznutzen bestimmend waren. — Wie dort aus dem Nutzen, so sehen wir hier den Werth der Objecte aus ihrem Frommen sich herleiten. Wie gleichwohl manche der nützlichsten Objecte dennoch als werthlos erachtet werden, wenn sie im Ueberfluss vorhanden sind — so auch bei Objecten des grössten Frommens. Denken wir uns etwa (um das Verhältniss an einem Beispiel zu veranschaulichen) einen Menschen, der — in ähnlicher Weise wie andere nach grösstmöglichem Glück — seinerseits nach grösstmöglicher Muskelkraft strebt[1]), so wird der Wirkungswerth, welchen er den verschiedenen Objecten zumisst, zweifellos durch das Maass ihres Mitwirkens bei der Hervorbringung von Muskelkraft bestimmt werden. Dieses Maass erlangt etwa bei der atmosphärischen Luft sein Maximum, da sie zum Leben, also auch zur Muskelkraft, unentbehrlich ist. Gereicht sie somit dem nach Muskelkraft Verlangenden auch zu grösstem Frommen, so gilt sie ihm doch als werthlos, da sie im Ueberfluss vorhanden ist. Dagegen

[1]) Dem Einwand, dass in derartigen Fällen doch nur ein Streben nach grösstmöglichem Glück vorliege, begegnet meine Untersuchung „Ueber Fühlen und Wollen" § 7.

wird er vielleicht einer bestimmten Sorte von besonders nahrhaftem Fleisch einen hohen Werth beilegen, obgleich dieses zur Erlangung von Muskelkraft keineswegs nöthig ist und durch andere Nahrungsmittel, wenn auch nicht vollkommen, ersetzt werden könnte. Dass hier das Verhältniss von Vorrath und Bedarf maassgebend wird, ist einleuchtend. In derselben Weise lassen sich alle bei der Bestimmung des Grenznutzengesetzes concurrirenden Ueberlegungen auch auf das Frommen der Dinge übertragen. Es wäre überflüssig, die Ableitung zu wiederholen. Es ist klar, dass, wo analoge Verhältnisse obwalten, ebenso wie von einem Grenznutzen auch von einem „Grenzfrommen“ gesprochen werden kann, und dass dort, wo der Wirkungswerth der Objecte nicht aus einem Nutzen stammt, und daher der Begriff des Grenznutzens nicht anwendbar ist, doch gewiss das Grenzfrommen der Objecte ihren Werth bestimmt. Hiebei soll nur auf einen Umstand hingewiesen werden, welcher die Bemessung beim Frommen gegenüber dem Nutzen erschwert. Dort ist nämlich das als Eigenwerth begehrte Object — die Glücksförderung — selbst einer Maassbestimmung fähig, welche auch für die Werthung bedingend wird; je grösser die Glücksförderung, desto intensiver das auf sie gerichtete Begehren und desto grösser ihr Eigenwerth. Man braucht daher, um die Nutzgrössen zweier Gegenstände zu vergleichen, nicht erst auf Intensitäten des Begehrens zu recurriren, sondern kann sofort die Grössen der von ihnen abhängigen, um ihrer selbst willen begehrten Objecte — der Glücksförderungen — in Vergleich ziehen. Ein analoges Vorgehen ist bei Werthungen anderer Kategorie meist unstatthaft. Wenn ich für einen beliebigen *A* das Grenzfrommen zweier Gegenstände zu vergleichen habe, von denen der eine geeignet ist, seine Erkenntniss, der andere die Gesundheit seines Freundes — Beides für ihn Eigenwerthe — zu fördern, so gewinne ich keinerlei Maassbestimmung aus der Vergleichung von Gesundheit und Erkenntniss, sondern ich muss die Intensitäten seines Begehrens nach diesen beiden Objecten untersuchen, um das Maassverhältniss ihrer Werthe, und danach des fraglichen Grenzfrommens der beiden

Gegenstände, zu gewinnen. Diese Ueberlegung ist, falls sie für Andere vollzogen werden soll, mühevoll und oft von zweifelhaftem Erfolg; bei eigenen Werthungen ist sie überflüssig, da das Begehren sich dann im Conflictsfall von selbst auf die grösseren Werthe richtet. Was die Ueberlegung hier bei der Schätzung von Objecten als Wirkungswerthen beizutragen hat, ist lediglich die Angabe der von ihrer Existenz abhängigen speciellen Eigenwerthe, d. h. eben ihres concreten Grenzfrommens. Den Vergleich vollzieht nicht die Ueberlegung, sondern das Begehren.

Wir gewinnen somit als Beantwortung der zweiten der früher aufgeworfenen Fragen den allgemeinen Satz, dass die Grösse des Wirkungswerthes der Objecte proportional ist dem ihnen zugeschriebenen Grenzfrommen. Wo die Voraussetzungen zur Unterscheidung zwischen Grenzfrommen und Frommen schlechthin fehlen, ist selbstverständlich der Wirkungswerth dem Frommen schlechthin proportional — ohne dass darum der obige Satz eine Ausnahme zu statuiren brauchte. Das Grenzfrommen, d. h. das von der Existenz des betreffenden Gegenstandes als abhängig erachtete Frommen, oder das geringste bei vernünftiger Verhaltungsweise des werthenden Subjectes aus einem Gegenstande der betreffenden Kategorie zu erwartende Frommen, deckt sich eben mit dem Frommen schlechthin, wo von der betreffenden Kategorie nur ein Gegenstand vorhanden, oder ein wechselweises Eintreten der Gegenstände einer Kategorie für verschiedenwerthige Leistungen aus anderen Gründen unstatthaft ist. Höchstens also könnte dem allgemeinen Satz „Wirkungswerth proportional dem Grenzfrommen" für gewisse Fälle ein Pleonasmus, in keiner Weise aber eine Incorrectheit der Bestimmung zum Vorwurf gemacht werden.

Ist somit die Werthbeziehung ihrem Inhalt und ihrer Intensität nach durchwegs präcisirt, so erübrigt nur noch die Betrachtung einiger im Sprachgebrauch wie in der Wissenschaft üblichen Modificationen des Werthbegriffes.

Man spricht häufig von wahren oder wirklichen im Gegensatze zu bloss eingebildeten oder vermeintlichen Werthen, und die Versuchung liegt hier besonders nahe, objective, den Dingen als solchen anhaftende Werthbestimmungen anzunehmen. Dennoch ist auch hier der Werth bloss die Substantivirung der Beziehung eines Dinges zu einem begehrenden Subject, und der Unterschied, auf den es bei jener Gegenüberstellung ankommt, lediglich der, ob das begehrende und werthende Subject seine Werthung auf Grund eines wahren oder eines falschen Urtheils vollzieht, oder als vollziehend gedacht wird. Vermeintlicher Werth kommt jenen Objecten zu, welchen man auf Grund eines irrigen Urtheils ein Frommen zuschreibt, welches sie thatsächlich nicht besitzen; wahrer oder wirklicher Werth denjenigen, welche man entweder in richtiger Erkenntniss des thatsächlichen Causalzusammenhanges werthschätzt, oder welche man werthschätzen würde, falls man in den thatsächlichen Causalzusammenhang genügenden Einblick gewänne. — Die Distinction ist in dieser Fassung unzweideutig. Ebenso klar ist es, dass sie sich nur auf Wirkungswerthe beziehen kann, da hier allein eine Werthschätzung im eigentlichen Sinne, d. h. eine Werthung durch Vermittlung des Urtheils stattfindet. Nichtsdestoweniger überträgt man häufig genug jene Unterscheidung zwischen vermeintlichen und wahren Werthen auf das Gebiet der Eigenwerthe, verlangt von der Vernunft, sie solle uns die „wahren letzten Ziele“ des Lebens weisen u. dgl. m. — Bemühungen, welche vermöge einer falschen Fragestellung von vorneherein zur Unfruchtbarkeit verurtheilt sind.

Dennoch aber kann es — in ganz anderer Bedeutung — einen guten Sinn haben, auch von vermeintlichen und wirklichen Eigenwerthen zu sprechen. Es ereignet sich nämlich — so paradox es erscheinen mag — häufig genug, dass man sich über die wirklichen Objecte oder letzten Ziele seines eigenen Begehrens einer Täuschung hingibt, und demzufolge Etwas als Eigenwerth betrachtet, was es thatsächlich nicht ist. Drei typische Fälle sind in dieser Hinsicht zu be-

obachten. 1. Das eigentlich begehrte Object ist Theil eines Ganzen, von welchem man irrthümlich einen andern Theil zu begehren glaubt. Z. B. man liebt und begehrt den Aufenthalt in einer Stadt, wie man glaubt, wegen ihres architektonischen Gepräges und des allgemeinen Charakters ihrer Bewohner — thatsächlich aber wegen der Jugenderinnerungen, welche sich an ihren Anblick associiren. 2. Man glaubt Etwas um seiner selbst willen zu begehren, was man thatsächlich nur als Mittel zum Zweck begehrt. Z. B. man erweist einem Andern eine Wohlthat, wie man meint, um ihrer selbst willen, thatsächlich aber wegen des Dankes, welchen man sich erwartet. 3. Man glaubt Etwas als Mittel zum Zweck zu begehren, was man thatsächlich um seiner selbst willen begehrt. Z. B. ein Bergsteiger glaubt die aufregenden Gefahren des Anstieges bloss um der erwarteten schönen Aussicht willen zu bestehen, während sie ihm thatsächlich an sich viel reizvoller sind, als ihr Erfolg. — Alle diese Täuschungen erklären sich daraus, dass man das vermeintliche und das thatsächliche Object des Begehrens zugleich vorstellt, und sich darüber im Unklaren bleibt, welcher Theil des gesammten Vorstellungscomplexes für die das Begehren constituirende „relative Glücksförderung" bedingend ist. — Wir unterscheiden somit wahre und vermeintliche Eigenwerthe nicht in dem Sinne, ob sie des Begehrtwerdens würdig seien, sondern in dem, ob sie thatsächlich begehrt werden oder nicht.

Eine weitere, speciell auf nationalökonomischem Gebiet übliche und wichtige Unterscheidung ist die zwischen Tauschwerth und Gebrauchswerth. Zu ihrem Verständniss ist es nöthig, den wirthschaftlichen Act des Tausches als solchen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Der Tausch setzt die rechtliche Institution des Eigenthums und Besitzes, sowie eine specielle, wechselseitig ungleiche Werthung des Besitzes zweier Gegenstände durch zwei wirthschaftliche Individuen voraus, welche durch folgende Annahmen schematisch präcisirt werden kann: *A* sei Besitzer des Gegenstandes *a*, *B* des Gegenstandes *b*. *A* werthe den Besitz des Gegenstandes *b* höher als

den des *a*. *B* werthe den Besitz des Gegenstandes *a* höher als den des *b*. Offenbar gewinnen dann beide, wenn sie ihr Besitzverhältniss zu den Gegenständen *a* und *b* wechselweise ändern, d. h. tauschen. Nur unter diesen Bedingungen ist — illoyale Mittel, wie Pression, ausgeschlossen — der Tausch wirthschaftlich möglich. — Est ist klar, dass die Möglichkeit des Tausches und das Bewusstsein von derselben die Werthung wirthschaftlicher Güter wesentlich beeinflusst. Denkt man sich die Tauschmöglichkeit ausgeschlossen, so wird der Hungernde stets ein Pfund Brot höher werthen als ein Pfund Gold, während eine solche Werthung in normalen, die Tauschmöglichkeit gewährenden Verhältnissen nicht vorkommt. Dennoch ist die Bestimmung, wie hoch von wirthschaftenden Individuen gewisse Güter mit fictiver Ausschliessung der Tauschmöglichkeit gewerthet werden, in vielen Fällen praktisch und wissenschaftlich von hoher Bedeutung. Sie wird in dem Begriffe des Gebrauchswerthes festgehalten. Gebrauchswerth ist derjenige Werth, welchen ein Individuum dem Besitze eines Gegenstandes mit fictiver Ausschliessung der Tauschmöglichkeit zuschreibt oder zuschreiben würde. Dagegen ist der Tauschwerth derjenige Werth, welchen ein Individuum dem Besitze eines Gegenstandes unter alleiniger Berücksichtigung seiner Verwendung oder Verwerthung im Tauschhandel beimisst oder beimessen würde. Jedes wirthschaftende Individuum wird vernünftiger Weise die Veräusserung, resp. den Eintausch eines Gutes gegen ein anderes, erst dann vornehmen, wenn der Tauschwerth den Gebrauchswerth übersteigt.

Die in diesem Satze ausgedrückte Beziehung ist in letzter Linie maassgebend für die Preisbildung der wirthschaftlichen Güter. Der Preis der Güter, d. h. die in der allgemeinen Tauschwaare, dem Gelde, ausgedrückte Relation ihrer Tauschwerthe für ein gewisses wirthschaftliches Gebiet, wird zunächst ganz allgemein durch die Werthungen der verkauf- und kauflustigen Individuen bestimmt, gleichgültig ob diese das betreffende Gut im Hinblick auf seinen Gebrauchs- oder Tauschwerth zu gewinnen trachten. Sollte nun auch das Letztere der Fall sein, so dass

die Käufer lediglich als Unterhändler auftreten, und sollten diese das Gut wieder an Unterhändler abgeben u. s. w. — so kann der Process sich doch nicht in's Unendliche wiederholen; schliesslich wird das Gut doch seiner wirthschaftlichen Bestimmung zugeführt werden; und sollte dies selbst in Einzelfällen ausbleiben, so wird doch die Ueberlegung, wie hoch der eigentliche Consument, d. h. derjenige, der das Gut um willen seines Gebrauchswerthes erwirbt, dieses wohl schätzen werde, maassgebend sein für die Werthung des Gutes von Seiten der Unterhändler. Bringt man die vermöge irriger Erwartung sich einstellenden Speculationsfehler in Abzug, so bleiben somit für die Preisbildung als grundlegende Factoren nur die Schätzungen der Güter durch Producenten und Consumenten zurück. Jedenfalls wird der durch den Preis normirte Tauschwerth der Güter den Gebrauchswerth, welchen sie für die Consumenten besitzen, nicht dauernd überschreiten können. — Diese Ueberlegung, sowie die Erwägung, dass sich die Preisbildung unter Mitwirkung der weitesten wirthschaftlichen Kreise des Volkes vollzieht, bringen den Gedanken nahe, dass in der durch den Marktpreis fixirten Werthrelation der Güter sich ihr mittlerer Gebrauchswerth für die Majorität der wirthschaftenden Individuen abspiegele. Da nun weiters die wirthschaftliche Production der Güter die grösstmöglichen Preise anzustreben gezwungen ist — oder mit anderen Worten die Preisrelation der Güter den Maassstab abgibt, nach welchem sie thatsächlich producirt werden, so involvirt die eben erwähnte Auffassung der Preisrelation als der Relation der durchschnittlichen Gebrauchswerthe einen weitgehenden wirthschaftlichen Optimismus — den Glauben nämlich, dass durch die gegenwärtige Eigenthumsordnung, die Grundlage der Tauschmöglichkeit und Preisbildung, die Gesammtheit ohne weitere Ueberlegungen dazu vorhalten werde, nach Maassgabe der Bedürfnisse der Mehrzahl zu produciren.

Es gehört mit zu den bedeutendsten Errungenschaften der neueren Werththeorie, die Irrigkeit dieser Ansicht klar und bestimmt dargelegt zu haben. Eine sorgsame Analyse der Ge-

setze der Preisbildung[1]) hat gezeigt, dass nicht die Werthschätzung der Majorität, sondern die Werthschätzung der kaufkräftigen Individuen maassgebend für die Preisbildung ist. Da nun die Kaufkraft eines wirthschaftlichen Individuums seinem Vermögen, d. h. der Grösse seines Eigenthums gleichkommt, so ergibt sich, dass die Norm der Güterproduction im gegenwärtigen wirthschaftlichen Leben nicht durch den Gebrauchswerth der Majorität, sondern durch den Gebrauchswerth der Besitzenden bestimmt wird, und dass diese Norm von derjenigen, wie sie der durchschnittliche Gebrauchswerth verlangen würde, um so weiter abweicht, je mehr die Vermögensunterschiede zunehmen und die Ungleichheit in der Vermögensvertheilung anwächst. Die Anhäufung des Eigenthums in den Händen relativ Weniger ist ein bei der gegenwärtigen rechtlichen und wirthschaftlichen Ordnung unfehlbar wirkendes Machtmittel, durch welches die Mehrzahl gezwungen wird, nicht nach Maassgabe der eigenen, sondern nach Maassgabe der Werthungen jeniger Wenigen zu produciren.

Diesen speciell wirthschaftlichen Zusammenhang glaubten wir hier hervorheben zu müssen, da wir im Folgenden analoge Erscheinungen auch auf anderen Werthgebieten nachzuweisen haben werden.

Um einen vollkommenen Ueberblick über die Werthphänomene zu gewinnen, ist es nöthig, auch das bisher noch wenig beachtete Gebiet der Unwerthe oder negativen Werthe und des Schadens in Betracht zu ziehen. Wer den Werth als ein Derivatphänomen des Begehrens erkannt hat, wird von vorne herein anzunehmen geneigt sein, dass analoge Beziehungen der Objecte wie zu unserem positiven sich auch zu unserem negativen Begehren werden nachweisen lassen. Thatsächlich verhält sich dem also. Unwerth oder nega-

[1]) v. Böhm-Bawerk „Grundzüge der Theorie des wirthschaftlichen Güterwerths“ in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ N. F. Band XIII.

tiven Werth sprechen wir allen Objecten zu (gleichgültig ob Dingen, Zuständen oder Ereignissen), deren Nichtexistenz (resp. Vernichtung) wir begehren; auch die Intensität des negativen Begehrens oder Verabscheuens gibt dem Unwerth seine Grösse, sowie die Intensität des positiven Begehrens dem Werthe. Darum sind Werthe und Unwerthe ihrer Grösse nach direct vergleichbar. Auch dass die Nichtexistenz (resp. Vernichtung) eines Objectes von Unwerth für uns einen jenem Unwerth genau gleichen Werth, die Nichtexistenz resp. Vernichtung eines Objectes von Werth für uns einen jenem Werthe genau gleichen Unwerth besitzt — sind nach dem Gesagten einleuchtende Sätze. So können zwei Acte des Begehrens, der eine auf die Verwirklichung eines Werthes, der andere auf die Vernichtung eines Unwerthes gerichtet, direct in Conflict gerathen — ja diese Gegenüberstellung gibt sogar das Schema für einen erheblichen Theil sämmtlicher Begehrensconflicte ab. Auch eine der Unterscheidung von Eigenwerthen und Wirkungswerthen vollkommen analoge Zweitheilung ist auf dem Gebiete der Unwerthe zu vollziehen. Wie die Eigenwerthe, so werden auch die Eigenunwerthe ihrem Inhalt und ihrer Grösse nach direct durch die gefühlsdispositionellen Anlagen der Individuen bestimmt. Und so wie jeder Wirkungswerth seine Eigenschaft als solcher von einem Eigenwerthe erhält, und nur vermöge präsumtiver Tauglichkeit zur Hervorbringung eines Eigenwerthes überhaupt gebildet wird, so auch jeder Wirkungsunwerth.

Diese durchgängige Analogie legt den Gedanken nahe, dass auch die Maassbestimmung der Wirkungsunwerthe in ähnlicher Weise erfolge, wie die der Wirkungswerthe. Dies würde vor Allem ein Analogon des Frommens auf dem Gebiete der Unwerthe verlangen; und thatsächlich besitzen wir einen Begriff, welcher nur wenig umgedeutet werden muss, um jene Stelle einzunehmen. Der Sprachgebrauch setzt zwar den Begriff des Schadens demjenigen des Nutzens gerade entgegen. Darnach könnten wir den Schaden der Dinge nur zu dem speciellen Eigenwerthe der Glücksminderung in Beziehung setzen, wie

den Nutzen zum Eigenwerthe der Glücksförderung, und müssten für den Gegenbegriff des Frommens einen neuen Namen bilden. Da uns jedoch die Sprache hiezu keinen Ansatz bietet, und das Sprachgefühl gegen einen erweiterten Gebrauch des Wortes Schaden nicht so bestimmt zu reagiren scheint wie beim Nutzen, so sei diese Erweiterung hiemit zunächst für unsere Zwecke vollzogen. Wir unterscheiden somit zwischen Schaden im weiteren und im engeren Sinne, und setzen jenen zum Frommen, diesen zum Nutzen in Analogie. Wo im Folgenden der Terminus Schaden schlechthin ohne nähere Bestimmung gebraucht wird, soll immer der Schaden im weiteren Sinne verstanden sein. — Als Frommen (recte „Frommlichkeit") der Gegenstände bezeichneten wir ihre Fähigkeit, Eigenwerthe hervorzubringen, d. h. also bei der Entstehung von Eigenwerthen sich wirksam zu betheiligen. Nach rein analoger Umkehrung bezeichnete dann Schädlichkeit die Fähigkeit der Gegenstände, Eigenunwerthe hervorzubringen. Leicht kann jedoch eingesehen werden, dass diese Definition zu weit gezogen wäre. Die Fähigkeit, bei der Erzeugung von Eigenunwerthen mitzuwirken, besitzen zahllose Dinge, welchen darum Niemand Schaden zuschreiben wird. Es gibt wenig Gegenstände, welche man nicht in schädlicher Weise verwenden könnte, wenn man dies beabsichtigte. Damit wir ein Ding als schädlich bezeichnen, ist es nöthig, dass es mehr als die Fähigkeit, nämlich die Tendenz zur Hervorbringung von Eigenunwerthen besitze. Nur wenn wir von einem Dinge voraussetzen, dass es ohne unser Zuthun Eigenunwerthe zu bewirken geeignet sei, nennen wir es schädlich. Demzufolge verstehen wir unter Schädlichkeit eines Dinges seine Tendenz zur Hervorbringung von Eigenunwerthen und unter dem Schaden eines Dinges das Maass der Eigenunwerthe, die es thatsächlich hervorbringt.

Die Schädlichkeit, resp. der präsumtive Schaden eines Dinges spielt nun bei der Maassbestimmung seines Wirkungsunwerthes eine analoge Rolle wie das Frommen bei der Maassbestimmung der Wirkungswerthe. — Der Wirkungsunwerth

eines Objectes wird dem von seiner Existenz als abhängig erachteten Schaden proportional geschätzt. Dieser Satz leuchtet aus einer Betrachtung des Verhältnisses von Zweck und Mittel beim Begehren ebenso von selbst ein, wie der analoge betreffs der Wirkungswerthe. Fraglich ist nur, ob der „von der Existenz eines Objectes als abhängig erachtete Schaden“ und seine Schädlichkeit überhaupt oder sein präsumtiver thatsächlicher Schaden sich mitunter in ähnlicher Weise unterscheiden, wie die analogen Grössen auf dem Gebiete des Frommens und speciell des Nutzens, deren Divergenz zur Bildung des Begriffes des Grenznutzens Anlass geboten hat. — Thatsächlich lassen sich solche Fälle nachweisen. — Man denke sich z. B. ein Culturland von quantitativ messbaren schädlichen Einwirkungen, etwa von einem anwachsenden Zug von Heuschrecken bedroht. Die Eigenthümer des Landes werden, sobald sie für dessen Ertrag zu fürchten beginnen, vielleicht einen Preis auf die Vernichtung der Thiere aussetzen und den Scheffel gesammelter Heuschrecken mit einem gewissen Geldäquivalente bezahlen. Dieser Verfügung liegt eine Maassbestimmung des mit den Heuschrecken gegebenen Wirkungsunwerthes zu Grunde, sowie eine beiläufige Erwägung des Schadens, welcher durch die den Scheffel ausfüllenden Heuschrecken im lebenden Zustande verursacht werden könnte. Denkt man sich nun den Zug der Heuschrecken stets anwachsend, so dass schliesslich alle Hoffnung schwindet, durch künstliche Tödtung eines Theiles derselben irgend etwas von dem Ertrag des Landes zu retten, so werden die Eigenthümer jetzt keinen Preis mehr für den Scheffel Heuschrecken bezahlen, obgleich sie ihre Schädlichkeit oder ihren Schaden nun gewiss nicht geringer achten, als früher. Ja selbst wenn man dem Besitzer des kostbarsten Weingartens etwa die Versicherung zu geben vermöchte, ihm aus dem herannahenden Zuge der Heuschrecken alle diejenigen herauszusuchen und zu überliefern, welche, wenn sie am Leben blieben, gerade seine Weinreben zernagen würden — so würde dieser doch vernünftiger Weise selbst der Vernichtung jener bestimmten Menge von aller-

grösstem präsumtiven Schaden keinen Werth beilegen dürfen, da er sich sagen müsste, dass bei der Uebermenge der herannahenden Heuschrecken, wenn jene bestimmten auch vernichtet würden, jedenfalls andere an ihre Stelle träten, und sein Weingarten dennoch verloren wäre. Hier ist also die Schädlichkeit sowie der präsumtive thatsächliche Schaden sehr gross, der „von der Existenz des Objectes (der bestimmten Menge von Heuschrecken) als abhängig erachtete Schaden“ aber — die Grösse, nach welcher der Wirkungsunwerth bestimmt wird — gleich Null. Es realisirt sich bezüglich des Schadens ein analoges Verhältniss wie bezüglich des Nutzens etwa bei der atmosphärischen Luft und beim Trinkwasser, und der Erfolg für die Werthung ist ebenfalls ein analoger. Auch Zwischenfälle, in denen die für die Werthung maassgebende Schadengrösse dem präsumtiven thatsächlichen Schaden gegenüber herabgesetzt, aber nicht gänzlich aufgehoben wird, sind denkbar. So braucht man nur anzunehmen, dass die Heuschrecken sich mit besonderer Vorliebe auf die Weinreben würfen, und nur, wenn diese aufgezehrt sind, auch andere Pflanzungen angriffen. Würde nun die Gegend von einem minder zahlreichen Heuschreckenzuge heimgesucht, so könnten durch die Vernichtung gerade jenes Theiles, welcher sonst die Weingärten zerstört hätte, zwar nicht diese (die nun von den überbleibenden aufgesucht werden), wohl aber andere minder werthvolle Pflauzungen, etwa ein Kornfeld, gerettet werden, das die verminderten, an den Weinreben gesättigten Heuschrecken nun unberührt lassen. Der präsumtive thatsächliche Schaden jener bestimmten Menge Heuschrecken entspräche dann dem Werthe der Weinreben, der „von der Existenz jener Menge abhängige Schaden“ — das Maass für die Bewerthung — dem Werthe des Getreides. Dieser wäre niedriger als jener — ähnlich etwa, wie wir ein Stück Brot niedriger werthen als den effectiven Nutzen, den es uns bei der Stillung unseres Heisshungers bietet. Auch hier herrscht also Analogie; und so könnte man sich wohl zu der Bildung eines Grenzschadenbegriffes analog dem Grenznutzen und Grenzfrommen versucht

fühlen, wenn nicht in anderen Fällen wesentlich verschiedene Beziehungen nachweisbar wären. Man verändere das letzterwähnte Beispiel nur dahin, dass man annimmt, die Heuschrecken nährten sich mit Vorliebe von unbrauchbaren Pflanzen, welche dem Landwirth als Unkraut gelten, und wählten erst in Ermangelung dieser zunächst das Getreide, schliesslich die Weinreben. Dann würde durch Vernichtung jenes Theiles der Heuschrecken, welcher sonst das Unkraut verzehrt, also gar keinen Schaden angerichtet hätte, eventuell der Weingarten gerettet werden. Der „von der Existenz jenes Theiles der Heuschrecken abhängige Schaden“ ist also hier sehr gross; dementsprechend müsste auch ihr Wirkungsunwerth, resp. der Wirkungswerth ihrer Vernichtung geschätzt werden, obgleich der präsumtive thatsächliche Schaden gleich Null wäre [1]). Wir sehen also, dass der Wirkungsunwerth den präsumtiven thatsächlichen Schaden übersteigen kann — ein Verhältniss, dessen Analogon uns auf dem Gebiete des Frommens nicht begegnete. Der Grund ist leicht anzugeben. — Fast alle Gegenstände, die uns in irgend einer Weise frommen, thun dies nur unter unserer Mitwirkung oder können doch durch unsere Thätigkeit zu den verschiedenen Arten des Frommens veranlasst werden, deren sie überhaupt fähig sind. Da wir nun hiebei aus den Dingen immer das grösstmögliche Maass des Frommens zu gewinnen trachten, so entsteht jene bereits erörterte Beziehung, vermöge welcher bei dem Zuwachs oder Verlust eines Gegenstandes immer nur das geringste Frommen zuwächst, resp. verloren geht, zu welchem jener Gegenstand oder ein ihm gleichartiger hätte herangezogen werden können. — Die schädlichen Gegenstände aber schaden ohne unser Zuthun und schaden im Allgemeinen nicht mit dem Zwecke, uns möglichst viel oder überhaupt zu schädigen. Es fehlt hier ein Analogon des wirthschaftlichen Ge-

---

[1]) Um die Begriffe des „von einem Object thatsächlich bewirkten“ und des „von seiner Existenz abhängigen“ Frommens oder Schadens zu unterscheiden, ist es nothwendig, den Unterschied zwischen wirkender Ursache und Bedingung festzuhalten. Mit der Identificirung beider würden auch jene Begriffe zusammenfallen.

bahrens. Und wenn der für die Werthung maassgebende „von der Existenz des Objectes als abhängig erachtete“ und der „präsumtive thatsächliche“ Schaden sowie dessen Schädlichkeit im Allgemeinen mitunter auch ebenso weit von einander abweichen, wie die analogen Grössen auf dem Gebiete des Frommens und speciell Nutzens, so lässt sich doch keine allgemeine Regel für ihr Verhältniss angeben, welches lediglich durch die Verhaltungsweise der schädlichen Objecte begründet wird. Darum wäre auch die Bildung eines Grenzschadenbegriffes missverständlich und ungerechtfertigt. Die Wirkungsunwerthe sind dem von der Existenz des betreffenden Objectes als abhängig erachteten Schaden proportional, und dieser Schaden ist scharf von dem präsumtiven thatsächlichen Schaden des Objectes zu unterscheiden. Bis hieher reicht die Analogie; genauere Bestimmungen lassen sich allgemein nicht festsetzen.

Soviel über die negativen Werthbegriffe, welche in der Nationalökonomie noch wenig Beachtung fanden, für das Gebiet der Ethik jedoch die höchste Bedeutung besitzen. — Die Definitionen der wirklichen und vermeintlichen Eigen- und Wirkungsunwerthe ergeben sich von selbst aus den analogen positiven Werthbegriffen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Chr. Ehrenfels.

A. Voigt's „elementare Logik" und meine Darlegungen zur Logik des logischen Calculs.

Bekanntlich ist die „Algebra der Logik" als „Umfangs"- oder „Classenlogik" erfunden und fortgebildet worden. Ja, es darf wohl als die allgemein herrschende Ansicht bezeichnet werden, dass nur durch Rückgang auf die Classen und Classenbeziehungen ein algebraischer Formalismus in der Logik aufgebaut werden könne. Dies ist so häufig ausgesprochen und mit Gründen verfochten worden, dass Citationen kaum nöthig sind[1]). Auch das neueste und umfangreichste Werk über den Calcul steht ganz auf diesem Standpunkte[2]). „Die Logik," sagt Schröder (I, 99), „von vorn herein als eine solche des Begriffsinhaltes zu errichten, möchte eher wohl dem Versuche gleichen, das Dach vor dem Hause zu bauen," ein Ausspruch, der hieher gehört, da für Schröder der Begriff der (wissenschaftlich exacten, deductiven) Logik mit dem der Algebra der Logik zusammenfällt. Niemals ist, soweit mir bekannt ist, ein

---

[1]) Der leitende theoretische Gedanke war wohl ursprünglich der folgende: Classen sind Mengen. Mengen sind Grössen. Grössen lassen aber nicht bloss auf dem Wege über Mass und Zahl algebraische Behandlungsweisen zu (in diesem Falle die „analytischen" im gewöhnlichen Sinne der Arithmetiker), sondern auch direct, ohne jene oft überflüssige oder unanwendbare Vermittelung, wie man an vielfachen geometrischen Analysen sehen kann. (Es scheint, dass auch für Wundt, Logik I, 231 ff., dieser Gedanke massgebend war.) In der Möglichkeit, die Classen als Grössen, nur als zahlenmässig nicht bestimmbare, aufzufassen, sah man also den Grund für die Anwendbarkeit algebraischer Methoden.

[2]) E. Schröder, Vorlesungen über die Algebra der Logik (Exacte Logik) I, 1890; II, 1, 1891.

ernstlicher und consequenter Versuch gemacht worden, auf die „inhaltslogischen" Urtheilsformen direct, ohne Einmengung künstlich herbeigezogener Classenverhältnisse rechnerische Methoden der Deduction zu gründen [1]). Sollten wider mein Wissen (denn ein erheblicher Theil der in englischen oder amerikanischen Zeit- bezw. Gesellschaftsschriften verstreuten Literatur ist mir unzugänglich) derartige Versuche aufgetaucht sein, so sind sie gewiss nicht allgemein bekannt und überzeugend gewesen. Wie erklärten sich auch sonst die absonderlichen Künsteleien, bei welchen Boole und seine Nachfolger bis zum heutigen Tage glaubten Zuflucht nehmen zu müssen, um nur die Umformung der Urtheile in Classenurtheile überall zu ermöglichen? So muss z. B. das Urtheil ‚wenn Gott gerecht ist, so werden die Bösen bestraft' ersetzt gedacht werden durch das andere: die Classe der Zeitpunkte, in denen das Urtheil ‚Gott ist gerecht' wahr ist, ist subsumirt (d. h. identisch oder eingeschlossen in) der Classe von Zeitpunkten, in denen das Urtheil ‚die Bösen werden bestraft' wahr ist. Dergleichen hätte man sich wohl erspart, wenn man eingesehen hätte, dass Bedingtheiten von Merkmalen und beurtheilbaren Sachverhalten, so wie sie sind, calculatorischen Behandlungsweisen unterworfen werden können. Und wie erklärte sich ferner, dass für so viele Logiker (darunter F. A. Lange) die Existenz eines logischen Calculs als Hauptargument dafür gilt, dass in der Umfangsform das Wesen des einfachen Urtheils erschöpft sei? Des Weiteren, dass die Termini „Umfangslogik" und „algebraische Logik" allseitig für Synonyma gelten? Endlich, dass Schröder im ersten Bande seines im Wesentlichen auf encyclopädische Vollständigkeit angelegten Werkes von der Existenz solcher Versuche keinerlei Mittheilung macht, obwohl in demselben die Frage nach der Möglichkeit einer „Inhaltslogik" die eingehendste Discussion findet? Man verzeihe die Ausführlichkeit, mit der ich meine Behauptung von der (unbedingten oder nahezu unbedingten) Allgemeinheit des in Rede stehenden Vorurtheils rechtfertige. Es geschieht, wie alsbald ersichtlich wird, aus zwingenden Beweggründen.

Dieses Vorurtheil zu brechen, war der Zweck meiner Ab-

---

1) Häufig wird wohl bei logisch-algebraischen Untersuchungen von Begriffen und Urtheilen schlechtweg geredet, nicht von Classen und Classenbeziehungen; aber dahinter stecken letztere doch immer wieder, wie eine genauere Analyse zeigt. Vgl. z. B. meine Ausführungen in d. Zeitschr. 1891, S. 168 mit Beziehung auf Jevons und Wundt.

handlung „Der Folgerungscalcul und die Inhaltslogik" in dieser Zeitschr. XV, 188 ff. Durch wenige, ausserordentlich einfache und wohl vollkommen einleuchtende Ausführungen glaube ich dargethan zu haben, dass der Umweg über die Classen für Urtheile, die nicht von vornherein auf Classenbeziehungen gehen, ein total überflüssiger ist, da jede beliebige Urtheilsform als Ausgangspunkt für rechnerische Folgerungsmethoden genommen werden kann. Mein Verfahren bestand einfach darin, mit Beziehung auf die zeitweise beste Form des Umfangscalculs, die wir Schröder verdanken, den Nachweis zu führen, dass den Grundformeln dieses Calculs, aus denen alle Formeln und Rechnungen rein analytisch entspringen, von vornherein jene „inhaltslogischen" Deutungen gegeben werden können. Damit war mit mathematischer Strenge erwiesen, dass der ganze Calcul, rein formell betrachtet, also abgesehen von seiner ursprünglichen Classeninterpretation, für das durch die neuen Deutungen abgegrenzte Gebiet giltig sei und in ihm also auch a priori hätte begründet werden können. Soviel Systeme derartig paralleler Deutungen also, soviel Inhaltscalcule, von denen jedoch eine ganze Reihe, wie leicht zu sehen, unter einander sowie mit dem Umfangscalcul in dem Verhältnisse logischer Aequivalenz stehen [1]).

Ich war natürlich sehr begierig, die Aufnahme zu beobachten, welche meine theoretischen und kritischen Ausführungen [2]) bei

[1]) Bei meinen Nachweisungen hatte ich allerdings das Gebiet der particulären Urtheile übergangen, indem ich, irregeleitet durch die formelle Darstellungsweise derselben bei den älteren Forschern, gemeint hatte, man könne für algorithmische Zwecke die particulären Urtheile durch gewisse universelle ersetzen. Als ich dieses offenbare Versehen nachträglich bemerkte, fand ich es doch überflüssig, die fehlenden Umdeutungen der Formeln für das particuläre Gebiet in einer besonderen Publikation nachzutragen. Die Durchführbarkeit solcher Umdeutung stand ja nach den einleuchtenden Darlegungen meiner Abhandlung fest, und die thatsächliche Durchführung war, nach den gegebenen Mustern, eine ganz unerhebliche Mühe. — Noch ein zweites Versehen findet sich in meiner Abhandlung, auf welches ich erst durch Voigt's Hinweise im Aufsatz „Was ist Logik" (d. Z. XVI, 304) aufmerksam wurde: Ein Calcul „idealer" Inhalte, dessen Möglichkeit ich in flüchtigen Andeutungen besprochen hatte, würde nicht, wie ich behauptet, den Charakter eines „identischen", sondern den eines „Gruppencalculs" (nach E. Schröder's Terminologie) besitzen — was jedoch, wie überhaupt, so für den wesentlichen Inhalt und die Ergebnisse meiner Arbeit völlig gleichgültig ist.

[2]) Letztere in einer auf die Principienfragen eingehenden Recension des I. Bandes der Schröder'schen Vorlesungen in d. G. G. A. 1891, No. 7, p. 343—378.

den Umfangslogikern finden würden. Ich durfte nicht hoffen, sie in allen principiellen Punkten zu überzeugen, während ich andererseits nicht zweifeln konnte, dass die Widerlegung des alten Vorurtheils, welches die Begriffe Umfangslogik und algebraische Logik identificirt, und die hiemit angeregte Neufundirung der syllogistischen Algebra, bei der Evidenz der gegebenen Nachweisungen, Zustimmung finden müsse. Schneller als ich erwartet, ist letzteres geschehen. Ein Vertreter der bekämpften Schule, Herr A. Voigt, hat in einem „Was ist Logik?“ betitelten Aufsatz (im XVI. Bande d. Z.) den bislang eingenommenen Gesichtspunkt der Umfangslogik[1]) verlassen, meine Ideen ohne Weiteres acceptirt und auf Grund derselben eine „elementare Logik“ aufgebaut. Auch die kritischen Ausführungen in meiner oben citirten Recension haben auf Herrn V. ihren Eindruck nicht verfehlt, und wo er ihren Kern voll erfasst, schliesst er sich ihnen auch an. So erfreulich diese Sachlage erscheint, sie hat ihre Schattenseite. Empfindlich berührt durch meine entschiedene Zurückweisung der ungemessenen Prätensionen, welche die „Algebra der Logik“ erhebt, kleidet Herr V. die Aufnahme bezw. Billigung meiner Darlegungen in höchst paradoxe Formen — in die Formen schroffer Ablehnung. Das Verfahren, das Herr V. zu diesem Ende beobachtet, ist nun ein derartiges, dass ich mich genöthigt sehe, billig denkenden Lesern der Zeitschrift Materialien an die Hand zu geben, wonach sie entscheiden mögen, ob Herr V. die Pflichten literarischer Gewissenhaftigkeit allzeit innegehalten habe. Wer die Abhandlung Herrn V.'s ohne genauesten Vergleich mit meinen Arbeiten liest, gewinnt überall den Eindruck, als ob Herr V. mir nichts, schlechterdings nichts verdanke; als ob vielmehr, was ich irgend gesagt und begründet, entweder falsch oder allbekannte Trivialität sei. Herr V. hält es fernerhin für gut, da, wo er kritisirt, meine unzweideutigst klargelegten Absichten, Meinungen und Theorien in ihr Gegentheil zu verkehren, ja mir ständig Solches zuzuschreiben, von dem ich das stricte Gegentheil ausdrücklich gesagt habe. Es beliebt ihm ferner, mir „Kampfesweisen“ anzudichten, die ich nimmer gebilligt, geschweige denn geübt habe.

1. Ich sagte, Herr V. hätte meine, die logischen Fundamente des Calculs betreffenden und, wie oben dargethan, völlig neuen Gedanken und Feststellungen einfach acceptirt und seiner

---

[1]) Vgl. A. Voigt, Die Auflösung von Urtheilssystemen. Leipzig 1890. § 1—3.

Darstellung der „elementaren Logik“ — bei welcher es sich in der That auch um nichts anderes, als um eine directe Begründung des Calculs für inhaltslogische Urtheilsformen handelt — zu Grunde gelegt. Mein Verdienst an der Sache bemisst Herr V. einzig und allein durch folgende Anmerkung a. a. O. S. 313:

> „Als Verdienst H.'s müssen wir anerkennen, dass er die Schröder'schen Zeichen adoptirt und verbreitet hat.“

Aber nicht minder charakteristisch sind andere Stellen, z. B. S. 310, wo es heisst: „ . . nachdem wir eine positive Darstellung der elementaren Logik gegeben, wie sie Husserl vorgeschwebt haben mag“; oder 312, und öfter, wo Herr V. das Misslingen meiner Versuche, insbesondere meiner Deutungen der Symbole 0 und 1 ständig behauptet, aber nicht, auch nicht mit Scheingründen zu erweisen unternimmt. Nicht mit Einem Worte wird angedeutet, dass ich einen ganz neuen Gedanken zur Grundlegung der algebraischen Logik beigebracht habe, und dass es sich bei jener „elementaren Logik“ des Herrn V. nur um eine unwesentlich modificirte Ausführung dieses meines Gedankens handelt. Wenn Herr V. die Anordnung der Definitionen und Axiome ändert, gelegentlich eines meiner Axiome (und es sind wirkliche Axiome, nicht etwa Postulate) beweist, da und dort eine Rechnung einschiebt oder meine Idee auch im Gebiet der problematischen oder particulären Urtheile durchführt — so sind das im Vergleich mit dem Hauptpunkte unwesentliche Dinge. Hierher gehört auch die Herrn V. durch meine Deutung von $A \mathrel{=\!\!\!\in} B$ (wenn Etwas ein A ist, ist es auch ein B) an die Hand gegebene Zerlegung dieser Beziehung in die beiden: $x \prec A$ $x \prec B$, deren Verwendbarkeit mir nicht entgangen war, deren Einführung jedoch mit meinem wohlberechneten Zwecke, gerade die Schröder'schen Zeichen, Definitionen und Axiome festzuhalten, unverträglich war.

Aber wie verhält es sich, wird der Leser einwenden, mit den nach den wiederholten Urgirungen des Herrn V. „misslungenen“ Deutungen der Symbole 0 und 1? Besteht vielleicht in ihrer Berichtigung die wesentliche Differenz? Auch darin nicht; denn — man höre und staune — meine angeblich falschen und des Herrn V. richtige Deutungen sind theils identisch, theils äquivalent, also jedenfalls algorithmisch identisch!! Da ein Zweifel nur für die 0 und 1 des ‚Aussagencalculs‘ (der „Logik der festen Sätze“ des Herrn V.) bestehen kann und gerade auf sie der Vorwurf der Falschheit ausdrücklich bezogen ist (313), möge der Nachweis auch nur für sie folgen.

Herr V. schreibt anstatt 0, 1, bezw. F, W, und versteht unter W einen unbedingt wahren, unter F einen unbedingt falschen Satz. Dann gilt (313, Formel 1)) $A \mathrel{\underline{\in}} W$ und (314, Formel 1')) $F \mathrel{\underline{\in}} A$, was auch A sei. Die letztere Formel bedeutet: Wenn ein falscher Satz wahr wäre, so wäre jeder beliebige Satz wahr. — Bei mir bedeutet 1 den Satz ‚es gibt einen giltigen Satz'; 0 den Satz ‚es gibt keinen giltigen Satz' (d. Z. XV, S. 355 des Nachtrages; ich schreibe nur für ‚Urtheil' ‚Satz'). Es gelten nun, wie leicht zu erweisen, die Gleichungen

$$1 = W \text{ und } 0 = F;$$

denn setzen wir in der obigen Formel 1) für A 1, entsprechend in 1') für A 0, so folgt

$$1 \mathrel{\underline{\in}} W \text{ und } F \mathrel{\underline{\in}} 0.$$

Andererseits gelten aber auch die Beziehungen

$$W \mathrel{\underline{\in}} 1 \text{ und } 0 \mathrel{\underline{\in}} F,$$

deren erstere ja besagt, dass 1, d. h. der Satz ‚es gibt einen giltigen Satz', wahr ist, während die letztere, dass 0, d. h. der Satz ‚es gibt keinen giltigen Satz' falsch ist — was mit Hinblick auf ein beliebiges Axiom evident zutrifft. — Uebrigens bedarf es keiner Rechnung. Denn da man für W und F jeden beliebigen unbedingt wahren bezw. falschen Satz annehmen kann, so auch die von mir a. a. O. mit 1 bezw. 0 signirten; und dies gilt nicht minder auch für die, nur ungeschickteren Deutungen, die ich zuerst angesetzt (a. a. O. 188 m. Abhandlung) und wohl zurückgezogen, aber nicht, wie Herr V. missverstehend interpretirt, für falsch erklärt habe[1]). — Nach diesem Beweise der absoluten Aequivalenz meiner „misslungenen" und des Herrn V. richtigen Deutungen der 0 und 1 bitte ich den Leser, die bezüglichen Stellen (310 und 313 u.) der V.'schen Abhandlung nachzusehen.

Während Aeusserungen des Herrn V. der Art, wie die oben citirten, den Eindruck hervorrufen, als ob er sich die Gedanken zuschriebe, die er von mir übernommen hat, spricht er an anderen Stellen so, als ob es sich um pure Trivialitäten oder um allbekannte Dinge handle, an die auch er eben anknüpfe. „Ist die eine Logik geschaffen," heisst es S. 319, „so ist die Schöpfung der anderen lediglich Sache der Umdeutung, der Uebersetzung gleichsam einer Sprache in die andere. Dass daher der Formalismus der einen Logik voll-

[1]) Ich zog sie zurück, weil ich mit den Herleitungen der auf sie bezüglichen Grundformeln (V u. VI meiner Abh.) nicht zufrieden war; auch diese sind aber nicht falsch.

ständig mit dem der anderen übereinstimmt, ist nicht, wie H. meint, ‚eine für den Anfang höchst frappante‘, sondern eine von Anfang an feststehende und leicht festzustellende Thatsache.“ Nachträglich lässt sich dergleichen, wie nach der Aufzeigung jeder einleuchtenden Wahrheit, leicht behaupten; auch hat Herr V. vergessen beizufügen, dass er noch Ein Jahr vor Erscheinen meiner Abhandlung von jener „von Anfang an feststehenden Thatsache“ auch nicht eine Ahnung besessen hat, wie man aus seiner oben citirten Brochüre von 1890 § 1—3 ersehen kann.

An mehreren Stellen belustigt sich Herr V. geradezu über meine Uebersetzung der Schröder'schen Formeln, und stellt die Sache so hin, als ob meine Arbeit zu derjenigen Schröder's sich bloss verhielte wie eine „Uebersetzung“ zum „Original“. Dass aber der Gedanke an die Möglichkeit eben solcher Uebersetzung und die wirkliche Durchführung derselben etwas Neues und für die Logik des Calculs Grundwesentliches sei, das verschweigt Herr V. hiebei vollkommen.

2. Ich habe oben gesagt, Herr V. schriebe mir Meinungen und Behauptungen zu, von denen ich das directe Gegentheil ausgesprochen habe. Ich will hiefür einige Belege anführen.

A. Herr V. sagt (W. i. L. 296): „Seine [sc. H.'s] Kritik ist eine vor dem Studium der algebr. Logik abschreckende, eine Warnung vor dieser Richtung, die den Philosophen nicht belehren könne und die höchstens für den eingefleischten Mathematiker Interesse und Reiz hätte.“ (Vgl. auch S. 290, 332 u. ö.). — Herr V. meint wohl folgende Stelle meiner Abhandlung 169 Anm.: „Ich glaube, dass auch die logische Algebra trotz ihrer sehr beschränkten praktischen Verwendbarkeit nicht unterschätzt werden darf, und dass sie um ihrer thatsächlichen Leistungen willen für den Logiker von hohem Interesse sein müsste u. s. w. (Vgl. auch meine Recension S. 260 u. 277—78.)

B. S. 329 liest man: „H. scheint es für eine Eigenthümlichkeit der Umfangslogik zu halten, dass sie nicht die Existenz der Begriffe voraussetze, während die Logik des Inhalts es nur mit realen Begriffen zu thun habe . . . . Wie aus der ganzen Anlage seiner Definitionen hervorgeht, hält H. die logische Zeichensprache für eine blosse Uebersetzung der Wortsprache, und man könne daher dem Urtheil $A \Subset B$ ohne Weiteres dieselbe Bedeutung geben, wie dem in Worten ausgedrückten Urtheil: die A sind B, welches die Realität der Begriffe A und B supponirt.“ Wie alle diese Sätze der

Wahrheit entsprechen, ersieht man u. A. daraus, dass ich in meiner Recension G. G. A. 1891, S. 257 die Umfangslogik als eine specielle, ganz in die Inhaltslogik hineingehörige Specialmethode bezeichne[1]); dass die Erklärung des Zeichens $A \mathrel{=\!\!\!<} B$, die ich wirklich gebe, mittelst des Satzes geschieht: „sofern Etwas ein A ist, ist es ein B," für welchen einen aequivalenten und nur einen solchen zu setzen gestattet wird (d. Zeitschr. XV. Bd. S. 180 u. 185); worunter sich natürlich kein wahrhaft kategorischer, d. h. die Existenz des Subjects einschliessender (cf. G. G. A. a. a. O. 271) findet und finden kann, geschweige denn der obige, mir unterschobene. Was die weitere Unterschiebung anlangt, dass ich die logische Zeichensprache für eine blosse Uebersetzung der Wortsprache halte, so widerspricht sie wiederum Allem, was ich geschrieben, u. A. auch der „Anlage" meiner Definitionen, z. B. „Unter $A . B$ (bezw. $A + B$, 0, 1 etc.) verstehen wir den Gegenstand des Begriffes, welcher ..." (a. a. O. 187 ff.).

3. Wie leicht Herr V. bei der Hand ist, mir eine kritische Gewissenlosigkeit zuzuschreiben, zeigt folgendes Beispiel. Er macht mir a. a. O. 322 den grossen Vorwurf (um „die Kampfesweise dieses Kritikers zu charakterisiren", 321 u.), dass ich eines der „hauptsächlichsten" Argumente Schröder's für eine Umfangslogik, „die Logik des Inhalts könne die particulären Urtheile überhaupt nicht bewältigen," verschwiegen hätte. Schlägt man aber die bezeichnete Stelle bei Schröder I, S. 100 auf, was findet man? Eine durch eckige Klammern aus dem Text geschiedene Seitenbemerkung, welche ohne jedwede Erläuterung die ebenso kurze, als unverständliche Behauptung enthält, „Konsequenterweise könnte z. B. die Logik des Inhalts particuläre Urtheile überhaupt nicht bilden — es sei denn als identische oder ‚nichtssagende' Urtheile," nebst einem Hinweis auf „die Ausführungen" im § 44 des damals noch nicht erschienenen zweiten Bandes!

4. Um die Kritik, die ich an Schröder's A. d. L. geübt habe, lächerlich zu machen, schreibt Herr V. übrigens auch Schröder Ansichten zu, entgegengesetzt denen, die er

---

[1]) Den Gedanken, dass es sich bei der algebraischen Logik, welche die Logik selbst zu sein beansprucht, bloss um ein untergeordnetes Stück der Logik handelt, habe ich mehrfach und lebhaft betont. Die Wendung: „dass man schliesslich die Algebra der Logik als einen untergeordneten Theil einer Logik im weiteren Sinne auffassen könne, das wird auch H. zugestehen" (vgl. W. i. L. 291 u.), ist jedenfalls eine ungewöhnliche Form der Zustimmung.

wirklich vertreten hat. So z. B. (vgl. a. a. O. 307—10, insbes. 310 u. 331), dass die algebraische Logik auf „formalistischem Standpunkt“ stehe. Darin liegt, genau gesprochen, dass sie, ohne jeden Hinblick auf ein besonderes Gebiet, ihre Definitionen und Grundgesetze willkürlich und rein symbolisch wähle; so dass die Begriffe bezw. Begriffsgegenstände, auf die der Calcul sich bezieht, nicht von vornherein gegeben, sondern einzig und allein durch die symbolische Bestimmung, jenen formalen Anforderungen zu genügen, umgrenzt wären. Der entgegengesetzte Weg bestände darin, von einem gegebenen Begriffsgebiet auszugehen und nach seinen Anforderungen die (nun ganz und gar nicht willkürlichen) Definitionen und Grundgesetze (jetzt Axiome) zu bestimmen. Was nun Schröder anlangt, so geht er von vornherein aus von „Mannigfaltigkeiten“, wählt also den letzteren Weg. Allerdings mischt er, was auf dem ersteren erlaubt, auf dem letzteren aber logisch unzulässig ist, willkürliche, formale Definitionen in seine Entwicklungen hinein, für die dann erst nachträglich eine Interpretation — die nicht als Rechtfertigung gelten soll! — gesucht wird. Bei der 0 fehlt sogar die Möglichkeit jeder Interpretation, und doch soll die eine Unmöglichkeit fixirende Definition die Verwendung der 0 rechtfertigen! (Vgl. G. G. A. 267—72.) Alle meine Einwände wären natürlich lächerlich, hätte Schröder statt eines Mannigfaltigkeitscalculs einen rein formalen aufgebaut, was er nun einmal nicht gethan hat [1]).

---

[1]) Wenn mir Herr V. in seinen Ausführungen S. 331—32 unterschiebt, dass ich die wissenschaftliche Bedeutung rein formaler Entwicklungen (d. h. der Construction von Algorithmen unabhängig von jeder concret-begrifflichen Unterlage), sowie formaler Definitionen innerhalb solcher Formalismen läugne, so ist das einer der Fälle, wo er theils in directem Widerspruch, theils in leicht ersichtlichem Widerstreit mit meinen Darlegungen referirt. Vgl. meine Recension S. 266 ff. Uebrigens zeigt Herr V. mit seiner Anm. 331 und vielen anderen Stellen, dass er von einem tieferen Verständniss der Logik der symbolischen Methoden so sehr entfernt ist, dass er ihre wesentlichen Schwierigkeiten und Probleme noch nicht einmal bemerkt hat. Das ist ja, was ich den algebraischen Logikern vorhalten musste: in einer „Algebra der Logik“ sehen sie das Heil der Logik, wo nicht die Logik selbst; aber in die Logik dieser Algebra, wie einer Algebra überhaupt, haben sie so wenig Einblick, dass sie gegen dieselbe verstossen, so wie sie in Frage kommt. Allerdings ist auch die Logik der Algebra durch keinerlei Algebra der Logik zu deduciren. Vgl. die principiellen Einwände in meiner Recension, denen Herr V. leider zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, um auch nur über sie correct referiren, geschweige denn sie widerlegen zu können.

5. Wiederholt spricht Herr V. von meiner „Kampfesweise“ in einem Tone, der voraussetzt, dass ich in meiner Recension E. Schröder in wenig würdiger Weise begegnet wäre. Die Leser meiner Recension werden sich jedoch erinnern, dass mich die Ablehnung aller principieller Aufstellungen Schröder's nicht gehindert hat, seine grossen Verdienste um den Calcul in rühmendster Weise hervorzuheben. Vgl. meine Recension S. 260 u. ö.

Doch genug der Unerquicklichkeiten. Dass Herr V. seiner Zustimmung zu meinen Gedanken, da wo sie für ihn massgebend waren, einen angemessenen Ausdruck zu geben unterliess, hätte mich zu einer Replik nicht bewogen; wohl aber die Besorgniss, weniger orientirte Leser könnten im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seiner Referate mir Ansichten und Tendenzen zuschreiben, die mir gänzlich ferne lagen. Gerne übernehme ich jede Verantwortung für alles was ich geschrieben habe, keineswegs aber für das, was ich nach Herrn V. geschrieben haben soll.

Halle a. S. E. G. Husserl.

Anzeigen.

Dessoir, Max. Ueber den Hautsinn. Archiv für Anatomie und Physiologie, 1892, pag. 175—339.

Vorliegende Abhandlung enthält den ersten Theil ausführlicher experimenteller Untersuchungen über den Hautsinn, denen eine theoretische Einleitung vorausgeschickt ist. In dieser sucht sich der Verfasser unter ausgiebiger Heranziehung der neueren psychologischen und sinnesphysiologischen Litteratur mit den Begriffen Empfindung und Wahrnehmung, mit den specifischen Energien und der Objectivirung von Wahrnehmungen auseinanderzusetzen. Auf diese Erörterungen einzugehen, ist in einem kurzen Referat vollständig unmöglich; nach der Ansicht des Referenten ist es dem Verfasser nicht gelungen, für diese Erscheinungen einheitliche Gesichtspunkte aufzufinden.

In dem speciellen Theil der Abhandlung kommt der Temperatursinn zur Sprache. Dessoir fasst ihn auf „als eine einheitliche zu den Summationsempfindungen gehörende Wahrnehmungsmodalität mit zwei Qualitäten, die sich in wachsender Grösse von einem Nullpunkte entfernen“. Der physiologische Nullpunkt der Temperaturempfindung liegt „zwischen Wärme und Kälte“ und Wärme- und Kälteempfindungen sind Qualitäten „eines und desselben Sinnes und demnach psychische Begleiterscheinungen der gleichen specifischen Energie“. Zweierlei Endorgane für diese Empfindungen giebt es nicht und die Blix'schen Wärme- und Kältepunkte bezeichnet er als „Kunsterzeugniss“. Den Nachweis hiefür sieht er in Folgendem: Allerdings kann man durch Abtasten der Haut mit warmen

oder kalten Gegenständen Punkte auffinden, die im Vergleich zu anderen Hautstellen mit der Empfindung warm, bezw. kalt antworten. Doch folgt dies Ergebniss aus Mängeln der Versuchsmethode; ungleich starkes Aufsetzen der betreffenden Gegenstände, Ungleichheit des Reizes etc. sollen dieses Resnltat ergeben. Zu dieser Annahme gelangt Dessoir umsomehr, als diese Wärme- nnd Kältepunkte nach seinen Angaben ebenso auch für Druck und Schmerz empfindlich sind und andererseits eine Temperaturempfindung bei Druck mit einer grösseren Fläche auf die als Wärme- oder Kältepunkte ermittelten Hautstellen niemals entstehe; desgleichen führt er für seine Auffassung an, dass durch directe Reizung des Nervenstammes niemals Wärme- und Kälteempfindungen ausgelöst werden können. Er meint, „dass bei der Kälteempfindnng die Hautwärme durch Abgabe nach Aussen sinkt, hiedurch der Endapparat sich ausdehnt und durch diesen Vorgang der Ausdehnung einen ganz bestimmten Reiz an den Nerven übermittelt". Für die Wärmeempfindung ist es umgekehrt; da steigt die Hautwärme entweder durch Zufuhr von Wärme von Aussen oder durch behinderte Wärmeabgabe, der Endapparat verdichtet sich. „Es ist ein doppelter chemischer Molekularvorgang, der durch die Nervendrähte an die Centralstation gemeldet wird."

Des Weiteren werden die verschieden grosse Empfindlichkeit einzelner Körperstellen gegenüber anderen, der Einfluss der Grösse der gereizten Fläche auf die Intensität der Empfindung, die Dicke der Oberhaut, deren Leitungsvermögen und Temperatur in Rücksicht auf die Temperaturempfindung untersucht und die Resultate in zum Theil sehr ausführlichen Tabellen mitgetheilt.

Den Schluss bilden Dessoir's Untersuchungen über das Verhältniss des Temperatursinns zu den Berührungs- und Schmerzempfindungen. Er schliesst daraus auf eine gewisse Unabhängigkeit des Temperatursinns von den übrigen „Sensibilitätsmodalitäten" und dass der Temperatursinn am nächsten dem Schmerze stehe; auch das zeitliche Verhältniss zwischen Temperatur- nnd Schmerzempfindungen wurde festzustellen gesucht.

Ausdrücklich sei noch bemerkt, dass Referent die Ansichten von Blix und Goldscheider durch Dessoir's Experimente nicht widerlegt sieht; doch muss er es sich versagen, in dieser philosophischen Zeitschrift diese rein physiologische Frage ausführlicher zu discutiren.

Zürich. R. Wlassak.

Mosso, A. Die Ermüdung. Aus dem Ital. übersetzt von J. Glinzer. Deutsche Originalausgabe. S. Hirzel, Leipzig 1892.

Man kann es der Verlagshandlung nur danken, dass sie ein Buch, wie das vorliegende, dem weiteren deutschen Leserkreise zugänglich gemacht hat. Wie schon in dem früheren Werkchen über die Furcht, so hat es auch in diesem der kenntnissreiche und anregende Verf. verstanden, die Resultate seiner wissenschaftlichen Untersuchungen in glücklichster Form für ein grösseres Publicum darzulegen. Beobachtungen wechseln mit Theorien, Unterhaltung und Belehrung durchdringen einander, ein feiner Geist und ein humaner Sinn treten aus jedem Capitel entgegen. Unter dem Mannichfaltigen, das der Autor zusammengetragen, findet sich auch einiges den philosophischen Fachmann direct Interessirende.

Insbesondere wird der Psycholog nicht ohne Nutzen die Schrift kennen lernen. Ein grosser Theil derselben beschäftigt sich mit dem Zusammenhang psychischer und physischer Phänomene, die geistige Ermüdung ist dem Verf. selbst der wichtigste Gegenstand seiner Erörterungen gewesen. Durch zahlreiche Experimente ist es ihm gelungen nachzuweisen, dass es nur eine Kraftquelle im Organismus gibt und dass demnach die Ermüdung gewisser Theile der nervösen und Muskelsubstanz zugleich die Leistungsfähigkeit der anderen vermindert. Daraus folgt das auch für den Pädagogen werthvolle Resultat, dass körperliche Arbeit ebensowenig einfach eine Erholung des Geistes bedeutet, wie geistige Anstrengung eine solche des Körpers.

Der Gesichtspunkt, von dem aus alle diese Phänomene gewürdigt werden, ist freilich fast nur der physiologische. Der Verf. scheint im Wesentlichen einer materialistischen Metaphysik zu huldigen, wenngleich er S. 209 erklärt: »welches die Natur des Gedankens sei, wissen wir nicht, und es würde das Beste sein, gar nicht davon zu sprechen“. Es wäre sicherlich das Beste gewesen, über solche Fragen eine kritische Zurückhaltung zu bewahren, statt dessen hat Mosso über die Seele, die geistigen Funktionen verschiedene Aeusserungen gethan, welche das Maass einer solchen überschreiten. Man braucht von einem Physiologen nicht zu verlangen, dass er erkenntnisstheoretisch zu denken geschult sei, vielleicht ist es jedoch nicht unbillig zu wünschen, dass er einem weiteren Leserkreise unklare Reflexionen vorenthalte, die den Mangel dieser Schulung deutlich verrathen. In der Behandlung der psychologischen Probleme und

Thatbestände scheint uns der Verf. am unbefriedigendsten, sofern es sich nicht um deren Beziehung zu nervösen oder organischen Processen, sondern um ihr Wesen oder ihre Analyse handelt. So wird sicherlich der Thatbestand der Aufmerksamkeit unzureichend beschrieben, wenn man nur die beiden Erscheinungen an ihr hervorhebt: „dass die inneren Vorstellungen sich verstärken“ und „dass die äusseren Eindrücke daran verhindert werden, zum Bewusstsein zu kommen“ (S. 193). Sehr merkwürdig ist die entsprechende physiologische Interpretation, nach der die Aufmerksamkeit eine Reflexbewegung sein soll, dazu bestimmt, gewisse Gehirnzellen in den Zustand grösserer Erregung zu versetzen! Da hätten wir nun zu den vielen schon vorhandenen Theorieen der Aufmerksamkeit eine neue. Von den beiden oben erwähnten der inneren Wahrnehmung entnommenen Aeusserungen der Aufmerksamkeit ist hiernach nur die erstere das Wesentliche; damit Empfindungen zu Stande kommen oder äussere Eindrücke auf das Bewusstsein einwirken, müssen die „Aufmerksamkeitsnerven“ die centralen Zellen für die centripetalen Erregungen zugänglich machen.

Aber es wäre unrecht, Strenge der Begriffe, Vollständigkeit der Deduction und Analyse von einem Buche zu verlangen, dessen Zweck die genussreiche Einführung der Gebildeten in einen Gedankenkreis und ein Gebiet wissenschaftlicher Forschung ist, die von berufenen Händen nur selten erschlossen zu werden pflegen. Wir hoffen noch manche schöne Studie dieser Art von dem Verf. zu erhalten und erwarten, dass er sich stets bei seiner Darstellung in angemessener Entfernung von der Art bewegen werde, in der sein bekannter Landsmann Mantegazza ähnliche Gegenstände seit Jahren behandelt. So sei denn zum Schluss „die Ermüdung“, deren Uebersetzung und Ausstattung vortrefflich ist, angelegentlich empfohlen.

Leipzig. O. Külpe.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Zweite, umgearbeitete Auflage. (XII. u. 495 S. gr. 8°). Hamburg u. Leipzig. Leop. Voss. 1892. Mk. 10. —

Eine neue Fassung irgend eines Buches, mit geringen Zusätzen versehen und unter gelegentlichen Kürzungen, also meist rein redactionellen Aenderungen, kann nicht gerade an und für sich lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen, es sei denn das bloss persönliche, das wir für den Erfolg des Verfassers

empfinden. Im vorliegenden Fall liegt die Sache aber anders, es ist in der That ein ganz neues Werk, das uns geboten wird, und unser Gewährsmann lässt uns auch über die treibenden Motive für diese Umgestaltung keineswegs im Unklaren, wenn er bemerkt: „Als die erste Auflage vor jetzt dreissig Jahren erschien, war der Inhalt dieser Vorlesungen nicht bloss durch die Entwicklung der Wissenschaft, die es behandelt, sondern nicht minder durch die Entwicklung meiner eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Ueberzeugungen veraltet. Vor dreissig Jahren war die experimentelle Psychologie ein Zukunftsprogramm, für dessen Erfüllung ausserhalb der damals eben erst von Fechner beschrittenen Bahn der Psychophysik noch wenig gethan war, und dessen Durchführbarkeit allerwärts misstrauischen Zweifeln begegnete. Ich selbst aber, noch wenig geübt in den schwierigen Aufgaben jener psychologischen Analyse, die erst an der Hand der experimentellen Methoden allmälig sich ausbildete, ging mit mehr gutem Willen als Geschick an die Ausführung. So kam es, dass ich diese Arbeit schon Jahre lang vor dem Erscheinen der ersten Auflage meiner physiologischen Psychologie, in der ich die nämliche Aufgabe vorsichtiger und in bescheideneren Grenzen zu lösen versuchte, als eine Jugendsünde betrachten lernte, an die ich mich nur dadurch zuweilen unliebsam erinnert sah, dass immer noch dann und wann gewisse dort aufgestellte Hypothesen und Anschauungen mit meinen später gewonnenen Ueberzeugungen zusammengeworfen wurden" (Vorr. S. 5). Es ist daher nur zu begreiflich, wenn der Verfasser gerade im Hinblick auf diesen sich immer mehr befestigenden Gegensatz in der Entwicklung seiner eigenen Weltanschauung es für geboten fand, Alles das auszuscheiden, was er nicht mehr zu vertreten gewillt war. Vor Allem bezieht sich das unseres Erachtens auf die ausführlichen Erörterungen, welche in der ersten Auflage der Entstehung des Bewusstseins aus einem Complex von unbewussten Schlüssen gewidmet waren, obschon, wie nicht ausdrücklich versichert zu werden braucht, sich dort keine so phantastische Metaphsyik daran schloss, wie sie Hartmann aus diesem Material hervorzauberte. Aber ein Passus, wie der folgende in der ersten Auflage, ist doch in der vorliegenden Darstellung, man kann geradezu sagen, unmöglich: „Was in's Bewusstsein kommt, ist nur die fertige Arbeit. Aus so Manchem, was hier auftaucht, können wir auf das stete Weben und Schaffen der Gedankenelemente in jener dunklen Werkstatt schliessen, die im Hintergrunde des Bewusstseins liegt. Da und dort blitzt uns ein neuer Gedanke auf. Wir wissen nicht, von

wannen er kommt. Längst sind die Anregungen, die ihn bilden konnten, vorübergegangen. Aber in aller Stille haben sie in der unbewussten Seele fortgewirkt, haben dort Verbindungen eingegangen, frühere Vorstellungen wieder gelöst, und endlich, wenn eine neue Vorstellung sie wachruft, erscheinen sie in veränderter Gestalt im Bewusstsein. Die eingehende Zergliederung der psychischen Processe wird uns den Nachweis liefern, wie der Schauplatz der wichtigsten Seelenvorgänge in der unbewussten Seele liegt. Ueberall weist das Bewusstsein selbst auf diese unbewusste Seele hin, als die Voraussetzung alles dessen, was im Bewusstsein geschieht" (Vorrede S. 5). Hier hat Wundt, um jede metaphysische Verwendung von vorne herein abzuschneiden, statt jener verhängnissvollen Ausdrücke: Unbewusste Seele u. s. w. einfach nach dem Vorgang von Leibniz eine dunkle Vorstellung als Perception von einer klaren als Apperception unterschieden, indem er vorsichtig noch hinzufügt: „Mit diesen beiden Namen sollen keine weiteren, weder metaphysischen noch selbst psychologischen Voraussetzungen verbunden werden. Sie sollen lediglich eine Thatsache ausdrücken, für die wir nach einer in der Wissenschaft hergebrachten Sitte den Namen wählen, den derjenige, welcher zuerst auf sie aufmerksam machte, ihr gegeben hat. Wenn Leibniz und Andere, die nach ihm gekommen sind, mit diesem Namen noch Annahmen verbanden, die in der beobachteten Thatsache nicht enthalten sind, so lassen wir solche Annahmen bei Seite" (S. 262). Ausserdem ist diesmal die Verwendung des reichen Materials, welches die Völkerpsychologie uns an die Hand giebt, fortgeblieben und somit die Untersuchung streng auf das Gebiet der individuellen Psychologie beschränkt. Andere Abschnitte dagegen (die übrigens besonders angegeben sind), wie z. B. die Betrachtung über die Causalität des Willens und des persönlichen Factors im Character sind völlig unverändert in die gegenwärtige Darstellung hinübergenommen.

Dass für unseren Gewährsmann aber trotz aller Wandelungen und Abweichungen im Einzelnen derselbe principielle Gesichtspunkt maassgebend geblieben ist, bedarf wohl kaum der besonderen Versicherung; die Psychologie ist toto genere eine empirische Wissenschaft, aber sie kann, wie keine Forschung, der nothwendigen Ergänzungen seitens unseres Denkens entbehren und Erfahrung und Denken machen jede Wissenschaft. Die Erfahrung ist das Frühere, sie liefert die Bausteine, das Denken ist nur der Mörtel, der die Steine verbindet. Aber das Gebäude hat den Mörtel und die Steine nöthig. Das er-

fahrungslose Denken und die gedankenlose Erfahrung sind gleich ohnmächtig. Darum ist es für die Fortbildung der Wissenschaft unerlässlich, dass die Erfahrungen erweitert und dass für das Denken neue Hilfsmittel gesucht werden." Dieses wirksame Hilfsmittel ist das Experiment, das wie in den übrigen Naturwissenschaften, so auch in der Psychologie weitreichende Aufschlüsse in Aussicht stellt, da hierdurch alle Erscheinungen ihrer zufälligen Nebenumstände entkleidet werden, um noch einmal für die kritische Beobachtung künstlich neu erzeugt zu werden. Dass wir aber vermöge dieses methodischen Instrumentes nicht den bleibenden Grund der verschiedenen geistigen Thätigkeiten, die sog. Substanz erfassen können, dass wir vielmehr, wie WUNDT sich treffend ausdrückt, nicht an der Seele selbst, sondern nur an ihren Aussenwerken, an den Sinnes- und Bewegungsorganen experimentiren können, deren Functionen zu den seelischen Vorgängen in Beziehung stehen, versteht sich ohne Weiteres von selbst. Aber jedes psychologische ist zugleich ein physiologisches Experiment, ganz so wie den psychischen Processen des Empfindens, Vorstellens, Wollens zugleich physische Processe entsprechen. Eben desshalb aber ist diese Bedingung keine solche, die dem Experiment den Character einer psychologischen Methode zu rauben vermöchte, sondern sie entspringt lediglich aus den allgemeinen Bedingungen unseres seelischen Lebens, zu welchen auch dieser Zusammenhang mit dem körperlichen Leben gehört" (S. 11). Welche Erfolge die psychophysischen Untersuchungen besonders auf dem Gebiete der Vorstellungen (ihrer zeitlichen Entstehung, ihres Wechsels und ihrer qualitativen Association) aufzuweisen haben, braucht an dieser Stelle nicht des längeren erörtert zu werden; handelt es sich doch schliesslich um eine möglichst vollständige Zerlegung aller Bewusstseinserscheinungen in ihre einzelnen constituirenden Elemente und anderseits wieder um eine thunlichst erschöpfende Erkenntniss ihrer Coexistenz und ihrer Aufeinanderfolge. Zunächst bedarf es aber einer kurzen Erörterung über den vielumstrittenen und vielmissbrauchten Begriff des Bewusstseins.

Für diese Formulirung war der alte Gegensatz zwischen bewusstem und unbewusstem geistigen Sein in erster Linie verhängnissvoll. Da Manches aus jener unergründlichen Nacht des Unbewussten anscheinend unvermittelt, sprungartig in den hellerleuchteten Kreis unseres bewussten seelischen Lebens auftaucht, so liess man jene Zustände und Vorstellungen in ihrer Praeexistenz ein eigenthümliches latentes Dasein führen, bis sie für den Tag des vollen Bewusstseins reif wurden. Was liegt

da näher (ruft unser Gewährsmann aus), als sich dieses wie eine Art Schaubühne zu denken, auf der unsere Vorstellungen abwechselnd als die handelnden Personen auftreten, hinter den Kulissen verschwinden und sobald ihr Stichwort kommt, wieder erscheinen. So geläufig ist diese Anschauungsweise geworden, dass manche Psychologen und Philosophen es für interessanter halten, zu erfahren, was hinter den Kulissen im Unbewussten vor sich geht, als was sich im Bewusstsein ereignet. Das letztere, meint man, sei uns ja aus alltäglicher Erfahrung geläufig; aber vom Unbewussten wüssten wir Nichts, und Etwas davon zu erfahren, würde eine interessante Bereicherung unserer Kenntnisse sein (S. 252). Es bedarf geringen Nachdenkens, um zu begreifen, dass wir mit einer solchen Anschauung auf dem besten Wege sind, mythologische Phantasieen und scholastische Hirngespinste für reale Factoren des Geschehens zu substituiren und damit die nüchterne psychologische Prüfung des einfachen Thatbestandes von vorne herein zu verfälschen. Gerade so wenig wie den Vorstellungen eine für sich bestehende Geltung oder gar eine Art objectiver Realität zukommt, gerade so wenig ist das bei dem Complex dieses gesammten geistigen Geschehens der Fall. Ganz richtig bemerkt deshalb unser Gewährsmann: „Das Bewusstsein ist kein geistiger Vorgang neben anderen, sondern es besteht lediglich in der Thatsache, dass wir innere Erfahrungen machen, Vorstellungen, Gefühle, Willensregungen in uns wahrnehmen. Alle diese Vorgänge sind uns bewusst, insofern wir sie haben, sie sind uns nicht bewusst, wenn wir sie nicht haben. Ausdrücke, wie „Schwelle des Bewusstseins, Ein- und Austritt aus dem Bewusstsein, Umfang des Bewusstseins“ u. dergl. sind bildliche Redewendungen, die zur kurzen Bezeichnung gewisser Thatsachen der inneren Erfahrung nützlich sind, in denen man aber niemals eine Beschreibung der Thatsachen selber erblicken darf. Das einzig Wirkliche, was einer Erhebung über die Schwelle des Bewusstseins entspricht, ist dies, dass Etwas geschieht, was vorher nicht geschah, das einzige, was einem Verschwinden aus ihm entspricht, dass Etwas nicht mehr geschieht, was vorher geschah, und ebenso haben wir uns unter dem Umfang des Bewusstseins lediglich die Summe der in einem gegebenen Moment vorhandenen psychischen Vorgänge zu denken“ (S. 255). Damit hängt es unmittelbar zusammen, wenn wir in einer ähnlichen metaphysischen Hypostasirung in unserem Ich einen transcendentalen allmächtigen Demiurgos verehren, der als geheimnissvolle kosmische Kraft sich für die Zeit unserer Erdenwallfahrt mit der gemeinen Körperwelt befassen muss, — offen-

bar steckt darin noch immer der alte, anscheinend unvertilgbare Dualismus von Geist und Materie, wie ihn schon die Pythagoreer und PLATO ausgebildet hatten. Diesen speculativen Dichtungen vermag nun wiederum die nüchterne psychologische Erfahrung nicht zu folgen, vielmehr fasst sie das Ich, wie WUNDT sich ausdrückt, einzig und allein als die unsere inneren Erlebnisse begleitende Wahrnehmung ihres Zusammenhangs auf. „Es ist nichts Anderes als die Art und Weise, wie die Vorstellungen und die anderen seelischen Vorgänge zusammenhängen. Da nun aber weiterhin dieser Zusammenhang in einem gegebenen Augenblick immer durch die vorangegangenen Erlebnisse bestimmt wird, so fassen wir in dem Ich die Gesammtheit der Wirkungen zusammen, die von diesen Vorerlebnissen ausgehen. Das Ich wird uns zu einer Totalkraft, welche in allen den Fällen die eintretenden Ereignisse bestimmt, wo diese nicht sichtlich durch den Zwang äusserer Eindrücke oder solcher innerer Vorgänge, die wir ähnlich wie die inneren Eindrücke passiv erleben, verursacht werden. Da nun das Auftreten und Klarwerden bestimmter Vorstellungen die Hauptwirkung ist, in denen jene Vorbedingungen des Bewusstseins sich äussern, so setzen wir das Ich hinwiederum in die nächste Beziehung zu dem Vorgange der Apperception. Das Ich ist das Subject, das wir zu dieser hinzudenken. Dass nebenbei Uebertragungen objectiver Anschauungsverhältnisse auf das subjective Geschehen hier eine wesentlich unterstützende Rolle spielen, ist leicht zu erkennen. Denn das Ich tritt in Analogie mit den Gegenständen, die wir trotz des Wechsels ihrer Eigenschaften als die nämlichen auffassen, weil sich all dieser Wechsel zeitlich wie räumlich in stetigen Uebergängen vollzogen hat. Da wir ohne die Stetigkeit unseres inneren Lebens diese Stetigkeit der objectiven Dinge nicht zu erkennen vermöchten, so ist dann freilich in diesem Wechselspiel der Entwicklungen das Ich sowohl Ursache wie Wirkung. Der Zusammenhang der seelischen Vorgänge, der sich uns in dem Begriffe des Ich verdichtet, ermöglicht die Unterscheidung der Gegenstände von ihren wechselnden Eigenschaften, und diese Unterscheidung hinwiederum macht uns geneigt, jenem Begriff selbst einen dinglichen Werth beizulegen" (S. 265).

So sehr die Psychologie nun aber darauf zu achten hat, nicht wieder den berüchtigten Träumen einer erfahrungsfeindlichen Speculation zu verfallen, so wenig kann sie den Zusammenhang mit letzten, entscheidenden erkenntnisstheoretischen Fragen und Gesichtspunkten auf die Dauer vermeiden. Wie

wenig das in der That überhaupt möglich ist, zeigt am schlagendsten der angeblich rein empirische Materialismus, der schliesslich in das Fahrwasser der wüstesten und, Gott sei Dank, jetzt so ziemlich allseitig aufgegebenen Metaphysik gerieth. Wundt vertritt die durch die Thatsachen der psychologischen Erfahrung allen spiritualistischen und materialistischen Hypothesen gegenüber allein gerechtfertigte Perspective des psychophysischen Parallelismus, wie er ja schon von Lotze und Fechner in den allgemeinen Grundzügen begründet wurde. Diese durchgängige, nie unterbrochene Beziehung der beiden stets auf einander hinführenden, aber niemals aus einander abzuleitenden Causalreihen ist ein so unerschütterlicher Grundsatz der philosophischen Forschung geworden, wenigstens soweit diese nicht die Fühlung mit der Erfahrung verschmäht, dass wir dies Axiom auf sich selbst beruhen lassen können. Die durchgängige Gültigkeit des psychophysischen Parallelismus (so begründet Wundt seinen Standpunkt) ist eben eine nothwendige Folge davon, dass unser gesammtes Seelenleben eine sinnliche Grundlage hat, und dass daher kein noch so abstracter Begriff, keine der Sinneswelt noch so abgewandte Idee von uns gedacht werden kann, ohne irgend eine sinnliche Vorstellung für sie einzusetzen. Darum würde es aber auch verfehlt sein, wollte man sich jenen Parallelismus im Sinne irgend einer Art von Gleichwerthigkeit bei den Reihen von Vorgängen denken. Physisches und Psychisches sind ja überhaupt unvergleichbar. Insbesondere aber unterscheiden sie sich dadurch, dass der Maassstab des Werthes, der nicht nur für die Bethätigungen unseres Bewusstseins nach Aussen, sondern insbesondere auch für die Auffassung der Bewusstseinserscheinungen selbst der bestimmende ist, bei körperlichen Vorgängen völlig hinwegfällt oder doch erst da zur Geltung kommt, wo sie auf geistige Zwecke zurückbezogen, also psychologischen Gesichtspunkten untergeordnet werden. An sich aber und von dem Standpunkt der Naturbetrachtung aus sind alle physischen Processe gleichwerthige Glieder einer ununterbrochenen Kette von Bewegungsvorgängen (S. 485). Wie für eine abschliessende erkenntnisstheoretische Weltanschauung etwa dieser Parallelismus sich einer Einheit nahe führen lässt, inwiefern also der Idealrealismus das Verhältniss der idealen Principien zur objectiven Realität näher bestimmt, das ist natürlich nicht mehr Sache einer psychologischen, sondern einer metaphysischen Untersuchung, für die es hier genügt, nur die abstracte Möglichkeit angedeutet zu haben. Ebenso flüchtig darf die Psychologie an einem anderen Problem vorübergehen,

das vielfach mit einer ungewöhnlichen Erregung, ja wohl mit einer ganz unwissenschaftlichen Leidenschaftlichkeit, wie sie freilich bei solchen Anlässen in der Theologie zu Hause ist, erörtert zu werden pflegt, das ist die berühmte Streitfrage nach dem sog. Wesen der Seele. Wenn man sich aus allen möglichen psychischen Zuständen und Eigenschaften schliesslich ein unfassbares Abstractum verfertigte, dann freilich darf man sich nicht wundern, dieser Quintessenz, die noch dazu meist mit einem überweltlichen, mystischen Nimbus umkleidet wird, nichts Correspondirendes in der einfachen psychologischen Erfahrung zu finden. Unsere Seele, so fasst unser Gewährsmann seine Ansicht zusammen, ist nichts Anderes, als die Summe unserer inneren Erlebnisse selbst, unseres Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewusstsein zu einer Einheit zusammenfügt und in einer Stufenfolge von Entwicklungen schliesslich zum selbstbewussten Denken und zum freien sittlichen Wollen erhebt. Nirgends wird uns in der Erklärung des Zusammenhangs der inneren Erlebnisse ein Anlass geboten, diesen actuellen Seelenbegriff auf Etwas zurückzuführen, das nicht immer wieder dieser Zusammenhang des Vorstellens, Fühlens und Wollens wäre. Die Fiction einer transcendentalen Substanz, welche diesen Inhalt unseres Seelenlebens nur als eine äussere Wirkung hervorbringen soll, die gleich einem vergänglichen Schattenbilde an dem uns unbekannt bleibenden Wesen unserer Seele vorüberziehe, — diese Fiction verkennt nicht bloss den wesentlichen Unterschied unserer inneren von der äusseren Erfahrung, sondern sie droht auch Alles, was unserem geistigen Sein Werth und Bedeutung verleiht, in blossen Schein zu verwandeln. Was in unserem Bewusstsein geschieht, ist unmittelbares Erlebniss. Als solches erfordert es nirgends jene Unterscheidung eines von unserer subjectiven Auffassung unabhängigen Substrates, welches für die Naturbetrachtung durch die Natur als des uns gegebenen und unabhängig von uns existirenden Inbegriffs der wirklichen Dinge gefordert wird. Die seelischen Erlebnisse in uns sind uns als das gegeben, was sie sind. Jene Unterscheidung zwischen Erscheinung und Wirklichkeit, die für die Auffassung der Aussenwelt gefordert ist, und zum Begriff der materiellen Substanz als eines aus den Erfahrungsthatsachen zu construirenden hypothetischen Hülfsbegriffs führt, verliert so in der Anwendung auf die Selbstauffassung des denkenden Subjects jeden Sinn (S. 392). Während die Physik und Physiologie in ihren Erklärungen immer letzten Endes auf ein materielles Substrat zurückgreifen müssen, wird für die Psychologie eine solche metaphysische Zugabe ein

verhängnissvoller Ballast, der nur Schaden anstiften kann. Die Beseitigung solcher scholastischer Ueberlebsel (um einen ethnologischen Ausdruck zu gebrauchen) ist vor Allem die Aufgabe der experimentellen Psychologie, und dass wir gerade in Wundt, dem Herausgeber der auf streng experimentell-psychologischer Grundlage stehenden Philosophischen Studien, einen der thatkräftigsten Vertreter und Förderer ihrer Principien besitzen, dürfte allgemein bekannt sein. Insofern ist die vorliegende neue Bearbeitung des früheren Werkes in der That eine zeitgemässe und genaue Formulirung des eigenen wissenschaftlichen Programms.

Bremen. Ths. Achelis.

Selbstanzeigen.

Paulsen, Fr. Einleitung in die Philosophie. Berlin, Hertz. XVI und 444 Seiten gr. 8°. Preis 4,50 Mark.

Aus öffentlichen Vorlesungen, die Verf. eine Reihe von Jahren hindurch an der Berliner Universität gehalten hat, hervorgegangen, will nun auch dieses Buch dem Zweck dienen: der Philosophie in weiteren Kreisen Teilnahme und Verständnis zu gewinnen. Verf. giebt es heraus nicht ohne einige Hoffnung, einem Bedürfniss unserer Zeit damit entgegenzukommen. Diese Hoffnung wurzelt in der Ueberzeugung, dass unser Volk auf die Dauer nicht ohne Philosophie leben kann. Viele haben es in den letzten beiden Menschenaltern gemeint und versucht. Manche glaubten mit der wissenschaftlichen Einzelforschung allein auszukommen. Verf. glaubt nicht, dass es möglich ist; sie giebt keine Antwort auf die Fragen, die den Menschengeist zuletzt doch am tiefsten erregen, die Fragen nach dem Wesen und dem Sinn dieser räthselvollen Wirklichkeit. Andere meinten mit dem Glauben oder auch nur mit dem Dogma der Kirche auszukommen, unter ihnen auch nachdenkende und gebildete Männer; vermutlich sind hierunter doch wenige, die nicht mindestens durch gelegentliche Zweifel beunruhigt würden: ob der alte kirchliche Glaube auch mit der wissenschaftlichen Erkenntnis unserer Zeit verträglich sei und also mit gutem theoretischen Gewissen geglaubt werden könne?

So kommt man von beiden Seiten auf die Philosophie. Dies Buch wendet sich nach beiden Seiten. Es möchte dem Physiker zeigen, dass es unmöglich ist, bei einer rein physikalischen Weltansicht stehen zu bleiben, dass die Wirklichkeit noch nicht am Ende ist, wo die Physik am Ende ist. Denen aber, die an einer religiösen Weltansicht festhalten, möchte es zeigen, was der Glaube dem Wissen geben muss und dass er es ihm geben kann, ohne sich selber aufzugeben, ja dass er seiner selbst nur gewiss sein kann, wenn er mit dem Wissen zu einem wirklichen Frieden gelangt ist. Dass Religion und Philosophie, Glauben und Erkennen zwei nicht nur mit einander verträgliche, sondern einander voraussetzende und fordernde Seiten wie des geschichtlichen, so auch des persönlichen Lebens sind, diese Ueberzeugung, die einst Kant und Schleiermacher unserm Volk gepredigt haben, ist auch der Eckstein der in diesem Buch dargelegten Anschauung.

Rickert, Heinrich, Priv.-Doc. an der Universität Freiburg i. B.: Der Gegenstand der Erkenntniss. Ein Beitrag zum Problem der philosophischen Transcendenz. — Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1892 (VIII u. 91 S.) gr. 8°.

In neueren logischen Untersuchungen bricht sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, dass das Urtheil nicht nur aus Vorstellungen besteht. Das Bejahen oder Verneinen ist der eigentliche Urtheilsact, und dieser muss als dem Wollen und Fühlen verwandt angesehen werden. Von hier aus ist das Problem der Transcendenz behandelt. Die Schrift will zuerst durch eine Sonderung und Bestimmung der verschiedenen Subject-Object-Verhältnisse zeigen, dass dies Problem nur als Frage nach dem vom theoretischen Subject unabhängigen „Gegenstande der Erkenntniss“ eine Bedeutung hat, dass aber ein transcendentes Sein als Maassstab für das Erkennen nicht zu begründen ist. Sodann sucht sie durch eine auf die Urtheilslehre gestützte Umbildung des Erkenntnissbegriffes das Bedürfniss nach einem absoluten Sein fortzuschaffen und nachzuweisen, dass nur ein Sollen, das im Erkennen anerkannt wird, „Gegenstand“ der Erkenntniss sein kann. Die Fehler sowohl des Realismus als auch des positivistischen Idealismus glaubt sie zu vermeiden: sie hält sich von metaphysischen Annahmen über ein absolutes Sein fern, und giebt doch ein wirkliches Erkennen nicht auf, indem sie dem Sollen, das die Urtheile

anerkennen, eine mehr als subjective Bedeutung zuschreibt. Das Recht hierzu gewinnt sie aus einer Analyse der sog. Constatirungen von Bewusstseinsthatsachen. Auch sie wollen als Urtheile wahr sein, d. h. sie erkennen ein Sollen an, und weil sie unbezweifelbar sind, verleihen sie auch dem Sollen unbezweifelbare Geltung. Schliesslich ergeben sich hieraus Consequenzen für die Auffassung des Verhältnisses der Werthe zur Wirklichkeit.

Vaihinger, H., Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zweiter Band. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft 1892. (VIII u. 563 S. gr. 8°.)

Bezüglich der allgemeinen Tendenz dieses Werkes sei auf die Selbstanzeige des I. Bandes desselben in dieser Zeitschrift Bd. V, S. 505 hingewiesen. Die Aufgabe, welche sich der Verfasser damals gestellt hat — erschöpfende Analyse der Kr. d. r. V. unter Hereinarbeitung der gesammten exegetischen und kritischen Literatur —, sucht auch dieser II. Band zu lösen. Die Methode der Behandlung ist dieselbe geblieben, nur dass — entsprechend den kundgegebenen Wünschen — mehrere grössere zusammenhängende Excurse eingeschoben worden sind, sowie in der Berücksichtigung der Literatur eine strengere Beschränkung auf das Wesentliche eingetreten ist. Der Gegenstand dieses II. Bandes ist die Transsc. Aesthetik. Unter den speciellen Resultaten glaubt der Verf. folgende besonders hervorheben zu sollen: Der Excurs über „die afficirenden Gegenstände" (35—55) zeigt, dass Kant in der That solche als ungeprüfte, aber fundamentale Voraussetzung seiner ganzen kritischen Untersuchung annimmt; die Eliminationsversuche von Maimon, Beck, Fichte, Cohen u. A. werden zurückgewiesen, und zugleich gezeigt, dass Kant als solche afficirenden Gegenstände bald die Dinge an sich, bald die Gegenstände im Raume, bald beides zugleich ansetzt, so dass Kant in ein unlösbares Trilemma verfällt. Sechs weitere unbewiesene Prämissen Kant's bezüglich der Unterscheidung von Form und Stoff werden S. 69—79 aufgedeckt. Der enge Zusammenhang des Kantischen Apriori mit dem Angeborenen wird S. 89—101 gegen Cohen und Riehl vertheidigt. Dass Kant bei seiner Fragestellung über das Wesen von Raum und Zeit nicht alle möglichen Fälle berücksichtigt habe, wird, unter Berichtigung und Erweiterung der Trendelenburg'schen Einwände gegen Kant ausführlich S. 134—151 gezeigt. In der Erklärung der Transsc. Er-

läuterung (263—286) wird der Nachweis geliefert, dass Kant in seiner berühmten Frage nach der „Möglichkeit der Mathematik" zwei ganz verschiedene Probleme vermischt hat, das der reinen und das der angewandten Mathematik: es sind dies die Fragen: 1) Wie ist reine Mathematik als solche möglich? und 2): Wie ist die gültige Anwendung der reinen Mathematik auf die empirischen Objecte möglich? Hand in Hand damit geht ein unklarer Doppelbegriff des Apriori — Verwechslungen, deren verhängnissvolle Folgen für die Tr. Aesthetik und ihr Verständniss aufgezeigt werden. Ein grosser Excurs (290—326) ist dem bekannten Streite Fischer-Trendelenburg gewidmet; derselbe wird im Grossen und Ganzen zu Gunsten Trendelenburg's entschieden, dessen Behauptung einer „Lücke" in Kant's Beweis von der exclusiven Subjectivität des Raumes und der Zeit bestätigt wird. Die methodologische Analyse der Tr. Aesthetik (329—342) hatte besonders die methodische Rolle der Mathematik in derselben festzustellen. Die historische Entstehung der Kantischen Raum- und Zeitlehre ist Gegenstand eines eigenen Excurses (422—436), in welchem besonders der Einfluss des Leibniz-Clarke'schen Streites auf die Ausbildung des Kantischen Idealismus wahrscheinlich gemacht wird; derselbe Einfluss liegt auch dem Problem der symmetrischen Gegenstände (518—532) zu Grunde. Die angehängte Speciallitteratur ist durch eine Uebersicht über die Eberhard'schen Streitigkeiten erweitert (535—540).

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Band 100, Heft 2: Joh. Zahlfleisch: Zur Kritik der Anschauungen des Aristoteles in Bezug auf physikalisches Wissen. — N. v. Seeland: Ueber die Einseitigkeit der herrschenden Krafttheorie (Schluss). — R. Schellwien: Die Erkenntnisslehre Kants. — M. Schasler: Philos. Randbem. zu den Verhandl. über den preuss. Volksschulgesetzentwurf. — E. Dreher: Krit. Bemerkungen und Ergänzungen zu Kants Antinomien. — Recensionen: Neuere italien. Litteratur; L. Stein; Claassen; Walcker; Cantor; Luthe; Salter; H. Weiss; Ritter; Machetes; Paszkowski; H. de Balzac; Jerusalem; Münsterberg;

Kant-du Prel; Riedel; Koppelmann; Baumann; Groos; v. Hartmann; E. Wolff; Nicolai; Jordan; Ziehen; Elsenhans; Kirchner; Schäfer.

Band 101, Heft 1: O. Liebmann: Psychol. Aphorismen. — E. v. Hartmann: Unterhalb nnd oberhalb von gut und böse. — Fr. Jodl: Jahresbericht über Erscheinungen der anglo-amerikanischen Litteratur aus der Zeit von 1890—91. — R. Seydel: Zur Begrüssung des zweiten Hunderts der Bände dieser Zeitschrift. — Recensionen: Steinitzer; Freudenthal; Perez; Burman; K. Fischer; Bergemann; Volkelt; L. Stein; Gegen den Materialismus I—III; J. H. Löwe; Hüpeden; Kym; Störring.

Philosophische Monatshefte.

Band 28, Heft 7 u. 8: M. Offner: Ueber die Grundformen der Vorstellungsverbindung. — E. Kühnemann: Zur Geschichte und zum Problem der Aesthetik (Schluss). — F. Tönnies: Werke zur Philosophie der Geschichte und des socialen Lebens. II. — Recensionen: Philo-Cumont; Bolin; Feuerbach. — Litteraturbericht: R. Avenarius; Gutberlet; P. Carus; Rohr; Stock; Massonius.

Heft 9 u. 10: M. Offner: Ueber die Grundformen etc. (Schluss). — Th. Lipps: Der Begriff der Verschmelzung und damit Zusammenhängendes in Stumpf's „Tonpsychologie“. Bd. II. — F. Tönnies: Werke zur Philosophie etc. III. — Recension: Schrempf. — Litteraturbericht: K. Fischer; Windelband; Schopenhauer; Hertslet; Deussen; R. Avenarius; Kerry; Fechner und Preyer; Frohschammer.

Band 29, Heft 1 u. 2: K. Lasswitz: Die moderne Energetik in ihrer Bedeutung für die Erkenntniskritik. — F. Staudinger: Die sittliche Frage eine sociale Frage. I. — E. v. Hartmann: Religionsphilosophische Thesen. — Recensionen: P. du Bois-Reymond; J. Bergmann; Natge; Adam. — Litteraturbericht: Münsterberg; Ziehen; Gruber; Paedagogica.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane.

Band 4, Heft 3: A. Pick: Ueber die sog. Conscience musculaire (Duchenne). — Chr. Ladd-Franklin: Eine neue Theorie der Lichtempfindungen. — Litteraturbericht.

Heft 4 u. 5: A. König und C. Dieterici: Die Grundempfindungen in normalen und anomalen Farbensystemen und ihre Intensitätsvertheilung im Spektrum. — K. L. Schaefer: Ist eine cerebrale Entstehung von Schwebungen möglich? —

S. Fuchs: Ueber einige neuere Fortschritte in der Anatomie und Physiologie der Arthropodenaugen. — Litteraturbericht.

Zeitschrift für exakte Philosophie.

Band 19, Heft 2: O. Flügel: Ueber Materialismus. — G. Turić: Der Entschluss in dem Willensprocesse. — Besprechungen: Sus. Rubinstein; Münsterberg; Ribbing; Schmidkunz; Berendt und Friedländer; Fricke; Hauffe.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger.

Band 17, Heft 10: Brazier: Du trouble des facultés musicales dans l'aphasie. — A. Fouillée: Le développement de la volonté (fin). — E. Blum: Le mouvement pédagogique. — Ch. Richet: A propos du mysticisme moderne. — Analyses etc.: Ollé-Laprune; de Laveleye; Twardowski.

Heft 11: L. Marillier: La psychologie de W. James. — E. de Roberty: De l'unité de la science: les grandes synthèses du savoir. — Th. Ribot: Sur les diverses formes du caractère. — Variétés. — Analyses etc.: Joly; Séglas; Goblet d'Alviella; Dauriac; Oelzelt-Newin; R. Avenarius; Hegler; Dillmann.

Mind.

N. S. Heft 4: H. R. Marshall: The field of aesthetics psychologically considered. II. — A. Eastwood: Lotze's antithesis between thought and things. II. — W. D. Morrison: The study of crime. — B. J. Gilman: On the properties of a one-dimensional manifold. — Discussions: Dr. Hillebrand's syllogistic scheme: C. L. Franklin. — Critical notices: James; Burnet; Simmel.

The American Journal of Psychology.

Band 5, Heft 1: E. J. Swift: Disturbance of the attention during simple mental processes. — W. O. Krohn: Pseudochromesthesia, or the association of colors with words, letters and sounds. — B. J. Gilman: Report on an experimental test of musical expressiveness. II. — Psychological litterature.

The Monist.

Band 2, Heft 4: E. Haeckel: Our monism: The principles of a consistent, unitary world-view. — H. Schubert: The magic square. — P. Carus: Mr. Spencer on the ethics of

Kant. — P. Carus: What does Anschauung mean? — Ch. S. Peirce: The law of mind. — P. Carus: Mr. Ch. S. Peirce's onslaught of the doctrine of necessity. — Literary correspondence: France: L. Arréat; Germany: Chr. Ufer. — Diverse topics: P. Carus: Prof. Haeckel's Monism; The religion of science. E. T. Dixon: The future position of logical theory. Prof. Schaarschmidt: Comte and Turgot. — Book Reviews. — Appendix: P. Carus: Kant and Spencer. Reprinted articles relative to Mr. Spencer's estimate of Kant.

Band 3, Heft 1: Ch. S. Peirce: Man's glassy essence. — E. D. Cope: The future of thought in America. — F. L. Oswald: Mental mummies. — A. Binet: The nervous ganglia of insects. — R. Garbe: Hindu monism. Who were its authors, priests or warriors? — P. Carus: The idea of necessity: its basis and its scope. — Literary correspondence: C. Sterne: Recent evolutionary studies in Germany; L. Arréat: France. — Criticisms and discussions: L. Belrose, Jr.: Comte and Turgot. H. M. Stanley: Some remarks upon Prof. James's Discussion of attension. P. Carus: Is monism arbitrary? Ed. T. Dixon: A reply to a critic. With a discussion of necessary truths. P. Carus: Mathematics a description of operations with pure forms. In reply to Mr. Ed. T. Dixon. — Book Reviews.

The Philosophical Review.

Band 1, Heft 5: D. J. Hill: Psychogenesis. — A. Seth: The problem of epistemology. — H. Nichols: The origin of pleasure and pain (II). — F. C. S. Schiller: Reality and „Idealism". — Reviews of books: B. Erdmann; Höfler; Hyslop; L. Stein; Troglodyte; Torrey; Hughes; Davidson; Taylor; Le Rossignol; Gallwitz.

International Journal of Ethics.

Band 3, Heft 1: O. Pfleiderer: The national traits of the Germans as seen in their religion. — J. O. S. Huntington: Philantropy and morality. — L. H. West: International quarrels and their settlement. — D. G. Ritchie: 1792. — Year I. — A. L. Hodder: Utilitarianism. — Book Reviews.

Rivista Italiana di Filosofia.

Jahrgang 7, Band 2, Heft 2: De Sarlo: Gli esperimenti dell' Ipnotismo sulle alterazioni della coscienza. — L. Ambrosi: Sulla natura dell' Inconscio. — R. Bobba: Di alcuni Commentatori italiani di Platone. — L. Marino: Materialismo e mo-

nismo. — Bibliografia: Cenni; Faggi. — Bollettino pedag. e filos.: Grey; Giuliani; Russo; Ferrari; Troiano; Correns; Thomas; Maltese.

Heft 3: F. Tocco: La psicologia della Suggestione. — A. Nagy: Lo sdoppiamento della personalità. — N. Fornelli: Il criterio per la scelta delle cognizioni. — Bibliografia: Avenarius; Ragnisco; Mariano; Piccione; Lazzarini. — Bollettino pedag. e filos.: Allievo; Abati-Tricomi; Queyrat; Ollé-Laprune; Nagy; Passamonti; Pioger; Bourdon; Deschamps; Souriau; K. L. Michelet; Bilharz. — Bollettino letterario.

Bibliographische Mittheilungen.

Abbot, vorm. Doz. Dr. **Francis Ellingwood, Der Weg aus dem Agnosticismus od. die Philosophie der freien Religion.** Autoris. Uebersetzg. der 2. Aufl. v. Prof. Dr. Herm. Schönfeld. gr. 8°. (IV, 122 S.) Berlin, Bibliograph. Bureau. M. 2.50.

Adler, Dr. **Fel., Die ethischen Gesellschaften.** Ein Vortrag. [Aus: „Die eth. Bewegg. in Deutschland".] gr. 8°. (17 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 25 Pf.

Bauer, Anna, Handwerk u. Philosophie. Herrn Karl Erdmann, Mitarbeiter d. Kunstwart 3. Jahrg. 16. 20. 23. gewidmet. gr. 8°. (19 S.) Cochem, C. F. Wieprecht'sche Buchdr. 50 Pf.

Behm, Rich., Vergleichung der kantischen u. schopenhauerischen Lehre in Ansehung der Kausalität. Diss. gr. 8°. (88 S.) Heidelberg, vorm. Weiss' Sort. M. 1.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie d. Mittelalters. Texte u. Untersuchgn. Hrsg. v. Prof. Dr. Clem. Baeumker. 1. Bd. 3. Hft. gr. 8. Münster i./W., Aschendorff.

3. Avencebrelis [Ibn Gebirol] fons vitae ex arabico in latinum translatus ab Iohanne Hispano et Dominico Gundissalino. Ex codicibus Parisinis, Amploniano, Columbino primum ed. Clem. Baeumker. Fasc. II. (S. 73—209.) M. 4.50.

Bergbohm, Doc. Dr. **Karl, Jurisprudenz u. Rechtsphilosophie.** Kritische Abhandlgn. I. Bd.: Einleitung. 1. Abhandlg.: Das Naturrecht der Gegenwart. gr. 8°. (XVI, 566 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 12.60.

Bergmann, Jul., Geschichte der Philosophie. 2. Bd. 1. Abth.: Von Kant bis einschliesslich Fichte. gr. 8°. (III, 251 S.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 4.

Bewegung, die ethische, in Deutschland. Vorbereitende Mitteilgn. e. Kreises gleichgesinnter Männer u. Frauen zu Berlin. 2. Aufl. (Sommer 1892.) gr. 8°. (52 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 60 Pf.

Bibliothek der Gesamtlitteratur d. In- u. Auslandes. Nr. 611—621, 623. 8°. (Mit Bildnissen.) Halle a./S., O. Hendel. à 25 Pf.

611—621. Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl od. die Erhaltg. der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein v. Charles Darwin. Deutsch nach der letzten engl. Ausg. v. Geo. Gärtner. (XXXII, 570 S.) 623. Parerga u. Paralipomena. Kleine philosoph. Schriften v. Arth. Schopenhauer. Hrsg. v. Dr. Herm. Hirt. IV. (IV, 92 S.)

Born, Walt., Beitrag zur Lehre v. den Psychosen d. Kindesalters. Diss. gr. 8°. (50 S.) Jena, H. Pohle. M. 1.

Brasch, Dr. **Mor., Das Wesen u. die Formen der dramatischen Dichtung nach den Principien der modernen Aesthetik.** Ein Vortrag. gr. 8°. (57 S.) Leipzig, O. Gottwald. M. 1.

Broschüren, Frankfurter zeitgemässe. Neue Folge, hrsg. v. Dr. Joh. Mich. Raich. XIII. Bd. 10. Hft. gr. 8°. Frankfurt a./M., A. Foesser Nachf. 50 Pf.

Betrachtungen üb. das Verhältniss der menschlichen Seele zu der Thierseele. Von A. v. Biegeleben. (27 S.)

Bulthaupt, Heinr., Dramaturgie d. Schauspiels. I. Bd. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Aufl. gr. 8°. (XXIII, 509 S.) Oldenburg, Schulze. M. 5.

Calvary's philologische u. archaeologische Bibliothek. 100—104. Bd. 8°. Berlin, S. Calvary & Co. à M. 2.

Allgemeine Metrik der indogermanischen u. semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft v. Rud. Westphal. Mit e. Excurse „Der griech. Hexameter in der deutschen Nachbildg." v. Dr. Heinr. Kruse. (XVI, 514 S.)

Cless, Alfr., Ein Zukunftsbild der Menschheit. gr. 8°. (20 S.) Zürich, Verlags-Magazin. 70 Pf.

Dangelmaier, Maj.-Audit. Dr. **Emil, General-Feldmarschall Graf Helmuth v. Moltke als Philosoph.** [Aus: „Streffleur's österr. militär. Zeitschr."] gr. 8°. (32 S.) Wien, W. Braumüller. 70 Pf.

Dargun, Prof. Dr. **Loth. v., Studien zum ältesten Familienrecht.** 1. Tl. Mutterrecht u. Vaterrecht. 1. Hälfte. Die Grundlagen. gr. 8°. (XI, 155 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. 3 M. 20 Pf.

Dietz, C., Ueber Simulation v. Geistesstörung. Ein reiner Fall bei e. geistig Gesunden. [Aus: „(Illenau.) Festschrift z. 50jähr. Jubiläum".] Lex.-8°. (19 S.) Heidelberg, C. Winter. 60 Pf.

Döll, Dr. **Emil, Eugen Dühring.** Etwas v. dessen Charakter, Leistgn. u. reformator. Beruf. Eine populäre Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmgn., mündl. u. briefl. Verkehr. gr. 8°. (IV, 120 S. m. Lichtdr.-Bildnis.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 2.

Dreher, weil. Doz. Dr. **Eug., Der Materialismus,** e. Verirrung d. menschlichen Geistes, widerlegt durch e. zeitgemässe Weltanschauung. gr. 8°. (VII, 83 S.) Berlin, S. Gerstmann. M. 2.

Dühring, Dr. **Eug., Die Grössen der modernen Literatur,** populär u. kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. 1. Abth. Einleitung üb. alles Vornehme. Wiederauffrischung Shakespeares, Voltaire, Goethe, Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrh. gr. 8. (XI, 288 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 6.

Eickholt, A., Beitrag zur Kenntnis der akuten Formen der Verrücktheit. [Aus: „(Illenau.) Festschrift z. 50jähr. Jubiläum".] Lex.-8°. (25 S.) Heidelberg, C. Winter. 80 Pf.

Eucken, Prof. **Rud., Die Grundbegriffe der Gegenwart.** Historisch u. kritisch entwickelt. 2. Aufl. gr. 8°. (VII, 318 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 6.

Flügel, O., Die Probleme der Philosophie u. ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt. 3. Aufl. gr. 8°. (XIV, 272 S.) Cöthen, O. Schulze, Verl. M. 4.

— — **A. Ritschl's philosophische u. theologische Ansichten.** 2. Aufl. gr. 8°. (III, 156 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 2.

Foerster, Prof. Dir. **Wilh., Die Begründung e. Gesellschaft f. ethische Kultur.** Einleitungs-Rede. gr. 8°. (21 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 40 Pf.

Freidank, Kuno, Vom Glauben zum Wissen. Ein lehrreicher Entwicklungsgang, getreu nach dem Leben geschildert. gr. 8°. (III, 66 S.) Bamberg, Handels-Druckerei. M. 1.

Gerber, Gust., Das Ich als Grundlage unserer Weltanschauung. gr. 8°. (VII, 429 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 8.

Giesswein, Dr. **Alex., Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie u. Anthropologie.** gr. 8°. (VIII, 245 S.) Freiburg i./B., Herder. M. 5.

Gomperz, Thdr., Die jüngst entdeckten Überreste e. den platonischen Phaedon enth. Papyrusrolle. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] Lex.-8°. (12 S.) Wien, F. Tempsky. 50 Pf.

Handbibliothek, wissenschaftliche. 2. Reihe. Philosophische Lehr- u. Handbücher. II. gr. 8°. Paderborn, F. Schöningh. M. 5.
Spezielle Metaphysik im Geiste d. hl. Thomas v. Aquin. 2. Bd. Psychologie. 1. Tl. Leben der Seele. Von Lyc.-Rekt. Sem.-Regens Dr. Matth. Schneid. (X, 360 S.)

Hartmann, Prof. Dr. **Gust., Leibniz als Jurist u. Rechtsphilosoph.** [Aus: Festschrift d. Tübinger Juristenfakultät, f. Rud. v. Jhering".] gr. 8°. (121 S.) Tübingen, H. Laupp. M. 2.

Hecht, Johs., Die Wirklichkeit als Erzieherin. Grundlegende Vorarbeit f. e. rationelle Lösg. der socialen Frage. gr. 8°. (VII, 136 S.) Leipzig, M. Oelsner. M. 2.

Herbart's, Joh. Fr., Sämtliche Werke. In chronolog. Reihenfolge hrsg. v. Karl Kehrbach. 7. Bd. gr. 8°. (X, 354 S.) Langensalza, H. Beyer & Söhne. M. 5.

Hertwig, Dir. Prof. Dr. **O., Aeltere u. neuere Entwickelungs-Theorieen.** Rede. gr. 8°. (35 S.) Berlin, A. Hirschwald. M. 1.

Hertzsch, Rob. Hugo, Der ontogenetisch-phylogenetische Beweis f. das Dasein e. persönlichen Gottes. gr. 8°. (34 S.) Halle a./S., Leipzig, C. E. M. Pfeffer. M. 1.

Jentsch, Karl, Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche d. Lebens. 8°. (VIII, 467 S.) Leipzig, F. W. Grunow. 4 M. 50 Pf.

[Illenau.] Festschrift zur Feier d. 50jährigen Jubiläums der Anstalt Illenau. Hrsg. v. den jetz. u. früheren Illenauer Ärzten: Schüle, v. Krafft-Ebing, Kirn, Neumann, Fr. Fischer, Eickholt, Wilser, Landerer, Dietz. Mit 1 Lichtdr.-Bilde v. Illenau u. 2 lith. Taf. Lex.-8°. (VII, 219 S.) Heidelberg, C. Winter. M. 6.

Joël, Karl, Der echte u. der Xenophontische Sokrates. (In 2 Bdn.) 1. Bd. gr. 8°. (XII, 554 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 14.

Junker v. Langegg, Ferd. Adb., Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen u. anderer Völker. gr. 8°. (III, 79 S.) Leipzig, W. Engelmann. 1 M. 50 Pf.

Kaan, Dr. **Hanns, Der neurasthenische Angstaffect bei Zwangsvorstellungen u. der primordiale Grübelzwang.** gr. 8°. (148 S.) Wien, F. Deuticke. M. 4.

Kaatz, Dr. **Hugo, Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches.** 2. Thl.: Kunst u. Leben. gr. 8°. (III, 105 S.) Dresden, E. Pierson. M. 2.

Kappes, Privatdoz. Dr. **Matthias, Die philosophische Bildung unserer gelehrten Berufe.** Ein Wort zur Reform der Universitätsstudien. gr. 8°. (41 S.) Münster i./W., Aschendorff. 1 M.

Keil, Bruno, Die solonische Verfassung in Aristoteles' Verfassungsgeschichte Athens. gr. 8°. (VII, 248 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 6.

Kirn, Prof. Dr. **L., Geistesstörung u. Verbrechen,** Vortrag. [Aus: „(Illenau.) Festschrift z. 50jähr. Jubiläum".] Lex.-8°. (24 S.) Heidelberg, C. Winter. 80 Pf.

Köhler, Alb., Die Wiederholungswochen vor dem Richterstuhle der Pädagogik u. Psychologie. Eine krit. Studie. 8°. (23 S.) Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 40 Pf.

Koppehl, Dr. **Herm., Die Verwandtschaft Leibnizens m. Thomas v. Aquino in der Lehre vom Bösen.** gr 8°. (IV, 124 S.) Jena, Leipzig, G. Fock. 1 M. 60 Pf.

Kraepelin, Prof. Dr. **Emil, Ueb. die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel.** Experimentelle Untersuchgn. gr. 8°. (VIII, 259 S. m. 1 Curventaf.) Jena, G. Fischer. 6 M. 50 Pf.

Krafft-Ebing, Prof. Dr. **R. v., Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie m. Berücksicht. der Gesetzgebung v. Österreich, Deutschland u. Frankreich.** 3. Aufl. Lex.-8°. (XVI, 488 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 12.

— — **Zur Differentialdiagnose der Dementia paralytica u. der Neurasthenia cerebralis.** [Aus: „(Illenau) Festschrift z. 50jähr. Jubiläum."] Lex.-8°. (12 S.) Heidelberg, C. Winter. 40 Pf.

Laehr, Geh. San.-R. Prof. Dr. **Heinr., Die Literatur der Psychiatrie im XVIII. Jahrh.** Imp.-4°. (53 S.) Berlin, G. Reimer. M. 5.

Lorm, Hieron., Die Muse d. Glücks u. Moderne Einsamkeit. Zwei Beiträge zur Lebensphilosophie. 12°. (78 S.) Dresden, H. Minden. M. 1.

Merkel, A., Vergeltungsidee u. Zweckgedanke im Strafrecht. Zur Beleuchtg. der „neuen Horizonte" in der Strafrechtswissenschaft. [Aus: „Ihering, R. v., Festgabe f. ihn".] 8°. (69 S.) Strassburg i./E., K. J. Trübner, Verl. 1 M. 50 Pf.

Mills, Dr. **L. H., A study on the five Zarathushtrian (Zoroastrian) Gâthâs,** with texts and translations, together with a commentary, being the literary apparatus and argument to the translation of the Gâthâs in the XXXIst. vol. of the Sacred Books of the East. Part 1, Yasna XXVIII—XXXIV, and part IV, commentary (in 1 vol.). Lex.-8°. (XXVIII, 153 S. u. S. 393—621 m. 3 Inschriften-Taf.) Oxford. Leipzig, F. A. Brockhaus' Sort. M. 20.

Müller, F. Max. Physische Religion. Gifford-Vorlesungn., geh. an der Universität Glasgow im J. 1890. Aus dem Engl. v. Privatdoz. Dr. R. Otto Franke. gr. 8°. (XIV, 398 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 10.

Münsterberg, Prof. Dr. **Hugo, Beiträge zur experimentellen Psychologie.** 4. Hft. gr. 8°. (III, 238 S.) Freiburg i./B., J. C. B. Mohr. 4 M. 50 Pf.

Nietzsche, Frdr., Unzeitgemässe Betrachtungen. 2 Bde. 2. Aufl. gr. 8°. Leipzig, C. G. Naumann. à 4 M. 50 Pf.

I. 1. David Strauss, der Bekenner u. Schriftsteller. 2. Vom Nutzen u. Nachtheil der Historie f. das Leben. Mit e. Vorwort d. Hrsg. (XV, 206 S.) — II. 3. Schopenhauer als Erzieher. 4. Richard Wagner in Bayreuth. (205 S.)

— — **Also sprach Zarathustra.** Ein Buch f. Alle u. Keinen. 2. Aufl., m. Portr. u. Brieffacsm. d. Autors. gr. 8°. (XXXV, V, 472 S.) Ebd. M. 10.

Paulsen, Prof. **Frdr., Einleitung in die Philosophie.** gr. 8°. (XVI, 444 S.) Berlin, Besser. 4 M. 50 Pf.

Pesch, Tilmann, Die grossen Welträthsel. Philosophie der Natur. 2. Aufl. 2 Bde. gr. 8°. (XXV, 799 u. XII, 616 S.) Freiburg i./B., Herder. M. 18.

Pudor, Dr. **Heinr., Ketzerische Kunstbriefe aus Italien,** nebst e. Anh.: Gedanken zu e. Lehre vom Kunstschaffen. gr. 8°. (XVII, 160 S. m. 3 Bildern.) Dresden, O. Damm. 3 M. 20 Pf.

Religion, Die neue. Begründung u. Entwurf e. Religion der Zukunft. Von e. Ungenannten. gr. 8°. (33 S.) Altona, Gebr. Harz. 50 Pf.

Reynolds, Sir Joshua, Zur Aesthetik u. Technik der bildenden Künste. Akademische Reden. Uebers. u. m. Einleitg., Anmerkgn., Register u. Textvergleichg. versehen v. Cust.-Adj. Doc. Dr. Ed. Leisching. Hrsg. v. der philosoph. Gesellschaft an der Universität zu Wien. gr. 8°. (LXII, 325 S.) Leipzig, C. E. M. Pfeffer. M. 7.

Richter, Gymn.-Oberlehr. **P., Zur Dramaturgie d. Aeschylus.** gr. 8°. (III, 287 S.) Leipzig, B. G. Teubner. 6 M. 50 Pf.

Rickert, Privatdoz. Dr. **Heinr., Der Gegenstand der Erkenntniss.** Ein Beitrag zum Problem der philosoph. Transcendenz. gr. 8°. (VII, 91 S.) Freiburg i./Br., J. C. B. Mohr. 2 M. 20 Pf.

Rieger, Prof. Dr., **Psychische Epidemie, Hysterie u. Hypnotismus.** — Eine psychische Seuche in der obersten Klasse e. Mädchenschule. Von Oberamtsarzt Dr. Palmer. [Aus: „Centralbl. f. Nervenheilkde. u. Psychiatrie".] gr. 8°. (13 S.) Coblenz, W. Groos. 50 Pf.

Sammlung Göschen. 12. u. 14. Bd. 12°. Stuttgart, G. J. Göschen. à 80 Pf.

12. Pädagogik im Grundriss v. Dir. Prof. Dr. W. Rein. 2. Aufl. (144 S.) — 14. Psychologie u. Logik zur Einführung in die Philosophie. Für Oberklassen höherer Schulen u. zum Selbststudium dargestellt v. Dr. Th. Elsenhans. 2. Aufl. (VIII, 135 S. m. 13 Fig.)

Schlechta-Wssehrd, O. Frhr. v., Moralphilosophie d. Morgenlandes, aus pers. Dichtern erläutert. 8°. (XII, 216 S. m. 1 Stahlst.) Leipzig, H. Haessel. M. 3.

Schriften der Gesellschaft f. **psychologische Forschung.** (1. Bd.) 3. u. 4. Hft. gr. 8°. Leipzig, A. Abel.

3. 4. Der Rapport in der Hypnose. Untersuchungen üb. den thier. Magnetismus v. Dr. Alb. Moll. (242 S.) M. 8.

Schroeder, Leop. v., Worte der Wahrheit — Dhammapadam. — Eine zum buddhist. Canon gehör. Spruchsammlg., in deutscher Uebersetzg. hrsg. 8°. (XXII, 150 S.) Leipzig, H. Haessel. M. 3.

Spencer, Herbert, System der synthetischen Philosophie. 11. Bd. 1. Abth. gr. 8°. Stuttgart, E. Schweizerbart. M. 8.
Die Principien der Ethik. Deutsche Ausg. v. Prof. Dr. B. Vetter. 2. Bd. 1. Abth. (IV. Thl.) Gerechtigkeit. (V, 344 S.)

Spicker, Prof. Dr. **Gideon, Die Ursachen d. Verfalls der Philosophie in alter u. neuer Zeit.** gr. 8°. (VIII, 280 S.) Leipzig, G. Wigand. M. 6.

Sterbal, stud. med. **Thdr., Die psychischen Erscheinungen der Liebe.** Ein Versuch ihrer physio-psycholog. Erklärg. [Aus: „Aerztl. Centralanzeiger".] gr. 8°. (12 S.) Wien, M. Breitenstein. 40 Pf.

Strümpell, Prof. **Ludw., Die pädagogische Pathologie** od. die **Lehre v. den Fehlern der Kinder.** Versuch e. Grundlegg. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 384 S.) Leipzig, E. Ungleich. M. 6.

Temming, Dr. **Ernst, Beitrag zur Darstellung u. Kritik der moralischen Bildungslehre Kant's.** Diss. gr. 8°. (55 S.) Braunschweig, Leipzig, G. Fock. M. 1.

Treitel, Dr. **Leop., Ueb. Sprachstörung u. Sprachentwicklung,** hauptsächlich auf Grund v. Sprachuntersuchgn. in den Berliner Kindergärten. [Aus: „Archiv f. Psychiatrie".] gr. 8°. (36 S. m. 2 Holzschn.) Berlin, A. Hirschwald. M. 1.

Ulrich, Dr. **Geo., System der formalen u. realen Logik.** gr. 8°. (87 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 1 M. 80 Pf.

Virchow, Rud., Lernen u. Forschen. Rede. gr. 8°. (27 S.) Berlin, A. Hirschwald. 80 Pf.

Wendland, Paul, Philos. Schrift üb. die Vorsehung. Ein Beitrag zur Geschichte der nacharistotel. Philosophie. gr. 8°. (VIII, 120 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 4.

Wendt, Prof. Dr. **Ferd. Maria, Die Seele d. Weibes.** Versuch e. Frauen-Psychologie. 2. Aufl. gr. 8°. (VII, 131 S. m. Bildnis.) Korneuburg, Kühkopf. 2 M. 40 Pf.

Wilser, Ludw., Die Vererbung der geistigen Eigenschaften. [Aus: „(Illenau) Festschrift z. 50jähr. Jubiläum".] Lex.-8°. (26 S.) Heidelberg, C. Winter.

Wörter, Prof. Dr. **Frdr., Die Geistesentwicklung d. hl. Aurelius Augustinus bis zu seiner Taufe.** gr. 8°. (IV, 210 S.) Paderborn, F. Schöningh. M. 4.

Wundt, W., Hypnotismus u. Suggestion. [Aus: „Philosoph. Studien".] gr. 8°. (110 S.) Leipzig, W. Engelmann. 1 M. 50 Pf.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Einiges zur Grundlegung der Sittenlehre.

(Erster Artikel.)

Inhalt des ersten Artikels.

1. Macht und Werth umfassender Ideen sind in hohem Masse von der »Begründung« der letzteren unabhängig. So auch der Grundgedanke des STAUDINGER'schen Buches über das „Sittengesetz".

2—12. Darstellung des Hauptinhalts des STAUDINGER'schen Buches:

2. Das Kriterium des sittlichen Handelns: ich muss wollen, weil ich soll. — 3. Diese Beziehung zwischen Sollen und Wollen darf nicht im Fühlen, sondern muss im Vorstellen, im Denken gesucht werden, in dem sich eines Zieles bewussten Willen. Zweck und Mittel. — 4. Die Voraussetzungen des Wollens, der Zwecksetzung. — 5. Das Princip der Beseitigung von Widersprüchen. Die Vorstellung eines Widerspruches erzeugt die Willensthätigkeit. — 6. Wille und That. — 7. Nur die Einsicht macht und lenkt den Willen. Definition des Begriffes „Vernunft". — 8. In der zwecksetzenden Vernunft und zwar im deutlich vermittelten Zwecke liegt das Sollen, welches zugleich ein Wollen ist. — 9. Das Sittengesetz. — 10. Das Verhältniss der Gefühle zum Sittengesetz. Das sittliche Ideal. — 11. Begriff der Pflicht. Pflicht und Neigung. Das Princip der Abschätzung der Pflichten. Die Sünde. Die „Erlösung" von der Sünde. — 12. Die Freiheitsfrage.

13. Die Hauptgedanken der STAUDINGER'schen Untersuchung. Hauptgesichtspunkt der Kritik derselben. — 14. Das Verhältniss des STAUDINGER'schen Widerspruchsbegriffes zum gewöhnlichen. — 15. Kritik der Unterscheidung von „sachlichen" und „persönlichen" Widersprüchen. — 16. Kritik der Eintheilung der „persönlichen" Widersprüche. — 17. Das Gemeinsame der STAUDINGER'schen Wider-

spruchszustände. — 18. Der Begriff psychischer Dauer- oder Stabilitätszustände. Die Staudinger'schen Widerspruchszustände als Anfangsglieder psychischer Reihen, die eine Tendenz zur Stabilität zeigen.

---

1. Weite Gebiete des menschlichen Gedankenlebens werden ab und zu durch neue Ideen in eine gänzlich andere Beleuchtung gerückt, die Zusammenhänge aufdeckt, wo früher Klüfte gähnten, und nahe vor das geistige Auge rückt, was sonst unerkennbar und undeutlich in nebeliger Ferne schwebte. Kopernikus brachte Licht und Klarheit in die verwirrenden Anschauungen der damaligen Astronomie; Newton zeigte uns das Gemeinsame im Fall des Apfels vom Baum und in der Bewegung des Mondes um die Erde; Kant und Laplace lehrten uns die mannigfaltigsten Vorgänge am Himmel unter einem Gesichtspunkte betrachten; Robert Mayer verknüpfte mechanische Arbeit und Wärme; Maxwell und Hertz verbanden Licht und Elektricität; Adam Smith liess uns das verwickelte wirthschaftliche Getriebe als vorwiegend durch das Interesse bedingt erkennen; Darwin erhellte durch Beachtung des Kampfes um's Dasein das Räthsel der Verwandtschaft von Arten, Gattungen, Ordnungen, Klassen und Typen; Fechner gab uns in seinem Princip der Tendenz zur Stabilität ein Mittel in die Hand, Wesen und Ziel aller Entwicklung klar aufzufassen; Richard Avenarius führte in unerbittlicher Folgerichtigkeit den Gedanken durch, dass alle Vorgänge im Centralnervensystem — namentlich auch die, mit denen das «geistige» Leben in unmittelbarem funktionellen Zusammenhang steht — nichts anderes als die Bedrohung (bezw. Vernichtung) von Theilen jenes Systems durch ausser- und innerkörperliche Reize und die Behauptung solchen Angriffen gegenüber bedeuten, und lehrte dadurch die Sackgasse vermeiden, in die uns die theoretische Philosophie der Neuzeit geführt hat. Alle solche wissenschaftlichen Leistungen haben das Eine gemeinsam, dass eine Idee in einer weiten Gedankenwelt eine centrale Stellung einnimmt, dass alle Einzelheiten eines solchen umfassenden Kreises auf diesen Mittelpunkt hindeuten, von ihm aus Werth, Bedeutung, Leben erhalten. Das gesammte

Gedankengebäude gewinnt dadurch eine Einheitlichkeit, eine Geschlossenheit, die durchaus den Eindruck des Schönen macht, vollkommen gefangen nimmt, unwiderstehlich in seinen Dienst zwingt, den Weg zu den idealen Höhen der Menschheit weist. Die Wirkung einer solchen Schöpfung auf diejenigen, welche sich mit den Problemen beschäftigten, deren Lösung sie darstellt, ist oft eine unmittelbare, plötzliche: es braucht keiner umständlichen Vermittlungen, keiner «Begründungen» mehr. Wie ihren Schöpfern, so drängen sich dann auch uns solche Ideen unwiderstehlich auf, wir fühlen instinktiv, dass wir ihnen folgen müssen, wir sind ihre Anhänger, noch ehe wir sie genau «begründen» können: die sorgfältige «Grundlegung» kommt oft genug erst nach, wenn längst kein Zweifel mehr an der «Richtigkeit» des erlösenden Gedankens mehr laut wird. Man denke an die Undulationstheorie des Lichtes (und neuerdings der Elektricität), deren Zauber man sich schwerlich verschliessen wird, und die doch noch jetzt — und wer weiss, ob nicht für immer? — einer genauen «Begründung» in einer allgemeinen Elasticitätslehre harrt. Oder man beachte, wie mächtig sich heute den Physikern der Vortheil einer allgemeinen „Energiefunktion" geltend macht, für die noch nicht einmal eine genügende Definition gefunden ist. Oder auf einem anderen Gebiete: man erinnere sich des bestrickenden Einflusses, den der socialistische Gedanke auf die Geister ausübt, der Gedanke einer zukünftigen gesellschaftlichen Gleichheit aller Menschen, der doch bei der grossen Mehrzahl seiner Anhänger weit mehr im Wünschen als im Wissen seine «Begründung» findet[1]). Der «Werth» solcher Ideen ist also in gewisser Hinsicht von ihrer «Begründung», d. h. von der Herstellung des widerspruchsfreien Zusammenhangs zwischen ihnen und unseren sonstigen wissenschaftlichen Ueberzeugungen unabhängig. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, dass auf einen solchen Zusammenhang

[1]) Auch Virchow's kürzlich gethane Aeusserung, dass er im Herzen Darwinist sei, obwohl ihm die für die Entwickelungslehre sprechenden «Gründe» noch nicht ausreichen, zeigt die Macht eines Gedankens in Unabhängigkeit von seiner «Begründung».

nichts anzukommen brauche; wir halten vielmehr die allgemeine widerspruchslose Vereinigung aller Bestandtheile des Wissens für das letzte ideale Ziel der philosophischen Denkarbeit und sind der Ansicht, dass als «Wahrheit» in der Entwicklung der Wissenschaften eine Anschauung nur insofern dauernd gelten wird, als sie in sich und in ihren äusseren Beziehungen die Bedingungen für eine dauernde Einordnung in einen allgemeinen dauerhaften, stabilen Wissenszusammenhang trägt. Nur dürfen wir uns darüber nicht täuschen, dass wir oft genug an einer neuen Idee die Möglichkeit, dass sie ein Glied in einem stabilen, keiner Aenderung mehr fähigen und darum vollkommen harmonischen Endzustande menschlichen Wissens werde, nur instinktiv ahnen und sie lediglich um des gleichsam biologischen Vortheils willen annehmen, den sie für die Erhaltung, bezw. Förderung eines Theiles oder auch des Ganzen unseres geistigen Zusammenhanges offenkundig zeigt.

Im besonderen ist der Werth eines bahnbrechenden Gedankens gewöhnlich von dem Wege unabhängig, auf dem er gefunden wurde, und damit auch nicht selten unabhängig von der «Begründung», die sein Schöpfer ihm gab. Vielleicht nur vorbereitet durch ein specielles Problem, durch die angestrengte Bearbeitung eines engeren Gebietes, steht er plötzlich als Lösung einer einzelnen Frage in rasch deutlicher werdenden Umrissen vor dem geistigen Auge des Forschers, ein freies Gebilde seiner Phantasie. Nun muss das Neue an das Alte angeknüpft werden, und diese «Begründung» wird immer durch den besonderen Standpunkt, durch den individuell bestimmten Wissenszusammenhang des betreffenden Forschers und damit auch durch die Zeit, deren Kind er ist, bedingt sein. Solche erste Begründung einer neuen Idee kann unzureichend und selbst «falsch» sein: das braucht die letztere in dem Siegeslauf, den sie unter günstigen Umständen nun antreten wird, nicht aufzuhalten. Anderen erscheint sie in anderem Zusammenhang und späteren Geschlechtern, die über reichere Mittel verfügen, zeigt sie neue Seiten; sie behält ihren Werth nicht nur, sie kann noch an Werth gewinnen, wenn ihre erste «Begründung» vielleicht schon längst

vergessen oder nur dem noch bekannt ist, der dem geschichtlichen Werden nachgeht.

Von solchem Hintergrunde hebt sich uns ein Buch ab, das in allen seinen Theilen von einer grossen Idee durchdrungen ist, STAUDINGER's „Sittengesetz“ [1]). Diese Idee scheint durchaus geeignet, in die Begriffe, die wir uns vom sittlichen Handeln, seinem Wesen, Grund und Ziel bilden, endlich volle Klarheit zu bringen und zwar ganz unabhängig von der Begründung und zum Theil auch von der Form, der Definition, die ihr Urheber ihr gab. Die Begründung erscheint uns nicht einwandsfrei oder doch nicht vollständig genug; sie lässt noch eine Frage stellen, die unbeantwortet bleibt und andere Fragen im Gefolge hat. Das vermag aber dem eigentlichen Grundgedanken des Werkes keinen Abbruch zu thun. Er bewährt sich in einem ganz anderen Zusammenhange. — STAUDINGER's Gedankengang ist folgender.

2. Für eine Untersuchung unseres thatsächlichen Freiheitsbewusstseins — das durchaus nicht mit dem Bewusstsein einer Bestimmungslosigkeit des Willens zusammenfällt — ist eine genaue Betrachtung der sittlichen Handlungen erforderlich, die ja wegen des ihnen zu Grunde liegenden Gebotes für die Freiheitsfrage von der grössten Bedeutung sind. Die Hauptuntersuchung des ersten Bandes des auf drei Bände veranlagten Werkes richtet sich daher auf die Bedingungen der Sittlichkeit, die sich dann zugleich als die „natürlichen und unerlässlichen Bedingungen des Freiheitsbewusstseins und Freiheitsgefühles“ herausstellen.

---

[1]) FRANZ STAUDINGER, Die Gesetze der Freiheit. Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniss und der Gesellschaftsordnung. Erster Band: Das Sittengesetz. Darmstadt 1887. Der 2. Band, der erkenntnisskritische Untersuchungen, und der 3. Band, der die ideale gesellschaftliche Ordnung behandeln soll, sind noch nicht erschienen. Man vergleiche auch STAUDINGER's kleine vortrefflich geschriebene Schrift: Sonst, heut' und einst in Religion und Gesellschaft. Leipzig 1889.

Eine sittliche Beurtheilungsweise, welche Handeln und Denken als recht oder unrecht, sittlich oder unsittlich, böse oder gut bezeichnet, ist allen Menschen gemein. Die Ansichten über den Grund und den Massstab einer solchen Billigung und Missbilligung gehen aber weit auseinander. Gleichwohl ist anzunehmen, dass allen sittlichen Urtheilen ein einheitliches und festes Gesetz zu Grunde liegt. Um dasselbe zu ermitteln, kann kein anderes Verfahren als das der exakten Naturwissenschaft eingeschlagen werden, d. h. durch gedankliche Sonderung, bezw. Ausscheidung der einzelnen Bedingungen müssen diejenigen Bedingungen bestimmt werden, welche ohne Einfluss auf die Eigenthümlichkeit des sittlichen Urtheils bleiben, und die anderen, an deren Vorhandensein der Bestand des sittlichen Urtheils geknüpft ist. Dabei ist streng zu beachten, dass diese erste Untersuchung nur nach dem Gesetz des sittlichen Urtheilens forscht, nach dem Gesetz der Bethätigung, die in solchem Urtheilen liegt, und dass die Frage, „ob es ein allgemeines Gesetz in Bezug auf die Gegenstände dieser Beurtheilung, nämlich die Handlungen, welche sittlich oder unsittlich sein sollen, gibt, erst nach Beendigung jener Untersuchung beantwortet werden kann; es ist ein gewöhnlicher Fehler, von dem verschiedenen Stoffe der Sittlichkeit auszugehen."

Fragen wir nun nach derjenigen Verknüpfung von Willensbestimmungen in uns, auf welche hin wir eine Handlung billigen, so zeigt sich, dass das Bewusstsein eines Sollens vorhanden sein muss, dass ich aber gleichwohl nicht um eines Zwanges willen gehandelt haben darf. „Ich muss, wenn ich sittliche Billigung haben will, eine Handlung aus keinem anderen Grunde thun, als weil sie geboten ist, und dennoch bin ich nicht sittlich, wenn das Gebot mich zwingt. Ich muss folglich wollen, weil ich soll." Somit erhebt sich die erste Hauptfrage: „Wie kann ein Sollen in ein und demselben Bewusstsein zugleich ein Wollen sein?" Ist sie beantwortet, so ist auf die zweite Hauptfrage einzugehen: Wie erhalten wir ein allgemein verbindliches Gesetz, das all unser Sollen vorschreibt und sich all unser Wollen verpflichtet und das dennoch als

ein allgemein gültiger Massstab für die sittliche Beurtheilung zu gelten vermag?

3. Ein ganz aus sich selbst bestimmter Wille ist nirgends vorhanden. Daher dürfen wir die gesuchte Beziehung zwischen Sollen und Wollen nur innerhalb der beiden Bestimmungsgründe des Willens, Fühlen und Vorstellen bezw. Denken, vermuthen. Sieht man nun in der Lust oder Unlust eines Gefühls ein Sollen, das zugleich ein Wollen sei, so begeht man den Fehler der „Glückseligkeitslehre". In Gefühlsantrieben ist nie ein Verpflichtungsgrund enthalten, die Sittlichkeit darf darum nicht aus ihnen abgeleitet und in der möglich grössten Summe von Lust kann nicht der Zweck des sittlichen Handelns gefunden werden [1]. Wir suchen also unsere Beziehung nur noch im Vorstellen, im Denken, im bewussten Willen, d. h. in einem Willen, „der sich eines Zieles bewusst ist, auf das er hinsteuert." Ein solches Ziel „muss als Ziel vorgestellt werden, wenn sich mein Wille darauf soll richten können." Aber nicht nur das Endziel, sondern auch die Wege, die dahin führen, d. h. die untergeordneten Ziele, die Mittel, durch die das Endziel, der Zweck, erreicht wird, müssen dem Willen vom Denken vorgeschrieben werden. So verstehen wir unter „Mitteln" bewusst gesonderte Willensacte, die auf ein bewusstes Endziel, den Zweck, hinstreben. In den Zwecken haben wir demnach ein bewusstes Wollen vor uns, und wir werden sehen, dass hier auch das Sollen verborgen liegt. Zuvor aber bringen wir uns die Voraussetzungen, die Bedingungen und die Eigenartigkeit des Wollens selbst etwas näher.

4. „Wenn ich zu einem Zwecke Mittel soll auswählen können, so muss ich vor allem überzeugt sein, dass die gleichen Willenshandlungen auch die gleichen Thätigkeiten auslösen, und dass die gleichen Thätigkeiten unter den gleichen Umständen auch

[1]) Staudinger legt seine Stellung zur Glückseligkeitslehre eingehender dar (s. a. a. O. S. 24—32, 268 f., 304) und räumt dabei auch mit der unklaren, verschwommenen Vorstellung vom „Allgemeinwohl" gründlich auf.

den gleichen Erfolg aufweisen." Diese Ueberzeugung wird auch vom Wundergläubigen getheilt und „gerade die Zurückführung einer unerwarteten Verschiedenheit des ursachlichen Ablaufes auf übernatürliche Mächte weist auf die Unbedingtheit hin, mit der auch von dem naivsten Menschen vorausgesetzt wird, dass die nämliche Ursache an sich die nämliche Wirkung erzeugen müsse." Die Unerschütterlichkeit dieses Gesetzes ist der Grund der Möglichkeit aller Zwecksetzung und damit unumgängliche Bedingung von Willenshandlungen, also auch der Willensfreiheit.

Eine weitere Bedingung meiner Zwecksetzung ist die Einsicht in eine Reihe bestimmter thatsächlicher Zusammenhänge von Vorgängen. Die blosse Ueberzeugung von der Gültigkeit des Ursachsgesetzes würde noch nicht für die Setzung von Zwecken befähigen.

Die Grundvoraussetzung aber für jene Ueberzeugung und diese Kenntnisse und somit auch der letzte Grund für die Möglichkeit jeder bewussten Gestaltung von Zwecken ist die Einheit des Bewusstseins, die unser Ich, unsere Persönlichkeit ausmacht, die bewusste Beziehung der folgenden Bewusstseinsäusserungen auf die vorhergehenden. Dieser einmal vorhandene Zusammenhang der Bewusstseinsacte ist vom Willen unabhängig — wir können uns nicht selbst entfliehen — und in ihm liegt nun ein „Princip, welches auf eine bestimmte Zusammenordnung zukünftiger Bewusstseinshandlungen mit den gegenwärtigen und vergangenen geht", das „Moment, welches die Gestaltung von Zwecken bedingt und hervortreibt", das Princip der Vermeidung und möglichsten Beseitigung von Widersprüchen.

5. „Manche Vorstellungen reihen sich zusammen, ohne dass das gegenwärtige Bewusstsein irgend welchen Anstoss daran nimmt; der überfliegende Gedanke wiederholt sie und findet alles in Ordnung. Ein anderes Mal aber kommt es vor, dass sich zwei Acte, die ich doch beide als die meinen ansehen muss, trotzdem nicht zu einander fügen lassen, dass ich also eine — ich weiss noch nicht welche — Uebereinstimmung

darin vermisse. Wenn ich eine Rechnung aufgelöst habe, un ich finde bei der Probe nicht dasselbe Ergebniss, so habe ich das Bewusstsein einer Unangemessenheit, welches gemeinhin auch von einem lebhaften Gefühle des Missbehagens begleite ist." Das Bewusstsein solcher Unangemessenheit und Nichtübereinstimmung nennen wir Bewusstsein des Widerspruches. Sein Vorhandensein ist nicht weiter erklärbar einfach thatsächlich, und beruht darauf, „dass ich, ohne zu wissen, wodurch getrieben, bei mir dasselbe Princip in Anwendung bringe, welches mich zwingt zu behaupten, dass in der Naturordnung die gleichen Ursachen stets die gleichen Folgen aufweisen".

Staudinger unterscheidet zwei Gattungen Widersprüche. Finde ich z. B. das eine Mal die Angabe, Cäsar sei im Jahre 44, das andere Mal, er sei im Jahre 45 ermordet worden, so ist das ein Widerspruch, der sich auf eine von mir unabhängig gedachte Begebenheit bezieht, ein sachlicher Widerspruch. Bin ich aber darüber im Zweifel, ob die gestern gelesene Jahreszahl die Zahl 44 oder 45 war, so liegt nicht ein Widerspruch in Bezug auf das Ereigniss selbst, sondern nur ein persönlicher Widerspruch vor. Alle sachlichen Widersprüche sind (bei derselben Person) zugleich persönliche, nicht aber umgekehrt persönliche Widersprüche immer auch sachliche.

Die persönlichen Widersprüche nun sind die eigentlichen Bestimmungsgründe zu unseren Zwecken, auch dann, wenn der ursprüngliche Antrieb zu letzteren in einem Gefühle lag. So vermöchte das Hungergefühl an sich niemals einen Zweck zu gestalten. Der Bestimmungsgrund für meine Zweckthätigkeit liegt vielmehr in dem Widerspruch der beiden Vorstellungen: früher war Speise da, den Hunger zu stillen, jetzt mangelt die Nahrung und damit die Befriedigung des Hungergefühles. „Es ist ganz das nämliche, wenn ich trotz des Bewusstseins, dass zu jedem Ereignisse eine Ursache gehört, plötzlich ein Ereigniss treffe, zu dem ich gar keine Ursache auffinden kann. Wie hier fast instinctiv der Zweck hervor-

getrieben wird, die Ursache zu suchen, so dort der Zweck, die Nahrung zu beschaffen."

Mit dem Bewusstsein eines Widerspruches ist noch nicht ohne weiteres ein Zweck vorhanden, nur ein dunkles Gefühl des Missbehagens macht sich zunächst geltend und damit ein dunkler Drang, eine innere Spannung, die ich noch durchaus nicht als «meinen» Willen anerkennen kann, sondern als etwas dem «Ich» ganz Fremdes betrachten muss, während ich — im Unterschiede von diesem Drang — ein Gefühl, in dem ich mich zwar auch nur leidend, nicht thätig weiss, doch als mein Gefühl ansehe. Jener Drang wird erst in dem Augenblicke zu «meinem» Willen, in dem er sich auf ein vom Bewusstsein angezeigtes Ziel richtet, d. h. auf die „Hervorbringung eines Zustandes, den mir die Erinnerung oder Erwartung als angenehmer oder unangenehmer wie die Gegenwart vorstellt". Nun weiss ich mich selbstthätig, obwohl «ich» doch nur das Ziel angebe und es gar nicht vom Ich abhängt, dass sich ein Drang darauf richtet und Nervenbewegung auslöst; nur wird der Drang nicht mehr von fremden Gewalten zu Reflexen geführt. — Die Vorstellung eines Widerspruches bestimmt also nicht etwa einen schon vorhandenen Willen, sondern sie ruft «meinen» Willen erst hervor.

6. Damit aber, dass die Einsicht ein Ziel vorstellt und so den Willen erzeugt, ist der Widerspruch noch nicht gelöst, sie muss vielmehr auch noch den Weg zum Ziele, die Mittel angeben, durch die es erreicht werden kann. Das erfordert eine Kenntniss der ursachlichen Beziehungen, die aus dem gegenwärtigen zu dem gewollten Zustande hinführen. Erst die wirkliche oder vermeinte Auffindung der Mittel lässt den Willen zur That werden. Wie freilich die Einwirkung des Willens auf das Thun innerlich stattfindet, ist uns gänzlich unbekannt. „Wir sagen zwar: «ich» bewege Hand oder Fuss; im Grunde aber thun wir weiter nichts, als dass wir das Ziel angeben, diese Ziele im Bewusstsein immer schärfer von einander sondern und den Willen dadurch so bestimmen lernen, dass er einzelne Gliedertheile in höchst abgestufter Weise so

bewegt, wie die Einsicht es angibt. Die Bestimmung der Bewegung selbst durch den Willen bleibt dagegen stets im Dunkel mechanischer Bethätigung." Allerdings geht der Wille zu den einzelnen Theilen der Handlung oft wieder mehr oder weniger „in das Dunkel unbewusster Bethätigung" zurück. STAUDINGER unterscheidet nach diesem Gesichtspunkte vier Stufen des Handelns. Auf der ersten ist die Bethätigung eine reflectorisch vermittelte; die zweite zeigt deutlich die Bestimmung des Willens durch die Einsicht; auf der dritten ist das Mittel sofort bei der Hand und bewegt den Willen ohne weiteres, wobei das Widerspruchsbewusstsein gar nicht auftritt — hiermit ist die höchste bewusste Stufe erreicht, die ungehemmte Herrschaft der Einsicht, „auf der das Ich sich in seiner Bethätigung völlig frei weiss" —; die vierte Stufe bedeutet eine Rückbildung: die Bethätigungen laufen mechanisch ab derart, dass sie auch da eintreten, wo sie gar nicht gewollt sind. Von «unserem» Willen kann nur auf der zweiten und dritten Stufe die Rede sein.

7. STAUDINGER betont wiederholt auf das Nachdrücklichste, „dass der Wille nur durch Einsicht vorhanden sei und nur aus Einsicht handle". Zwar ist die Bestimmung des Willens durch die Einsicht häufig eine gehemmte, und daran ist nicht zu denken, dass die Sittlichkeit in einer Erkenntnisslehre aufgehen könne, dass wir bloss zu wissen brauchten, was gut ist, um es auch zu wollen — indessen liegen in solchen Fällen, wo wir das Bessere kennen und loben und doch dem Schlechteren nachfolgen, neue Antriebe vor, die von der „Einsicht aufgenommen und zu Zwecken gestaltet werden". Diese neuen Zwecke beeinflussen den Willen in einem dem ersten Zweck widersprechenden Sinn. „Wenn ausser dem vorhandenen kein anderer Widerspruch in's Bewusstsein käme, bis der jenem entsprechende Zweck erreicht ist, so würden ganz unbedingt auch mit Angabe der Mittel durch die Einsicht die entsprechenden Bethätigungen ausgelöst werden, und diese Bestimmung würde keinerlei inneren Kampf kosten. Der Zweck würde einzig dann verfehlt werden, wenn die Einsicht die ausreichenden

Wege nicht angegeben hätte, und wenn die sachlich verfügbaren Mittel nicht ausreichten. In diesen Fällen würden aber wieder äussere Hemmnisse, nicht innere Abweichung des Willens von der Einsicht vorliegen." Also auch, wenn ein Zweck den anderen kreuzt, ist es „die Einsicht und nur die Einsicht", welche den Willen macht und lenkt. Die Bedeutung der der Einsicht zu Grunde liegenden Gefühle wird dabei nicht im mindesten übersehen; da sie aber „dunklem, dem bewussten Ich zunächst fremden Grunde ihren ersten Ursprung verdanken," so können sie der Einsicht gegenüber nur als blinde Antriebe gelten. Staudinger bespricht ihre Stellung und ihren Werth in einer anderen Abtheilung seines Buches ausführlich. — Hier ist noch auf die Definition eines Begriffes zu achten, der weiterhin vielfach Verwendung findet, des Begriffes Vernunft. Unser Philosoph versteht darunter die praktische Richtung der Einsicht im Gegensatz zur theoretischen Richtung derselben, die er Verstand nennt: sofern die Einsicht Beurtheilerin der Zusammenhänge von Thatsachen ist, führt sie den Namen Verstand, soweit sie als Bestimmungsgrund eines Willens zu gelten hat, führt sie den Namen Vernunft.

8. In der zwecksetzenden Vernunft nun werden wir das gesuchte Sollen finden, das zugleich ein Wollen ist. Diese Beziehung liegt aber nicht im unmittelbaren Zweck, da hier — wie z. B. beim Schreien des Kindes nach der Mutter — der Wille zum Mittel mit dem Willen zum Ziele mehr oder weniger in eins zusammenfällt; wir begegnen ihr vielmehr erst beim deutlich vermittelten Zwecke. Einen solchen vermag nicht eine einfache naheliegende, fast reflectorisch ausgelöste Thätigkeit ohne Weiteres zu verwirklichen: nur eine kleinere oder grössere Reihe von Zwischenstufen führt uns an's Ziel. Und hier erst werden die vermittelnden Thätigkeiten „im eigentlich bewussten Sinne" zu Mitteln, so dass sich ein «Wille» zum Mittel deutlich von einem «Willen» zum Ziele abhebt. Der Unterschied vom vorigen Fall macht sich auch dadurch geltend, dass ein unmittelbarer Zweck uns das Ziel, während wir das Mittel anwenden, keinen Augenblick vergessen lässt, wogegen es

beim mittelbaren Zweck zurücktritt oder auch zeitweilig ganz aus den Augen schwindet, um dem Unterzweck den Vordergrund des Bewusstseins zu überlassen. Sehen wir von den Fällen ab, in denen wir das Mittel auch dann wollen würden, wenn der gerade vorliegende Zweck nicht vorhanden wäre, so wird unser Wille durch die Einsicht nur darum zu den Mitteln bestimmt, weil ohne dieselben der Endzweck nicht erreicht werden kann. So ergeht von Seiten des Willens zum Zwecke ein Gebot an meinen Willen, der, als Wille zum Mittel, darum einerseits gar nicht unabhängig ist, andererseits doch wieder als selbständig gelten muss, „sofern es «mein» Wille ist, der sich dem Gebote freiwillig unterwirft." Wir wollen die Mittel nur, weil wir sollen. Auf dieses Ergebniss ist ohne Einfluss, ob der Wille zum Zweck durch ein sittliches Gebot oder durch Furcht oder Neigung bestimmt ist: die rein formale Beziehung zu den Mitteln, auf die allein es hier ankommt, ist immer die nämliche, da ja der Bestimmungsgrund des Zweckes und der Bestimmungsgrund des Mittels scharf auseinander gehalten werden müssen. Damit wäre Kant's Forderung eines bloss formalen Gebotes erfüllt. Dieses Zweckgebot wäre aber auch in Kant's Sinne nothwendig und allgemein, weil es aus der Natur unserer Vernunft fliesst und für jeden vermittelten Zweck gilt. Endlich „führt das Verhältniss von Mittel und Zweck eine Beurtheilungsweise mit sich, welche in einem wesentlichen Punkte durchaus der sittlichen Beurtheilung entspricht. Jedes Mittel wird nämlich in Bezug auf seinen Zweck, aber freilich nur in Bezug auf diesen, als gut oder schlecht beurtheilt."

9. Die zweite Hauptfrage geht nun nach Beantwortung der ersten auf einen Zweck, „in Bezug auf welchen alle andern Zwecke die Stellung von Mitteln einnehmen" und der, frei von Willkür, feste und allgemeine Gültigkeit hat. „Denn nur dann, wenn alle einzelnen Zwecke einem solchen Hauptzwecke dienen, sind sie in Bezug auf diesen gut", und nur, wenn der oberste Zweck sich „auf greifbaren Thatsachen unseres Seelenlebens" aufbaut und sich nicht etwa aus dem Gebote einer göttlichen

oder menschlichen Obergewalt herleitet, kann er unbedingt verpflichten und somit selbst gut sein[1]).

Ist jeder Zweck nur in Beziehung auf einen übergeordneten Zweck gut, dann erscheint es unmöglich, auf dem blossen Wege der auf sich selbst gestellten Vernunft ein höchstes sittliches Princip ausfindig zu machen. Denn woran sollte die Sittlichkeit des höchsten Zweckes selbst geprüft werden? — Diese Schwierigkeit löst sich, wenn man bedenkt, dass ein gegenseitiges Verhältniss der einzelnen Zwecke nicht nur in der Form der Ueber- und Unterordnung, sondern auch in der Form eines wechselseitigen Zusammenhangs gedacht werden kann, in welchem kein Zweck den andern hemmt, sondern jeder den andern nur stützt und fördert. Eine Verfolgung dieses Gedankens zeigt, dass das gesuchte sittliche Princip wirklich in einer derartigen gegenseitigen Ordnung der Zwecke liegt und dass für diese Uebereinstimmung der Zwecke ein ebenso unbedingtes Vernunftgebot gilt, wie für das Mittel in Bezug auf den einzelnen Zweck. Sollen alle unsere Zwecke erreicht werden können, dann dürfen sie einander nicht widersprechen, d. h. die Mittel, die den einen verwirklichen, dürfen den andern nicht hemmen oder zerstören. Damit aber ist die Rücksicht auf ihre Uebereinstimmung unter einander unumgänglich.

[1]) Wir fühlen uns gedrängt, gerade hier, an der Markscheide der Geister, ganz besonders und dringend zum Lesen des vortrefflichen Buches aufzufordern. Wir können ja auf diesen Blättern nur das Skelett des Werkes, und auch das nur, unserm Zweck entsprechend, zum Theil zeigen und von den vielen ausgezeichneten Einzelheiten, die den grossen Gang des Ganzen beleben und erläutern, keine Vorstellung geben. Das Buch ist in einer einfachen schönen Sprache mit einer Klarheit und einer Wärme der Begeisterung geschrieben, es tritt mit so tiefer sittlicher Ueberzeugung für das Recht und die Pflicht des Menschen ein, „das Richtmass seines Handelns aus eigener Vernunft zu gewinnen", es ist so ganz aus einem Guss geschaffen und so ganz in den Dienst seiner grossen einheitlichen Idee gestellt, dass es uns hervorragend geeignet scheint, in weiten gebildeten Kreisen aufklärend und aufbauend zu wirken.

Diese Uebereinstimmung ist nothwendiges Mittel zur Erreichung aller Zwecke, sie ist in Bezug auf alle Zwecke gut und wird so zum Massstabe, an dem jeder einzelne Zweck zu messen ist, also zum obersten Zweck, zum sittlichen Zweck selbst. Es gibt auch sonst keinen völlig allgemeinen Zweck, welcher in Bezug auf alle andern Zwecke als gut zu beurtheilen wäre. Denn „denken wir uns ein beliebiges anderes von den bisher aufgestellten sittlichen Principien, das Allgemeinwohl, die Idee der Vollkommenheit, das Gebot Gottes, das gegebene Gemeinschaftsgesetz, so bleibt stets folgende Wahl: entweder fügen sich die dadurch gebotenen Handlungen zu einer widerspruchslosen Gemeinschaft, dann fallen sie mit unserem Gesetze in eins, oder sie weichen in irgend einem Stücke davon ab, dann widersprechen sich also irgendwelche dadurch gebotenen Zwecke und können folglich nicht zugleich gut sein. Jedes derartige Princip führt also folgerichtig auf das unsrige zurück. Sofern es dies nicht thut, also Widersprüche in sich enthält, kann es auch für sich nicht gut genannt werden. Keines der genannten kann also aus sich selber den sittlichen Massstab herleiten, sondern es muss erst an unserm Gesetze geprüft werden, ob es gut oder schlecht ist."

Das gefundene Vernunftgesetz ist rein formaler Natur, einmal, „weil es selber nicht Zweck für sich, sondern selbst wiederum ein Mittel in Bezug auf alle unsere Zwecke ist," dann, „weil es gar keine Angabe macht, welche Zwecke gewährt werden sollen," sondern nur fordert, dass die gewählten Zwecke in Uebereinstimmung zu setzen sind. Es ist ferner unbedingt und allgemein: „es kann nichts geben, was von dieser Forderung entbände, weil es sich als eine streng nothwendige Forderung der Vernunft erweist; es gilt allgemein für alle Fälle, wo Zwecke zusammentreten und zwecksetzende Vernunft herrscht, weil es in der zwecksetzenden Vernunft selbst enthalten ist." Es ist endlich von Furcht oder Neigung gänzlich frei. Der Mensch ist nur sittlich, „sofern er sich diesem Gesetze unterwirft, weil es sein Gesetz ist."

Aus dem Grundgesetze leitet Staudinger sofort einen wichtigen Folgesatz ab. Bedenken wir, dass eine Uebereinstimmung aller Zwecke eines jeden nur dann möglich sein kann, wenn für die einzelnen vernunftgemässe Lebensordnungen und für die Gesammtheit eine vollkommene Gemeinschaftsordnung besteht, so gebietet das Sittengesetz unbedingt: „Gestaltet die Lebensordnungen so, dass sie als Mittel zu einer Uebereinstimmung aller Zwecke zu dienen vermögen."

Nun folgen Anwendungen des Gesetzes, schematische Durchführungen seiner Wirksamkeit zunächst beim Zusammenstossen von zwei und mehr einander «widersprechenden» Zwecken im Einzelnen, dann beim Gegenübertreten dieser Einzelwesen selbst, unter Hinweis auf wichtige kulturgeschichtliche Stufen.

10. Die nächste Abtheilung des Buches bestimmt das Verhältniss der Gefühle zu dem entwickelten Sittengesetz und legt im Zusammenhang damit die Wichtigkeit einer sittlichen Weltanschauung und einer sittlichen Gemeinschaftsordnung dar. „Das Gefühl ist eine Seite aller Bewusstseinszustände, welche die eigenthümliche und unbeschreibbare Art ausdrückt, in der ich mich innerlich gereizt weiss." Je nachdem die Gefühle einerseits durch äussere Eindrücke oder innere Veränderungen des Organismus hervorgebracht werden, andererseits durch die blosse Vorstellung solcher Einwirkungen entstehen, werden sie als Naturgefühle oder als geistige Gefühle bezeichnet. Und liegt ihnen nicht sowohl die Vorstellung von Dingen zu Grunde als „die Vorstellung vom geistigen Geschehen selber, von Vorstellungen und Gedanken, unangesehen ihres Gegenstandes, von anderen Gefühlen, von Willensregungen", so sprechen wir von rein geistigen Gefühlen. In ihnen allen drückt sich eine natürliche unmittelbare Werthschätzung aus, sie alle fällen gleichsam unbewusste Urtheile, die mit den bewussten des Verstandes und der durch das Sittengesetz bestimmten Vernunft oft genug unvereinbar sind. Daher haben sie nur insofern Werth — der unbedingte feststehende Werthmassstab liegt im Sittengesetz —, als sie richtig und sicher

leiten, d. h. soweit sie als Naturantriebe oder Instincte nicht zu Bethätigungen führen, die für den Bestand, für die Erhaltung des Organismus werthlos oder gar schädlich sind, und soweit sie als geistige Gefühle nicht Handlungen veranlassen, die den bewusst gewollten Endzwecken nicht entsprechen. Die geistigen Gefühle besagen, ob „eine neue Vorstellung, bezw. ein Ding, ein Ereigniss sich in den Zusammenhang unserer Vorstellungen einfügt oder nicht.“ Sie tragen darum wesentlich zur Erhaltung jeweiliger Zusammenhänge von Anschauungen bei und sind oft die Veranlassung, dass man sich besseren Gründen verschliesst: sie weisen oft genug einen Angriff auf eine sachlich falsche aber gewohnte Verbindung von Vorstellungen ohne weiteres von vornherein als Widerspruch zurück. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit einer sicheren und zweckentsprechenden Leitung durch das Gefühl. Die unerlässliche Bedingung einer solchen aber ist eine „feste, geschlossene und zugleich richtige Weltanschauung, in welcher alle einzelnen Anschauungen sich zu verknüpfen haben.“ Freilich bürgt nun niemals eine einzelne bestimmt umrissene Weltanschauung für eine dauernd richtige Gefühlsleitung, da keine einen dauernden Bestand gewährleistet; indessen vermag an ihre Stelle das Princip der Vernunft selbst zu treten, nach welchem niemals ein Autoritätsprincip als unumstössliche «ewige Wahrheit» gelten kann, das vielmehr dem höchsten Zwecke des widerspruchslosen Zusammenhangs aller Vorstellungen und Einzelzwecke nöthigenfalls eine besondere, dem jeweiligen Stande des Wissens entsprechende Weltanschauung opfern wird, um eine besser begründete an ihre Stelle zu setzen. Der dem Vernunftgebot gemässe Zusammenhang von Erkenntnissen aber ist die Wissenschaft, die also selbst ihren „giltigen Massstab und Beziehungsort“ am Sittengesetz hat. Eine wahrhaft sittliche Weltanschauung muss darum nothwendig eine wissenschaftliche sein.

Damit aber, dass ein sittliches Bewusstsein vorhanden ist, ist eine sichere Leitung unserer Gefühle noch nicht verbürgt. Vielmehr ist die wesentlichste Bedingung dafür das Vorhandensein

der sittlichen Gemeinschaft. Diese „Gemeinschaft der Menschheit, innerhalb deren äussere Ordnung, Einsicht und Gefühl einem durchgängigen Zusammenhange aller Zwecke dienstbar sind“, ist das höchste Gut und damit das sittliche Ideal. Die hauptsächlichsten Mittel zur Annäherung an dasselbe sind klare Einsicht in die Principien der Sittlichkeit, Arbeit an der Herstellung sittlicher Ordnungen und diese Ordnungen selbst, nämlich die sittliche Gemeinschaft der einzelnen Zwecke in jedem Menschen und die sittliche Ordnung der gemeinschaftlichen Zwecke in der gesammten Menschheit.

In demselben Masse, in dem wir uns dem sittlichen Ideal nähern, wird die „grösstmögliche Summe von Wohlgefühl“ verwirklicht, jenes „Allgemeinglück“, aus dem die Glückseligkeitslehre irrthümlicherweise die Sittlichkeit abzuleiten versuchte und das doch eben den ganzen Bau einer bewussten sittlichen Ordnung voraussetzt[1]).

11. Das Gebot der Verwirklichung des höchsten Gutes, das an jeden Einzelnen unabweislich ergeht, heisst, sofern es

[1]) Das Gefühl darf stets nur Mittel zum sittlichen Zweck, niemals «Selbstzweck» sein, „wenn es nicht sowohl den sittlichen, als auch den natürlichen Werth verlieren soll. Sittlich werthlos wird es, weil sofort die sichere Leitung verloren geht. Ich habe ja im gleichen Augenblick, wo ich bloss dem Gefühle zu Liebe handle, einen anderen Zweck als den sittlichen Zweck vor Augen und werde also niemals ermessen können, ob dasselbe jetzt, da die Vorstellungs- und Willensrichtung sich geändert hat, noch richtig leitet. Ausserdem aber geht bei der Richtung der Vorstellung auf die Herstellung und Erhaltung eines Gefühles gerade dasjenige Gefühl, welches sich an die rein sittlichen Vorstellungen als solche knüpft, die reine Begeisterung und Liebe zum Guten, unmittelbar verloren. Das Gefühl wird also auch unmittelbar entwerthet und damit jenes höchste Glück unmöglich gemacht, nach welchem die Glückseligkeitslehre trachtet. Ist jedoch unsere Absicht nicht die Erzeugung des grösstmöglichen Glückes, sondern die Erhaltung und Förderung der bereits verwirklichten sittlichen Ordnung, so muss jenes «Allgemeinglück» sich ganz von selbst einstellen, oder vielmehr es ist da, sobald und weil eine sittliche Gemeinschaft da ist, welche eine sittliche Erziehung aller Menschen, soweit es menschlich denkbar ist, verbürgen kann“. (Staudinger, a. a. O. S. 268 f.)

den Kampf gegen widersittliche Einflüsse und Gewalten verlangt, Pflicht. Die Angabe der bei diesem Kampfe in Frage kommenden Principien ist wesentlicher Gegenstand der letzten Abtheilung des Staudinger'schen Buches.

Zunächst ergibt eine Untersuchung des Idealbegriffes, dass das einzige unbedingte Ideal das Sittengesetz selbst ist. „Die denkbar vollkommenste Uebereinstimmung aller Zwecke ist ein formales Ziel, dessen grösstmögliche Vollkommenheit niemals erreicht, geschweige denn überstiegen werden kann; und zugleich kann es keinen Zweck geben, welcher jemals dieser Vervollkommnung hinderlich im Wege stehen und gebieten oder auch nur erlauben dürfte, dass wir uns mit minderer sittlicher Vollkommenheit begnügten. Wir werden vielmehr stets das Gebot zu weiterer Vervollkommnung in Bezug auf diesen Zweck vernehmen und bedingungslos dazu getrieben werden, derselben praktisch nachzustreben." Dann wird als Antwort auf die Frage, wie diesem Ideale nachzustreben sei, die Forderung eines genauen Planes, eines Idealplanes gestellt, „welcher uns den Zustand im Entwurfe zeigt, den wir herbeiführen wollen." Endlich verlangt die Durchführung dieses Planes einen Ausführungsplan, der die Mittel anzugeben hat, durch welche die überhaupt überwindbaren Hindernisse der möglichsten Herbeiführung des Idealzustandes besiegt werden können. Nur wenn der Ausführung des als sittlich Erkannten wirkliche Hindernisse entgegentreten, kann von Pflicht im wahren Sinne des Wortes gesprochen werden.

Die Frage nach dem Verhältniss von Pflicht und Neigung beantwortet Staudinger dahin, dass, wenn sittliche Billigung möglich sein soll, die Entscheidung darüber, ob eine Handlung sittlich ist, einzig nach Vernunfterwägungen zu geschehen hat, dass aber der Ausführung dieser Handlung sehr wohl die Neigung zu Hilfe kommen darf, ohne dass der sittliche Werth der Handlung dadurch verloren geht oder auch nur verringert wird: ja, wir haben, wenn die Entscheidung gefallen ist, sogar „die Verpflichtung, diejenigen Hilfstruppen herbeizurufen, welche die Ausführung möglichst erleichtern;

welche unangenehme Handlungen als minder unangenehm und wenn möglich als angenehm erscheinen lassen".

Widerstreitet die Vorstellung einer Verpflichtung der Vorstellung einer anderen Verpflichtung, so gilt in diesem Widerstreit das Princip der Abschätzung der Pflichten. „Die Rücksicht, die ich jedem einzelnen Zwecke angedeihen lassen muss, ist in jedem Falle durch die Rücksicht auf den höchsten Zweck bedingt." Von zwei hemmenden oder unvollkommenen Mitteln muss, wenn keine andere Möglichkeit gegeben ist, dasjenige gewählt werden, welches das kleinere Uebel bedeutet. — Erhebt sich aber gegen die klar bewusste Vorstellung des Gebotes die Vorstellung einer Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit oder ein blinder Gefühlsantrieb, so tritt uns die Sünde entgegen, eine unsittliche Macht, die oft stärker ist als die Vernunft. Die Frage, welche Mittel wir haben, um uns dieser feindlichen Macht zu entziehen, „ist schlechthin die unterste und grundlegendste aller praktischen Weltfragen, ohne deren Lösung alle Erörterungen über Freiheiten, Rechte und Gesetze in der Luft schweben." Der Einzelne besitzt nicht aus sich selbst die Kraft und kann sie auch aus sich selbst nicht erlangen, welche im Stande ist, die Versuchungen für immer zu überwinden; darum müssen Mittel gefunden werden, welche ihn hierzu in Stand setzen, und „das oberste und unbedingte Mittel zu einer nach Menschenkraft möglichen Sicherung der Sittlichkeit ist, wie wir gesehen haben, die Herstellung einer dem Vernunftgesetze gemässen Gemeinschaft, in der alle gemeinschaftlichen Zwecke dem Sittengesetze gemäss geordnet sind." Die Vernunft aber wird in ihrer Entwicklung eine immer vollkommenere sittliche Ordnung ermöglichen. Dafür spricht ihr eigenes Gesetz und die Geschichte; in dem Masse, als jenes Gesetz selbstbewusst erkannt wird, müssen auch seine Wirkungen auf die Gemeinschaft sichtbar werden, muss die Erlösung von der Sünde, die nie etwas Abgeschlossenes und Fertiges, sondern in dem stetigen Werdegang der Vernunft selbst eingeschlossen ist, fortschreiten.

Das „in den Geistern praktisch gewordene und in äusseren

Einrichtungen verkörperte Sittengesetz" hat sich somit „erstlich als das oberste Ziel unserer sittlichen Thätigkeit, zweitens als die oberste Bedingung zur Entfaltung eines reinen Gemüthslebens und drittens als das oberste Mittel zur Ueberwindung der Sünde" gezeigt.

12. Im Schlussabschnitt des Buches eröffnet uns der Verfasser einen Blick auf weitere Zusammenhänge, in denen die vorgetragenen Lehren für ihn stehen. Es handelt sich da zunächst um die Beziehungen der Sittlichkeit zur praktischen Freiheit, also zu unserem thatsächlichen Freiheitsbewusstsein und Freiheitsgefühle, dem ja die ganze Untersuchung eigentlich gelten sollte. Das Gefühl der Unfreiheit tritt dann ein, wenn wir etwas wollen, was wir nicht thun können. Da sich aber ein solches Wollen von etwas Unausführbarem durchaus nicht immer vermeiden lässt — die allgemeine Grenzlinie zwischen unüberwindlichen und überwindbaren Hindernissen ist nicht scharf zu ziehen — so bleibt stets noch ein Gebiet der Unfreiheit vorhanden. In dem Gebiete der Sittlichkeit dagegen, „auf welchem sie kampflos, d. h. ohne den Kampf wider eigene und fremde Sünde zu herrschen vermag," wissen und fühlen wir uns thatsächlich frei. Und können wir auch im einzelnen vorübergehend ein Freiheitsgefühl haben, so werden wir doch die praktische Freiheit als „dauerndes und geschlossenes Eigenthum" nur soweit erwerben, „als das höchste Gut, das Ziel sittlichen Strebens, erworben wird." Schiller hat darum Recht, wenn er sagt: „Der Mensch ist nur da frei, wo er spielt," d. h. wo er spielend, kampflos das Rechte thut. Sämmtliche Bedingungen der Sittlichkeit sind somit zugleich auch Bedingungen der Freiheit; die praktische Freiheit aber „weiter gar nichts, als das Bewusstsein der uneingeschränkten Herrschaft der Vernunft auf dem ihr zugänglichen Gebiete" und das Freiheitsstreben nur der „natürliche Trieb der Vernunft nach Alleinherrschaft" — nicht, wie die übrigen Gefühlsantriebe, etwas der Vernunft Fremdes, sondern der natürliche Antrieb zur Sittlichkeit selbst. Die Irrwege, auf welche der Freiheits-

drang ja häufig genug führt, sind nicht diesem anzurechnen, haben ihre Ursache vielmehr in einem noch wenig entwickelten Zustande der Vernunft, welcher sich in dem an dieselbe geknüpften Gefühlsdrange, dem Freiheitsstreben, spiegeln muss.

Mit der Frage nach der praktischen Freiheit ist die nach der theoretischen „in ihrem wesentlichsten Kerne" mit gelöst. Denn die Frage: „Wie kann Freiheit im Gegensatz zum Naturgesetz gedacht werden?" ist eine falsch gestellte. Es kann nur die eine Freiheitsfrage geben: „Wie kann das Gesetz der Vernunft den übrigen, seine reine Wirksamkeit beeinträchtigenden Naturgewalten gegenüber zum Siege gelangen?" Und damit fallen die beiden Freiheitsfragen, die theoretische und die praktische, zusammen. Freiheit kann nicht ausserhalb des Ursachsgesetzes bestehen, vielmehr ist dasselbe geradezu nothwendige Bedingung für die Freiheit. Der Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus war nur darum ein so langwieriger, weil beide die Freiheit vom Ursachsgesetze und die Freiheit von den, die vernunftgesetzliche Wirkung beeinträchtigenden Einflüssen nicht auseinander hielten. Freiheit ist ja nur der Ausdruck, das Zeichen uneingeschränkter Herrschaft der Vernunft. Die Vernunft aber ist „eine Kraft im Zusammenhang mit anderen Naturkräften," eine selbständige Kraft und nicht eine blosse Begleiterscheinung von fremden Kräften. Zwischen unserer Vernunft und unsern gewollten mechanischen Bewegungen besteht thatsächlich ein Zusammenhang, und zwar derart, dass die Vernunft, „weil sie die Ziele angibt, die Herrscherrolle spielt." Sie befolgt ihr eigenes Gesetz, nämlich alle Zwecke in einen Zusammenhang zu vereinigen, mag sie dabei allein herrschen oder in ihrer Wirksamkeit durch andere Kräfte beeinträchtigt werden. Die Frage, „warum wir ein so egstaltetes Vernunftgesetz haben, wie dasselbe möglich sei und wodurch es erzeugt werde," darf gar nicht gestellt werden, denn es handelt sich nur um die Anerkennung einer Thatsache, „die nicht wunderbarer ist, als die Thatsache, dass der Planetenumlauf ein Gesetz hat."

Was ferner den Umfang der Freiheit anlangt, so gibt es keine unbedingte Freiheit. Sie ist an die Wirklichkeit, an das Gesetz des Zweckzusammenhanges im Einzelwesen, an das Gesetz der Gemeinschaftszwecke, an Naturgewalten, wie Krankheit und Tod, und an die Sünde gebunden, die niemals völlig auszurotten sein wird. Das Vernunftgesetz wird aber die noch bleibende Unfreiheit „in Freiheit ertragen“ lassen. Es wird uns zur Unterwerfung unter das Unvermeidliche, zum Gefühl der Ergebung führen. Die Verfolgung dieses Gedankens gibt schliesslich noch einen letzten Zusammenhang. Das Gesetz der Vernunft ist — als Gesetz aller menschlichen Freiheit — der alleinige Erlöser und damit „eine höhere Macht, von der wir uns innerlich abhängig wissen und fühlen.“ Die liebevolle Hingabe an dieselbe aber ist Religion. So sind denn Freiheit, Sittlichkeit und Religion „nicht drei getrennte Dinge, sondern eins und dasselbe.“

13. Damit schliesst sich der Ring der Untersuchungen Staudinger's. Als diejenigen Punkte aber, welche seinen Standpunkt vornehmlich kennzeichnen, erscheinen mir folgende.

Das Gebot, dem wir unser Handeln zu unterwerfen haben, kann kein anderes sein als nach einem durchgängigen widerspruchslosen Zusammenhang, nach einer widerspruchsfreien Uebereinstimmung aller Zwecke zu trachten — nicht nur unserer eigenen, sondern aller Zwecke. Die Entwicklung der Menschheit ist auf das Ziel der harmonischen Ordnung aller Zwecke gerichtet. Dieses rein formale Princip, das im Mittelpunkt des Ganzen steht und alle Einzelheiten durchdringt, wird nur auf Grundlage der Erfahrung abgeleitet. Staudinger lehnt für die Begründung der Sittlichkeit jede Metaphysik grundsätzlich ab. Er analysirt den psychischen Thatbestand und findet die Form des sittlichen Handelns überall da, wo wir Zwecke zu erreichen suchen, die wir nicht unmittelbar, sondern erst durch Mittel, durch Zwischenzwecke verwirklichen können: im deutlich vermittelten Zweck liegt die Beziehung eines Sollens, das zugleich ein Wollen ist. Und damit handelte es sich nur noch darum, den höchsten Zweck,

dem alle übrigen Zwecke unterzuordnen sind und in dem sie ihren Werthmesser erhalten, ausfindig zu machen. Derselbe kann kein besonderer einzelner Zweck neben und ausser den übrigen sein, sondern muss, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege der Erfahrung fortschreitet, in der Beziehung aller Zwecke zu einander gefunden werden. Die Anerkennung der Erfahrung als der alleinigen Grundlage haltbarer Aufstellungen drückt sich auch darin aus, dass Staudinger fort und fort die ausnahmslose Geltung des Ursachsgesetzes betont und in ihm nicht etwas unserer Freiheit Widerstreitendes, sondern geradezu die unerlässliche Bedingung aller Freiheit sieht.

Der Kern dieser Ausführungen erscheint uns, wie wir oben bemerkten, als eine Idee, welche die Anschauungen über das sittliche Verhalten wesentlich fördert. Das aufgestellte Sittengesetz ist ein völlig bestimmt umrissenes, das in allen einzelnen Fragen sicher zu leiten vermag, nicht ein verschwommenes, wie das Gebot des Allgemeinwohls oder der grösstmöglichen Summe von Lust für die grösstmögliche Zahl von Einzelwesen; es ist unabhängig von jedem metaphysischen Gedanken, stützt sich vielmehr nur auf Erfahrungsthatsachen; und es ist endlich als unbedingt verpflichtend, d. h. als einzig haltbares Sittengesetz nachgewiesen.

Nur möchten wir es in einen anderen Zusammenhang gestellt seine Begründung noch weiter fortgesetzt sehen. Staudinger stützt sich auf einen Begriff des Widerspruchs, der von dem gewöhnlichen abweicht. Sein Widerspruchsbegriff ist ein erweiterter. Eine solche Erweiterung aber, die eine wesentliche Stütze des gesammten Gedankengebäudes sein will, fordert nicht nur eine Erläuterung, sondern eine eingehendere «Begründung», eine Aufdeckung der von ihr berührten Zusammenhänge, da es ja fraglich ist, ob das unter dem engeren Begriff gewöhnlich Vorgestellte zugleich auch das Wesentliche des umfassenderen Gebietes in die rechte Beleuchtung rückt.

14. Der Widerspruch wird ganz allgemein als eine Nichtübereinstimmung, als eine Unangemessenheit zwischen Vorstellungen erklärt. Diese Definition verwischt wichtige Unterschiede

und leistet ausserdem das nicht, was sie leisten soll. Sie bezieht sich nur auf „Vorstellungen", ohne doch das Eigenthümliche des engeren Widerspruchsbegriffs, der nur für Vorstellungen gilt, hervorzuheben; und da sie andererseits nur für „Vorstellungen" aufgestellt ist, so trifft sie weitere Gebiete des geistigen Lebens, die sie mit umfassen soll, überhaupt nicht, wenigstens zunächst nicht. Im engeren Sinne gelten der Logik zwei Vorstellungen dann als einander widersprechende, wenn sie sich gegenseitig ausschliessen: wird von einem Gegenstand oder Vorgang A zu gleicher Zeit B und *non-B* ausgesagt, so muss das eine dieser beiden Urtheile verworfen werden, weil thatsächlich, nach der Erfahrung, A nur B oder nur *non-B*, nie beides zugleich ist. Nur die eine Vorstellung kann als «richtig» anerkannt werden, nur die eine ist «haltbar». Dieser engere Begriff, der nur ein besonderer Ausdruck für das oberste Naturgesetz, das der Eindeutigkeit alles Seins und Geschehens, ist, darf bei einer Erweiterung nicht verloren gehen. Staudinger legt aber den Ton auf eine andere Seite des Zustandes, in dem wir uns im Falle eines solchen Widerspruchs befinden, auf das Gefühl des Missbehagens, der Unangemessenheit, auf das Bewusstsein, dass etwas «nicht in Ordnung» ist, und fasst dann diesen Zustand mit anderen, die eine ähnliche Gefühlsseite aufzuweisen, im übrigen aber gar nichts mit dem Kern des engeren Begriffes zu thun haben, zu einem erweiterten Widerspruchsbegriff zusammen. Dabei scheint sich ihm freilich die Bedeutung des eigentlichen Widerspruchs geltend zu machen: er versucht jene anderen „Bewusstseinsacte" wenigstens theilweise auf ihn zurückzuführen. Dieser Versuch konnte aber nicht gelingen, da eben das Wesentliche des ursprünglichen Begriffs ausser Acht geblieben war und die neu hinzugezogenen Acte nach dieser Seite hin keine Verwandtschaft mit dem ersteren zeigen. Wir wollen der Zergliederung, die Staudinger vornimmt, nachgehen.

15. Da dürfte schon die Trennung in sachliche und persönliche Widersprüche nicht einwandsfrei erscheinen. Ein Widerspruch ist nach Staudinger dann ein sachlicher, wenn sich

die gegenwärtige Vorstellung auf einen von ihr unabhängig gedachten Gegenstand oder Vorgang bezieht, ein persönlicher, wenn sie nur einer vorhergehenden Vorstellung gegenübertritt. Sachlich widersprechend seien die Angaben, dass Cäsar einmal im Jahre 44, nach einer anderen Quelle im Jahre 45 ermordet worden sei; ein persönlicher Widerspruch liege aber dann vor, wenn ich im Zweifel darüber sei, ob die gestern gedachte Jahreszahl die Zahl 44 oder 45 war. Hier haben wir zwei ganz verschiedene geistige Zustände: im ersteren Falle einen wirklichen Widerspruch im engeren Sinne, im zweiten aber nur einen Zustand des Zweifels, der Ungewissheit. Dort wird wirklich von einem *A* (Ermordung Cäsar's) zugleich *B* (im Jahre 44) und *non-B* (im Jahre 45) ausgesagt, hier nur ein Nicht-Wissen, eine Ungewissheit darüber geäussert, ob vom Inhalte meiner gestrigen Vorstellung die Zahl 44 oder 45 ausgesagt werden müsse. — Ebenso wenig spricht das zweite Beispiel, das Staudinger für den aufgestellten Unterschied gibt[1]), für eine Sonderung „persönlicher" Widersprüche von „sachlichen". Bin ich überzeugt, dass jedes Ereigniss eine Ursache habe, und treffe auf eins, für welches ich eine solche nicht angeben kann, so ist das wieder kein Widerspruch, sondern nur ein Noch-nicht-wissen der gerade im Spiel befindlichen Ursache. Von einem Widerspruch könnte erst dann die Rede sein, wenn ich bei jener Ueberzeugung durch irgendwelche Gedankenverbindungen zu dem Schlusse käme, dass das vorliegende Ereigniss eine Ursache überhaupt nicht habe. Alle eigentlichen Widersprüche sind „sachliche", d. h. sie beziehen sich auf Gegenstände oder Vorgänge, gleichgiltig ob unserer Umgebung oder nur unseres «Bewusstseins». Die letzteren von jenen trennen zu wollen, wäre ohne Vortheil für die Uebersichtlichkeit. Da die Vorgänge und Zustände unseres «Bewusstseins» für die vorliegende Untersuchung genau so „sachlich", d. h. genau so Gegenstand unserer Beobachtung wie die unserer Umgebung sind, so ist es auch unnöthig, von „sachlichen"

[1]) a. a. O. S. 41.

Widersprüchen zu sprechen; es würde der Gegensatz fehlen — ganz abgesehen davon, dass wir nie an einem Ding oder einem Vorgang einen Widerspruch aufzuweisen vermögen: es können sich eben nur Vorstellungen widersprechen, die sich auf Vorgänge und Zustände der Umgebung oder wieder nur unseres «Bewusstseins», also auf «Sachliches», auf «Objecte» beziehen. Damit entfällt von selbst auch die unnöthige Verdoppelung, welche einen „sachlichen" Widerspruch zugleich einen „persönlichen" sein liess — während ein „persönlicher" nicht immer zugleich ein „sachlicher" sein sollte.

16. Innerhalb der Gattung der „persönlichen" Widersprüche nun, die ihm die eigentlichen Bestimmungsgründe zu unseren Zwecken sind, unterscheidet Staudinger vier Arten, je nachdem erstens eine Lust ihr Befriedigungsmittel nicht hat oder zweitens ein Widerspruch zwischen Vorstellungen besteht oder drittens der bereits geschaffene oder in Gedanken geformte Zweck noch nicht thatsächlich erreicht ist oder endlich viertens ein Zweck Mittel erfordert, die einen anderen Zweck hemmen oder zerstören müssen, sich also die Zwecke selbst widersprechen[1]). Trotz dieser Anordnung, die den Widerspruch zwischen Vorstellungen, also den eigentlichen Widerspruch, erst an zweiter Stelle bringt, und die anderen Arten als ihm gleichberechtigte aufstellt, macht sich doch unserm Verfasser die Ueberlegenheit des ursprünglicheren Begriffs geltend. Er sucht in einem oben[2]) wiedergegebenen Beispiel den Widerspruch, den das Hungergefühl bei Nahrungsmangel bedeuten soll, also einen Widerspruch, der unter die erste der vier Arten fallen würde, auf einen Widerspruch zwischen zwei Vorstellungen zurückzuführen, zwischen den Vorstellungen „des früheren Ueberganges des Hungergefühles in ein befriedigtes Gefühl durch die Aufnahme einer Nahrung und des jetzigen Mangels dieser Nahrung, welcher den Uebergang zu dem Gefühle der Befriedigung unmöglich macht." Bei der obigen Eintheilung war diese Zurückführung unnöthig. Wozu erst den Umweg

---

[1]) a. a. O. S. 72. — [2]) oben S. 153 f.

über die zweite Art der Widersprüche machen, wo doch der behandelte Fall unter die erste Art gehört? Ausserdem aber widersprechen sich die zu Hülfe gerufenen Vorstellungen durchaus nicht, da sie sich auf zeitlich auseinanderliegende thatsächliche Zustände beziehen, die sich ja als thatsächliche eben niemals ausschliessen können. Ein Widerspruch würde im Falle von Nahrungsmangel erst dann eintreten, wenn ein Individuum bei sich und anderen ausnahmslos die Erfahrung gemacht und damit die Ueberzeugung gewonnen hätte, dass bei Hunger die Speise sofort zur Hand wäre.

Aehnlich wie die erste sind so auch die dritte und vierte der obigen Arten überhaupt keine eigentlichen Widersprüche. Den Widerspruchsbegriff aber zu erweitern, das hätte doch erst dann einen rechten Sinn, wenn für das umfassendere Gebiet sein Wesentliches erhalten bliebe, wenn also dann ein solcher «Widerspruch» im weiteren Sinne sich ebenfalls nur auf Vorstellungen bezöge, die sich gegenseitig ausschlössen, und vom Widerspruch im engeren Sinne erst in anderen, weniger entscheidenden Eigenthümlichkeiten abwiche.

17. Gleichwohl müssen wir Staudinger darin beipflichten, dass er die von ihm als Widersprüche bezeichneten psychischen Zustände zusammenfasst und in ihnen die eigentlichen Bestimmungsgründe zu unseren Zwecken, die Anreger unserer eigentlichen Willensthätigkeit erblickt. Nur fragt es sich, welches Moment es an jenen Zuständen und Vorgängen ist, um dessentwillen wir sie im Zusammenhange der vorliegenden Betrachtungen verknüpfen müssen, unter welchem Gesichtspunkt wir sie also zu betrachten, unter welchem Begriff wir sie zu vereinigen haben.

Man könnte daran denken, das Gemeinsame, wenn nicht im «Widerspruch», so doch im «Widerstreit» zu suchen, im Kampfe, in der Concurrenz der betreffenden Vorstellungen, von denen die eine die andere aus dem Felde zu schlagen sucht. Es würde sich eine solche Auffassung wohl auch mit dem so ziemlich decken, was Staudinger mit dem erweiterten Widerspruchsbegriff sagen wollte. Indessen so vortheilhaft dieser

Gesichtspunkt ohne Zweifel in vieler Hinsicht, namentlich auf einem enger umgrenzten Gebiete, auch ist: die «Wahrheit», der ja z. B. schon HERAKLIT und dann HEGEL mit ähnlichen Begriffen nahe zu kommen suchten — wenn auch nicht nur auf dem Gebiete des geistigen, sondern alles Naturgeschehens —, wird damit nicht voll genug erfasst. Der Nahrungstrieb z. B. und die übrigen Triebe müssten erst auf einem künstlichen Wege, wie ihn STAUDINGER in dem obigen Beispiel vom Hungergefühl wirklich betreten hat, für einen Widerstreit von Vorstellungen gewonnen werden. Das Wesen der Sache wird damit nicht herausgehoben.

Dass die den beregten Vorgängen gemeinsame Gefühlsseite der Unlust eine feste Stütze eines Gedankengebäudes nicht abgeben kann, braucht hier nicht näher ausgeführt zu werden. STAUDINGER hat in seiner Kritik der Glückseligkeitslehre zur Genüge gezeigt, wie wenig dieselbe unserem sittlichen Streben Grund und Halt zu geben vermag.

So bleibt nur noch das Eine übrig, was die fraglichen Zustände verbindet: dass sie keine Dauer haben, die Gewähr der Dauer nicht in sich tragen, dass sie uns nicht ruhen lassen, dass «wir» von ihnen so schnell wie möglich zu anderen überzugehen suchen, dass sie keine haltbaren sind. Bei einem Widerspruch können wir uns nicht beruhigen: wir müssen ihn entweder lösen oder ihn fliehen; je länger und eindringender die Gedanken bei ihm verweilen, um so peinigender macht er sich geltend, um so stärker quält uns die Sehnsucht nach seiner Auflösung, um so heftiger also streben wir nach einem anderen Zustand. Unterdrücken wir aber den Gedanken an einen Widerspruch, den wir noch nicht gelöst haben, so beweisen wir eben damit gerade, dass der Zustand einander widersprechender Vorstellungen kein dauernder sein kann, dass er einem anderen weichen muss. Nicht anders verhält es sich mit den Naturtrieben; es bleibt uns keine andere Wahl: wir müssen sie entweder befriedigen oder niederkämpfen, jedenfalls also zum Schweigen bringen. Ein länger anhaltender Zustand der Nicht-Befriedigung eines Triebes wirkt zerrüttend und endlich

zerstörend, ebenso wie das anhaltende Sich-Versenken in einen Widerspruch, dessen Lösung man nicht näher kommt. Auch in dieser negativen Seite jener Zustände drückt sich die Thatsache aus, dass sie nicht haltbar, nicht von Dauer sind. Weiter: der Zustand, in dem wir uns befinden, wenn wir an einen noch nicht erreichten von uns gewollten Zweck denken, ist ein um so rascher vorübergehender, je deutlicher jener Gedanke auftritt und je «wichtiger» uns dieser Zweck ist. Und endlich ist ein Verharren im Widerstreit mehrerer Zwecke ebensowenig möglich, wie ein Verharren im Widerspruch von Vorstellungen. Immer liegt in allen diesen Zuständen eine Aufforderung zu weiterem Streben, ein Antrieb, sie zu verlassen, ein Wunsch, dass andere an ihre Stelle treten möchten, die nicht wieder zu noch anderen trieben, sondern Ruhe brächten.

18. Gibt es denn aber überhaupt seelische Dauerzustände? Sind sie nicht alle mehr oder weniger flüchtig? Ist ein reger Vorstellungswechsel nicht gerade das Wünschenswerthe? Haben wir denn wirklich Ruhe, wenn ein Trieb befriedigt, eine Sehnsucht gestillt, ein Ziel erreicht ist? Gibt es nicht Augenblicke, die uns im Genuss gerade nach Begierde verschmachten lassen?

Es hiesse Thatsachen leugnen, wenn wir das bestreiten und einen Begriff von Dauerzuständen aufstellen wollten, nach welchem es Wahrnehmungs- und Vorstellungscomplexe gäbe, die längere Zeit ungeändert andauern könnten. Nein, unausgesetzte Aenderung, ununterbrochenes Fliessen ist unbestreitbare Eigenthümlichkeit alles psychischen Geschehens. In diesem rastlosen Weiterdrängen bemerken wir aber einen wesentlichen Unterschied hinsichtlich des Zusammenhangs der auf einander folgenden Acte. Die einen haben in den unmittelbar vorhergehenden ihre unumgängliche Bedingung. Sie würden ohne dieselben für das betreffende Individuum nicht möglich sein. Die anderen dagegen stehen mit den ihnen unmittelbar vorhergehenden nicht in so engem, oft überhaupt in keinem diese Bezeichnung noch verdienenden Zusammenhang. Sie sind an ihre Vorgänger vielleicht nur rein äusserlich, durch zufällig gewordene Verbindungen geknüpft, oder sie «tauchen» gar ohne jede un-

mittelbare psychische Veranlassung als «freie Vorstellungen» «auf». Psychische Zustände nun, die auf die erste Weise mit einander zusammenhängen, sind in jedem einzelnen Fall in eine kürzere oder längere Reihe geordnet, die mit einem Widerspruch oder Widerstreit von Vorstellungen, mit einem ungestillten Verlangen oder mit dem Gedanken an ein noch unerreichtes Ziel anhebt, deren nächste Glieder Versuche zur Lösung oder Vermeidung des Widerspruchs, zur Befriedigung oder Unterdrückung des Triebes, zur Erreichung oder Verwerfung des Ziels darstellen, und die im günstigen Falle mit einem Zustande endet, der in sich selbst keine Bedingung für eine weitere Aenderung mehr trägt, in dem nichts mehr vorwärts drängt, in dem wir gleichsam ruhen können, in einem Zustande virtueller Stabilität, wie wir ihn bezeichnen wollen — virtueller Stabilität, «möglicher Dauer», insofern eben eine fernere Aenderung nicht von dem Zustande selbst abhängt, sondern durch Factoren ausserhalb desselben bedingt ist, und insofern in Wirklichkeit auch dieser Endzustand nur ein vorübergehender ist. Stehen wir nach langem Ringen an einem Ziel, das uns Ruhe versprach, dann melden sich alsbald andere Wünsche, die durch die frühere Aufgabe nur zurückgedrängt waren, neue Ziele treten in den Vordergrund, bald vielleicht sind wir mitten in neuem Ringen begriffen, und führt auch dieses zu erfolgreichem Ende, so ist dieser Endzustand wieder nur von virtueller Dauer. Indessen dürfen wir noch in einem anderen Sinne die Endzustände unserer Reihen als Dauerzustände bezeichnen, insofern nämlich, als sie wiederholbar sind: sie sind dann gleichsam «latent dauernd», um im gegebenen Falle wieder actuell zu werden, von neuem als Endzustand vielleicht derselben, sonst einer ähnlichen Reihe aufzutreten. Und endlich sind die wiederholbaren Endzustände insofern stabile oder stationäre oder Dauerzustände, als sie bei der Wiederholung nicht abgeändert werden, als sie als dieselben wieder auftreten, als sie beständige, konstante sind. Zu den wichtigsten solcher Endzustände, mit denen die oben genannten psy-

chischen Reihen schliessen, gehören die Begriffe und Naturgesetze. Die Wissenschaft löst in ihnen ihre Probleme, schliesst durch sie Reihen ab, die mit Widersprüchen oder widerstreitenden, concurrirenden Vorstellungen begannen; und es darf ja geradezu als das Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet werden: zu festen, unabänderlichen Begriffen und Gesetzen zu gelangen, dieselben so zu definiren und zu gestalten, dass sie dauerhaft, stabil seien, dass sie oder besser die in ihnen zusammengefassten Thatsachen keine Veranlassung zu ihrer, d. i. der Begriffe und Gesetze weiteren Aenderung bieten möchten. Aber auch andere Endzustände, die als Abschlüsse einmaliger und einzigartiger Reihen auftreten und daher nur in der Erinnerung wiederholbar sind, zeigen sich, wenn sie wirklich den Zustand des Unbefriedigtseins endgiltig, ohne Rest aufhoben, als Dauerzustände, insofern als wir an dem Erinnerungsbild nichts zu ändern wünschen und gern bei ihm verweilen. Es sei hier nur an das Wort Jean Paul's erinnert: „Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung."

Wir sehen also für den vorliegenden Zweck das Gemeinsame der Zustände, die Staudinger unter einem erweiterten Widerspruchsbegriff zusammenfasst, lieber darin: sie sind Zustände, die gleichsam zu anderen hindrängen, die in sich kein Moment der Dauer tragen, die nicht virtuell stabil sind, die als Anfangsglieder von psychischen Reihen auftreten, deren weitere Glieder in der Richtung auf einen Endzustand virtueller Stabilität liegen — also Zustände, in denen wir im Sinne Fechner's — nur auf das geistige Gebiet ausgedehnt — eine Tendenz zur Stabilität erkennen, und die damit dem weiten Thatsachenkreise der Entwicklungszustände[1]) unterfallen. Der Begriff der Tendenz ist dabei nicht etwa teleologisch in einem metaphysischen Sinne zu fassen, sondern eben nur als ein beschreibender und zusammenfassender Ausdruck für die Thatsache zu nehmen, dass

---

[1]) s. Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. 1890: „Maxima, Minima und Oekonomie," § 25 ff.: „Zum Begriff der Entwicklung."

die Glieder jener psychischen Reihen ein Fortschreiten zu relativen Dauerzuständen zeigen.

Wir werden noch etwas näher auf diese Reihen einzugehen haben, deren Bedeutung für die vorliegende Untersuchung aus dem Angeführten schon erhellen dürfte. Sie blieben bisher unbeachtet, obwohl sie für die Erforschung alles geistigen Lebens von der grössten Bedeutung sind. Erst Richard Avenarius hat auf sie aufmerksam gemacht, sie zum ersten Male eingehend untersucht[1]) und die Schätze gehoben, die hier in reichster Fülle verborgen lagen. Er fand im besonderen auch den ungemein aufklärenden Gesichtspunkt, der uns nun die Staudinger'schen Widerspruchszustände in einem ganz neuen Lichte zeigen soll.

---

[1]) „Kritik der reinen Erfahrung". 1888/90.

Spandau bei Berlin. J. Petzoldt.

Kritik der Grundanschauungen der Sociologie H. Spencer's.

Seitdem A. Comte die Wissenschaft der Gesellschaft, die „Sociologie", zu begründen versucht hat, ist H. Spencer derjenige ihrer Vertreter gewesen, der ihr den innigsten Zusammenhang mit den übrigen Gebieten des Wissens zu geben und zugleich für ihren Aufbau das meiste Material zu verwenden suchte. Die kritische Arbeit aber — oder wenn man will, Mitarbeit an seinem Werke — hat bisher meines Erachtens noch in keinem Verhältnisse gestanden zu dem breiten Erfolge, den er erreicht hat.

Spencer's sociologische Methode ist gegeben durch die Grundidee seines Systems. Er muss in den Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft den Process nachweisen, den er in allen Veränderungen erblickt, die „Evolution", den Fortschritt „von einer unzusammenhängenden Gleichartigkeit zu einer zusammenhängenden Verschiedenartigkeit" (F. P.[1]), § 127

[1]) Spencer's Schriften werden im Folgenden nach diesen Abkürzungen angeführt werden:

F. P. = First Principles,
P. B. = Principles of Biology,
P. P. = „ „ Psychology,
P. S. = „ „ Sociology (third ed. London, 1885).

und öfter). Dieser Process ist der Gegenstand der philosophischen Erkenntniss, des „vollkommen einheitlich gestalteten Wissens“ (F. P., § 37). Ein solches Wissen ist freilich SPENCER's Philosophie nicht. Denn es würde nicht blos Einheitlichkeit des Processes, sondern auch des Subjects, an dem er sich vollzieht, erfordern; SPENCER's Evolution hingegen vollzieht sich an mehreren Subjecten. — Das erste derselben sind die Atome des Sonnensystems, die nach der KANT-LAPLACE-schen Theorie aus einem gleichartigen, unzusammenhängenden Zustande in den gegenwärtigen Zustand mehrerer verschiedenartiger, durch die Gravitation zusammenhängender Gebilde gelangt sind (F. P., § 108). Das zweite Subject sind die Atome der Erdmasse, ihrer zunehmenden Verdichtung wegen (F. P., § 109); ein drittes ist die Gesammtheit der anorganischen und der organischen Welt, welche beide beständig auf einander wirkend ein zusammenhängendes Ganze ausmachen (F. P., § 110); ein viertes und fünftes Subject bilden die Pflanzenwelt und die Thierwelt, deren allgemeines wie individuelles Leben von einfachen, in ihren Theilen gleichartigen, zusammenhangslosen Formen einen Fortschritt zu solchen aufweisen, die in ihren Theilen verschiedenartig, aber zusammenhängend sind (F. P., § 120); ein sechstes Subject, ein „überorganisches“, ist die menschliche Gesellschaft (F. P., § 122); ein siebentes endlich der Geist des einzelnen Menschen, der in seiner Entwickelung von einer Masse gleichartiger, zusammenhangsloser Vorstellungen zu einem System ungleichartiger, zusammenhängender Vorstellungen übergeht, also ebenfalls der Evolutionsformel Genüge leistet (P. P., §§ 75, 76). Ausser diesen sieben Subjecten werden noch collective Thätigkeiten eines derselben, des menschlichen Geistes, die Sprache, Kunst, Wissenschaft u. s. w., unter dieselbe Formel gebracht (F. P., §§ 123—126).

Wegen der Gemeinsamkeit des allgemeinen Processes, den sie darstellen, müssen die Erscheinungen in allen sieben hier aufgezählten Subjecten ähnlich sein. Mehr noch als den übrigen „Evolutionen“ werden die Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft denen der organischen Evolution vergleichbar sein.

Denn eine Gesellschaft besteht, wie ein pflanzlicher oder thierischer Organismus, aus lebendigen Einheiten (P. S., § 213), sie wächst an Umfang und an Zahl der verschiedenartigen, aber zusammenwirkenden Theile (P. S., §§ 214—216). Die Gesellschaft ist ein Organismus, weil der Organismus eine Gesellschaft ist (P. S., §§ 218, 223). Dies ist der Satz, der in der Sociologie ausgeführt wird, wobei aber — wegen des höheren Grades der Lebendigkeit — fast ausschliesslich der thierische, nicht der pflanzliche Körper den Begriff des Organismus vertritt.

Es werden also hier zwei Reihen von Erscheinungen neben einander gestellt, die Gleiches im Ungleichen, eine Gleichheit der Verhältnisse an zwei ungleichen Subjecten aufweisen, nach der Schulsprache der Logik eine „Analogie". Aber Spencer begnügt sich nicht damit, dies Verhältniss blos zu constatiren, er zieht auch Schlüsse daraus, er stellt die Aufeinanderfolge gewisser Erscheinungen in der thierischen Biologie fest und erwartet dieselben Erscheinungen in der Sociologie, soweit nicht die Verschiedenheiten des Subjects Verschiedenheiten zur Folge haben.

Spencer nennt diese Methode deductiv (P. S., § 271), er schreibt ihren Schlüssen also eine höhere Gewissheit zu, als die schwache Kraft, die in der Regel den Analogieschlüssen zugestanden wird. — In der That muss man wohl auch sehr verschiedene Grade der Beweiskraft der Analogieschlüsse anerkennen. Mill, der zuerst das Wesen der Analogie tiefer zu ergründen gesucht hat[1]), gelangt schliesslich dazu, die Wahrscheinlichkeit eines Analogieschlusses gleich zu setzen dem Verhältniss der Zahl der übereinstimmenden Eigenschaften zur Zahl der Verschiedenheiten der verglichenen Subjecte, oder dem Grade der Annäherung derselben an vollkommene Gleichheit, die erst einen gültigen „Inductionsschluss" ermögliche. Diesem also nähert sich gradweise der Analogieschluss an. Wundt hingegen, der nächst Mill den Analogieschluss am ausführlichsten behandelt, rechnet ihn zu den Subsumtionsschlüssen

---

[1]) Logik, Buch III, Kap. 20.

und erklärt, dass er „ohne scharfe Grenze in den auf Induction gegründeten Subsumtionsschluss übergeht"[1]). Aber WUNDT hebt auch hervor, dass der Analogieschluss unabhängig ist von der Zahl der Fälle, die doch beim Inductionsschluss wesentlich ist, dass eine einzige Thatsache genügt, um von ihr aus eine Analogie zu ziehen, wenn nur die andre Thatsache, auf welche der Analogieschluss bezogen wird, ein zureichend ähnliches Verhalten bietet[2]). Diese Charakteristik weist hin auf ein anderes Maximum, dem sich die Analogieschlüsse annähern, als der Inductionsschluss, der vielmehr die oberste Grenze der Wahrscheinlichkeitsschlüsse bildet. Dieses Maximum scheint mir die specifische Gleichheit der beiden Fälle oder Begriffe zu sein, um die es sich handelt, ihr Zusammenfallen in einen Begriff, und die entsprechende Schlussform der Identitätsschluss, der ja nach WUNDT der Herleitung von Gleichungen zwischen Begriffen dient[3]), und unter den, wie A. RIEHL angedeutet hat, gar Vieles fällt, was heute als Inductionsschluss gilt[4]). Die Analogie wäre nach dieser Auffassung eine unvollständige Identität und zwar eine unvollständige nicht formale, sondern reale Identität, die nach WUNDT allein wissenschaftlich wichtig ist. Die Schlüsse aus ihr müssten, um correct zu sein, aus dem Identischen Identisches folgern, aus dem Verschiedenen Verschiedenes. Um dies zu ermöglichen, hätte derjenige, der eine Analogie aufstellt, genau die identischen Verhältnisse in beiden Subjecten und ebenso die verschiedenen zu bezeichnen, aus den ersteren alle Gleichheiten, aus den letzteren alle Verschiedenheiten abzuleiten, und zwar erstere durch Identitätsschlüsse, die SPENCER meint, wenn er von „deductiver Form" spricht, ausserdem, wenn möglich, auf seine Schlüsse die Probe durch die Erfahrung zu machen. Es wäre dann erreicht, was bei der Analogie erstrebt wird, die Be-

---

[1]) Logik Bd. I, S. 314.

[2]) S. 309/10.

[3]) a. a. O. S. 290.

[4]) Vgl. A. RIEHL in der Vierteljahrsschrift f. wiss. Philos. I, S. 52 und der philosophische Kriticismus II, 1. Abth., S. 223, 224.

leuchtung des zweiten, weniger bekannten Begriffes durch den ersten, bekannteren. Eine Kritik der Sociologie Spencer's wird demgemäss zunächst zu fragen haben, ob überhaupt genügender Anlass zu der Analogie gegeben ist, die er zu Grunde legt, ob das „zureichend ähnliche Verhalten“ da ist, von dem Wundt spricht, dann, im Falle der Bejahung dieser Frage, zwei weitere Fragen zu stellen haben:

1. Hat Spencer die identischen Verhältnisse im thierischen und im socialen Organismus alle aufgewiesen und alle daraus zu ziehenden Folgerungen gezogen?

2. Hat Spencer die Verschiedenheiten alle berücksichtigt und daraus die nothwendigen Folgerungen gezogen?

I.

Berechtigung der Analogie.

Diese Frage wird vom Standpunkt der Spencer'schen Philosophie, die hierin die allgemeinsten Resultate der Wissenschaft widergibt, schon bejahend beantwortet durch die Gemeinsamkeit des Evolutionsprocesses, der sowohl das biologische als auch das sociologische Gebiet beherrscht, und die, beide Gebiete auszeichnende, ihnen gemeinsame Eigenschaft der Lebendigkeit der Elemente, der lebendigen Zelle einerseits, des lebendigen Menschen andererseits; in praktischer Hinsicht ist diese Analogie von heuristischem Werth, da die Erscheinungen der einen Reihe, einfacher und besser geordnet, von der Wissenschaft schon besser bewältigt, ein Vorbild für die Gruppirung und Ordnung der Erscheinungen der anderen Reihe abgeben können. In der That ist auch, seitdem der Staat von Plato mit der menschlichen Seele, von Späteren mit dem menschlichen Körper verglichen worden ist, die Analogie zwischen Gesellschaft und Organismus aus der Geschichte der wissenschaftlichen Politik nicht gewichen. Den entscheidendsten Schritt darin hat schon vor Spencer Comte gethan, indem er nicht schlechthin die Gesellschaft dem Organismus, sondern

die Evolution der Formen der Gesellschaft der LAMARCK'schen Evolution der Thierformen gleichsetzte[1]), und so sich mit einem Schlage von der Befangenheit in einer Form der Gesellschaft zur Unterscheidung und Würdigung verschiedener aufeinander folgender Formen erhob. Diesen Grundgedanken COMTE's hat SPENCER vorgefunden oder hätte ihn wenigstens vorfinden können. Was ihm übrig blieb, war nur seine allseitige Durchführung.

II.

Ausführung der Analogie.

1. Hat SPENCER die identischen Verhältnisse alle aufgewiesen und alle daraus zu ziehenden Folgerungen gezogen?

Um die identischen Verhältnisse als solche scharf hervortreten zu lassen, wäre es zunächst nöthig, die Elemente, an denen die identischen Verhältnisse stattfinden, genau zu bestimmen. Leider aber ist diese grundlegende Forderung für die Sociologie von SPENCER nicht erfüllt.

In seiner Biologie hat er die Einheit angegeben, an der alle biologischen Erscheinungen sich vollziehen: die morphologische Einheit, die Zelle, die allerdings selbst zusammengesetzt ist aus physiologischen Einheiten, Complexen mehrerer Eiweissmoleküle, die selbst wiederum aus Atomen bestehen (P. B., § 66). Was ist nun das der Zelle homologe Element des socialen Organismus? — „Sociale Einheit“ wird einerseits der einzelne Mensch genannt (P. S., § 7), andererseits aber wird mit dem einzelligen Thier die kleine Horde verglichen, die die Form des Zusammenlebens der primitivsten Menschen bildet, die oft 20—50 Personen, oft aber auch nur ein Paar stark ist (P. S., § 225). Der Widerspruch scheint sich zu lösen durch P. S., § 320, wo SPENCER den Satz H. S. MAINE's anführt: „Die Einheit der alten Gesellschaft war die Familie,

---

[1]) Cours de philosophie positive, 3. ed. Paris 1869, vol. IV, pag. 278, 285.

die Einheit der modernen Gesellschaft ist der einzelne Mensch." Diesen Satz macht Spencer sich zu eigen und constatirt „eine wunderbare Uebereinstimmung des socialen Organismus mit dem animalen, auf dessen höheren Entwickelungsstufen in den Geweben ebenfalls die Zellform maskirt und fast verloren sei" (a. a. O.). Es wird also der thierischen Zelle bald die Familie, bald der einzelne Mensch homolog gesetzt. Die letztere Homologie aber ist jedenfalls in einer Beziehung falsch: Der einzelne Mensch kann nie in dem Sinne Element einer Gesellschaft sein, in welchem die Zelle Element eines Organismus ist, weil er nicht durch sich selbst sich vermehren und zu einer Vielheit auswachsen kann. — Wie die Formen der Zelle wechseln, so können auch die Formen der Familie wechseln; aber wie die Zelle, um Einheit des Wachsthums zu sein, immer ihren Kern, ihre Fortpflanzungsfähigkeit, behalten muss, so muss auch die Familie, um Element einer Gesellschaft zu sein, in allen wechselnden Formen, durch alle von L. H. Morgan erforschten Stufen hindurch — von der Gruppenfamilie der Urzeit bis zur monogamischen der Gegenwart und der Familienform der Zukunft — ihr Wesen, nämlich die Vereinigung von Menschen verschiedenen Geschlechtes, beibehalten, wie verschieden auch die Zahl dieser Menschen und die Dauer ihrer Vereinigung sei. — Wenn Spencer also der Zelle schlechthin den einzelnen Menschen vergleicht, so begeht er — soweit das Wachsthum in Betracht kommt — denselben Fehler wie derjenige, der in zwei ähnlichen Dreiecken den Winkel A des einen mit der Seite a des andern vergleichen wollte.

Der einzelne Mensch kann niemals, auch in der Gegenwart nicht, in jeder Hinsicht die Einheit der Gesellschaft sein. Aber auch Comte hat nicht Recht, wenn er schlechthin die Familie als la véritable unité sociale bestimmt[1]). Vielmehr werden wir finden, dass, ganz unabhängig von den Zeitepochen, die Spencer mit Maine unterscheidet, zu jeder Zeit für einen Theil der

---

[1]) a. a. O. vol. IV, pag. 398.

Erscheinungen der Gesellschaft die Familie, für den andern der einzelne Mensch das Element ist.

Die Gleichheitsmomente, die Spencer ausdrücklich an den beiden Reihen als solche hervorhebt, sind das Wachsthum und die Structur.

Um zunächst das Wachsthum beiderseits als gleich zu erweisen, wählt er nur eine Form des thierischen Wachsthums, die nach „Aggregaten“, die, mehr dem pflanzlichen als dem thierischen Wachsthum eigenthümlich, nur in der früher unter dem Namen „Pflanzenthiere“ zusammengefassten Gruppe stattfindet — das Wachsthum von der Zelle zum Polypen, von diesem zum Polypenstock. Dieses Wachsthum unterscheidet sich nicht wesentlich von demjenigen aller übrigen Thiere, das von der Zelle zur Gastrula, von dieser zu dem aus drei Keimblättern bestehenden Organismus führt. Denn bei beiden Arten wird die Vermehrung der Zellen von fortschreitender Arbeitstheilung begleitet. Der einzige Unterschied ist der der localen Anordnung, also ein unwesentlicher, indem die Organe beim Pflanzenthiere sich neben einander und wie bei der Pflanze nach aussen, bei höheren Thieren in einander anordnen. — Von diesem unwesentlichen Unterschiede abgesehen ist das sociale Wachsthum der Horde zum Stamm, und des Stammes zu einer Einheit mehrerer Stämme, zur Nation, das Spencer dem biologischen Wachsthum entsprechend setzt (P. S., § 226), nicht blos der einen Art des thierischen Wachsthums, sondern beiden vergleichbar. — Was Spencer einwenden könnte, dass sociales Wachsthum bisweilen durch Aneinanderfügung ursprünglich getrennter Bestandtheile stattfinde, indem fremde Stämme sich vereinigten und diese Zusammenfügung dem Wachsthum der Pflanzenthiere ähnlicher sei, als dem der übrigen, so wäre entgegen zu halten, dass dieses Zusammenwachsen fremder Stämme nicht die Regel, sondern die Ausnahme ist, ebenso wie nur auf der Stufe der Pflanzenthiere ursprünglich fremde, an verschiedenen Orten entstandene Elemente zu einer Einheit zusammenwachsen können. Spencer hat also die Analogie des Wachsthums nicht weit genug aus-

gedehnt. Welche Verschiedenheiten er dabei übersehen hat, wird unter der zweiten Frage zu erwägen sein. Die sociale Einheit aber kann hinsichtlich des Wachsthums immer nur die Familie sein, niemals das Individuum, das Spencer für die moderne Gesellschaft als Einheit annimmt.

Die zweite Gleichheit, die Spencer findet, ist die „Structur" des animalischen und des socialen Organismus. Auf der biologischen Seite — so wird der Vergleich durchgeführt — entstehen zwei Zellschichten, eine äussere, das Ektoderm, den Einflüssen des umgebenden Mediums, der Luft oder des Wassers, ausgesetzt und diese theils einlassend, theils abwehrend, — die andere, das Entoderm, nur die zur Assimilation bestimmten Stoffe aufnehmend und verarbeitend. Dieser Zweitheilung entspricht eine gleiche der primitiven Horde in einen kriegerischen Stand, der äussere feindliche Angriffe abwehrt, nur friedlichen Verkehr einlässt, und einen friedlichen, aus Frauen und kriegsgefangenen Sklaven bestehenden Theil der Bevölkerung, der die zur Gewinnung der Nahrung nöthige Arbeit leistet (P. S., § 238). — Wie später aus dem Ektoderm das regulirende System, das Nervensystem, entsteht, so auch auf socialem Gebiete aus dem Kriegerstande der Stand der Regierenden (§§ 249 ff.), und wie sich zwischen Ektoderm und Entoderm das Mesoderm einschiebt, das zu einem der Vertheilung der Säfte dienenden Organsystem, den Blutgefässen, auswächst, so schiebt sich zwischen den regierenden und den producirenden Theil der Gesellschaft ein neuer, dem Handel und Verkehr dienender, ein (P. S. §§ 244 ff.). Auf beiden Seiten findet in jedem Thätigkeitsgebiete ein Fortschritt statt von einem einfachen Organe zu einem complicirten Organsysteme, wird also der Evolutionsformel Genüge geleistet.

Die Gültigkeit dieser Parallelen ist offenbar; ihre Specialisirung im Einzelnen hat manche Irrthümer zur Folge. So, wenn Spencer die Regierung eines friedlichen Stammes dem sympathischen, die eines kriegerischen dem cerebrospinalen Nervensystem gleichsetzt (P. S., § 254). Es wird dadurch die Annahme erweckt, als sei der kriegerische Stamm eine ebenso

späte Erscheinung der socialen Geschichte, wie das Wirbelthier in der biologischen Entwickelung.

Was das Element des Wachsthums ist, hat die obige Erörterung darüber festgestellt. Was ist aber das Element der Structuren, dasselbe oder ein anderes? Im biologischen Organismus offenbar dasselbe, denn die Organe setzen sich zusammen aus sich vermehrenden Zellen; im socialen Organismus aber nicht die Familie, die das Element des Wachsthums war, sondern der einzelne Mensch. Denn nicht als Mitglied einer Familie, sondern als Einzelner tritt er in ein solches Organsystem ein. Zu dem Kriegerstande gehören nicht ganze Familien, sondern meist nur Männer aus den Familien, zum arbeitenden Stande jener tiefen Stufe nur die Frauen und fremden Sklaven. Nur vorübergehend, in den Kasten des orientalischen Alterthums, haben ganze Familien als solche ihr Gewerbe vererbend in voller Integrität Organe socialer Production gebildet; in allen späteren Epochen treten die Menschen in solche Organe und Organsysteme ein, indem sie dabei aus der Familie zeitweilig ausscheiden. Dieses zeitweilige Ausscheiden und Zurückkehren besteht bei den Theilen der Familie in höherem Grade als bei den die Zellen zusammensetzenden Theilen. Die Physiologie kennt zwar wandernde Zellen und endgültige Ausscheidungen, aber nicht Trennung und Rückkehr von Zelltheilen. Die verschiedene Entfernung und die verschiedene Beweglichkeit der beiderseitigen Elemente hat Spencer zwar als Differenz gestreift (P. S. §§ 220, 221), aber nicht berücksichtigt, obgleich daraus die Verschiedenheit der Zusammensetzung der Organe folgt.

Bisher hat Spencer also zwei Gleichheiten nachgewiesen, die des Wachsthums und die der Structur; bei der ersteren hat er das Element, an dem sie stattfindet, falsch, bei der zweiten gar nicht angegeben. Ferner aber ist die zweite Parallele unvollständiger durchgeführt als die Erfahrung erfordert. Zu den Structuren, die aus dem Ektoderm und Mesoderm oder einem zwischen den Keimblättern liegenden „Mesenchym" hervorgehen, gehören nicht blos die Gefässe der Blut-

cirkulation, sondern auch die schützenden und stützenden Apparate des Körpers, die äusseren und inneren Skelette, die zu seiner Deckung dienen oder seinen Bewegungen Kraft und Nachdruck verleihen. Wenn dem aus dem Ektoderm hervorgehenden Nervensystem die Regierung gleichgesetzt wird, die die Bewegungen der Gesellschaft regulirt, so lag es sehr nahe, den Skeletten das gleichzusetzen, was diesen Bewegungen Kraft und Nachdruck verleiht: die Organe und auch die künstlichen Anlagen der äusseren und inneren Vertheidigung, die Heere und Festungen, letztere ebenso lebloses Material wie die mineralischen Stoffe in den Knochen und Panzern — ein Vergleich, den auch A. Schäffle berührt hat[1]). Spencer erwähnt die Skelette überhaupt nur einmal (P. S., § 238) und zwar nach einer in Bezug auf die inneren Skelette sehr bestreitbaren Auffassung als aus dem äusseren Keimblatte hervorgegangen[2]). Warum sie ganz ausserhalb seiner Parallele bleiben, dafür fehlt jeder Grund.

Ferner aber fehlt unter den Organsystemen des physischen Organismus, die Spencer zum Ausgangspunkte der Vergleichung macht, ein sehr wichtiges, das System der Fortpflanzung. Die Fortpflanzung eines physischen Körpers kann als eine Art des Wachsthums betrachtet werden[3]), als Wachsthum jüngerer Zellen, das den Tod der älteren überdauert; ebenso die Fortpflanzung der Gesellschaft. Das Element der Gesellschaft, durch welches die Fortpflanzung geschieht, wird daher dasselbe sein, wie das Element des Wachsthums, die Familie. In der That wird auch die Entwickelung der Familie von Spencer behandelt; aber nicht unter den „Organen" und „Structuren", sondern den „Institutionen", als „domestic institutions" in demjenigen Theile der Sociologie, in dem die principielle Durchführung der Ana-

[1]) Bau und Leben des socialen Körpers, I [1], S. 330 und III [1], S. 222 und 223.

[2]) Vergl. O. Hertwig, Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte, Jena 1890, S. 492 ff.

[3]) Vergl. W. Rolph, Biologische Probleme, Leipzig 1884, S. 168. Wundt, System der Philosophie, S. 506.

logie bereits aufgegeben ist, und es wird nur im Allgemeinen die fortschreitende Bildung der Familie der Evolutionsformel untergeordnet (P. S. § 296). Aber die Fortpflanzung der Gesellschaft erfordert mehr, als die Erneuerung der physischen Elemente, die sie zusammensetzen. — Diese Elemente müssen auch die geistigen Eigenschaften der alten Gesellschaft wiederholen und zu ihnen erzogen werden, z. B. die Kinder der Spartaner zu den Eigenschaften der Spartaner, ohne welche die neue Generation der Gesellschaft auseinander fallen würde. Das Element dieser Erziehung, der geistigen Fortpflanzung der Gesellschaft, ist zunächst dasselbe, wie das Element der physischen Fortpflanzung, die Familie, auf höheren Stufen aber die Aufgabe besonderer Organe, die Spencer, wenn er die Homologie vollständig und genau durchführen wollte, ebenfalls hätte der thierischen Fortpflanzung vergleichen müssen, die er auch mit Recht ihrer wachsenden Differenzirung wegen unter seine Evolutionsformel hätte bringen können, während die Familie trotz der oben erwähnten Behauptung Spencer's sich unter diese Formel ebenso wenig bringen lässt wie die thierische Zelle.

Zu diesen beiden Lücken im System der Analogie, der ungenügenden Behandlung der Structuren und der Ignorirung der Erziehung, kommt noch eine dritte, sehr wesentliche. Das Nervensystem des thierischen Organismus wird nur zur Hälfte in Betracht gezogen, nur als motorisches, und als solches dem regierenden Theile der Gesellschaft verglichen. Die andere Hälfte seiner Functionen, kraft deren es der Aufbewahrung der Nachwirkung der Empfindungen dient, wird ausser Acht gelassen. Was dieser Seite der Thätigkeit des Nervensystems entspricht, der gemeinsame Bewusstseinsinhalt der Gesellschaft, wird nur erwähnt, soweit es sich um die Ideen der primitivsten Gesellschaften handelt, um ihre primitive Philosophie, den Geisterglauben, aber auch nur in dem mehr descriptiven Theile, den „Data of Sociology“ und den „Institutions“, und zwar besonders den „Ecclesiastical Institutions“. Dieser Bewusstseinsinhalt bleibt vollkommen ausserhalb des Systems, das

in den „Inductionen" dargestellt wird, die Correspondenz mit den sensoriellen Functionen des Nervensystems wird nirgends anerkannt.

Auf die oben gestellte Frage, ob alle identischen Verhältnisse aufgewiesen seien, ist also zu antworten, dass Spencer mehrere vergleichbare Theile der beiden Gebiete, von denen er handelt, bei Seite lässt, dass er ferner das Element, an welchem das Wachsthum stattfindet, nicht unterschieden hat von demjenigen, aus dem die Organe sich bilden. — In Folge dieses letzteren Mangels hat er die Subjecte nicht genügend klargestellt, an denen die identischen Verhältnisse stattfinden, und diese Verhältnisse selbst hat er theilweise übersehen.

2. Hat Spencer die Verschiedenheiten beider Gebiete alle berücksichtigt und aus allen Folgerungen gezogen?

Spencer selbst hat zwei Verschiedenheiten zwischen socialem und individuellem Organismus aufgestellt:

a. die räumliche Entfernung der eine Gesellschaft zusammensetzenden Bestandtheile im Gegensatze zum engen Zusammenhange der Theile im thierischen Organismus (P. S., § 221). — Die Bedeutung dieses Unterschiedes schränkt er sofort selbst ein (a. a. O.), indem er auf die Ueberwindung der Entfernungen durch sprachlichen Verkehr hinweist. Er hätte wohl hinzufügen können, dass räumliche Entfernungen überhaupt für die gegenseitigen Einwirkungen unwesentlich sind, dass die Wirkung nicht durch den Ort, sondern der Ort durch die Wirkung bestimmt wird [1]).

b. „A cardinal difference": „Im physischen Organismus ist das Bewusstsein concentrirt auf einen Theil desselben (das Sensorium), im socialen ist es durch alle Theile verbreitet" (P. S. § 222). Wenn man den unpsychologischen Ausdruck: „das Bewusstsein ist verbreitet" richtig deutet, so meint Spencer, dass der physische Organismus — physisch betrachtet — einem

[1]) Mach, Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Prag 1872. S. 32. Wundt, Die physikalischen Axiome, S. 33.

seiner Theile, dem centralen Nervensysteme, unterworfen ist, im socialen Organismus aber — wegen der Bewusstheit aller seiner Theile — diese Theile wenigstens die Möglichkeit haben, unabhängig von einem regierenden Theile sich selbst zu bestimmen, sobald eben ihr Bewusstsein über die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft erwacht. Leider ist Spencer dieses „cardinalen" Unterschiedes wenig eingedenk geblieben, der allerdings eine neue, von den physischen Zusammenhängen verschiedene Causalität der socialen Erscheinungen begründet, eine Causalität, die alle den biologischen ähnlichen Momente des Gesellschaftslebens über die physischen Schranken hinaustreibt und dadurch sehr wesentlich modificirt.

Was zunächst das sociale Wachsthum betrifft, so ist Spencer im Rechte mit der Aufstellung seiner drei Stufen: Horde, Stamm, Volk, soweit es sich um die Bildungen der Urzeit, der Epoche des natürlichen, durch physische Ursachen bestimmten, vom Bewusstsein noch wenig geleiteten Wachsthums der Gesellschaft handelt. Sobald dieses Wachsthum selbst Gegenstand der „collectiven Erkenntniss" wird, so muss es über Spencer's Aggregate dritter Ordnung auch zu Völkerbündnissen, zu Einheiten vierter Ordnung, führen. Das christliche Mittelalter hat eine solche Einheit der europäischen Völker in ihrer religiösen Regierung durchgeführt; in der Gegenwart bestehen überall Tendenzen, diese Einheit, die auf dem Gebiete des Verkehrs schon zwischen verschiedenen Völkern, ja bis zu einem gewissen Grade sogar zwischen allen Völkern der Erde besteht, zu erweitern und zu befestigen. Die Möglichkeiten weisen also hier weit hinaus über die von Spencer angenommenen Grenzen.

Aber nicht minder als auf das Wachsthum hat das bewusste Denken der Einheiten bestimmenden Einfluss auf die Thätigkeit der Gesellschaft. Der physische Körper ist auf fast allen Stufen nur den natürlichen Impulsen, den „Instincten", unterworfen; erst auf der höchsten Stufe, im Menschen, tritt diesen „natürlichen" Vorstellungen, den Instincten, das bewusste Denken feindlich entgegen, mit einer so andersartigen Causalität, dass

es alle Instincte, sogar die stärksten, die des Lebens selbst und der Fortpflanzung, zu vernichten vermag. Die Gesellschaft aber wird schon verhältnissmässig früh im Laufe der historischen Entwicklung dem Einflusse des bewussten, nicht mehr „natürlichen", associativen, sondern apperceptiven, wissenschaftlichen Denkens unterworfen. — Es geschieht dies zum ersten Male in der Epoche der „Gesetzgebungen". Der Gesetzgeber ist der wissenschaftliche Politiker, der den „natürlichen" Tendenzen der Gesellschaft, die vielleicht ihre Auflösung herbeiführen würden, die „geistige" Kraft seines Intellects und seines durch denselben geleiteten Willens entgegensetzt.

„Natur" und „Geist" sind für die ganze metaphysische Philosophie diametral entgegengesetzt. Die letzten Gründe dieses Gegensatzes lagen in der als Dogma geltenden disparaten Beschaffenheit von Leib und Seele. Die Erfahrungsphilosophie hat mit der Aufhebung jenes psychologischen Dualismus auch den Dualismus von Natur und Geist im alten Sinne aufgehoben, Spencer selbst glaubt nicht mehr an ihn, wie F. P. § 34 beweist, wo er mit Shakespeare sagt: „Natur ist durch kein Mittel zu verbessern, es sei denn, dass Natur dies Mittel schaffe."

Indessen dieser Gegensatz ist — ganz unabhängig von aller Metaphysik — eine unleugbare Thatsache der Erfahrung. Eine seiner Wurzeln und seiner einfachsten Erscheinungsformen ist der Gegensatz zwischen associativem und apperceptivem Denken. Des ersteren Verlauf ist ein natürlicher, bestimmt durch die Zufälligkeiten des Eintritts der Vorstellungen ins Bewusstsein; der Verlauf des letzteren richtet sich nach dem Inhalte der Vorstellungen und erzeugt Verbindungen derselben, die den natürlichen Verbindungen widersprechen. Beide werden in Zukunft vielleicht einem allgemeineren Gesetze subsumirt, Glieder einer disjunctiven Reihe werden, immer jedoch die weitest auseinander liegenden Endglieder dieser Reihe bilden; in dem Keim der beiderseitigen Gebilde unscheinbar, ist ihr Gegensatz in den letzten Konsequenzen so gross, wie der Gegensatz zwischen Traum und Wissenschaft. Und

wenn das Gesetz der Specification überhaupt einen Sinn haben soll, so ist es hier anzuwenden.

Dieser Gegensatz von Natur und Geist tritt für die Gesellschaft ein, sobald sie selbst Gegenstand des wissenschaftlichen Denkens wird. Dieser Zeitpunkt ist aber nicht erst erreicht durch das Auftreten einer besonderen Wissenschaft der Gesellschaft, der Sociologie, sondern sobald als an die Stelle des blos naturwüchsigen Zusammenhanges der Menschen, wie er in der Geschlechterverfassung der Gesellschaft an der Schwelle der eigentlichen Geschichte besteht, ein durch Gesetze geordneter künstlicher Zusammenhang derselben tritt. Von diesem Wendepunkte an richtet sich das apperceptive, methodische Denken auf alle Organe und Functionen der Gesellschaft.

Den eigenen äusseren Umfang bestimmt die Gesellschaft zunächst, über die Fähigkeit des Thierkörpers weit hinausgehend, indem sie Bevölkerungspolitik treibt, d. h. die Eheschliessung nach ihren Zwecken regelt, Kolonien aussendet, die Aussetzung der Kinder erlaubt oder unterdrückt. — Diese Regulirung ihrer äusseren Grösse hat die Gesellschaft des Alterthums in den Zeiten ihrer Kraft wirksam durchgeführt, in den Zeiten des Verfalles, auch noch in der letzten römischen Kaiserzeit, wenigstens als ihre Aufgabe betrachtet; das Mittelalter, und bis zum völligen Siege des politischen und ökonomischen Liberalismus auch noch die Neuzeit, haben darin dem Alterthum nicht nachgestanden. Selbst der Liberalismus hielt jene Regulirung nicht für überflüssig, hoffte sie nur durch Selbstregulirung jedes Einzelnen zu erreichen.

Wie ihren äusseren Gesammtumfang, so vermag die Gesellschaft auch, den Ergebnissen des apperceptiven Denkens folgend, das Verhältniss ihrer Organe zu einander und zum Ganzen in ganz andrer Weise zu bestimmen, als es dem thierischen Organismus möglich ist. — In diesem sind die Functionen der Empfindung und der Leitung der Bewegungen ein für alle Mal an die Zellen des Nervensystems gebunden. — Die Gesellschaft aber, nach dem methodisch ausgedachten Plane

des Gesetzgebers, der die Verfassung festsetzte, kann allen ihren Bestandtheilen einen Antheil an ihrer Regierung übertragen, auch einen zeitweiligen Antheil daran, während sie sonst zum ernährenden oder vertheilenden Organsystem gehören können. Das Organ der Regierung kann also bald auch die Bestandtheile der andern Organe, bald nur einen bestimmten Theil des ganzen Organismus umfassen, je nachdem die Verfassung eine „demokratische“ oder „aristokratische“ ist. — Freilich verschiebt sich im Laufe der Geschichte der Kernpunkt des regierenden Einflusses von einem Theil der Gesellschaft zum andern, und kann schliesslich, unter gewissen Umständen, auf einen einzigen Menschen übergehen. Ein thierischer Organismus behält seine „Constitution“, ein socialer kann sie ändern. Auch dieser fundamentale Unterschied beruht auf dem über das Natürliche hinausgehenden Denken, das innerhalb der Gesellschaft stattfindet. Spencer erwähnt ihn nicht, obgleich er darauf hätte geführt werden müssen durch den oben angeführten „cardinalen“ Unterschied, den er hervorhebt. Er gründet auf diesen nur das ethische Postulat, dass nicht die Wohlfahrt des socialen Ganzen ohne Rücksicht auf die Einheiten erstrebt werde, aber nicht eine Folgerung von Thatsachen.

Am deutlichsten endlich zeigt sich die Wirkung des kunstmässigen Denkens im geistigen Besitz der Gesellschaft, den Spencer, wie oben bemerkt, ganz ausserhalb der Vergleichung gelassen hat, überhaupt nur in den Ecclesiastical Institutions behandelt. A. Schäffle hat jenen Besitz in sein biologisches System eingereiht, wie er überhaupt vielfach, aber ohne Methode und System, Spencer ergänzt. Er handelt von einer „collectiven Erkenntnissthätigkeit“, von der er jedoch unberechtigter Weise die religiösen Erscheinungen als „socialen Idealismus“ abtrennt (Bau und Leben, I, S. 689 ff.). Diese bilden aber thatsächlich die collective Wissenschaft der primitiven Gesellschaft. Als solche, als Geisterglaube und daraus hervorgehender Kult von Naturgöttern, werden sie von Spencer ausführlich behandelt (in den Data of Sociology und den Ecclesiastical Institutions). Aber gleichzeitig mit der Entstehung der Kunstform der Ge-

sellschaft werden auch die Religionen aus unwillkürlich-natürlichen Vorstellungen zu religiösen Systemen, die Götter aus natürlichen zu sittlichen, d. h. gesellschaftlichen Mächten. Von diesem Zeitpunkte an umfasst die Gesellschaft zwei Welten, eine natürliche, diesseitige, den Schranken und den Einflüssen der Natur unterworfene und eine geistige, jenseitige, ein unveränderliches, zum Ideal gesteigertes Abbild oder Vorbild der ersteren oder eine Personification der sittlichen Gebote, der Principien des gesellschaftlichen Handelns. Etwas Aehnliches ist für den thierischen Organismus wegen seiner rein natürlichen Lebensbedingungen unmöglich. Die Wissenschaft setzt später an Stelle des metaphysischen ein empirisches Ideal, fordert aber ebenso, wie das religiöse System, die Annäherung an dasselbe, setzt ebenso der naturnothwendigen Richtung des gesellschaftlichen Willens eine idealnothwendige entgegen. Alles, was in der Geschichte über das Nothwendige, über die unmittelbare Lebensfürsorge hinausgegangen ist, die Ausstattung der Kirche mit der Hälfte aller vorhandenen Güter, die im Mittelalter stattfand, die Unternehmungen und Opfer im Dienste religiöser Propaganda, die für politische Interessen geführten Kämpfe, soweit sich nicht ökonomische dahinter verbergen, endlich jede im Interesse religionsloser „Humanität" entfaltete Thätigkeit, dies Alles sind Ergebnisse jener idealen Forderung, die dem Leben der Gesellschaft ein völlig neues, den Naturbedingungen entgegenwirkendes Ferment zusetzt.

Die Emancipation von der Natur ist der Gesellschaft ausserdem durch ein Moment erleichtert, das dem natürlichen Organismus fehlt, durch die Unabhängigkeit des Geistes von den Schranken der Zeit und des Raumes. Es scheint auf den ersten Blick trivial, dieses Moment hervorzuheben; dennoch bildet es einen bedeutungsvollen Factor. Der geistige Besitz eines Thieres wird nur auf seine Nachkommen vererbt, auch auf diese nur theilweise, nur soweit er in fest eingeübten Bewegungsvorstellungen, die „Instincte" werden, besteht, räumlich aber, in entfernte Gegenden, kann er überhaupt nicht fortgepflanzt werden. Der geistige Besitz hingegen einer Gesell-

schaft kann nicht nur auf ihre Nachkommen, d. h. die ihr folgenden Generationen desselben Volkes, sondern unter günstigen Umständen auch auf fremde Völker späterer Zeitalter vererbt werden. Seiner räumlichen allseitigen Ausbreitung stehen fast gar keine Schranken entgegen. Er kann auf diese Weise in eines Volkes Entwicklung dergestalt eingreifen, dass er der bisherigen „natürlichen", autochthonen Entwicklungsrichtung dieses Volkes eine neue, „geistige", aus einem höher entwickelten Milieu entstandene entgegenstellt. Dieser Gegensatz wird zur Folge haben, dass die weitere Geschichte dieses Volkes weder ausschliesslich seinen autochthonen, noch ausschliesslich den neuen, von aussen eingedrungenen Ideen folgt, sondern sich in einer aus beiden folgenden Resultante fortsetzt, ein Vorgang, der im thierischen Leben ohne Analogie ist. Die Thierwelt der Mittelmeerzone vermag nicht durch ihr Bewusstsein auf die Thierwelt des übrigen Europas einzuwirken, aber die in jener Zone gereiften Ideen des Christenthums erhoben die übrigen Nationen Europas in eine ihnen fremde Ideenwelt, die zum Theil zurückgewiesen wurde, zum Theil ihren fremden geistigen Inhalt der widerstrebenden „Natur" zum Trotz durchsetzte. Dieser Vorgang wiederholt sich überall, wo ein Ideensystem von einer vorgeschrittenen Nation auf ein Naturvolk übertragen wird, wie der Islam von den cultivirten Arabern der Küste auf die Beduinen, später auf die Mongolen, der Buddhismus von den Indern auf die Mongolen und Malayen.

Indem so das bewusste systematische Denken die Gesellschaft als Ganzes zu seinem Object macht, und sowohl ihre Thätigkeit bestimmt, als auch ihre Gedanken aus einem zusammenhangslosen Aggregat in ein zusammenhängendes System verwandelt, so erreicht es noch eine Nebenwirkung, die zunächst gar nicht erstrebt wurde, es wandelt auch den Menschen um, den Stoff, aus dem die Gesellschaft besteht. Es tritt auch hier ein jenes „Wachsthum der geistigen Energie", das Wundt[1]) als wesentliche Eigenthümlichkeit des Geisteslebens zu erweisen

[1]) System der Philosophie S. 315, S. 337.

gesucht hat, das darauf beruht, dass der erreichte Erfolg grösser ist als der beabsichtigte, der erreichte Zweck mehr enthält als das vorgestellte Motiv. Die Energie des Denkens und Handelns, die von dem geistig oder politisch regierenden Theile der Gesellschaft ausgeht, ist zunächst auf die Gesellschaft als Ganzes und ihr Fortleben und Gedeihen gerichtet. Indem aber diese Energie den Einzelnen den Zwecken der Gesammtheit unterwirft, gewöhnt sie ihn an das Handeln für diese Zwecke, das dadurch zum wesentlichen Bestandtheile seiner geistigen Natur wird und schliesslich spontan, ohne gesellschaftlichen Zwang stattfindet. — Je mehr die richtig verstandenen Interessen des Einzelnen mit denen der Gesellschaft übereinstimmen — und es ist Sache der Politik, diese Uebereinstimmung herbeizuführen und zu erhalten —, desto mehr lebt jeder Einzelne zugleich das Leben der Gesellschaft, die Gesellschaft hat ihr Leben dadurch vervielfältigt, es lebt nicht blos der Einzelne in der Gesellschaft, sondern auch die Gesellschaft im Einzelnen, es ist damit die denkbar festeste Verbindung der Individuen hergestellt, die überhaupt möglich ist. Es entsteht also oder kann wenigstens entstehen mit der kunstmässigen Gestaltung der Gesellschaft als eine unbeabsichtigte Nebenwirkung ein engerer Zusammenhang ihrer Theile, eine Steigerung der Festigkeit des Ganzen, ein Erfolg, der das Leben der physiologischen Organismen keineswegs begleitet. Denn die durch das Wachsthum derselben erreichte grössere Festigkeit ist in ihnen nicht das Ergebniss grösserer innerer Energie der Zellen, sondern grösserer Masse der bindenden Gewebe.

Aber diese ganze zweite Hälfte der socialen Entwicklung, die von dem bewusst gestaltenden Denken beherrscht wird, fehlt in Spencer's Darstellung. Die Bestimmung des Wachsthums der Gesellschaft, ihres Umfanges, des Verhältnisses ihrer Organe zu einander nach bewussten Principien, die Ausbildung der über die Natur hinaus weisenden Ideale, die als Nebenerfolg sich ergebende Erziehung des Einzelnen zum Gesellschaftswesen, dies alles ist von ihm in seiner Bedeutung nicht erkannt worden. Weil die Gesellschaft ein Organismus ist,

so scheint sie ihm auch nothwendig nur ein „Naturwesen“ zu sein. Diese beiden Begriffe fliessen ihm zusammen. Er hat darum nur die Sociologie der Naturepochen, nicht der Culturepochen der Gesellschaft gegeben. Die letztere ist noch zu schreiben. Die Antwort auf die obige Frage nach den Verschiedenheiten muss dahin gegeben werden, dass die Verschiedenheiten nicht unvollständig, wie die Gleichheiten, sondern gar nicht in Spencer's System entwickelt sind.

Zwar gibt es bei Spencer einen socialen Fortschritt, eine wachsende „adaptation to the social state“ (Social Statics Part I, chap. 2, § 3, Data of Ethics, §§ 38, 105 u. ö.), der den Zwang des Staates, ein für den urwüchsigen „kriegerischen Typus“ der Gesellschaft nothwendiges Uebel, immer überflüssiger mache. Aber es wird die treibende Ursache dieses Fortschrittes nicht in einer über die Natur hinausgehenden Geisteskraft gesucht, sondern immer nur in höchst verschwommener Weise in den „social conditions“ (Eccl. Instit. §§ 649, 651) und dem „wachsenden Industrialismus“ (a. a. O. § 641 u. ö.), für den Spencer eine angesichts der vorläufigen Resultate desselben schwer zu erklärende Verehrung hegt. — Nicht einmal der Fortschritt der Wissenschaft, die tiefere Ursache des industriellen Fortschrittes, ist als solche anerkannt.

Dieser alleinherrschende Naturalismus in Spencer's System hat verhängnissvolle Folgen gehabt für seine Stellung zu den Fragen der praktischen Politik. Von ihm durchgehends geleitet hat Spencer in seiner bekannten Broschüre: „the man versus the state“ sich zu dem System bekannt, das sein Urheber, Adam Smith, ebenfalls auf die „natürliche Freiheit“ gegründet hat, zum ökonomischen und politischen Liberalismus, den Spencer, weiter gehend als irgend ein andrer Vertreter desselben, zum extremsten Individualismus so sehr steigert, dass er seiner Theorie von der Gesellschaft als einem Organismus und der daraus sich ergebenden Solidarität und der gegenseitigen Abhängigkeit der Theile, auch seinen daraus folgenden ethischen Forderungen (Data of Ethics § 78) völlig untreu wird. Jede Beschränkung des wirthschaftlich Stärkeren zu Gunsten des

wirthschaftlich Schwächeren verwirft er als Eingriff in die wohlthätige Auslese, welche die Natur durch den Kampf ums Dasein bewirke (a. a. O. S. 66 ff.), die Gesellschaft in selbständige Atome auflösend, missbilligt er die öffentliche Erziehung, weil dadurch *A* für die Erziehung der Nachkommen des *B* verantwortlich gemacht werde (a. a. O. S. 24), den Begriff des Naturrechts, aus dem der Individualismus emporgewachsen ist, will er gegen die herrschende Ansicht wieder zur Geltung bringen; überall, in der „natürlichen Auslese“, im „Naturrecht“, in „jener Ordnung der Natur, die in den socialen Einrichtungen besteht“ (a. a. O. S. 64), folgt er den Spuren desselben Irrthums. So kommt es, dass Spencer, obgleich in Bezug auf den Ursprung und die erste Entwicklung der Gesellschaft so sehr auf dem Boden der Thatsachen der Urgeschichte und der Ethnologie stehend, zu deren Ordnung und Sichtung beigetragen zu haben eines seiner Verdienste ist, in jener Broschüre ganz und gar in den Ideenkreis des vorigen Jahrhunderts zurückfällt, das seiner Theorie von der Entstehung der Gesellschaft nicht geschichtliche Forschung, sondern die Phantasie von einem Gesellschaftsvertrage zu Grunde legte.

Mit den vorstehenden Ausführungen glaube ich keineswegs alle Momente, die bei dem Vergleiche zwischen Gesellschaft und Organismus in Betracht kommen, erschöpft, sondern nur die Grundlinien angegeben zu haben, denen eine kritische Methode der Vergleichung zu folgen hätte, auf denen sich darum auch eine eingehende Kritik der Spencer'schen Behandlung der Analogie bewegen muss. Hoffentlich wird allmählich, in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes, der Theorie der menschlichen Gesellschaft derselbe Scharfsinn und dieselbe eindringende Arbeit zugewandt, wie den logischen und erkenntnisstheoretischen Problemen.

Leipzig. P. Barth.

Werththeorie und Ethik.

(Zweiter Artikel.)

II. Grundzüge der Werthbewegung.

Unter Werthbewegung denken wir einen viel weiteren Begriff, als den die Nationalökonomie mit diesem Worte bezeichnet[1]). Wir verstehen unter Werthbewegung schlechthin jede mögliche Veränderung menschlicher Werthungen, auf welchem Gebiete und aus welchen Gründen immer sie sich vollziehen mag. In dem vorliegenden Abschnitte dieser Untersuchung nun stellen wir uns die Aufgabe, zunächst alle Ursachen thatsächlich sich vollziehender Werthbewegung zu überblicken und in Gruppen zu sondern, dann aber auch die Gesetze jener Veränderungen darzulegen, so weit dies auf einem von der Forschung noch wenig bearbeiteten Gebiete der verwickeltsten Vorgänge für einen ersten Versuch eben möglich ist.

Ehe jedoch das Problem einer Systematik der Werthbewegung in Angriff genommen werden kann, wird es von Vortheil sein, eine summarische Kenntniss des concreten Inhaltes menschlicher Werthungen überhaupt zu gewinnen, da die Typen der Veränderung begreiflicher Weise um so leichter

[1]) Siehe hierüber Friedrich v. Wieser, „Der natürliche Werth" § 10.

und sicherer erkannt und in ihrer Allgemeinheit festgehalten werden, je deutlicher und bestimmter ihr concretes Geltungsgebiet mitgedacht und bei jedem neuen Schritte zur Controle herangezogen wird. Als nächstes Problem haben wir somit die Frage nach dem concreten Inhalte menschlicher Werthungen zu beantworten, d. h. also die Objecte aufzuweisen, welche für den Menschen überhaupt Eigenwerthe oder Eigenunwerthe, Wirkungswerthe oder Wirkungsunwerthe darstellen.

Für die Bildung von Eigenwerthen oder Eigenunwerthen sind allein die Gefühlsdispositionen des Menschen bestimmend, d. h. die Art und Weise, wie er auf Vorstellungen und Urtheile mit Lust oder Unlust reagirt. Es liegt darum nahe, zum Zwecke eines Ueberblickes über alle psychologisch möglichen Eigenwerth- und -unwerthobjecte nach einem psychologischen Gesetze der Gefühlswirkung von Vorstellungen und Urtheilen zu forschen. Was jedoch die Wissenschaft in dieser Richtung zu verzeichnen hat, ist nur die Ergebnisslosigkeit sämmtlicher Lösungsversuche [1]). Selbst jenes den „Gefühlston" einfacher Empfindungen betreffende Gesetz, welches den geringeren Intensitätsgrössen Lust, den höheren Unlust zuschreibt, bestätigt sich keineswegs ausnahmslos in der Erfahrung. Es gibt Empfindungen (wie etwa der Geruch faulender Fische), welche „unlustvoll betont" sind (wenn man diese Bezeichnung für den Zusammenhang von Empfindung und Gefühl überhaupt acceptirt), sobald sie nur die Schwelle der Merklichkeit überschreiten. Andererseits ist es mindestens zweifelhaft, ob etwa einfache Lichtempfindungen auch bei höchster Intensität jemals „unlustvoll betont" seien. Dann allerdings fühlen wir Unlust beim Blick in das strahlende Weiss des Sonnenlichtes, der Unlusterreger scheint aber hier viel weniger das Licht als die begleitenden Vitalempfindungen im Auge zu sein, ja man kann selbst, während das Auge schon schmerzt, noch immer an dem leuchtenden Glanze sich erfreuen. — Lässt sich somit selbst für die einfachen Empfindungen eine Gesetzmässigkeit

[1]) Siehe I. Artikel S. 94 f.

bezüglich des Gefühles nicht nachweisen, so gelingt dies um so weniger bei den abstracten und complexen Vorstellungsgebilden und bei den Urtheilen. Die einzige Regel, welche sich in der Mehrzahl der Fälle, aber keineswegs ausnahmslos bestätigt, ruht nicht auf psychologischer, sondern auf physiologischer Grundlage. Es zeigt sich nämlich, dass meist diejenigen psychischen Phänomene für ein Individuum lustvoll sind, welche mit äusseren Reizen oder äusseren Bethätigungen causal zusammenhängen, die der Selbst- oder Arterhaltung des Individuums nützen — und analog diejenigen unlustvoll, deren physiologische Parallelvorgänge schaden. — Bedenkt man, dass im Allgemeinen das Lustvolle aufgesucht, das Schmerzliche gemieden wird, so erklärt sich diese Regel nach den Gesetzen des Kampfes ums Dasein von selbst daraus, dass alle Individuen, welche ein mehr oder minder abweichendes Verhalten zeigen, unterliegen und auf den Aussterbeetat gesetzt werden. Doch hat man sich vor unbedachten Generalisationen jener Regel, welche keineswegs den Anspruch eines Gesetzes erheben darf, zu hüten. Denn einerseits g i b t e s e b e n — wenn auch nicht in der Mehrzahl — lebensuntüchtige, auf den Aussterbeetat gesetzte Individuen, welche blos durch die Gunst zufälliger Umstände erhalten werden, oder deren ganzes Leben eine allmälige Verausgabung des ererbten Kapitales von Lebensfähigkeit darstellt, und bei ihnen (wie bei dem Alkoholiker oder dem Morphinisten) zeigen sich die auffälligsten Abweichungen von jener Regel — andererseits bedarf, damit jene Regel auch nur in grossen Zügen der Wirklichkeit entspreche, der Begriff der Arterhaltung bei dem Menschen (sowie schon bei den gesellschaftlich lebenden Thieren) einer Erweiterung über den Begriff der Erhaltung eigener Leibesfrucht hinaus zur Erhaltung oder dem Gedeihen des ganzen Stammes. Beispielsweise sollte man bei roher und oberflächlicher Anwendung des Gesetzes vom Kampfe ums Dasein vermuthen, dass die Gefühlsdispositionen menschlicher Individuen von der Beschaffenheit der ersten Christen ganz gewiss auf den Aussterbeetat gesetzt werden würden; denn jene Menschen waren, vermöge ihrer Aversion gegen Angriff

und selbst Vertheidigung, aller Unbill scheinbar hülflos preisgegeben. Thatsächlich starben sie auch meist eines frühen Todes, und überdies noch, vermöge ihrer asketischen Gefühlsveranlagung, oft ohne leibliche Nachkommenschaft, welcher sie ihre Dispositionen hätten vererben können. Dennoch sehen wir ihre für Selbst- und Arterhaltung (im engeren Sinne) scheinbar so ungünstigen Gefühlsdispositionen in Wirklichkeit unter den Menschen mächtig anwachsen. Als möglich begreifen wir diesen Vorgang nur daraus, dass der Mensch zur Fortpflanzung und Uebertragung seiner Eigenart auf kommende Generationen noch andere, oft viel wirksamere Mittel besitzt, als die leibliche Zeugung[1]). Aber auch diese Fähigkeit erklärt noch nicht das Zutreffen jenes historischen Ereignisses. Diesbezüglich ist vorderhand nur die Thatsache zu constatiren, dass die christlichen Gefühlsdispositionen für das Wohl der gesammten Menschheit allerdings von Nutzen waren, und die fragliche Regel somit in diesem höheren Sinne hier ihre Bestätigung findet. Den Causalzusammenhang derartiger Vorgänge zu erkennen, ist eines der letzten Ziele unserer Untersuchung, welches wir jetzt noch nicht vorwegnehmen können.

In diesem Sinne und mit solchen Einschränkungen ist somit jene auf physiologische Verhältnisse — die Fortdauer des leiblichen Lebensprocesses — sich beziehende Regel betreffs menschlicher Gefühlsdispositionen allein zu fassen. In gleicher Weise bestimmt sie auch die Objecte menschlicher Eigenwerthe und Eigenunwerthe. Streng und ausnahmslos dagegen lassen sich jene Objecte in keinerlei bestimmte Classen einreihen. Alles, was vorstellbar ist, sogar das anerkannt Unsinnige kann in einzelnen Fällen für den Menschen Eigenwerth oder Eigenunwerth erlangen.

Dennoch ist es möglich, gewisse Gruppen realer Objecte herauszuheben, welche für die grosse Mehrheit positiver Begehrensacte einer- und negativer andererseits das letzte Ziel abgeben. Den ersten Platz beanspruchen hier die Gefühle

---

[1]) Siehe hierüber Seite 226.

der Lust und Unlust. Denn wenn es auch unrichtig ist und bestritten werden musste, dass alles menschliche Begehren auf die Erzeugung resp. Vermehrung von eigener Lust oder die Vernichtung resp. Verminderung von eigener Unlust gerichtet sei — so kann doch nicht geleugnet werden, dass solchen egoistischen Acten des Begehrens die allerweiteste Verbreitung und höchste Wirksamkeit im menschlichen Leben zukomme. Eigene Lust ist der vornehmste Eigenwerth, eigene Unlust der vornehmste Eigenunwerth. — An zweiter Stelle stehen dann andere, eigene (d. h. von dem werthenden Individuum für sich selbst begehrte) psychische Phänomene, wie z. B. Sinneseindrücke verschiedener Art, wahre Urtheile (Erkenntniss), ästhetische Eindrücke u. s. w. Im grossen Durchschnitt sind den Menschen diejenigen psychischen Phänomene, welche die normalen Lebensfunctionen der Selbst- und Arterhaltung begleiten, von Eigenwerth: Athmen, Schauen, Hören, Essen, Trinken, Bewegung, mässige Arbeit, Zeugen und Aufziehen von Nachkommen — auch unabhängig von der daraus erwarteten Lust — aber vorgestellt als psychische Erlebnisse des betreffenden Individuums. — Nach den eigenen psychischen Phänomenen bieten die fremden, d. h. die Phänomene Anderer, Werthobjecte. Und zwar werden normaler Weise diejenigen Phänomene, welche man für sich selbst begehrt und verabscheut, in gleichem Sinne, jedoch in geringerem Maass auch für Andere bewerthet. Das gegensätzliche Verhalten (bei den im engeren Sinne diabolischen Naturen) ist nur ausnahmsweise anzutreffen. Man kann die den eigenen entsprechenden fremden Eigenwerthe und -unwerthe kurz als die sympathischen (resp. antipathischen) bezeichnen. Ausser diesen gibt es jedoch auf dem Gebiete der fremden psychischen Phänomene noch eine zweite Gruppe von Eigenwerthen resp. -unwerthen, welche jene an Bedeutung oft überwiegt. Den meisten Menschen ist die Achtung der eigenen Persönlichkeit von Seiten Anderer — mag sie sich nun auf Liebe oder Furcht gründen — sowie überhaupt jede Wirkung der eigenen Persönlichkeit, welche in irgend einem Sinne als Fortsetzung derselben betrachtet werden

kann, von hohem Eigenwerth, die Missachtung oder Verachtung, sowie die Wirkungslosigkeit der eigenen Individualität von Unwerth. — Fügen wir nun noch hinzu, dass die genannten Gruppen von Eigenwerthen und -unwerthen, namentlich aber die sympathischen (resp. antipathischen) sich nicht nur auf andere Menschen, sondern auf alle psychischen oder als psychisch gedachten Wesen, also auch auf Thiere und angenommene übermenschliche Wesen beziehen können, so haben wir den Kreis dessen, was für den Menschen im Allgemeinen Eigenwerth oder Eigenunwerth erlangt, ziemlich erschöpft. Als auffällig dürfte es vielleicht erscheinen, dass nur psychische Realitäten sich hierbei angeführt finden. Die Erfahrung bestätigt jedoch diese Exclusivität des menschlichen Interesses auf das entschiedenste. Ist es auch nicht unmöglich, dass wir an einem als unpsychisch gedachten Dinge directen Antheil nehmen, so zählt dies doch zu den seltensten Ausnahmsfällen. Einer unpsychischen Welt für sich vermag der Mensch im Allgemeinen weder Werth noch Unwerth beizulegen. Dies zeigt sich wohl am eindringlichsten an einem Beispiel von actueller Bedeutung — an der Verhaltungsweise des menschlichen Gemüthes gegenüber der durch den Fortschritt der Naturwissenschaften bedingten Verschiebung unseres Weltbildes. Vergleicht man das Weltbild, wie es sich im Geiste des modernen Naturwissenschaftlers aufbaut, mit dem Weltbilde des religiösen Dogmas, so zeigt jenes ein ausserordentliches Prävaliren des Physischen, sowohl der Menge und Masse der angenommenen Existenzen nach, wie auch bezüglich der Bestimmtheit und Ueberzeugungskraft, mit der jene Existenzen vorgestellt und für wahr gehalten werden — dieses dagegen in demselben Sinne und in demselben Maasse ein Vorwiegen des Psychischen. Wir sind heute von der Existenz physischer Weltmassen wissenschaftlich überzeugt, deren Vorstellung auch nur zu bilden der kühnste religiöse Glaube keine Veranlassung fand. Dagegen ist unser Weltbild gegenüber demjenigen des religiösen Dogmas bettelarm an psychischen Existenzen. Die Existenz psychischer Wesen ausser den Menschen und Thieren wird an sich vielfach be-

zweifelt, und wer solche Wesen auch auf den andern Himmelskörpern vermuthet, und überdies etwa an eine allgemeine Beseeltheit der Materie oder — wenn er Dualist ist — an ein Hereinwirken einer psychischen Grundmacht glaubt, der bewegt sich hiebei doch meist im Gebiete blasser, unbestimmter Vorstellungen und schwanker Vermuthungen. Welcher Reichthum dagegen an psychischen Existenzen hoher und höchster Art, und welche Bestimmtheit der Vorstellung sowohl wie der Ueberzeugung im religiösen Weltbilde mit seinen Ausblicken von Ewigkeit zu Ewigkeit! — Dieser Verschiedenheit aber entspricht der Gemüthsantheil, welcher dem Weltbilde hier und dort zugewandt wird. Während dem religiös Gläubigen die „andere Welt“ oft schwerer wiegt als das gesammte irdische Leben und Treiben, vermögen die ungeheueren Stoffmassen unseres naturwissenschaftlichen Weltbildes das Interesse von der verschwindend kleinen Erde nicht abzulenken, welche uns allein bestimmte Vorstellungen und Ueberzeugungen von psychischen Existenzen vermittelt; immer ausschliesslicher concentrirt sich alles Begehren und Werthen des unter dem Einflusse der modernen Wissenschaft heranwachsenden Geschlechtes auf irdisches Geschehen — der sicherste und bedeutsamste Beweis dafür, dass, wenn auch nicht ausnahmslos, so doch zu allermeist nur Psychisches für den Menschen Eigenwerth oder Eigenunwerth zu erlangen vermag. Verallgemeinert wird diese Einschränkung noch durch die Lehre von der Subjectivität der Sinnesqualitäten. Seit uns die Materie zum unanschaulichen, nur indirect vorstellbaren Schemen geworden ist, vermögen wir noch weniger wie früher an rein materiellem Geschehen gemüthlichen Antheil zu nehmen.

Soviel also zur Charakteristik der im psychischen Leben zumeist realisirten Eigenbewerthungen positiver und negativer Art.

War es nicht thunlich, die psychologisch möglichen und thatsächlichen Eigenwerthe durch präcise Classenbegriffe zu umgrenzen, so ist es einleuchtend, dass dies um so weniger für die Wirkungswerthe versucht werden kann. Denn

alle Mannigfaltigkeit und Variabilität, welcher die Eigenwerthe unterliegen, betrifft eo ipso schon auch die Wirkungswerthe; ausserdem unterliegen diese aber noch zahlreichen anderen wesentlich modificirenden Einflüssen. Auch zwei in Bezug auf die Eigenwerthe vollkommen gleich veranlagte Individuen können doch sehr verschiedene Objecte um ihrer Wirkung willen werthschätzen, je nach der Verschiedenheit ihrer Umgebung, ihrer Technik und ihrer richtigen oder falschen Ansichten über den Causalzusammenhang der betreffenden als Wirkungswerthe zu schätzenden mit den um ihrer selbst willen bewertheten Objecten. Somit besitzt der Satz, dass alles Vorstellbare bewerthet werden kann, auf dem Gebiet der Wirkungswerthe eine noch breitere Grundlage als auf dem der Eigenwerthe, und nur die eine Einschränkung ist naturgemäss vorzunehmen, dass das als Wirkungswerth Bewerthete als wirkungsfähig gedacht werden müsse — was bei Eigenwerthen nicht nöthig ist.

Scheinen wir also bei den Werthungen um der Wirkung willen zunächst einem unüberblickbaren Chaos gegenüber zu stehen, so zeigt doch die Erfahrung, dass auch hier der grossen und überwiegenden Menge nach — aus leicht zu erkennenden Gründen — eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Individuen besteht. Dies erhellt am besten daraus, dass die meisten als Wirkungswerthe geschätzten Gegenstände Objecte des wirthschaftlichen Verkehres sind, also auch von anderen Individuen geschätzt werden. Aber auch auf einem anderen als dem ökonomischen Gebiete zeigt sich jene Uebereinstimmung in auffälliger Weise: Es ist dies das Gebiet menschlicher Existenzen und menschlicher Leistungen und Eigenschaften, welche nicht etwa wie die Person des Sklaven oder die Leistung des Arbeiters Gegenstand wirthschaftlichen Verkehres werden können. Hier müssen wir zum ersten Mal im Gange der Untersuchung näher auf das Gebiet ethischer Bewerthungen hinweisen. Es kann und soll dies geschehen, ohne irgend welchen ethischen Theorien vorzugreifen. Mag man selbst die Ethik für etwas ganz ausserhalb der hier entwickelten Werthrelationen Stehendes ansehen — mag man die ethischen

Werthe mit noch so grosser Entschiedenheit als Eigenwerthe betonen — dass sie (d. h. also die ethisch bewertheten Qualitäten der mit uns lebenden Menschen) ausserdem auch noch hohe Wirkungswerthe für die Umgebung darstellen, und dass in der Bewerthung der ethischen Qualitäten um ihrer Wirkung willen eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen verschiedenen Individuen stattfindet, muss jedenfalls zugestanden werden.

Man kann somit aus der unübersehbaren Menge möglicher und individuell verschiedener Wirkungswerthe die Gruppen wirthschaftlicher Werthe einer- und ethischer Werthe (sowie Unwerthe) andererseits als besonders bedeutsame Fälle der Uebereinstimmung hervorheben. Zugleich ist der in sich einleuchtende Satz festzuhalten, dass die Bewerthungen der Gegenstände als Wirkungswerthe und Eigenwerthe im positiven oder negativen Sinne einander weder ausschliessen noch auch bedingen.

Zieht man nun nach dieser Umschau auf den concreten Werthgebieten das specielle Thema der Bewegung oder Veränderung der Werthe näher in Betracht, so muss vor Allem auf einen Umstand hingewiesen werden, welcher nicht sowohl die Constatirung von Werthveränderungen, als vielmehr die Annahme von beharrenden Werthen zu verbieten scheint. — Es ist nach der Definition des Werthbegriffes klar, dass es überhaupt nicht Werthe im Allgemeinen, sondern nur für bestimmte Individuen geben kann, und dass, wenn man Gegenstände schlechthin als werthvoll bezeichnet, ohne beizufügen, für wen sie es seien, dies nur wegen der Kürze des Ausdruckes hauptsächlich in jenen Fällen geschehen darf, wo — wie bei vielbegehrten Gütern — ein Werth für die meisten werthenden Individuen angenommen wird. Bei schärferer Distinction jedoch ist leicht erkenntlich, dass die Werthbestimmung auch mit jenem Hinweis auf das werthende Individuum noch nicht präcise vollzogen ist, da ja das Begehren des betreffenden Individuums für seine Werthung maassgebend ist, und auch ein und dasselbe Individuum sich bezüglich seines

Begehrens keineswegs zu allen Zeiten gleich verhält. Es leuchtet ein, dass ausser der Bestimmung des Individuums noch die Bestimmung einer gewissen Zeitspanne nöthig ist, in welcher das Individuum betreffs seiner die Werthung bedingenden Attribute ganz oder nahezu constant bleibt. Solcher Zeitspannen aber liessen sich nur äusserst kurze und vielfach intermittirende angeben, sobald man den Werth lediglich auf ein actuelles Begehren beziehen würde. Hiernach wären für eine bestimmte Person zu einer bestimmten Zeit nur diejenigen Gegenstände werthvoll, welche die betreffende Person thatsächlich begehrt, also jedenfalls kein einziger Gegenstand, welchen die Person zur bestimmten Zeit nicht zur Vorstellung brächte. Unsere Werthe würden somit ebenso rasch wechseln wie unsere Vorstellungsinhalte, und es wäre kaum möglich, von dauernden Werthen überhaupt zu sprechen. Diese Ausdrucksweise widerstritte aber ebensowohl der Zweckmässigkeit wie der üblichen Begriffsfassung. Es ist klar, dass es bei der Werthung nicht auf das thatsächliche, actuelle Begehren, sondern auf die Fähigkeit oder Disposition hiezu beim werthenden Individuum ankommt. Mein künftiges Lebensglück ist mir werthvoll, auch wenn ich gegenwärtig nicht daran denke und es deshalb auch nicht begehren kann, und zwar deshalb, weil, sobald meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt und dasselbe in Frage gestellt, mein Begehren darnach zweifellos erweckt werden würde. In gleicher Weise verhält es sich auch mit Wirkungswerthen, etwa dem Besitz von Gold und Silber. Die allgemeine Definition des Werthes als Begehrungsobjectes erheischt somit eine weitere Bestimmung dahin, dass unter Begehren hier nicht ausschliesslich ein actuelles, sondern ebensowohl ein mögliches Begehren oder, was dasselbe, eine Begehrensdisposition zu verstehen ist.

Aber auch dann wird die Zeitbestimmung als Ergänzung der Beziehung auf ein bestimmtes Individuum noch nöthig sein, da die menschlichen Individuen sich in ihren Dispositionen des Begehrens zwar nicht so vielfach und rasch als in ihrem actuellen Begehren, dennoch aber oft und auffällig ändern.

Allgemein kann nach den bisherigen Ausführungen schon festgehalten werden, dass, während die Dispositionen des Begehrens letzter Zwecke, und somit die Eigenwerthe, sich parallel mit den Gefühlsdispositionen verändern, für den Wechsel der Dispositionen des Begehrens von Mitteln zu letzten Zwecken, also der Wirkungswerthe, ausser den Veränderungen der Gefühlsdispositionen noch Aenderungen des Urtheils des werthenden Individuums, sowie mannigfache äussere Verhältnisse bestimmend sind. Hieraus ergibt sich zunächst, dass Constanz im strengen Sinne des Wortes bei den Werthgrössen ebensowenig wie anderswo im Bereiche des Thatsächlichen zu finden sein wird — dann aber auch, dass die Eigenwerthe im grossen Ganzen mehr Stabilität aufweisen werden, als die von ihnen und noch von andern Bedingungen abhängigen Wirkungswerthe. Eine Betrachtung der Werthbewegung im Allgemeinen wird daher zunächst auf die Eigenwerthe zu achten haben, deren Veränderungen ja sämmtlich auch Veränderungen von Wirkungswerthen mit einschliessen. Selbst wenn wir die Dispositionen des Begehrens statt des actuellen Phänomens in Betracht ziehen, erhalten wir jedoch in gewissen Fällen eine grössere zeitliche Variation der Werthe, als der Sprachgebrauch und die Zweckmässigkeit des Ausdruckes zu rechtfertigen vermögen. So ist es z. B. klar, dass selbst für denjenigen, welchem etwa der Weingenuss einen noch so hohen Eigenwerth darstellt, dennoch unmittelbar nach der Consumtion einer gewissen Weinmenge eine Zeitspanne eintreten wird, in welcher er weder ein actuelles Begehren noch auch die Disposition zu einem solchen nach weiterer Fortsetzung des Weingenusses besitzt. Die Genussfähigkeit — d. h. also die der Bewerthung zu Grunde liegende Gefühlsdisposition — erlahmt eben für eine gewisse Zeit, freilich nur um nach Ablauf derselben in gleicher Intensität wieder zu erwachen. Eine solche Periodicität der Dispositionen des Gefühles und mithin auch des Begehrens ist in der menschlichen Natur vielfach anzutreffen. Die mit sinnlichen Eindrücken verbundenen Lustgefühle unterliegen ihr ausnahmslos, weniger die Unlustgefühle, sowie die Gefühle,

welche sich bei abstracten Vorstellungen und Ueberlegungen einstellen, z. B. die Freude an der Vergrösserung des Besitzes u. dgl. m. Als vollkommen frei von solchen periodischen Wandlungen aber dürften wohl gar keine Gefühlsdispositionen sich erweisen. Dennoch widerspricht es unserm Sprachgefühl und wäre auch sonst nicht zu empfehlen, einen gleichen periodischen Wandel der Werthungen der betreffenden Individuen anzuerkennen. Darum wollen wir von diesem in der Theorie sowie in der Praxis im Allgemeinen absehen, und von einer Veränderung der Werthung nur dann sprechen, wenn eine dauernde Veränderung der Dispositionen des Gefühles (oder bei Wirkungswerthen ausserdem des Urtheils oder der Verhältnisse) vorliegt. Dass die Grenzen zwischen periodisch und dauernd nur beiläufig zu ziehen sind, behindert wohl die logische Präcision, nicht aber die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werthbegriffes.

Somit ist die Frage nach den Veränderungen der Eigenwerthe, welche wir als die einfachere zunächst in Angriff nehmen, identisch mit der Frage nach den dauernden Veränderungen von Gefühlsdispositionen.

Als Gefühlsdispositionen bezeichnen wir die Fähigkeiten, mit bestimmten psychischen Phänomenen bestimmte Gefühle der Lust und Unlust zu verbinden. Ueber die Art jener Verbindung, betreffs welcher in der Psychologie die verschiedensten Ansichten herrschen, sollen hier keinerlei bestimmte Annahmen vorausgesetzt werden; ebensowenig darüber, ob die Gefühlsdispositionen, sowie überhaupt psychische Dispositionen, auf rein physiologischer Grundlage beruhen, oder ob sie ausserdem durch latente — natürlich unbewusste — rein psychische Gegebenheiten irgend welcher Art constituirt werden. Dies freilich wird der entschiedenste Spiritualist zugeben müssen, dass unsere Gefühlsdispositionen (ebenso wie andere psychische Dispositionen) durch physiologische Eingriffe oder Lebensprocesse wesentlich beeinflusst werden — wogegen der consequenteste Monist nicht wird leugnen können, dass uns viele

die Gefühlsdispositionen (sowie andere psychische Dispositionen) beeinflussende Bedingungen nur von ihrer psychischen Seite her bekannt sind. Ausser den rein physiologisch und rein psychologisch bekannten Einwirkungen sind natürlich auch völlig unbekannte, sowie Einwirkungen, welche sowohl von der physiologischen als von der psychologischen Seite her bekannt sind, denkbar. Die letzte Classe ist jedoch beinahe eine rein ideale, da bisher genaue Kenntniss der physiologischen und psychologischen Beeinflussung irgend einer psychischen Disposition noch nicht gewonnen wurde. Jedenfalls können wir nach dem Gesagten die Ursachen dauernder Veränderung von Gefühlsdispositionen in psychologisch bekannte und in psychologisch unbekannte eintheilen — unter der zweiten Kategorie sowohl die physiologisch bekannten, als die vollkommen unbekannten zusammenfassend.

Wir beginnen bei der Darstellung mit der zweiten Kategorie der psychologisch unbekannten Ursachen, als mit derjenigen von fundamentalerer Bedeutung, da sie auch den psychologisch vollkommen dunklen Zeugungsprocess, also das Entstehen von Gefühlsdispositionen überhaupt beim werdenden Individuum, einschliesst. Somit haben wir als erste Classe die Entstehungsursachen der sogenannten angeborenen Gefühlsdispositionen zu verzeichnen. Diese Dispositionen können, je nachdem sie denjenigen der Eltern des betreffenden Individuums gleichen oder nicht, ererbte oder nicht ererbte sein. Im ersten Fall liegt die Annahme eines physiologischen Causalzusammenhanges nahe, wenn sie sich auch noch auf keinerlei Detailkenntnisse begründen kann. Auch im zweiten Fall ist eine physiologische Erklärung denkbar; ebensogut aber für den Dualisten eine psychische mit Bezug auf unbekannte aussermenschliche Existenzen. Zu bemerken ist, dass die ererbten Gefühlsdispositionen nicht immer schon unmittelbar nach der Geburt, sondern meistens sogar erst später actuell werden können, wie etwa eine ererbte Vorliebe für Alkoholgenuss, für Musik, ein ererbter besonders starker Ge-

schlechtstrieb u. s. w. Man hat hier anzunehmen, dass nicht sowohl die Gefühlsdisposition selbst, als vielmehr die Anlage hiezu ererbt wurde, also eine Disposition zweiter Ordnung, welche bei normalem psychophysischem Wachsthum jene Gefühlsdisposition selbst hervorbringt. Dies führt zu der zweiten Classe der Ursachen des organischen Entwicklungsganges. Jede Altersstufe hat nämlich, sowie ihren physiologischen auch ihren psychologischen und speciell gefühlsdispositionellen Typus. Als auffälligstes Beispiel kann hier auf das Erwachen und Erlöschen des Geschlechtstriebes hingewiesen werden. Die Ursachen der betreffenden Veränderungen sind wahrscheinlich physiologischer Natur, aber noch vollkommen dunkel. Sie unterscheiden sich nicht scharf von den Ursachen der angeborenen Gefühlsdispositionen, da ja der Werdeprocess des Embryos im Mutterschoosse auch ein organischer Wachsthumsprocess ist, und der äusserliche Vorgang der Geburt keine wesentliche Unterscheidung bedingen kann. Wichtiger wäre es, den Zeugungsact von dem Wachsthumsprocess im Mutterschoosse scharf zu scheiden; doch auch dies ist unmöglich, da die Zeugung selbst sich als das allmälige Ineinanderwachsen des Samenthierchens und Muttereies darstellt. — Als Grenzfall zählen zu den Ursachen des organischen Entwicklungsganges auch die Todesursachen, von denen wir freilich nicht wissen, ob sie die betreffenden Gefühlsdispositionen mit dem Individuum aufheben oder etwa in irgend einer Art stabilisiren oder modificiren. Zu jenen zwei in einander übergehenden Classen müssen wir noch die dritte der vollkommen dunklen Veränderungsursachen von Gefühlsdispositionen zählen. Sie reihen sich an die Entstehungsursachen der nicht ererbten angeborenen Dispositionen und könnten mit ihnen zu einer Kategorie der spontanen Neubildungen vereinigt werden — freilich nur ein neues Wort für unsere totale Unkenntniss jener Entstehungen und Veränderungen, auf welche im Einzelnen das Werden und Wachsthum des Genies, im Grossen und Ganzen die menschliche Variationsfähigkeit und mit ihr Fortschritt und Entwicklung zurückzuführen sind.

Die psychologisch dunklen, physiologisch nur wenig aufgehellten Ursachen des Entstehens, Erblühens und Vergehens, der Verjüngung und Entwicklung menschlicher Gefühlsdispositionen bilden somit die vornehmlich wirkenden Grundmächte der Veränderung, neben welchen den psychologisch erklärbaren oder mindestens beschreibbaren Einflüssen fast nur die Rolle von Modificationen zukommt. Im Besondern lassen sich folgende Arten jener Einwirkungen aufzählen:

1. Gewohnheit. — Wenn ein von Lust- oder Unlustgefühlen begleiteter Eindruck oft wiederholt wird, so nehmen die Gefühle fast ausnahmslos an Intensität ab. Dieser psychische Sachverhalt ist im praktischen Leben schon so gut bekannt, dass der Hinweis auf Beispiele wohl nicht nöthig ist. Scheinbare Gegeninstanzen — dass man manche Eindrücke erst allmälig schätzen lernt — lassen sich wohl dadurch erklären, dass man erst allmälig die Fähigkeit erlangt, aus einem äusseren Geschehniss (etwa dem Abgespieltwerden eines Tonstückes) den lustvollen psychischen Eindruck (das Phantasiebild der musikalischen Gestalt) zu gewinnen. Auf einer Verwechslung zwischen äusserem Reiz und psychischem Inhalt dürfte es ebenso beruhen, wenn bisweilen öftere Wiederholung (etwa das oftmalige Ausgleiten bei einem anstrengenden Bergstieg) die Unlust zu steigern scheint. (Das Ausgleiten des Fusses bringt etwa zum hundertsten Mal einen ganz anderen psychischen Eindruck mit sich, als beim ersten Mal.) Fälle endlich wie derjenige der angehenden Raucher, denen die Cigarre erst Unlust, dann Lust bereitet, dürften ebenfalls nach jenem Schema, nur complicirter, zu lösen sein. Dem angehenden Raucher sind die heftigen Geschmacks- und Geruchsempfindungen unangenehm, ausserdem knüpfen sich daran Vitalempfindungen aus den Verdauungsorganen, welche ebenfalls Unlust im Gefolge haben. Bei öfterer Wiederholung nehmen die Geschmacks- und Geruchsempfindungen an Intensität ab und sind von Lustgefühlen begleitet, die unlustvollen Vitalempfindungen aus den Verdauungsorganen aber verschwinden gänzlich. Auch hier

also ändert sich bei gleichen äusseren Reizen der psychische Eindruck.

Neben jener Tendenz zur Abschwächung der Gefühlsdispositionen aber besitzt die Gewohnheit eine zweite Wirkung; sie schafft Bedürfnisse, d. h. nach oftmaliger regelmässiger Wiederholung eines Eindruckes wird sein Ausbleiben unlustvoll empfunden. Auch diese Wirkung ist in der Psychologie des praktischen Lebens so bekannt, dass Beispiele überflüssig erscheinen. Festzuhalten ist, dass selbst anfänglich unlustvolle Einwirkungen oder Bethätigungen — wie etwa die durch Noth erzwungene tägliche Berufsarbeit — allmälig zum Bedürfniss werden können.

Gewohnheit stumpft die Gefühle ab und schafft Bedürfnisse. In diesen Satz lassen sich somit ihre Wirkungen zusammenfassen.

2. Entwöhnung. — Längeres Unbefriedigtbleiben eines Bedürfnisses verstärkt zunächst die Gefühlsfähigkeit der betreffenden Art. Nach Ueberschreitung einer gewissen Elasticitätsgrenze jedoch nimmt die Fähigkeit ab, um häufig — wenn mit der constanten Nichtbefriedigung nicht etwa (wie beim Nahrungsbedürfniss) die physische Auflösung des Individuums verbunden ist — endlich ganz abzusterben. So kann etwa durch constante Enthaltsamkeit die Lustfähigkeit an gewissen Sinnesreizen, selbst an bestimmten Bethätigungen des Intellectes, ertödtet werden.

3. Association. — Wenn zwei Vorstellungen, von denen die eine mit einem Gefühl verbunden ist, wiederholt zusammen auftauchen, so nimmt die ursprünglich indifferente Vorstellung allmälig den Gefühlston an, d. h. sie ist nun auch, wenn sie allein auftaucht, mit jenem Gefühl verbunden. — Ein bekanntes Beispiel für Gefühlsassociation ist das Liebgewinnen etwa von Räumlichkeiten und Gegenden, in denen man Erfreuliches erlebt hat. Allerdings wird häufig eine unbemerkte Association von Vorstellungen als Gefühlsassociation gedeutet werden. Man glaubt etwa von dem Anblick eines trautgewordenen Hauses an sich Lust zu empfangen, und empfängt

sie thatsächlich doch nur von den Erinnerungen, welche sich associativ an den Anblick knüpfen. Oft mag auch durch Gewohnheit, und nicht durch Association ein Bedürfniss gebildet worden sein. Den Ort, an dem man viel Erfreuliches erlebt hat, hat man auch oft aufgesucht, und schon deswegen verlangt man, ihn wiederzusehen, und empfängt Befriedigung von der Erfüllung dieses Verlangens. Scheidet man das Gefühl von den zu allermeist gefühlserregenden Vorstellungen, nämlich den Vitalempfindungen, so ist es sogar zweifelhaft, ob überhaupt eine reine, nicht durch Empfindungen vermittelte Gefühlsassociation nachgewiesen werden kann. Der Vorgang scheint sich vielmehr stets in der Weise abzuspielen, dass an die associirende Vorstellung sich zunächst Vitalempfindungen, und an diese erst Gefühle anschliessen. Da es indessen nicht ausgeschlossen ist, dass alle gefühlsmässige „Betonung" von Vorstellungen, auch bei den höheren Sinnesempfindungen und abstracten Vorstellungen, durch Vermittlung von Vitalempfindungen erfolge, so kann man immerhin die Gefühlsassociation — mit dem Vorbehalt, dass sie eine vermittelte sei — als eine Art der Veränderung von Gefühlsdispositionen festhalten.

4. Die Gefühlsübertragung von der Wirkung auf die dafürgehaltene Ursache. — Aus dem täglichen Leben erfahren wir an vielen Beispielen, dass, wenn uns ein erfreuliches oder ein widriges Ereigniss begegnet, dessen Ursache wir erkennen oder zu kennen glauben, oder uns auch nur mit Lebhaftigkeit anschaulich machen, ohne sie explicite zu beurtheilen, uns alsbald diese wirkliche oder vermeintliche Ursache auch an sich erfreulich oder missliebig wird. Besonders deutlich und intensiv ist dieser Vorgang dort, wo die Ursache als ein wollendes Wesen gedacht oder vorgestellt wird. — Aeusserlich liesse sich der Process unter die Gefühlsassociation subsumiren, doch weist die Vehemenz der Gefühlsübertragung, sowie der Umstand, dass diese nicht oder doch nur in ungleich geringerem Maasse umgekehrt von der Ursache auf die Wirkung statthat, auf eine selbständige, von der Association zu unterscheidende psychische Tendenz hin, welche, so lange sie nicht aus noch

allgemeineren Principien erklärt wird, als solche anerkannt werden muss.

5. Einbildung. — Es ist eine längst bekannte, in jüngster Zeit durch die Psychologie der Suggestion in besonderer Exactheit festgestellte Thatsache, dass die Ueberzeugung, man besitze gewisse psychische Fähigkeiten — speciell auch Gefühlsdispositionen — oder man besitze sie nicht, diese Fähigkeiten thatsächlich zu wecken, resp. zu paralysiren vermag.

6. Begehren. — Ein heftiges Begehren nach einer bestimmten Gefühlsweise vermag bei bildsamen Charakteren jene Gefühlsweise thatsächlich hervorzubringen. — Hierauf beruht etwa die erziehliche Wirkung von Heldensagen auf die Jugend, die Praxis der Kirche, dem Sünder die willentliche Erweckung der Reue anzubefehlen u. a. m.

Hiemit dürften die psychologisch beschreibbaren Arten der dauernden Veränderung von Gefühlsdispositionen — und somit auch der Schaffung, Modification und Aufhebung von Eigenwerthen und Eigenunwerthen — erschöpfend aufgezählt sein. Doch ist darum unsere Aufgabe noch keineswegs gelöst. Denn jene bewegenden Factoren — die psychologisch beschreibbaren sowohl wie die nicht beschreibbaren — vereinigen sich im Leben des Einzelnen sowie im socialen Verkehr zu mannigfachen Combinationen, deren Grundtypen es nun darzustellen gilt.

Von höchster Bedeutung für das gesellschaftliche Leben und die Entwicklungsfähigkeit des Menschengeschlechtes im Allgemeinen sind die Einwirkungen von Mensch auf Mensch, speciell auch auf dem Gebiete der Gefühlsdispositionen. Für diese Einwirkungen lassen sich drei Typen aufstellen: der Zwang, die Einwirkung durch das Beispiel und die Suggestion.

1. Der Zwang ist die durch physische Gewalt oder durch die Schaffung psychischer Motive (Drohung oder auch Versprechen von Belohnung) erfolgende Aufnöthigung gewisser äusserer Bethätigungsweisen, mit denen bestimmte psychische Zustände verbunden sind. Regelmässiger Zwang wirkt auf die

Gefühlsdispositionen hauptsächlich vermöge des Einflusses der Gewöhnung und Entwöhnung. So wird etwa dem Kinde das Unbehagen an regelmässiger Thätigkeit durch den Zwang abgestumpft und endlich ganz benommen, bis diese ihm zum Bedürfniss geworden, also angewöhnt wurde. In ähnlicher Weise können andere Gefühlsdispositionen — etwa Grausamkeit, Neigung zu Alkoholismus — durch constante Nichtbefriedigung lahmgelegt werden. Doch kommt es hier darauf an, dass man jenes Elasticitätsmaximum überwindet, welches bei verschiedenen Naturen sehr verschieden hoch gelegen ist. Ehe man es überwunden, ist die Wirkung einer erzwungenen Nichtbethätigung die gegensätzliche, d. h. das Bedürfniss wird nur vermehrt.

Versuche, mittelst Zwanges nach dem Gesetz der Gefühlsübertragung zu wirken, sind meist nur bei tiefstehenden Intellecten von Erfolg begleitet. Es überträgt sich da beispielsweise die Unlust an der Strafe auf ihre Ursache, die gestrafte That. Bei etwas ausgebildeteren Intellecten jedoch und wo nicht grosse Liebe und Hingebung für den Strafenden vorhanden, überträgt sich der Unwille statt auf die gestrafte That vielmehr auf den andern Theil der Ursache — den Strafenden selbst, welcher statt der That nun um der Strafe willen verhasst wird.

Auch Belohnungen (welche nach unserer Definition als Specialfälle des Zwanges[1]) anzusehen sind) wirken in derselben Weise durch Gewöhnung und Entwöhnung, aber nur unvollkommen durch Gefühlsübertragung.

Der Zwang ist die auffälligste, wenn auch nicht die erfolgreichste Einwirkung von Mensch auf Mensch, diejenige, welche auf primären Culturstufen und bei niedriger geistiger Ausbildung allein verstanden und mit Zweckbewusstsein ausgeübt wird.

---

[1]) Unter Zwang ist hier natürlich überall der relative, nicht der absolute Zwang zu denken, welch letzterer weder durch Verheissung von Strafe noch Belohnung, überhaupt nicht psychisch, sondern nur durch physische Vergewaltigung zu erzielen ist.

2. Die Einwirkung durch das Beispiel gründet sich vornehmlich auf den allen Menschen, besonders aber den jugendlichen Charakteren innewohnenden Nachahmungstrieb, welcher speciell bei Gefühlsdispositionen in einer grossen Associationsfähigkeit der gefühlsmässig am stärksten betonten Empfindungen (Vitalempfindungen) an fremde Ausdrucksbewegungen aller Art beruht. Der Vorgang hiebei ist der, dass die Ausdrucksbewegung eines Andern, etwa die Geste des Ekels bei irgend einem Anblick, auch mir Ekelempfindungen hervorruft, welche sich an jenen Anblick so fest associiren, dass sie nun beim jeweiligen Wiederkehren des Anblicks selbst mit den sie begleitenden Unlustgefühlen auftreten und den Anblick zu einem Eigenunwerth für mich qualificiren. Solche Associationen stellen sich begreiflicher Weise um so zahlreicher und intensiver ein, erstlich je mehr die fremden Ausdrucksbewegungen den eigenen verwandt sind, und zweitens je lebhafter und dauernder das anschauliche Bild der einwirkenden Persönlichkeit sich in der Phantasie festsetzt. Darum ist Stammesverwandtschaft und eine sympathische Stimmung der gesammten physiologischen Persönlichkeit eine Hauptbedingung jener Wirkungen, welche durch Liebe sowohl wie durch Furcht bedeutend gesteigert werden, da Liebe zu einer Persönlichkeit sowie Furcht vor derselben die Phantasie veranlassen, ihr Bild sich häufig und dauernd zu erneuen. Die Liebe jedoch ist in dieser Beziehung noch wirksamer, da sie mehr noch als die Furcht ausser den genannten Associationen das Begehren nach gleicher Beschaffenheit erweckt und somit vermöge zweierlei psychologischer Tendenzen zugleich wirkt.

Die Einwirkung durch das Beispiel stellt sich mithin dar als eine scheinbare, durch meist unbemerkte Empfindungen vermittelte Gefühlsassociation, verstärkt durch die Wirkung des Begehrens. Auch die Gefühlsübertragung von der Wirkung auf die angenommene Ursache ist mittelbar von Einfluss, da durch sie zu allermeist Liebe und Furcht, wo sie auf Persönlichkeiten sich richten, ausgebildet werden.

Endlich muss noch bemerkt werden, dass die Einwirkung

durch das Beispiel sich auf Eigenschaften beziehen kann, deren directe Bethätigungen bei dem Einwirkenden von dem Beeinflussten gar nicht wahrgenommen werden; dann nämlich, wenn jene Eigenschaften mit anderen, direct bethätigten und übertragenen, in psychologischem oder physiologischem Zusammenhang stehen. So kann etwa durch eine bestimmte Sprechweise, durch den Tonfall der Stimme, durch unwillkürliche Ausdrucksbewegungen betreffs scheinbar gleichgiltiger Gegenstände, bei beeinflussungsfähigen Individuen eine Wirkung eingeleitet werden, welche in ihrer psychologischen und physiologischen Folgerichtigkeit sich später auch auf ganz andere, scheinbar abliegende, in Wirklichkeit aber vermöge noch unerschlossener Causalketten zusammenhängende Gebiete speciell auch der Gefühlsdispositionen erstreckt. Auf solchen indirecten Einflüssen beruht zum grössten Theil das Adelnde im Verkehr mit edlen Naturen, das Verderbliche im Zusammensein mit niedrigen Menschen. Eine richtige Ahnung jener Einflüsse lässt die besorgte Mutter schon die Berührung ihres Kindes durch verruchte Hände als eine drohende Gefahr empfinden; eine gerechte Würdigung jener geheimen Mittheilung der eigenen Individualität ist es auch, welche die künstlerische Beeinflussung der Menge, namentlich von der Schaubühne herab, zu einem so vielumworbenen Object des Kampfes und Wettbewerbes gemacht hat. Bei den Wirkungen der Kunst (welche solchermaassen unter den — erweiterten — Begriff der Einwirkung durch das Beispiel subsumirt werden können) sind es nur Phantasiebilder der beeinflussenden Persönlichkeit, deren Uebertragung die weitestgehenden Wirkungen und Assimilirungen der Natur des Empfängers an diejenige des Künstlers zur Folge haben können. In diesem Sinne allein — als Ausdruck einer bestimmten Individualität — besitzt jedes Kunstwerk, auch das scheinbar beziehungslose, eine Tendenz, welche um so intensiver wirkt, je lebhafter die Aneignung des vermittelten Phantasiebildes durch den Empfänger erfolgt — wohingegen die Wirkungen der „Tendenz“ im engeren Sinn, einer durch Reflexion in das Kunstwerk (wenn es diesen Namen dann noch

verdient) hineingetragenen Maxime, gleich Null zu veranschlagen ist. (Trotzdem gibt es viele Praktiker auf dem Gebiete der Kunst, welche sich selbst und das Publicum über die wahren Wirkungen einer unflätigen Phantasie durch eine dem Werk aufgepappte tadellose moralische Etiquette hinwegzutäuschen verstehen.)

3. Die Suggestion ist eine in neuester Zeit vielfach discutirte Art der Einwirkung von Mensch auf Mensch, deren Bezeichnung, wie alle Schlagwörter der Mode, auch mannigfachem Missbrauch ausgesetzt ist. Was man gegenwärtig vielfach mit dem ungewohnten Terminus Suggestion als vollkommen neue psychische Thatbestände ausruft, ist oft nichts Anderes als die längst gekannte und anerkannte Einwirkung durch das Beispiel; mitunter geschieht es selbst, dass die gewöhnlichsten psychischen Alltagsphänomene zu jenem Modebegriff in gekünstelte Beziehung gebracht werden, und etwa ein einfacher innerer Willensact unter dem vornehm und gelehrt klingenden Titel der „Autosuggestion" als ein scheinbar völlig Neues uns entgegentritt. Man thäte indessen Unrecht daran, sich durch derartigen Unfug die gerechte Würdigung der hochbedeutsamen Aufschlüsse verkümmern zu lassen, welche die systematische Beobachtung der eigentlichen Phänomene der Suggestion (im engeren Sinne des Wortes) auf weit verbreiteten Gebieten der Beeinflussung des Menschen durch den Menschen eröffnet hat.

Unter Suggestion im engeren Sinne hat man, wenn man das Wichtigste und Wesentliche der fraglichen Gruppe von Phänomenen hervorheben will, diejenige Einwirkung eines Menschen auf einen andern zu verstehen, bei welcher jenem von dem Suggerirenden zunächst die Ueberzeugung beigebracht wird, er besitze ein psychisches oder physisches Phänomen oder eine betreffende Fähigkeit — oder er besitze sie nicht — und bei welcher das bezügliche Phänomen oder die Fähigkeit nun in Folge der zunächst beigebrachten Ueberzeugung auch thatsächlich sich einstellt — resp. ausfällt oder paralysirt wird. Es ist nicht richtig, dass die Thatsache der Suggestion, auch in diesem engeren Sinne, erst in neuerer

Zeit entdeckt und geübt wurde — wohl aber wurde ihr erst in den letzten Jahren eine wissenschaftlich methodische Arbeit zugewandt und damit die Grundlage einer gerechten theoretischen wie praktischen Werthschätzung jener früher kaum beachteten menschlichen Functionen geschaffen. Bekanntlich ward die betreffende wissenschaftliche Bewegung durch die experimentelle Untersuchung der so auffälligen und darum vielbesprochenen hypnotischen Zustände eingeleitet — ein Weg, der sich wissenschaftlich fruchtbar erwies, da die Fähigkeit zu suggestiver Beeinflussung sich beim Menschen nirgends in so hoher Steigerung vorfindet wie im hypnotischen Schlaf, und bekanntlich die intensivsten Erscheinungen einer Kategorie meist die günstigsten Versuchs- und Beobachtungsobjecte darbieten. Indessen ist es heute sattsam bekannt, dass die Suggestibilität keineswegs ein ausschliessliches Merkmal des hypnotischen Schlafzustandes ist, sondern sich in grösserem oder geringerem Maasse wohl stets und bei allen Menschen auch im normalen Wachen vorfindet, so dass die Hypnose nur als eine einseitige Steigerung gewisser normaler Dispositionen und Paralysirung anderer — nicht als ein völlig eigenartiger, wunderbarer Zustand erscheint.

Die normale sowie die hypnotische Suggestibilität erstrecken sich auf fast alle Kategorien psychischer Phänomene, ja selbst auf physische Vorgänge, und umfassen auch das hier näher zu beachtende Gebiet der Gefühlsdispositionen. Allerdings sind da die auffälligsten Beeinflussungen — wie etwa die Anästhesie bestimmter Körpertheile im hypnotischen Schlaf, welche selbst tiefe chirurgische Eingriffe, wie in der Narkose, ermöglicht — temporärer Natur; doch wurden durch systematische hypnotische Behandlung auch schon relativ dauernde gefühlsdispositionelle Veränderungen, wie etwa Heilung vom Alkoholismus auf Grund einer suggerirten Abneigung gegen den Geschmack der betreffenden Getränke, erzielt. Noch höher in Bezug auf Dauer und Beständigkeit — wenn auch schwächer in Bezug auf Intensität — dürfen wohl mancherlei constante Einwirkungen im normalen Zustande veranschlagt werden, wie etwa die in

dem Sonderbewusstsein geschlossener Stände begründete Ueberzeugung des Einzelnen, dass er die von seinem Stande hochgehaltenen Charaktereigenschaften thatsächlich besitze — welche Ueberzeugung, gestützt durch die stillschweigende, als selbstverständlich geltende Voraussetzung der Standesgenossen, die betreffenden Charaktereigenschaften endlich hervorbringt. Aehnlich wirkt das Zutrauen, welches der weise Erzieher in die ethische Beschaffenheit seines Zöglings setzt, wodurch dieser zunächst ethisches Selbstbewusstsein, d. h. Glauben an seine eigene ethische Veranlagung, und dann weiter diese selbst sich erwirbt — u. a. m. Die psychologische Praxis ist in dieser Beziehung viel älter und feiner ausgebildet, als heute noch die Theorie; so begegnet man mitunter dem raffinirten Verfahren, dass bei eigenwilligen und oppositionslustigen Charakteren die betreffende thatsächlich noch nicht vorhandene Disposition scheinbar bekämpft oder gar hinweggeleugnet und gerade dadurch am sichersten suggerirt wird. (Das Verfahren etwa eines Jago dem Othello gegenüber zeigt manchen hiehergehörigen Zug.)

Die suggestive Beeinflussung, welche sich in solcher Weise nach dem Gesetze der Wirksamkeit der Einbildung vollzieht, beruht immer darauf, dass dem zu Suggerirenden eine zunächst irrige Ueberzeugung auf logisch illegitime Art beigebracht wird. Darum wird die Suggestion bei Allen, welche den Vorgang durchblicken, unmöglich; andererseits trägt sie überall dort, wo sie gelingt, den Typus einer Vergewaltigung, der stolze und selbstbewusste Charaktere (es sei denn etwa zu therapeutischen Zwecken bestimmter Art) sich widersetzen. Stets obwaltet deshalb zwischen dem Suggerirenden und dem Suggerirten — besonders wenn jener mit Absicht und Ueberlegung verfährt — das Verhältniss der Ueber- und Unterordnung, welches sich zur Despotie und Knechtschaft steigern kann. Aus diesem Grunde ist es erklärlich und auch berechtigt, dass der Terminus der Suggestion über seine engste Bedeutung der Einwirkung durch hervorgerufene Einbildung erweitert und auch überall dort angewendet wird, wo eine directe, vom Zwange sich unter-

scheidende, dennoch aber an Vergewaltigung gemahnende Beeinflussung eines Menschen durch einen andern vorliegt; so namentlich bei der Einwirkung durch Befehl.

Diese ist allerdings mit der Einwirkung durch Zwang insofern verwandt, als hinter dem Befehle gewöhnlich eine Drohung lauert; sie erfolgt indessen rascher und directer als diejenige durch Zwang, indem sie nicht der Gewöhnung oder Entwöhnung bedarf, sondern sich auf Grund vermittelter Gefühlsassociation abspielt. Durch den Befehl wird die Vorstellung des hervorzurufenden psychischen Phänomens so lebhaft erweckt, dass dieses selbst sich einstellt, und bei fortgesetzter Ausübung auch eine bezügliche dauernde Disposition erzeugt werden kann. Bekanntlich ist auch die Suggestibilität für Befehle, wie die für Einbildungen, im hypnotischen Schlafe am grössten, und im normalen Leben am ausgebildetsten in verwandten Zuständen. Auch hier hat die psychologische Praxis schon lange vor Ausbildung der Theorie eingesetzt. Dies zeigen am deutlichsten diejenigen Institutionen, welche sich vornehmlich auf die „Tugend des Gehorsams“ — d. h. die Suggestibilität für Befehle — stützen: die mönchische und militärische Zucht. Dem Suggestionspsychologen ist es klar, dass beispielsweise dort durch das monotone Absingen von stereotypen Gebetsformeln, hier durch das Stillestehen in gespannter Haltung mit erzwungener Fixirung des Blickes, der Hypnose verwandte Zustände hervorgerufen werden, deren vornehmliche Eignung zur wirkungsvollsten Beeinflussung des ganzen Menschen von den Begründern und Zuchtmeistern jener Institute frühzeitig praktisch erkannt und auf Grund Jahrhunderte alter Traditionen fortgepflanzt und zu immer feinerer Technik ausgebildet wurde.

Da die Suggestion durch Befehl ähnlich wie die Einwirkung durch das Beispiel auf Association beruht, so wirkt sie wie jene um so bestimmter und intensiver, je engere psychische und physiologische Verwandtschaft den Suggerirten mit dem Suggerirenden verbindet, und in je bedeutsamerer Stellung das Bild der Persönlichkeit jenes letzteren die Phantasie des zu

Beeinflussenden beherrscht. Furcht und Liebe fördern somit die Suggestibilität für Befehle, so wie sie die Empfänglichkeit für die Wirkungen des Beispieles steigern.

Hieraus ergibt sich die enge Verwandtschaft jener beiden Arten psychischer Beeinflussung, welche die Tendenz zu einer fortwährenden Erweiterung des Begriffes der Suggestion (mit seinem auffälligen und hantlichen Terminus) erklärt. Will man dennoch jener Tendenz zur Vermengung der beiden Begriffe eine Schranke ziehen, so hat man unter Suggestion im engeren Sinne die Einwirkung durch hervorgerufene Einbildung festzuhalten, als Suggestion im weiteren Sinne aber nur diejenigen directen Beeinflussungen zu verstehen, bei welcher der Beeinflussende mit Absicht durch Befehl oder ähnliche Mittel Phänomene oder Dispositionen, welche er selbst mindestens gegenwärtig gar nicht zu besitzen braucht, in Anderen hervorruft. (So wird es etwa von Napoleon I. erzählt, dass er selbst bei vollkommener innerer Ruhe die Flamme einer todesmuthigen Begeisterung in seinem Heere zu entfachen vermochte.) Als Wirkungen des Beispieles hat man dagegen alle diejenigen Beeinflussungen von der Suggestion zu trennen, bei welchen der Beeinflussende entweder vollkommen absichtslos verfährt, oder mit seinen beeinflussenden Aeusserungen doch vornehmlich ein anderes Ziel und erst in zweiter Linie die Beeinflussung selbst anstrebt, und in Folge dessen nur solche Phänomene oder Dispositionen in Anderen hervorruft, welche er selbst gegenwärtig besitzt.

Soviel über die Haupttypen der dauernden Veränderung von Gefühlsdispositionen und somit auch von Eigenwerthen und Eigenunwerthen durch Wirkung von Mensch auf Mensch. — Hält man diese Typen — Zwang, Wirkung durch Beispiel, Suggestion — zusammen und vergegenwärtigt sich die fördernden Bedingungen, wie sie hier in Umrissen dargelegt wurden, so wird sich unschwer das Bild jener Grossen in der Menschheitsgeschichte zusammenfügen, deren Individualitäten als Nationalhelden, Herrscher und Kriegführer, als Künstler, als Religionsstifter die Entwicklung kommender Generationen voraus-

bestimmten. Hiemit sind zugleich die Wege aufgedeckt, auf denen der Mensch ohne physische Fortpflanzung seine Eigenart — und im Besondern seine individuelle Werthung — auf andere zu übertragen vermag. Man kann diesbezüglich geradezu von einer psychischen Fortpflanzungsfähigkeit des Menschen sprechen und in ihr den Grund erkennen, der es ermöglicht, dass Werthungen, welche für die Existenz des Individuums und seiner Nachkommen verhängnissvoll werden, dennoch häufig genug im Kampfe ums Dasein mit anderen Werthungen den Sieg behalten [1]).

Eine zweite — im socialen wie im individuellen Leben des Menschen höchst bedeutsame — Gruppe von Typen der Werthbewegung ergibt sich aus den mannigfachen Beziehungen, welche zwischen Eigen- und Wirkungswerthen und -unwerthen bestehen können.

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass die Eigenschaft eines Objectes als Eigenwerth oder -unwerth seine Eigenschaft als Wirkungswerth oder -unwerth nicht tangirt; ja es sind Fälle sogar sehr häufig nachweisbar, in denen ein Object zugleich Eigenwerth oder Eigenunwerth, und in anderen Beziehungen Wirkungswerth und Wirkungsunwerth ist. Dies gibt zu mannigfachen Bewegungen Anlass. Ausserdem kann die Werthung eines Objectes (d. h. die Gefühlsdisposition, vermöge welcher das betreffende Object für das Individuum einen Eigenwerth darstellt) selbst wieder Werthobject werden, und hier sind alle denkbaren Combinationen möglich. (So kann etwa dem Alkoholisten, welchem der Weingenuss Eigenwerth repräsentirt, doch seine Werthung des Weingenusses selbst verhasst sein, d. h. Eigenunwerth darstellen, u. s. w.) Hieraus ergeben sich neue Complicationen der Werthbewegung.

Um nun über diese mannigfachen und vielverzweigten Wirkungen einen Ueberblick zu gewinnen, ist es von Vortheil, eine auf das Gebiet der bezweckten Handlungen und ihre Folgen

[1]) Siehe Seite 202 f.

sich beziehende Begriffsbildung zu vollziehen: Die Folgen oder Wirkungen einer Handlung, welche ihren Zweck erreicht, zerfallen naturgemäss in drei Gruppen, nämlich — nach der Zeit ihres Eintretens aufgezählt — in jene Wirkungen, welche selbst den gewünschten Zweck erst verursachen (die Mittel zum Zweck), in jene Wirkungen, welche selbst Zweck sind, und in jene Wirkungen, welche durch das Eintreten des Zweckes und der Mittel weiter verursacht werden. Wir nennen diese Gruppen die Gruppe der Mittel, die des Zweckes, und die der Folgewirkungen. Nur die ersten beiden Gruppen müssen von dem Handelnden vorgestellt werden, die dritte Gruppe wird oft theilweise, niemals ganz vorgestellt. Die erste Gruppe kann wegfallen, wenn die Bewegung eines Körpergliedes oder eine psychische Anstrengung selbst Zweck sind. — Vergleicht man nun die Gesammtwirkungen von Handlungen mit gleichen oder ähnlichen Zwecken, so zeigt sich mitunter durchgängige Verschiedenheit in Bezug auf die Gruppen der Mittel und der Folgewirkungen, oft aber auch theilweise Verwandtschaft in Bezug auf eine von ihnen oder auf beide. So z. B. zeigt sich durchgängige Verschiedenheit beider genannter Gruppen bei Aehnlichkeit der Zwecke, wenn von zwei Menschen, welche beide ihren Hunger zu stillen beabsichtigen, der eine etwa auf Jagd auszieht und sich in einem Wild gesunde Nahrung erbeutet, der andere dagegen nach Früchten sucht und zufällig auf Giftpflanzen geräth, durch die er zwar seinen Hunger stillt, sich aber hiebei den Tod holt. Aehnlich sind hier nur die Gruppen des Zweckes — die Stillung des Hungers nämlich hier wie dort —, verschieden dagegen die Gruppen der Mittel — die Jagd einer-, das Suchen nach Früchten andererseits — und die Gruppen der Folgewirkungen, welche in ihrer weiten Verzweigung vollkommen gar nicht zu übersehen sind, jedenfalls aber auch in den die Handelnden selbst betreffenden Theilen — Förderung der Gesundheit durch nahrhafte Kost, und Tod durch Vergiftung — die grössten Gegensätze zeigen, sowie sie im Uebrigen aller Wahrscheinlichkeit nach vollkommen auseinandergehen. — Es ist jedoch klar, dass solche Fälle

durchgängiger Verschiedenheit der ersten und dritten Gruppen bei Gleichheit oder Aehnlichkeit der zweiten nicht eben zur Regel zählen. Vielmehr bringt es die Aehnlichkeit in der Veranlagung der Menschen sowohl, wie auch — mindestens districtweise — in der Beschaffenheit ihrer Umgebung mit sich, dass die Aehnlichkeit der Zweckgruppen häufig auch Aehnlichkeit der Mittel und mindestens theilweise Aehnlichkeit der Folgewirkungen bedingt. So werden die Angehörigen eines Jägervolkes die Stillung ihres Hungers im Allgemeinen durch ähnliche Mittel erreichen, und auch die Folgewirkungen ihrer diesbezüglichen Handlungen werden zumeist, insoweit sie ihre eigene Person betreffen, ähnliche sein. — Wenn man nun bei solchem Sachverhalt die Gesammtwirkungen von vielen auf ähnliche Zwecke gerichteten Handlungen Mehrerer, oder ein und desselben Individuums vergleicht, und das Gemeinsame heraushebt, so erhält man eine Kette von Geschehnissen, von denen jedes vorausgehende einen Theil der Ursache des nächstfolgenden enthält, und in welcher sich alle drei Gruppen, der Mittel, des Zweckes und der Folgewirkungen unterscheiden lassen. Diese für ein bestimmtes Gebiet von Wirkungen bezweckter Handlungen typische Kette stellt nun unseren neu zu bildenden Begriff dar. Wir nennen sie „Zielfolge“ [1]).

Der Begriff der Zielfolge ermöglicht die Charakterisirung der wichtigsten und tiefstgreifenden Werthveränderungen, welche wir neben den — betrachteten — Einwirkungen von Mensch auf Mensch kennen: der Werthbewegung in der Zielfolge, u. z. sowohl nach abwärts (in der Richtung vom Zweck zu den Mitteln), wie auch nach aufwärts (in der

---

[1]) Der Ausdruck könnte insofern Anlass zu Missdeutungen geben, als das Wort „Ziel“ zu der Annahme drängt, es werden alle die betreffenden Wirkungen vom Handelnden vorausgesehen oder gar beabsichtigt. In Ermangelung eines andern passenden Terminus musste gleichwohl dieser gewählt werden, nachdem schon die betreffende Bemerkung Seite 227 einer irrigen Auffassung vorbeugt.

Richtung vom Zweck zu den Folgewirkungen), nach seitwärts und nach innen (in später näher zu charakterisirendem Sinne). Jeder Eigenwerth oder -unwerth setzt einen Zweck voraus; darum bedingen die mehrfachen Werthbewegungen in der Zielfolge auch mehrfache Bewegungen der Zwecke, aus welchen jene erst verstanden werden können.

Die Werthbewegung in der Zielfolge nach abwärts ist der dem praktischen Psychologen wohlbekannte Vorgang, dass dasjenige, was anfangs als Mittel zum Zweck aufgesucht wurde, später selbst zum Zwecke wird. Beispiele bietet das praktische Leben in solcher Menge, dass der Hinweis auf einzelne Fälle hier wohl unterbleiben darf. Psychologisch erweist sich der Process als ein Zusammenwirken einerseits der Gefühlsübertragung von der Wirkung (dem gewünschten Zwecke) auf die dafürgehaltene Ursache (die Mittel) und andererseits der Gewohnheit, welche schon vermöge des Bestehens einer Zielfolge sich geltend macht. Indem nun ein Mittel zum Zweck wird, wird es auch zum Eigenwerth; und die Werthbewegung nach abwärts in der Zielfolge hat sich vollzogen. — Der Vergleich dieses Vorganges mit einer „Bewegung" ist selbstverständlich nicht so zu verstehen, als wenn der Werth, indem er nach einer betimmten Stelle der Zielfolge hinstrebt, hiebei wie etwa ein begrenzter, fester Körper die Ausgangsstelle verlassen müsste, so dass das ursprünglich bezweckte Object nun seines Werthes verlustig gehen würde. Will man das Bild festhalten, so mag man statt an einen festen Körper etwa an eine Flamme denken, welche, wenn sie auf benachbarte Körper übergreift, an ihrer Ausgangsstelle darum nicht zu erlöschen braucht. Allerdings aber kann jener Fall bei der Werthbewegung eintreten. So etwa könnte Jemand zum Zwecke einer alljährlichen Erholungsreise durch lange Zeit hindurch ein ausgebildetes Sparsystem in seiner Lebensführung geübt haben, welches ihm allmälig Eigenwerth erlangt, und diesen behält, wenn auch bei zunehmendem Alter das Reisen für ihn den Werth verloren hat. Hier wäre also die Werth-

bewegung — mindestens ihrem Ergebniss nach — mit der Ortsverschiebung eines Körpers zu vergleichen. In diesem Falle verliert der neugebildete Eigenwerth auch seine ursprüngliche Eigenschaft als Wirkungswerth, während er sie sonst in der Regel behält. Doch sind auch andere Veränderungen denkbar, welche dem neugebildeten Eigenwerth jene Eigenschaft als Wirkungswerth benehmen. Die Veranlassung hiefür kann in einer Veränderung der Urtheile des werthenden Individuums, sowie in einer Veränderung der äusseren Verhältnisse eintreten. So z. B. kann Jemand eine aus Gesundheitsrücksichten geübte Thätigkeit allmälig an sich liebgewinnen und auch lieb behalten, wenn er selbst zur Einsicht gebracht worden sein sollte, dass jene Thätigkeit die Gesundheit thatsächlich nicht fördert, und seine diesbezügliche Annahme ein Irrthum gewesen ist. Oder es kann Jemand eine Thätigkeit, welche er anfänglich nur um willen des Broterwerbes betrieb, später um ihrer selbst willen ausführen, auch wenn sie ihm wegen etwaiger Verschiebung der wirthschaftlichen oder seiner persönlichen Verhältnisse (wie bei Beamten nach der Versetzung in den Ruhestand) keinen Gewinn mehr einbringt.

Wir nennen die bei der Werthbewegung nach abwärts sich neu bildenden Eigenwerthe kurz abgeleitete Werthe, weil sie sich aus der Eigenschaft des betreffenden Objectes als eines Wirkungswerthes ableiten.

Die Bildung der abgeleiteten Werthe erfolgt, wie einleuchtend, nur allmälig. Im Anfange wird das betreffende Object in relativ nur geringem Maasse neben seiner Schätzung als Wirkungswerth auch eine solche als Eigenwerth erfahren. Diese letztere — die „Eigenwerthung“ des Objectes — kann, allmälig anwachsend, endlich die „Wirkungswerthung“ an Höhe erreichen, niemals aber — ausser wenn andere Einflüsse mit eingreifen — sie überschreiten. Der Process der Ableitung endlich kann sich bei einem Individuum vollziehen, er kann sich aber auch über mehrere Individuen hin erstrecken, wenn nämlich diejenigen Individuen, für welche das betreffende zunächst als Mittel gewerthete Object bereits, jedoch nur in geringem Maasse, zum

Eigenwerth geworden, diese „Eigenwerthung" des Objectes durch Vererbung oder durch die Wirkung des Beispieles, durch Suggestion oder auch durch Zwang — oder durch mehrere oder alle diese Arten der Beeinflussung vereint — auf andere Individuen übertragen, bei denen, da sie nun schon mit einer — wenn auch geringen — Eigenwerthung des betreffenden Gliedes der Zielfolge beginnen, der Process der Ableitung zu höherer Stufe fortschreiten kann u. s. w., bis die Eigenwerthung der Wirkungswerthung gleichkommt. So ist beispielsweise die eingelebte und den späteren Generationen angeborene Eigenwerthung des Reitens und Jagens bei Reiter- und Jägervölkern das Ergebniss eines derartigen Ableitungsprocesses über mehrere Individuen, ja Generationen hinweg. Hienach ist die Unterscheidung der durch die Werthbewegung nach abwärts gebildeten Eigenwerthe in individuell und successorisch abgeleitete klar, und bedarf keiner weiteren Definition. Festgehalten muss jedoch werden, dass der Process der successorischen Ableitung sich zwar über Generationen erstrecken kann, aber nicht muss, da er ja auch ohne Mitwirkung der Vererbung, durch die blosse Wirkung des Beispieles, der Suggestion und des Zwanges möglich ist, und sich auch thatsächlich oft realisirt[1]).

Noch ist zu erwähnen, dass so wie Eigenwerthe aus Wirkungswerthen, auch Eigenunwerthe aus Wirkungsunwerthen

---

[1]) Die Werthbildung durch Ableitung ist auch auf dem Gebiete des ökonomischen Lebens von hoher Bedeutung, und die Fügsamkeit der Gefühlsdispositionen in dieser Richtung ein grosser Vorzug, welcher die Entlastung des Intellectes von der Nöthigung zur Reflexion auf fernliegende Ziele ermöglicht. Hierauf verweist an verschiedenen Stellen Friedrich v. Wieser in seinen mehrfach citirten Publicationen (siehe I. Artikel). Sollten jedoch diese Hinweise so zu verstehen sein, als ob die wirthschaftliche Werthbildung erst dann eigentlich vollzogen sei, bis die Wirkungswerthe voll zu Eigenwerthen geworden — so wäre dies unserer Ansicht nach wohl zu weit gegangen, da ein mehr oder minder deutliches Bewusstsein von der Brauchbarkeit der wirthschaftlichen Güter die meisten auf sie bezüglichen Handlungen mitzubestimmen scheint.

abgeleitet werden können. Ferner soll darauf hingewiesen werden, dass die bereits näher betrachtete Bildung von Eigenwerthen durch Zwang nichts Anderes ist als ein specieller Fall der Ableitung, indem die betreffende Handlungsweise, deren Eigenwerthung durch den Zwang hervorgerufen werden soll, zunächst zum Wirkungswerth für die Vermeidung der Strafe oder Erreichung der Belohnung gestempelt und hiedurch jene Zielfolge geschaffen wird, in welcher sich die Werthbewegung vollzieht.

Endlich ist es nach dem Gesagten klar, dass jede Zielfolge in sich schon die Tendenz zur Werthbewegung nach abwärts birgt, da ja in jeder Zielfolge die Bedingungen für die Gefühlsübertragung von den Wirkungen auf die dafürgehaltenen Ursachen, sowie für die Gewöhnung vorliegen.

Die Werthbewegung in der Zielfolge nach aufwärts, deren Betrachtung wir uns nun zuwenden, ist nicht an so mannigfachen Beispielen aus dem täglichen Leben zu beobachten wie die Bewegung nach abwärts, aber darum nicht minder wichtig, ja für den grossen organischen Entwicklungsprocess wohl noch bedeutsamer als diese. Sie vollzieht sich nicht, oder doch nur theilweise, auf Grund einer psychologisch beschreibbaren Veränderungsart der Gefühlsdispositionen. — Die Gewöhnung wirkt bei Folgewirkungen des angestrebten Zweckes nur insofern sich diese dem Bewusstsein des handelnden Individuums aufdrängen; und dass uns die Folgewirkungen bloss vermöge der Gefühlsassociation (denn die Gefühlsübertragung findet nur in der Richtung von der Wirkung zur Ursache und nicht umgekehrt statt) zu erheblichen Eigenwerthen werden sollten, ist nicht anzunehmen. Geschieht dies letztere aber dennoch durch einen jener vielen unbekannten Einflüsse, welchen wir hypothetisch eine physiologische Ursache unterschieben, oder die wir unter dem dunkeln Begriff der Spontaneität zusammenfassen, so können hiemit für das betreffende Individuum, oder mindestens für die betreffende Werthung selbst, wesentliche Vortheile im Kampfe ums Dasein sich verbinden.

Der einfachere Fall, in dem die Vortheile für das Individuum sich einstellen, soll zunächst beleuchtet werden.

Es ist bekannt, dass Kinder im zartesten Alter wohl den Nahrungstrieb des Hungers, nicht aber ein Streben nach Nahrung im eigentlichen Sinne besitzen, da ja jedes Streben die Vorstellung seines Objectes erfordert, und der Begriff der Nahrung erst in vorgeschrittenerem Alter überhaupt erfasst werden kann. Sobald aber dies mit der Ausbildung des Intellectes möglich wird, stellt sich auf Grund einer wahrscheinlich ererbten Anlage das Streben nach Nahrung, d. h. also auch die betreffende Werthung, fast ausnahmslos ein. Und es ist klar, dass der Erwachsene in dieser Werthung einen bedeutenden Vortheil betreffs seiner Selbsterhaltung geniesst. Denn jener dem Kinde schon zukommende „Selbsterhaltungstrieb" des Hungers zieht bei seiner Befriedigung zwar zumeist der Selbsterhaltung günstige Folgewirkungen nach sich, jedoch keineswegs ausnahmslos, wie etwa beim Genusse schädlicher Substanzen, welche zwar das Hungergefühl stillen, dem Organismus aber keine Nahrung, sondern vielleicht Gifte zuführen. Das Kind, welches nur die dem Hungertriebe entsprechenden Werthungen besitzt, wird gegebenen Falles auch ihnen entsprechend handeln und so eventuell dem Verderben anheimfallen. Der Erwachsene, welchem neben dem Triebe des Hungers noch das stärkere Streben nach gesunder Ernährung seines Organismus zukommt, wird den Hunger an entscheidender Stelle zu bekämpfen wissen. Es ist leicht abzusehen, dass in diesen und in ähnlichen Verhältnissen der Grund vorliegt, weshalb das bewusste Streben nach Nahrung, resp. die diesem Streben entsprechende Werthung, sich, sobald sie einmal unter den lebenden Wesen auftauchte, im Kampfe ums Dasein auch forterhielt und weiter verbreitete. Wie und durch welche Ursachen die Werthung, resp. die betreffende Gefühlsdisposition, welche der gegenwärtige Mensch von seinen Vorfahren ererbt, überhaupt bei den thierischen Lebewesen auftauchte und entstand, das muss freilich mit dem Hinweis auf die Variationsfähigkeit unter dem Begriff der Spontaneität dunkel bleiben. Soviel aber ist nach dem Ge-

sagten klar, dass unter den vielen neuen Werthungen, welche sich in Folge der Variationsfähigkeit und Spontaneität ergaben, die auf Ernährung des eigenen Organismus gerichtete, da sie bei genügendem Intellect des Individuums seine Selbsterhaltung förderte, auch grössere Chancen zur Vererbung und Verstärkung (durch neue Variationen) besass. Der genügende Intellect des Individuums muss vorausgesetzt werden, da ohne denselben das Streben nach Ernährung, weil es auf ein entfernteres Ziel gerichtet ist und die Vorherbestimmung längerer Causalketten erfordert, oftmals die geeigneten Mittel zum Zwecke verkennen und darum sein Ziel häufiger verfehlen würde, als durch die Bethätigung des auf nähere Ziele gerichteten und daher leichter zu befriedigenden Triebes — des Hungers — geschieht. Hierin liegt wohl auch der Grund dafür, weshalb der Trieb des Hungers neben dem bewussten Streben nach Nahrung nicht überflüssig wird, und seine Stelle, wenn auch im zweiten Range, beibehält. Wären wir nämlich gezwungen, alle Acte der Ernährung, welche wir nun auf Grund unseres Hungertriebes in seinen verschiedenen Abstufungen besorgen, allein aus dem bewussten Streben nach Nahrung hervorgehen zu lassen, so wäre damit eine Belastung unseres Intellectes verbunden, welche ihn zu anderen Verrichtungen, die er gegenwärtig besorgt, untauglich machen würde.

Um nun diesen speciellen Hinweis für die allgemeine Betrachtung der Werthbewegung in der Zielfolge nach aufwärts nutzbar zu machen, möge noch in folgende Ueberlegung eingegangen werden: Da die lebenden, strebenden und handelnden Wesen durch ihre Handlungen ihre Selbst- und Arterhaltung zu bewirken haben, so zeigen sich unter sämmtlichen Zielfolgen, welche durch ihre gefühlsdispositionelle Veranlagung gegeben sind, auch solche, in denen sich an irgend einer Stelle jene für die Selbst- und Arterhaltung der Individuen nothwendigen Acte befinden. Wir nennen diese in der fortlaufenden Causalkette, welche jede Zielfolge darstellt, besonders zu beachtenden Glieder die Erhaltungsglieder der betreffenden Zielfolge. In jenen Zielfolgen, welche überhaupt Erhaltungsglieder besitzen,

kann nun deren Stellung zu dem Zweckglied der betreffenden Zielfolge eine mehrfache sein. Zweckglied und Erhaltungsglied können sich decken; ist dies aber nicht der Fall, so kann das Erhaltungsglied oberhalb des Zweckgliedes (in der Gruppe der Folgewirkungen) liegen, es kann mit diesem zusammen auf gleicher Höhe liegen (als Nebenwirkung gemeinsamer Ursachen) — es kann endlich unterhalb desselben (in der Gruppe der Mittel zum Zwecke) liegen. Es ist klar, dass die für die möglichst häufige und sichere Verwirklichung des Erhaltungsgliedes und somit auch für die Selbst- und Arterhaltung des betreffenden Individuums günstigste Lage — bei genügender intellectueller Ausbildung des Individuums — die erste ist, bei welcher sich Erhaltungs- und Zweckglied decken. Denn die Zielfolge bedingt, da sie nicht die Summe der vollständigen Ursachen und Wirkungen, sondern nur einen Ausschnitt aus derselben darstellt[1]), nicht ein ausnahmsloses, sondern nur ein häufiges Folgen ihrer späteren auf ihre früheren Glieder. Liegt nun das Zweckglied unterhalb des Erhaltungsgliedes, so sieht sich das strebende Individuum in keiner Weise veranlasst, auf das etwaige Ausbleiben des Erhaltungsgliedes in einzelnen Fällen (Stillung des Hungers durch giftige Genussmittel!) Rücksicht zu nehmen. Die Zielfolge wird dann bis zum Zweckglied verwirklicht und biegt von da an, das Erhaltungsglied umgehend, nach anderer Richtung ab. Liegt das Zweckglied seitwärts vom Erhaltungsglied (wie etwa wenn statt der gesunden Erwärmung des Körpers durch Kleidung und Heizung das damit verbundene Wohlgefühl angestrebt wird) — stellen also Zweckglied und Erhaltungsglied coordinirte Wirkungen dar, welche zumeist, aber nicht ausnahmslos mitsammen auftreten, so bleibt das etwaige Ausbleiben des Erhaltungsgliedes in abweichenden Constellationen ebenfalls unberücksichtigt. Liegt aber das Zweckglied oberhalb des Erhaltungsgliedes (was in der Praxis allerdings selten, aber dennoch anzutreffen ist, wie etwa wenn ein Mensch sich nur deshalb am Leben erhält, um seiner religiösen oder

[1]) Siehe Seite 228.

seiner Freundespflicht nachzukommen), so ist es möglich, dass das strebende Individuum das Zweckglied in einzelnen Fällen auf andere Weise als durch Vermittlung der betreffenden Zielfolge sicherer erreichen zu können glaubt. (Die religiöse oder die Freundespflicht können mitunter auch Selbstvernichtung oder mindestens Unterlassung aller selbsterhaltenden Bethätigungen vorschreiben.) Da nun mit der Variationsfähigkeit und Spontaneität die Möglichkeit einer Verschiebung der Zweckglieder allgemein gegeben ist, und die Deckung des Erhaltungs- und Zweckgliedes bei genügendem Intellect die meisten Chancen für die Selbst- und Arterhaltung in sich birgt, so wird durch den Kampf ums Dasein die Tendenz zu einer solchen Deckung stets gegeben sein. Da nun aber weiters die Fälle, in denen das Zweckglied unterhalb des Erhaltungsgliedes liegt, die weitaus häufigsten, ja bei niedrigen Entwicklungsstufen die einzig vorkommenden sind, so wird mit zunehmendem Intellect in denjenigen Zielfolgen, welche überhaupt Erhaltungsglieder besitzen, eine Tendenz zur Verschiebung der Zweckglieder nach aufwärts sich einstellen. Diese Tendenz ist es nun, welche wir durch den Terminus der Werthbewegung in der Zielfolge nach aufwärts oder kurz der Werthbewegung nach aufwärts allgemein charakterisiren.

Selbstverständlich ist auch diese Werthbewegung nicht analog der Bewegung eines festen Körpers aufzufassen, welcher, indem er einen neuen Ort einnimmt, seinen früheren verlässt. Meist erhalten sich bei der Werthbewegung nach aufwärts die Werthungen der früheren Glieder der Zielfolge, wenn auch in abgeschwächter Intensität.

Die durch Bewegung nach aufwärts gebildeten neuen Werthe nennen wir die übergeordneten Werthe — im Gegensatz zu den durch Bewegung nach abwärts gebildeten abgeleiteten Werthen. Auch der Bildungsprocess der übergeordneten Werthe kann wie derjenige der abgeleiteten „individuell“ oder „successorisch“ vor sich gehen.

Aber nicht nur die Beziehung zur Selbst- und Arterhaltung des werthenden Individuums kann für die Werth-

bewegung nach aufwärts bestimmend werden, sondern — wie schon hervorgehoben — ausserdem auch die Beziehung zu der Erhaltung der betreffenden Werthung[1]) selbst, mag sie auch für die Existenz des Einzelindividuums und seiner Art verhängnissvoll werden.

Es wurde bereits mehrfach auf das Vorhandensein und Prosperiren von derlei Werthungen (wie etwa der echt christlichen Nächstenliebe) hingewiesen. Das scheinbar Paradoxe der Thatsache verschwand, als sich zeigte, dass der Mensch in der Wirkung durch das Beispiel und durch Suggestion Mittel und Wege besitzt, seine psychische Eigenart auch ohne physische Zeugung von Nachkommen auf Andere zu übertragen. Dies gibt die Möglichkeit, aber noch nicht den hinreichenden Grund für die Fortpflanzung jener überindividualistischen Werthungen (wie wir von nun an jene für die Selbsterhaltung des werthenden Individuums sowie für seine physische Nachkommenschaft schädlichen und doch in der menschlichen Gemeinschaft prosperirenden Werthungen kurz nennen wollen). Der Grund für das Prosperiren jener Werthungen liegt vielmehr darin, dass sie zu Handlungen drängen, welche für die Umgebung des betreffenden Individuums werthvolle Folgen nach sich ziehen, und dass darum die Umgebung jene Werthungen selbst als etwas Werthvolles erkennen lernt und ihre Uebertragung auf andere Individuen sowie ihr Ueberhandnehmen absichtlich und unabsichtlich begünstigt. Es ist hier noch nicht der Ort, diesen Vorgang, welcher den Kern des ethisch-socialen Lebens ausmacht, näher zu analysiren und in die Einzelheiten zu verfolgen — soviel aber dürfte aus dem Gesagten schon klar geworden sein, dass in den Wirkungen des Begehrens und der Suggestion die psychologischen Voraussetzungen zu einer derartigen Begünstigung des Anwachsens überindividualistischer Werthungen gegeben sind; und ein Blick auf die ethischen Erfahrungsthatsachen dürfte jene theoretische Voraussetzung bestätigen (deren eingehender Beleg im nächsten

---

[1]) Ueber den Begriff der Werthung siehe Seite 226.

Abschnitt erbracht werden soll). — Andere überindividualistische Werthungen, welche nicht durch psychische Fortpflanzung sich erhalten und verbreiten können (wie etwa manche altruistische Neigungen bei gewissen Thierarten), erklären sich durch Stammesselection. Die Neigung hat, wenn sie auch das Einzelindividuum zerstört, doch für den Stamm günstige Folgen. Daher prosperirt dieser Stamm, welcher die Tendenz besitzt, derartige Einzelindividuen mit altruistischen Neigungen zu erzeugen, im Kampf ums Dasein mit anderen Stämmen, und die betreffende überindividualistische Werthung greift um sich. — Für beide Fälle ist es klar, dass die überindividualistischen Werthungen den Grund für ihre Erhaltung und Fortpflanzung, über die Individuen hinweg, in bestimmten Gliedern ihrer Zielfolge besitzen, welche wir consequent die Erhaltungsglieder nennen wollen.

Es versteht sich nun von selbst, dass auch bei den überindividualistischen Werthungen die Zweckglieder jene mehrfach verschiedene Lage in Bezug auf ihre Erhaltungsglieder einnehmen können; und dass aus analogen Gründen, wie den bezüglich der Erhaltung des Individuums angedeuteten, diejenige Lage, bei welcher sich Zweckglied und Erhaltungsglied decken, bei genügender intellectueller Befähigung der werthenden Individuen die meisten Chancen für die Erhaltung der betreffenden Werthung in sich bergen wird. Es wird also vermöge der allgemeinen Variationsfähigkeit der Werthungen eine Tendenz zur Werthverschiebung nach dem Erhaltungsglied zu gegeben sein; und da auch hier die Fälle, in denen das Zweckglied unterhalb des Erhaltungsgliedes liegt, die häufigsten sind, so wird diese Tendenz im Allgemeinen eine Werthbewegung in der Zielfolge nach aufwärts auch bei den überindividualistischen Werthungen zur Folge haben. (Ein Beispiel einer solchen Werthbewegung bietet der Uebergang von der Freigebigkeit — der Werthung des Schenkens und der damit verbundenen Gefühlserregung — der mittelalterlichen „Milde“ etwa — zu dem bewussten Streben nach dem Glücke der Nebenmenschen. Diese Regungen verhalten sich auf überindividualistischem Gebiete wie etwa Hunger und Streben nach Nahrung auf individualistischem.)

Fasst man den hiemit dargelegten Causalnexus abstract in's Auge, so gewahrt man zurückblickend, dass die Erhaltungsglieder der individualistischen Werthungen, eben wegen ihrer Eigenschaft als Erhaltungsglieder für das Individuum und seine Art, auch Erhaltungsglieder für die betreffende Werthung darstellen. Es wäre somit zur Erklärung jener Tendenz der Werthbewegung nach aufwärts die Unterscheidung zwischen individualistischen und überindividualistischen Werthungen nicht nöthig gewesen; sie war jedoch geboten im Hinblicke darauf, dass der Kampf ums Dasein der Individuen und ihrer leiblichen Nachkommen gegenwärtig als eine in ihren Consequenzen anerkannte und bekannte Naturerscheinung vorausgesetzt werden kann, während es noch weniger anerkannt und bekannt sein dürfte, dass auch die verschiedenen Werthungen, gleichsam über die Häupter der Einzelexistenzen und ihrer leiblichen Nachkommenschaft hinweg, einen analogen Kampf ums Dasein auszuringen haben, in welchem jene Werthungen, welche auf ihre eigenen Erhaltungsglieder gerichtet sind, eine Chance mehr zum Siege besitzen.

Ehe wir jedoch auf die Betrachtung dieses Kampfes ums Dasein der Werthungen näher eingehen, soll noch ausdrücklich hervorgehoben werden, was aus den bisherigen Darlegungen ohnehin schon erhellt haben dürfte — dass nämlich die Werthbewegung nach aufwärts nur einen speciellen Fall der Werthbewegung zum Erhaltungsglied darstellt, welche mitunter auch als eine Bewegung nach seitwärts, ja nach abwärts sich specialisiren kann. Besonders das erstere ist relativ häufig der Fall, da (wie ja auch bei dem Beispiel von der zuträglichen Erwärmung des eigenen Leibes[1]) zumeist nicht der physiologische Process, auf den es für die Selbsterhaltung eigentlich ankommt, sondern seine psychischen Begleiterscheinungen das ursprüngliche Werthobject darstellen, und erst bei hoher intellectueller Ausbildung der physiologische Process als solcher überhaupt gedacht werden kann. Oft ver-

[1]) Siehe Seite 235.

einigt sich daher auch die Bewegung nach aufwärts mit einer gleichzeitigen nach seitwärts. Oft aber tritt hiezu noch ein neues Moment, welches bisher nicht erwähnt wurde: Es ist nämlich klar, dass — den Kampf der Werthungen um ihr Dasein vorläufig zugegeben — eine Werthung um so grössere Chancen für sich haben wird, je schärfer sie allein auf den abstracten, für ihre Erhaltung wesentlichen Kern ihres Erhaltungsgliedes gerichtet ist. Die Gründe hiefür sind vollkommen analoge, wie die schon bei der Werthbewegung nach aufwärts, abwärts und seitwärts besprochenen — nämlich die grössere Sicherheit in der Verwirklichung des für die Erhaltung ausschlaggebenden Geschehnisses. Die Werthbewegung zum Erhaltungsglied wird daher — einen intellectuellen Fortschritt des Individuums immer vorausgesetzt — meist auch mit einem allmälig fortschreitenden Abstractionsprocess in der das Gefühl bestimmenden Zweckvorstellung verbunden sein. Diese Bewegung kann man, da sie dem für die Erhaltung wesentlichen inneren Kern des Erhaltungsgliedes zustrebt, consequent die Werthbewegung nach innen nennen.

Hienach müsste man in Bezug auf die allgemeine Werthbewegung zum Erhaltungsglied nicht nur individuell und successorisch übergeordnete Werthe, sondern auch individuell und successorisch nebengeordnete, bisweilen, in allerdings seltenen Fällen untergeordnete[1]) und eingeordnete Werthe unterscheiden. Zudem muss auch noch allgemein darauf hingewiesen werden, dass die durch die Bewegung zum Erhaltungsglied neugebildeten Werthungen, da sie fast insgesammt eine höhere Anspannung des Intellectes bei ihrer Bethätigung erfordern, die ursprünglichen Werthungen meist nicht vollkommen verdrängen, sondern sie nur — wie das Verlangen nach Nahrung den Hunger[2]) — dominiren und zeitweise niederhalten.

---

[1]) Von den abgeleiteten wohl zu unterscheiden!

[2]) Vgl. Seite 234.

Nach dieser Darstellung der hauptsächlichsten Tendenzen der Werthbildung, welche sich im grossen Process der Werthveränderung und -entwicklung in mannigfacher Weise combiniren, soll nun dem bereits vorausgesetzten Thatbestand eines Kampfes ums Dasein zwischen den einzelnen Werthungen ein näheres Augenmerk zugewandt werden.

Jeder Kampf ums Dasein ist ein Kampf um die Bedingungen des Daseins; und dieser ist nur daraus erklärlich, dass jene Bedingungen nicht in Ueberfülle vorhanden sind — da sie ja sonst nicht den Gegenstand eines Wettbewerbes bilden würden. Wie nun die Beschränktheit der Pflanzennahrung auf der Erde den letzten Grund für den Kampf ums Dasein zwischen den Individuen und Arten der Thiere — auch der fleischfressenden — abgibt, so erklärt auch allein die Beschränktheit des Nahrungsstoffes oder Nährbodens den Kampf ums Dasein zwischen den Werthungen. Um nun diese Beschränktheit klar zu fassen, ist es nöthig, auf einen vielumstrittenen Begriff der Physiologie näher einzugehen, welcher hier mit Ausschluss aller metaphysischen Deutungen, die er erfahren, eingeführt werden soll: — Es ist bekanntlich die charakteristische Grundhypothese einer Schule in der Physiologie, dass die Lebensprocesse des Pflanzen- und Thierorganismus nicht, oder doch nicht insgesammt durch das Zusammenwirken der physikalischen und chemischen Molekular- und Atomkräfte allein zu erklären seien, wie diese auch in dem anorganischen Naturgeschehen sich thätig erweisen, sondern dass hiezu das Hereinwirken einer neuen, von jenen materiellen Kräften durchaus verschiedenen, der sogenannten Lebenskraft angenommen werden müsse. — Wir weisen hier auf diese Hypothese hin, nur um uns ausdrücklich dagegen zu verwahren, dass wir den Terminus Lebenskraft, dessen wir allerdings nun bedürfen, ausschliesslich oder dogmatisch in ihrem Sinne zu verwenden gedenken. Wir wollen im Gegentheil jenen Terminus nur in derjenigen Bedeutung einführen, welche ebensowohl von der extrem materialistischen Auffassung aller physiologischen Processe anerkannt werden muss. Darüber sind nämlich alle physiologischen

Schulen einig, dass der organische Lebensprocess wesentlich als ein Assimilationsprocess aufzufassen sei (welchem sich beim Thiere allerdings charakteristische Dissimilationsprocesse zugesellen), und dass mithin dem Organismus, soferne er zu leben fähig ist oder sein soll, Fähigkeit zur Assimilation zukommen müsse. Auch darüber kann kein Zweifel aufkommen, dass diese Fähigkeit — mindestens in Bezug auf den Einzelorganismus — ihre natürlichen Grenzen habe, welche sich in dem zeitlichen Ende aller organischen Individuen am auffälligsten bekunden. Auch die Auffassung wird selbst von den extrem materialistischen Hypothesen nicht abzuweisen sein, dass jene Fähigkeit zur Assimilation als ein Begrenztes nicht allen Organismen in gleichem Maasse zukomme. Die mitunter sehr verschiedene Lebensdauer der Einzelorganismen unter fast gleichen Lebensbedingungen fordert am auffälligsten die Constatirung einer Maassverschiedenheit auch auf dem Gebiete jener Fähigkeit, für welche der Maassstab selbst noch nicht gefunden wurde, und bis heute nur geahnt, nicht präcise dargestellt werden kann. Denn es ist klar, dass die Assimilationsfähigkeit speciell im animalischen Reiche nicht durch eine bestimmte Masse organischer Substanz bestimmt sein kann, welche der betreffende Organismus sich etwa noch anzueignen vermöchte. Sonst müssten künstliche Hemmungen der Intensität des Lebensprocesses die Lebensdauer verlängern, statt sie zu verkürzen, wie thatsächlich der Fall. Eher könnte man den Thatbeständen dadurch gerecht werden, dass man die regelmässige (aber nicht stereotyp gleichartige) Assimilation gewisser Stoffmengen in gewissen Zeitabschnitten als Norm für jeden einzelnen Organismus aufstellte, und jede Abweichung von dieser Norm sowohl nach aufwärts wie nach abwärts als eine neue Leistung auf Kosten der Assimilationsfähigkeit betrachtete. Allein wenn hiemit auch wohl die Directive zu einer richtigen Charakterisirung des Sachverhaltes gegeben sein dürfte, so fehlen doch noch die unumgänglichen Einzeldaten zu einer auch nur approximativ fassbaren Maassbestimmung. Denn es ist nicht gleichgültig, aus was für Nahrungsmitteln die Assimilation erfolgt, und es

ist besonders nicht gleichgültig, in welcher Richtung sie erfolgt. Wir achten etwa den Assimilationsprocess, wie er im thierischen Organismus die Arbeit der Muskelkraft verwirklicht, als eine grössere Leistung wie den dynamisch gleichwerthigen bloss wärmeerregenden Verbrennungsprocess der Fettkörper, und den Assimilationsprocess im denkenden Grosshirn wieder als eine grössere Leistung, wie den dynamisch gleichwerthigen Process im gespannten Muskel. Nicht nur die dynamische Quantität, sondern auch die Differenzirung des Assimilationsprocesses kommt in Betracht, wenn wir die Assimilationsfähigkeit durch ein approximatives Maass zu bestimmen versuchen. Genauere Festsetzungen nach allen jenen Richtungen fehlen heute noch vollständig, weshalb eben der Maassstab für die Assimilationsfähigkeit nur geahnt, nicht präcisirt werden kann. Dennoch besitzen wir einen solchen Maassstab, nach welchem wir den verschiedenen Organismen verschiedene Assimilationsfähigkeit oder vitale Energie zuschreiben, über die hohen Leistungen eines Organismus etwa in Staunen gerathen u. s. w. Den Grund dieser verschiedenen Maasse von Assimilationsfähigkeit wird der Materialist in einer verschieden günstigen Collocation der kleinsten Partikel, der Anhänger der gegensätzlichen Geistesrichtungen in einer den verschiedenen Einzelorganismen in verschiedenem Maasse zugetheilten übermateriellen Energie erblicken; die Thatsache selbst besteht für alle in gleicher Weise, und jener Thatsache allein wollen wir — unbeschadet aller möglichen Hypothesen über ihren Grund — nun dadurch Ausdruck geben, dass wir, Assimilationsfähigkeit der Kürze halber durch den Terminus „Lebenskraft“ ersetzend, nun den Erfahrungssatz als erwiesen aufstellen, dass den verschiedenen Einzelorganismen ein verschiedenes, jedem Einzelorganismus aber nur ein begrenztes Maass von Lebenskraft zukommt.

Die Lebenskraft in dem hier dargelegten Sinne stellt nun den Nahrungsstoff oder Nährboden wie für physiologische auch für psychische Gebilde dar, da ja empirisch als feststehend betrachtet werden kann, dass alles psychische Geschehen, welches

in den Bereich menschlicher Erfahrungen fällt, Assimilationsprocesse zur Voraussetzung hat [1]). Die Begrenztheit der Lebenskraft ist es somit auch, welche den letzten Erklärungsgrund für den zwischen den verschiedenen Werthungen obwaltenden Kampf ums Dasein abgibt.

Jede Werthung ist eine Gefühlsdisposition, und die Bildung einer jeden Gefühlsdisposition nimmt die Assimilationsfähigkeit, also die Lebenskraft in Anspruch. Der Mensch vermag Werthungen nicht in unbegrenzter Zahl und nicht in unbegrenztem Maasse oder Intensitätsgrade in sich auszubilden und zu beherbergen. Darum ist das blosse Vorhandensein einer Werthung in einem begehrenden Individuum schon ein Hinderniss für das Entstehen und Anwachsen anderer Werthungen, darum besitzt jede Werthung an sich schon die Tendenz, die anderen Werthungen zu verdrängen, und darum nimmt der Entwicklungsprocess der Werthungen ähnlich wie derjenige der Thier- und Pflanzenindividuen und -arten naturgemäss die Formen des Kampfes um einen in beschränktem Maasse vorhandenen Vorrath von Lebensbedingungen an, welcher „Kampf ums Dasein“ jenem der Individuen und ihrer leiblichen Nachkommen umsomehr sich annähert, als überdies jede Werthung — ähnlich wie das Einzelindividuum den Zeugungstrieb — die Tendenz besitzt, sich durch die Wirkung des Beispiels auf andere Individuen zu übertragen und dadurch anzuwachsen.

Deshalb stellt für denjenigen, welcher das möglichst hohe Anwachsen einer bestimmten Werthung begehrt, schon das Vorhandensein einer anderen Werthung in dem betreffenden

---

[1]) Hiemit soll keineswegs den Wahrscheinlichkeitsgründen entgegengetreten werden, welche dafür sprechen, dass das in letzter Linie für das Auftauchen von Psychischem bestimmende physiologische Correlat nicht in einem Assimilations-, sondern in einem Dissimilationsprocess zu suchen sei. Da ein Dissimilationsprocess ohne einen vorausgegangenen Assimilationsprocess unmöglich ist, so bleibt darum doch der Satz aufrecht, dass alles psychische Geschehen Assimilation voraussetzt.

Individuum, ja oft auch in seiner Umgebung, einen Wirkungsunwerth dar — was nichts dagegen verschlägt, dass in anderer Beziehung jene zweite Werthung für den Bestand und die Fortdauer der ersten nützlich, ja nothwendig sein kann. So setzt z. B. die Werthung der Selbsterhaltung dem Anwachsen irgend einer anderen Werthung, etwa des Erkenntnisstriebes, schon durch ihr Vorhandensein eine Schranke, ist aber dennoch andererseits wieder eine Bedingung für die Fortdauer auch des Erkenntnisstriebes, welcher ohne jene vielleicht jäh anwachsen, dann aber zur Zerstörung des betreffenden Individuums führen und mit diesem der Auflösung entgegengehen würde. — Auch in anderer Weise vermag eine Werthung der Ausbildung einer zweiten, welcher sie allerdings den Nährboden beschränkt, dennoch förderlich zu werden. Oft stehen nämlich verschiedene Werthungen, resp. die ihnen entsprechenden Gefühlsdispositionen, ähnlich wie auch andere menschliche Eigenthümlichkeiten, in einem — seinen Ursachen nach unbekannten, aber erfahrungsgemäss zu constatirenden — organischen Zusammenhang. (So führt etwa der Alkoholismus gewisse Charaktereigenschaften auch auf andern Gebieten mit sich.) In Folge eines solchen Zusammenhanges kann das Auftauchen einer Werthung eine andere zunächst in höherem Maasse fördern, als es sie durch Beschränkung des Nährbodens hindert, so dass sich jene Werthungen im Gegensatze zur allgemeinen Regel unterstützen — allerdings nur so lange, als sie gleichsam in gedrückter Stellung ihren Nährboden anderen, mächtigeren Werthungen abzuringen haben, und nicht selbst zu prädominirender Höhe anwachsen, worauf sie — wie in analogen Fällen etwa auch zwei verbündete Individuen — naturgemäss in die Stellung der gegenseitigen Rivalität gerathen.

Aber nicht nur die causalen Beziehungen zwischen den Werthungen selbst — auch die zwischen ihren Objecten können für den Wachsthums- und Entwicklungsprocess jener bestimmend werden. Drei mögliche Fälle sind hier auseinanderzuhalten: Die Objecte einer beliebigen Werthung können zu denjenigen einer anderen entweder in keiner causalen Beziehung

stehen, oder sie können für diese Wirkungswerthe, oder Wirkungsunwerthe darstellen. — Während im ersten Fall selbstverständlich das Verhältniss zwischen den Werthungen selbst nicht näher modificirt wird, erwächst im zweiten derjenigen Werthung, deren Objecte die Wirkungswerthe darstellen, aus diesem Verhältniss ein Kraftzuschuss im Kampf ums Dasein, u. z. vermöge jener Einflüsse, welche die Ableitung der Werthe bei der Werthbewegung nach abwärts zur Folge haben. (Eine directe Vorliebe für eine bestimmte Thätigkeit wird sich bei demjenigen leichter erhalten, der daraus auch einen indirecten Gewinn etwa an Verdienst oder für die Gesundheit zu ziehen in der Lage ist und die Thätigkeit schon darum in Uebung behält. Nur wenn eine Nothlage ihn zwingt, jene Thätigkeit über Bedürfniss zu üben, kann sie ihm hieraus verleidet werden.) Im dritten Fall aber entsteht für diejenige Werthung, deren Objecte die Wirkungsunwerthe darstellen, ein neues Hemmniss im Kampf ums Dasein, da sie selbst nun vom Standpunkte der zweiten Werthung aus als Wirkungsunwerth erscheint, und, wenn dieses Verhältniss von dem werthenden Individuum erkannt wird, ein Begehren sich gegen sie kehrt, welches oft Enthaltsamkeit und Schwächung oder Aufhebung durch Entwöhnung zur Folge haben kann. (So kann etwa Jemandem seine Werthung ausschweifender Genüsse, nachdem er diese als gesundheitsschädlich erkannt, zunächst verhasst werden; er kann sich in Folge dessen und aus Rücksicht für seine Gesundheit Enthaltsamkeit auferlegen, und so seine Bedürfnisse nach jenen Genüssen, also die fragliche Werthung, schwächen oder zum Absterben bringen.)

Wie schon an früherer Stelle erwähnt, können sich jene Beziehungen combiniren; die Objecte einer Werthung können für die Objecte einer Reihe von anderen Werthungen Wirkungswerthe, für diejenigen einer zweiten Reihe Wirkungsunwerthe abgeben, und ein Blick auf das praktische Leben zeigt, dass solche mannigfache Verschränkungen thatsächlich in grosser Fülle vorkommen. Bedenkt man nun noch, dass die directen

Beziehungen zwischen den Werthungen selbst[1]) neue modificirende Einflüsse hinzubringen, so kann man sich einen beiläufigen Begriff von der Höhe der Complication jener Veränderungen von Eigenwerthen bilden, welche allein aus wechselweiser Hemmung und Förderung von Werthungen und Werthungsobjecten sich ergeben.

Aus den mannigfachen Bewegungsformen, in denen jene vielverzweigten Processe sich abspielen können, soll hier nur noch auf einen Vorgang von besonderer Tragweite hingewiesen werden: — Es wurde bereits erwähnt, dass eine Werthung, etwa *A*, deren Objecte zugleich Wirkungswerthe im Sinne einer anderen Werthung, etwa *B*, darstellen, hieraus einen Kraftzuschuss im Kampfe ums Dasein empfängt. Daher ergibt sich die Möglichkeit einer derartigen Constellation, dass die Erhaltung der Werthung *A* von jenem Kraftzuschuss abhängig sei, und somit die Werthung selbst, sobald ihre Objecte die Eigenschaft als Wirkungswerthe verlieren, dem Aufstreben anderer Werthungen nicht mehr Stand zu halten vermöge, sondern einem allmäligen Verdrängtwerden und zuletzt dem Untergang anheimfalle. (Die Ursachen, vermöge welcher die Objecte der *A* ihre Eigenschaft als wirkliche, resp. vermeintliche Wirkungswerthe einbüssen können, sind entweder Veränderungen äusserer Verhältnisse, oder Veränderungen in den Urtheilen des werthenden Subjectes, oder der seltenere Fall des Absterbens der Werthung *B*. Endlich könnte die Werthung *A* durch stetes Anwachsen ihre Objecte in solchem Maasse vermehren, dass das Grenzfrommen derselben im Sinne der Werthung *B* auf Null herabgedrückt und der Wirkungswerth darum aufgehoben würde. In diesem Falle aber wäre ein Verdrängtwerden der Werthung *A* vermöge jener Verhältnisse selbstverständlich ausgeschlossen.) Solche Constellationen finden sich denn auch in überaus zahlreichen und wichtigen Fällen verwirklicht. Man denke sich etwa — um dies zunächst an einem Beispiele zu ermessen — einen Nomadenstamm, welcher allmälig sesshaft wird, seine

[1]) Siehe Seite 226.

wilden Wandertriebe verliert und Sitten und Neigungen des ackerbauenden Culturvolkes annimmt. Der Wandel im Charakter, d. h. also in den Gefühlsdispositionen, und mithin in den Werthungen jenes Stammes, vollzieht sich nach dem beschriebenen allgemeinen Schema. Das ausschlaggebende Moment ist die Aenderung der Nahrungsgewinnung, hervorgerufen durch einen Fortschritt der Naturerkenntniss und der technischen Fertigkeiten. Die ergiebigere Gewinnung der Nahrung aus der Feldfrucht wird dem Nahrungsgewinne des Hirten- und Jägerlebens vorgezogen oder mindestens zugesellt. Hiedurch verlieren die Objecte zahlreicher unmittelbarer Triebe und Werthungen (wie etwa des Wandertriebes, welcher das Hirtenvolk von selbst von den abgegrasten Weideplätzen nach unberührten Gegenden führt und dadurch auch ihrem Nahrungsgewinn förderlich wird) ihre Eigenschaft als Wirkungswerthe (die Wanderung in ferne Gegenden wäre selbstverständlich für den Nahrungsgewinn des Ackerbauers verderblich). Zunächst nun werden jene Triebe und Werthungen hiedurch noch nicht aufgehoben; sie dauern noch durch Generationen an, müssen aber in Conflictsfällen meist niedergehalten werden, bleiben unbefriedigt, und werden schliesslich durch den constanten Einfluss der Entwöhnung zum Absterben gebracht oder auf ein geringes Maass eingeschränkt.

Es ist leicht abzusehen, dass derartige Vorgänge sich in der Culturentwicklung der Menschheit stetig wiederholen und ein Hauptmoment der Veränderung menschlicher Werthungen überhaupt ausmachen. Darum ist es von Vortheil, das Wesentliche des dargestellten Processes in einen besonderen Begriff zusammenzufassen: Der betrachtete Vorgang ist ein Process nicht der Werthbildung, sondern der Entwerthung, und — wie wohl schon aus dem Gesagten hervorgegangen sein dürfte — das Gegentheil des Processes der Werthbildung in der Zielfolge nach abwärts, d. h. also der Bildung abgeleiteter Werthe oder kurz der Werthableitung. Dort war es der Umstand, dass eine gewisse Classe von Objecten regelmässig als Wirkungswerthe fungirte, welcher die „Eigenwerthung“ jener Objecte begründete; — hier ist es der Umstand, dass eine gewisse Classe von Ob-

jecten ihre Eigenschaft als Wirkungswerthe einbüsst, welcher auch die „Eigenwerthung“ jener Objecte schwächt oder gänzlich aufhebt. Es sind somit correlative Vorgänge, welche sich dergestalt abspielen, und auch erfahrungsgemäss kann festgestellt oder mindestens als wahrscheinlich nachgewiesen werden, dass die auf jene beschriebene Art entwertheten Objecte ihre Eigenschaft als Eigenwerthe zumeist selbst durch Ableitung erst gewannen. (So dürfte sich die „Eigenwerthung“ des Wanderns, d. h. also der Wandertrieb, bei Jäger- und Hirtenvölkern erst dadurch allmälig entwickelt haben, dass sie durch Generationen hindurch bei der Nahrungsgewinnung zum Wandern gezwungen waren.) Der Wechsel in der Befriedigungsart der elementarsten Bedürfnisse, namentlich des Nahrungsbedüfnisses, wie er einerseits durch klimatische Veränderungen, viel mehr aber noch andrerseits durch den Fortschritt in der Intelligenz und durch die mit der Verwerthung von Erfahrungen früherer Generationen sich steigernde Vervollkommnung in der Kenntniss und technischen Beherrschung der Natur bedingt wird, erweist sich auf solche Art als das letzte treibende Moment und bietet den Schlüssel für die Erklärung tiefst einschneidender Werthbildungen und Entwerthungen auf den scheinbar entrücktesten Gebieten des Fühlens und Begehrens, welche wir darum nicht für unheilig erachten wollen, weil wir ihre Abhängigkeit von jenen elementaren Mächten der Entwicklung erkannt haben. Vielmehr ist die Fügsamkeit der Gefühlsdispositionen zur Entwerthung ebensowohl wie zur Werthbildung als eine derjenigen Fähigkeiten zu betrachten, welche ganz besonders für die Sieghaftigkeit der Species Mensch im Kampf ums Dasein mitbestimmend wird [1]).

Was nach dieser allgemeinen Betrachtung noch erübrigt, ist die Aufstellung eines zweckmässigen Terminus für jenen den abgeleiteten Werthen entgegengesetzten Werthtypus. — Wir nennen jene Eigenwerthe — weil sie in ihrer Existenz davon abhängig sind, dass sie zugleich im Sinne einer andern

---

[1]) Vgl. Anmerkung Seite 231.

Werthung Wirkungswerthe darstellen — abhängige Eigenwerthe. Der Process dagegen, durch welchen sie ihrer für ihre Existenz bedingenden Eigenschaft als Wirkungswerthe verlustig gehen, soll kurz — da der Wirkungswerth sich aus dem Frommen herleitet[1]) — als Entfrommung bezeichnet werden. Unter entfrommten Werthen sind somit solche abhängige Eigenwerthe zu verstehen, welche ihre Eigenschaft als Wirkungswerthe aus irgend einem Grunde eingebüsst haben und deshalb dem Untergange verfallen sind. — Das allmälge Absterben und der Todeskampf entfrommter Werthungen ist ein typischer Process von erschütternder Tragik, welcher sich in den grossen Wandlungsperioden der Menschheitsgeschichte mit unerbittlicher Strenge vollzieht. (Oft verbindet er sich mit einem zweiten Process von ähnlichem Verlauf: nämlich dem Ersterben von Werthungen, welche sich auf Objecte beziehen, an deren Existenz die werthenden Individuen nicht mehr zu glauben vermögen — wie etwa der Werthungen einer übermenschlichen Götter- und Geisterwelt, welche, wenn der Zweifel in die Existenz ihrer Objecte die Oberhand gewann, rettungslos dem Tode geweiht sind.) — Tief eingewurzelte abhängige Werthungen (ebenso wie jene auf nicht mehr für real gehaltene Objecte gerichtete Werthungen) ersterben nicht in einem Individuum, sondern der Process erstreckt sich über eine oft sogar sehr lange Reihe von physischen oder psychischen Generationen. Doch gibt es auch minder ausgebildete abhängige Werthungen, welche nach ihrer Entfrommung schon in dem Individuum selbst dem Kampf ums Dasein erliegen. Hienach kann eine ähnliche Scheidung wie bei den abgeleiteten und übergeordneten auch bei den abhängigen Werthen vollzogen werden. Individuell abhängige Werthe sollen diejenigen genannt werden, welche nach ihrer Entfrommung im Lebensgange eines einzelnen Individuums, successorisch abhängige diejenigen, welche erst nach physischen oder psychischen Generationen zum Absterben gebracht werden können.

---

[1]) Siehe I. Artikel, Seite 96.

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass die abhängigen Werthe ihrer Entstehung nach zum grössten Theil als abgeleitete Werthe zu erkennen sein dürften. Nothwendig ist dieses Verhältniss aber keineswegs. So etwa könnte der Wandertrieb des Nomadenvolkes sich nicht durch Ableitung, sondern spontan vermöge der Variationsfähigkeit gebildet haben und nach seiner Entfrommung bei den Ackerbauern dennoch als abhängig sich erweisen, also allmälig absterben.

Wenn wir nun den abhängigen die unabhängigen Eigenwerthe gegenüberstellen, so verstehen wir hierunter diejenigen, welche entweder überhaupt in keinem Sinne als Wirkungswerthe betrachtet werden können, oder, wenn sie jene Eignung besitzen, doch durch eine eventuelle Entfrommung in ihrer Existenz als Eigenwerthe individuell oder successorisch nicht bedroht werden würden. Die individuell unabhängigen Eigenwerthe können somit noch immer successorisch abhängig sein, während die successorisch unabhängigen natürlich auch individuell unabhängig sein müssen.

Nicht aber soll mit der Bezeichnung einer Werthung als einer individuell oder namentlich successorisch unabhängigen die Behauptung ausgesprochen sein, dass jene Werthung überhaupt durch gar keine, auch nicht durch irgend welche von der Entfrommung verschiedene Vorgänge oder Schicksale im Kampf ums Dasein um ihre Stelle gebracht und von anderen Werthungen verdrängt werden könne. Dies dürfte in keinem Falle nachzuweisen sein, da es als fraglich erscheint, ob unsere menschliche Organisation, wie sie in ferner und fernster Zukunft sich ausbilden und umgestalten mag, mit dem Fortbestehen auch irgend welcher specieller Werthungen, und wären es die weitverbreitetsten, auf die elementarsten Bedürfnisse gerichteten, solidarisch verbunden sei.

Es könnte wohl den Anschein haben, als müssten Nahrungsaufnahme und der Act der Fortpflanzung mindestens für alle animalischen Wesen auch der fernsten Zukunft Eigenwerthe darstellen, als wären „Hunger“ und „Liebe“ zwei nothwendige Motoren des „Getriebes“ für alle Zeiten, so lange der psycho-

physische Lebensprocess sich durch Assimilation und Zeugung in einer Reihe von zeitlich begrenzten, d. h. also sterblichen Individuen fortspinnt — und thatsächlich mag dem auch so sein. Die Einsicht aber und den stricten Beweis hiefür besitzen wir nicht; denn es wäre immerhin möglich, dass die Triebe des Hungers und der — sinnlichen — Liebe, wie sie gegenwärtig durch die übergeordneten Werthungen der Selbst- und Arterhaltung vielfach niedergehalten und mindestens paralysirt, wenn nicht etwa schon direct abgeschwächt werden, so dereinst durch diese oder noch höher geordnete Werthungen gänzlich aufgehoben würden. Andrerseits besitzen auch die Werthungen der Selbst- und Arterhaltung keine Gewähr für ewigen Bestand. Denn wenn man es auch bezweifeln mag, ob sie jemals übergeordneten Werthungen weichen könnten[1]), so würden sie sich doch bei einem eventuellen Rückgang der Intelligenz jenen elementaren Trieben des Hungers und der Liebe gegenüber wieder als relativ unzweckmässig zur Selbst- und Arterhaltung erweisen, und daher im Kampf ums Dasein verdrängt werden.

Ist also das Vorhandensein schlechterdings unabhängiger Werthungen mindestens unerweisbar, so lässt sich doch eine Form ausfindig machen, in welcher die allgemeinen Lebenserfordernisse der animalischen Organisation auch das Gebiet der Werthungen determiniren. Der Begriff der Zielfolge ist es, welcher die Erkenntniss und Präcisirung jener Beziehungen ermöglicht. Ist es auch in keiner Weise zu begründen, dass die Acte der Ernährung und Fortpflanzung selbst den animalischen Wesen für alle Zeiten Eigenwerthe darstellen müssen, so kann doch behauptet werden, dass für alle psychophysischen Lebewesen, welche die Bezeichnung animalischer Wesen noch verdienen, die Acte der Ernährung und Fortpflanzung in irgend welchen Zielfolgen an irgend welcher Stelle Platz finden müssen; kurz — es lassen sich keine allgemeinen und nothwendigen Werthe, wohl aber allgemeine und nothwendige[2]) Bestandtheile

[1]) Ueber die Möglichkeit einer solchen Verdrängung vgl. S. 265 f.

[2]) Im Sinne physischer Nothwendigkeit!

von Zielfolgen angeben. Die Zielfolgen, welche jene Bestandtheile enthalten, können als schlechterdings successorisch unabhängig bezeichnet werden, nicht nur in dem Sinne, dass sie durch eine mögliche Entfrommung vom Standpunkte anderer Werthungen aus in ihrer Existenz nicht gefährdet werden, sondern in der Bedeutung, dass sie überhaupt im Kampf ums Dasein nicht verdrängt werden können. Aber auch dieser Satz bedarf bei seiner Formulirung noch einer Einschränkung: Es sind, wie leicht ersichtlich, viele Zielfolgen denkbar, welche an irgend einer Stelle die Acte der Ernährung, viele, welche die Acte der Fortpflanzung in irgend einem beliebigen Gliede verwirklichen. Von diesen vielen denkbaren Zielfolgen dürften zwar nur wenige angesichts der Lebensbedingungen, wie sie die Erde den psychophysischen Wesen bietet, auch ausführbar sein; immerhin aber wird mehr als eine einzige auch physisch mögliche Form der Verwirklichung vorliegen. Wenn nun behauptet wird, diese Formen von Zielfolgen seien schlechterdings unabhängig und unverdrängbar, so soll das nicht heissen, dass sie insgesammt es seien, sondern nur, dass von allen möglichen stets eine verwirklicht werden müsse, so lange animalische Lebewesen sich erhalten. — Da nun jede Zielfolge die Werthung irgend eines ihrer Glieder bedingt, so ist mit der Aufstellung unabhängiger Zielfolgen in dem dargelegten Sinne eine, wenn auch sehr indirecte, dennoch streng allgemein gültige Bestimmung über die Werthungen gegeben. — Die Acte der Ernährung, der Fortpflanzung, und wohl auch des Schutzes vor den Unbillen der Witterung, wesentlich also der Temperaturerhaltung an der Körperoberfläche, geben die bestimmenden Glieder für solche unabhängige Zielfolgen, in denen die Werthbewegung nach allen Richtungen stattfinden kann, und welche selbst im Kampf ums Dasein alle übrigen Werthungen in mannigfachster Weise zu beeinflussen vermögen.

Es ist nämlich nach dem Gesagten offenbar, dass man ebenso wie von einem Kampf ums Dasein zwischen den Werthungen auch von einem Kampf ums Dasein zwischen den Zielfolgen sprechen kann, und dass diese Betrachtungsweise,

weil sie noch grössere Gruppen von Erscheinungen in einheitliche Begriffe zusammenzufassen verlangt, einen noch klareren Einblick in das wunderbare Getriebe der animalischen Entwicklungen zu eröffnen geeignet ist — der animalischen Entwicklungen ganz oder doch nahezu im allgemeinen Sinne des Wortes, da wohl wenige psychische wie auch physische Bildungen und Veränderungen sich, auch bei den niedrigsten animalischen Gattungen, ohne einen parallelen Process in den Gefühlsdispositionen und somit auch in den Werthungen vollziehen dürften [1]) — welch letztere natürlich bei einfacher psychischer Organisation entsprechend einfachere und gröbere Formen annehmen.

Es ist nicht der Zweck dieser Abhandlung, und dürfte überhaupt bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ein verfrühtes Unterfangen sein, eine auch nur einigermaassen vollständige Darstellung jenes Kampfes und Entwicklungsprocesses zu bieten. Wir müssen uns daran genügen, einige leitende Grundmotive aufgedeckt zu haben, und wollen nun noch — nicht in der Anmaassung zu erklären, sondern nur in der Absicht, zum Zwecke einer zu erhoffenden dereinstigen Erklärung vorderhand zu beschreiben — einige besonders auffällige Typen aus diesem vielstimmigen Concert der mannigfaltigsten Kräfte hervorheben. Hiebei ist es nöthig, zunächst auf ein principielles Problem der Entwicklungslehre im Allgemeinen einzugehen.

Man denkt sich den Fortschritt des Organischen im Kampf ums Dasein gewöhnlich derart, dass nur solche Organe sich durch eine lange Reihe von Generationen ausbilden und vererben können, welche der Selbsterhaltung des Individuums oder der Erhaltung seiner Art irgend einen Vortheil bringen — während die vom Standpunkte der Selbst- und Arterhaltung unzweckmässigen Variationen bald dem Untergange anheimfallen.

Wie scheinbar zuverlässig jener Satz auch durch die

---

[1]) Näheres hierüber Seite 260.

Selectionstheorie deducirt werden kann — er steht doch in vielen Fällen mit der Erfahrung in offenem Widerspruch. Die bisher angeführten überindividualistischen Werthungen zwar dürfen nicht als Gegeninstanzen namhaft gemacht werden, da sie, wenn auch nicht der leiblichen Nachkommenschaft der werthenden Individuen, doch — wie etwa die christliche Nächstenliebe — ihrer Gattung förderlich sind. Dagegen finden wir bei zahlreichen Thierarten besonders auffällige, typische, constant sich vererbende Organbildungen, deren Tauglichkeit zur Selbst- und Arterhaltung sich in keiner Weise einsehen lässt. Das Geweih etwa der Rehe und Hirsche könnte diesen im Kampf ums Dasein wohl frommen, wenn sie sich dessen zur Vertheidigung gegen ihre Angreifer bedienten. Dies ist jedoch nicht oder doch so selten der Fall, dass die Entstehung eines so anspruchsvollen Organes wie des alljährlich sich erneuernden Geweihes unmöglich hieraus erklärt werden kann. Auch besitzt bei Rehen und Hirschen nur das Männchen Geweihe, während zur Abwehr der Angreifer das Weibchen ihrer bei der Vertheidigung der Jungen viel dringender bedürfte; und ausserdem verliert mindestens der Rehbock sein Geweih gerade zu Eingang des Winters, jener Jahreszeit, in der er der Verfolgung durch seine Feinde am meisten ausgesetzt ist. Im Uebrigen aber ist das Geweih ein vollkommen nutzloses Organ, welches den Hirsch sogar beim Durchbrechen von Dickichten etwa auf der Flucht vor seinen Angreifern erheblich behindert. Anspruchsvoll aber kann man dieses Organ in Bezug auf die Assimilationsfähigkeit — nach unserer Bezeichnung Lebenskraft — welche es erfordert, wohl nennen, wenn man bedenkt, dass die oft viele Pfund wiegende knochenähnliche Masse alljährlich in regelmässig sich verändernden Formen neu erzeugt wird durch ein complicirtes System von Blutgefässen und Nerven, welches, mit einer behaarten Haut überzogen, in kurzer Zeit an den Stirnzapfen des Schädels emporwächst, um jene feste, unempfindliche und leblose Knochensubstanz, das Geweih, abzulagern, und dann eben so rasch wieder abzusterben. Wir haben also hier einen augenscheinlichen und bedeutenden Con-

sum von Lebenskraft, welcher auf eine für die Tauglichkeit im Kampf ums Dasein vollkommen irrelevante Art verwendet wird. Man weist nun freilich darauf hin, dass die männlichen Rehe und Hirsche mit den Geweihen einander gegenseitig bekämpfen, um sich die Weibchen zur Begattung zu gewinnen, und dass somit doch das Geweih zwar nicht seine Vortheile zur Erhaltung der Species Reh und Hirsch als solcher, wohl aber zur Fortpflanzung des einen bestimmten, mit dem grössten Geweih ausgestatteten und daher über seine Nebenbuhler siegenden Männchens mit sich bringe. Allein durch diese Betrachtung wird der Fragepunkt nur verschoben. Denn offenbar sind auch andere Kampfarten zwischen den Männchen möglich, als die mittelst des im Uebrigen vollkommen unnützen Geweihes. Es hätte sich ebensogut durch Selection eine Kampfart ausbilden können, bei welcher die Männchen vermöge solcher Organe oder Eigenschaften zum Siege gekommen wären, welche sie und ihre Nachkommen auch anderweitig im Kampf ums Dasein gefördert hätten. Wenn nicht die Ausbildung der Geweihe direct, so beruhen doch bei Rehen und Hirschen diejenigen Triebe und Neigungen auf einem zur Selbst- und Arterhaltung untauglichen Consum von Lebenskraft, welche die Männchen zur Brunftzeit zum Geweihkampfe antreiben, und die Weibchen bestimmen, sich dem Sieger im Geweihkampfe hinzugeben. Der Constatirung eines durch die Selectionstheorie nicht zu erklärenden Consumes von Lebenskraft ist auf keine Weise zu entgehen. — Und was an dem dargelegten Beispiel besonders auffällig wird, lässt sich, einmal principiell erfasst, allenthalben im Thier- (und wohl auch im Pflanzen-) Reiche nachweisen. Der farbenprächtige Pfauenschweif, der geschwellte Hahnenkamm, der penetrante Moschusduft brünftiger Ziegenböcke und Büffel, die extravaganten und phantastischen Formen vieler Insekten und Fischarten, wie sie nimmermehr aus der blossen Anpassung an die Umgebung zu erklären sind — alles dieses deutet auf einen Consum von Lebenskraft hin, welcher vom Standpunkte der Selbst- und Arterhaltung aus als Luxus bezeichnet werden muss und vielmehr aus freien ästhetischen Bedürfnissen wie aus

dem Zwange der Nützlichkeitsforderungen hervorgegangen zu sein scheint.

Was wir empirisch hiebei festzustellen haben, ist dies: dass die Lebenskraft den einzelnen Arten nicht nur in dem knappen, für ihre Erhaltung unbedingt nöthigen Maass zugemessen ist, sondern dass den meisten Arten (mindestens den unter günstigen Bedingungen lebenden) von der Natur, welche nicht wie ein knausriger Zahlmeister, sondern wie eine frei spendende Göttin sich verhielt, ein Ueberschuss an Lebenskraft zu Theil ward, deren Verbrauch auch nach anderen als nach den durch die Selectionstheorie aus dem Kampf ums Dasein deducirten Principien erfolgen kann. Allerdings kann auch dieser Ueberschuss bei der einen oder anderen Art für den Kampf ums Dasein förderliche Organe hervorbringen und dadurch denjenigen Arten, welche ihn für Luxusorgane verbrauchen, verhängnissvoll werden — wie wir dies etwa gegenüber den Geweihthieren an der Menschenspecies beobachten können, welche ihren Ueberschuss an Lebenskraft nicht wie diese zur alljährlichen Hervortreibung eines unnützen Knochengerüstes aus der Schädeldecke, sondern zur Einbildung einer im Kampf ums Dasein höchst förderlichen Masse von Nervensubstanz in die Schädeldecke verwendet. So bestätigt sich denn in dem allmäligen Verdrängtwerden der Geweihthiere durch den Menschen allerdings doch wieder das Gesetz, dass die für den Kampf ums Dasein tauglicheren Variationen schliesslich den Sieg behalten. Dies ändert aber nichts an der Thatsache, dass trotz jenes Gesetzes und des stets fortdauernden Kampfes ums Dasein die Species der Rehe und Hirsche mit ihren im Sinne des Verbrauches von Lebenskraft anspruchsvollen Luxusorganen durch Jahrtausende sich erhalten hat und noch forterhält. Wenn also auch die Selection der für den Kampf ums Dasein zweckmässiger organisirten Variationen im grossen Ganzen sich bestätigt, so wird dadurch doch nicht gehindert, dass auch unzweckmässige Neugestaltungen sich bis zur Ausprägung bestimmter Arten mit feststehendem Typus bilden und in vieltausendjährigem Fortbestande vererben. Der

Selectionsprocess und die Ausscheidung des Unzweckmässigen vollzieht sich nicht an Individuen und in Zeiträumen, welche der individuellen Lebensdauer entsprechen, sondern in viel weiteren Grenzen der Genauigkeit, an Arten statt an Individuen, und in Zeiträumen, welche auch manchen untauglichen Neubildungen eine Lebensfrist weit über die Dauer etwa der überblickbaren Menschheitsgeschichte gewähren.

Der Entwicklungsgang des animalischen Lebens (und wohl auch des vegetativen) vollzieht sich nicht in der Weise, dass alles für die Selbst- und Arterhaltung Unzweckmässige, was sich in Folge der allgemeinen Variationsfähigkeit bildet, schon vermöge der eigenen Untüchtigkeit dem Untergange verfällt — sondern so, dass ein frei gestaltender (gleichsam phantasirender) Ueberschuss an Lebenskraft zunächst die mannigfachsten aus dem Kampf ums Dasein in keiner Weise zu erklärenden Neubildungen hervortreibt, und erst dann, wenn unter diesen Neubildungen (zufällig oder vermöge uns unbekannter Ursachen) eine entsteht, welche für ihre Art einen neuen Vortheil im Kampf ums Dasein mit sich bringt, diese über die Arten mit blossen Luxusgebilden die Oberhand gewinnt, um sie möglicher Weise endlich ganz zu verdrängen.

Man kann mit Bezug hierauf alle animalischen Theilbildungen (im Sinne nicht einzelner Individuen, sondern einzelner rein physischer oder psychophysischer Organe oder Organeigenschaften gedacht) zunächst in zwei Gruppen sondern: in Theilbildungen, welche zur Selbst- und Arterhaltung nöthig sind, und in solche, welche jenem frei gestaltenden Ueberschuss an Lebenskraft entspringen. Diese letzteren können nun wieder verschiedene Formen annehmen. Der Ueberschuss an Lebenskraft kann erstlich (wie etwa bei den Geweihthieren) zur Erzeugung stereotyper Luxusorgane verwendet und aufgebraucht werden, so dass sich eine Species mit starrem Charakter bildet, welche keine frei schöpfende Entwicklungsfähigkeit mehr, wohl aber die Fähigkeit der Selbsterhaltung und — bis zu gewissem Grade — der Anpassung an veränderte Lebensbedingungen besitzt, und so lange unbewegt fortdauert, als ihre äusseren

Lebensbedingungen sich gleich bleiben, und sie nicht durch eine zweckmässiger organisirte, neu aufstrebende Art verdrängt wird. Der Ueberschuss an Lebenskraft kann zweitens (wie dies bei der Erzeugung des Abstractionsvermögens in animalischen Wesen einst der Fall war) zu Neubildungen verwendet werden, welche die betreffende Art im Kampf ums Dasein fördern, ihr daher diesen Kampf erleichtern, hiedurch einen neuen Ueberschuss an Lebenskraft frei machen, und so die Verheissung einer sicheren — oder mindestens den Ausblick auf eine mögliche Reihe unbegrenzter Neubildungen eröffnen. Der Ueberschuss an Lebenskraft kann drittens (wie etwa bei dem Umsichgreifen wollüstiger Neigungen in übercultivirten Völkern) zu Neubildungen veranlasst werden, welche ihn nicht nur (wie etwa bei Rehen und Hirschen durch die Geweihbildung) vollständig consumiren, sondern auch auf dasjenige Maass von Lebenskraft übergreifen und es theilweise in Beschlag nehmen, welches zur Hervorbringung der bei der Selbst- und Arterhaltung nöthigen Bildungen erforderlich ist, und so einen Degenerationsprocess einleiten, welcher mit dem Untergange der betreffenden Art seinen Abschluss findet.

Wir unterscheiden somit unter sämmtlichen animalischen (und wohl überhaupt organischen) Theilbildungen vier Typen: 1. den Typus der Erhaltung (nämlich der für Selbst- und Arterhaltung nöthigen Bildungen, wie bei den Säugethieren etwa Lunge und Herz), 2. den Typus der Entwicklung (wie bei der Bildung des Abstractionsvermögens), 3. den Typus der Erstarrung (wie etwa die Geweihbildung bei Rehen und Hirschen), 4. den Typus der Entartung (wie etwa die Bildung der ausschweifenden Neigungen bei den herrschenden Geschlechtern des Römerreichs zur Kaiserzeit). Die drei letzten Typen schöpfen aus jenem Ueberschuss an Lebenskraft, welchen wir empirisch für viele animalische Arten constatiren konnten. Erwähnt muss nur noch werden, dass die Unterscheidung zwischen jenem Ueberschuss und dem nothwendigen Maass an Lebenskraft als Relationsfundament einen bestimmten Artcharakter voraussetzt, so dass beispielsweise die

Ausbildung des Abstractionsvermögens, welche vom Standpunkte derjenigen Art, von der aus sie erfolgte, als unter den Typus der Entwicklung fallend zu betrachten ist, vom Standpunkte der auf diese Weise neugebildeten Art aus unter den Typus der Erhaltung zu subsumiren wäre. Die begriffliche Klarheit jener vier Typen fordert also immer die Zugrundelegung eines bestimmten Artcharakters.

Um nun die Ergebnisse dieser allgemeinen Betrachtung auf unser specielles Gebiet zu übertragen, soll nochmals auf die schon erwähnte hohe Bedeutung der Werthungen für die animalische Entwicklung überhaupt hingewiesen werden. Neue Bildungen auf animalischem Gebiete vollziehen sich nämlich zumeist in causaler Verknüpfung mit bestimmten Werthungen, indem sie durch Anpassung bei der Erstrebung gewisser Zwecke eingeleitet werden, oder, wenn sie sich als Ergebniss der freien Variationsfähigkeit einstellen, dann doch bei der Zuchtwahl von den betreffenden Individuen gewerthet werden müssen, um sich zu vererben und hiebei oft noch weiter auszubilden. Auch ist die Form, in welcher die Entwicklungsansätze neuer Fähigkeiten sich psychisch darstellen, oft ein lebhaftes Begehren nach der betreffenden Art der Bethätigung, so dass jenes Begehren — und somit auch die ihm zu Grunde liegende Werthung — bisweilen sogar als Ursache der Entwicklung angesehen wird, wie etwa in dem populären Satze, dass der Sehnsucht Flügel wachsen. Muss dies heute auch noch wissenschaftlich dahingestellt bleiben, so erhellt doch aus dem Gesagten genugsam jene hohe Bedeutung der Werthungen.

Indem wir uns nun der Beziehung dieser letzteren zu den von ihnen eingeleiteten Zielfolgen bewusst bleiben, statuiren wir durch die Unterscheidung der vier Typen von Zielfolgen der Erhaltung, der Entwicklung, der Erstarrung und der Entartung (deren Definition sich aus den allgemeinen Bestimmungen über jene Typen von selbst ergibt) eine vermittelte Eintheilung auch der Werthungen — je nachdem nämlich ihr Zweckglied in einer Zielfolge der einen oder der anderen Kategorie zu liegen kommt. Mit dieser Eintheilung

soll — wie gesagt — keine Erklärung gegeben, sondern nur das Schema zu einer natürlichen Gruppirung der Erscheinungen geboten werden. Immerhin aber dürfte dies den Blick für die Erkenntniss des Thatsächlichen schärfen, und die Betrachtung der grossen Motive der Menschheitsgeschichte unter dem Gesichtspunkte jener vier Grundtypen manche verborgene Analogie aufdecken, manche fruchtbare Zusammenfassung des scheinbar Verschiedenartigsten veranlassen. Hiebei wird man zunächst gewahren, dass alle jene Typen in der menschlichen Entwicklung ihre Ausprägung finden, dass also die Species Mensch — mit Ausnahme ihrer unter den ungünstigsten Lebensbedingungen, im arctischen und tropischen Klima lebenden Abarten — jenen Ueberschuss an Lebenskraft thatsächlich besitzt, welcher frei gestaltend nach den Richtungen der Entwicklung, der Erstarrung und der Entartung hin die mannigfaltigsten Gebilde hervortreibt. Man wird etwa die theokratischen Neigungen des Orientes mit ihrem Einleiten jenes Ueberschusses an lebenzeugender Kraft in stereotype Formen religiöser Begeisterung als Tendenzen zur Erstarrung begreifen lernen; man wird das Charakteristische des Degenerationsprocesses, jenes Umsichgreifen der Werthung entkräftender Nervenreize, in allen Perioden des Niederganges wiedererkennen und für seine Symptome ein waches Auge gewinnen; man wird mit Staunen ersehen, wie die Typen der Entwicklung, in den unscheinbarsten Keimen ansetzend, mit sieghafter Triebkraft sich ausgestalten und selbst die ehrwürdigsten Grundsäulen einer erstarrenden Cultur erschüttern und zu Falle bringen. Und nur jene eine genetische Erkenntniss, dass die Typen der Erstarrung in sich selbst keinerlei Motive des Niederganges bergen, sondern im Zustande des Gleichgewichtes aller widerstrebenden Tendenzen ihr Leben fortspinnen, bis — zufällig oder aus uns unbekannten Ursachen — der Dämon der Entwicklung eine mächtig um sich greifende Neubildung zeugt, und dem vieltausendjährigen Bestande ein jähes Ende bereitet — eine Erkenntniss, welche selbst nicht viel mehr als die systematische Einkleidung eines Räthsels darstellt — lehrt uns dennoch das Schicksal aller jener

menschlichen und thierischen Sonderbildungen, welche gegenwärtig in allen Zonen dem Andrängen unserer neuesten Culturformen erliegen, unter einem hohen Gesichtspunkt zusammenfassen.

Mit diesem Hinweis auf eine durch die Anwendung jener vier Grundtypen zu ermöglichende biologische Auffassung der Culturgeschichte wollen wir den summarischen Ueberblick über die Formen des Kampfes ums Dasein, und hiemit auch die Darstellung der Hauptmotive für die Bewegeng der Eigenwerthe (und -unwerthe) beschliessen.

Die Motive der Werthbildung durch Ueber- und Einordnung nach dem Princip der Annäherung des Zweckgliedes an das Erhaltungsglied, ferner der Werthbildung durch Ableitung und das correlative Ersterben entfrommter Werthungen — sämmtlich in ihrer Wirksamkeit gefördert durch die Möglichkeit directer Beeinflussung zwischen Mensch und Mensch und psychischer Fortpflanzung — sollen im Rückblick noch einmal als die machtvollsten Tendenzen aus dem vielverschlungenen Getriebe herausgehoben und festgehalten werden.

Hiernach erübrigte noch, unserer anfänglichen Disposition zufolge, eine ähnliche Betrachtung der Veränderungstendenzen bei den Wirkungswerthen. Diesbezüglich sind indessen wenig neue Einsichten zu gewinnen. Zunächst ist einleuchtend, dass jede Veränderung auf dem Gebiete der Eigenwerthe und -unwerthe eine parallele Veränderung auch auf demjenigen der Wirkungswerthe und -unwerthe bedingt, so dass alles bisher Gesagte und Dargestellte auch für die Bewegung der Wirkungswerthe seine — entsprechend zu übertragende — Gültigkeit besitzt. Hiezu treten jedoch noch die schon mehrfach erwähnten Modificationen durch den Wandel menschlicher Ueberzeugungen und Kunstfertigkeiten, sowie durch die Veränderung der Verhältnisse in der Aussenwelt. Um indess hier Gesetzmässigkeiten aufzudecken, wäre die Durchforschung der disparatesten Gebiete nöthig, welche noch nie unter dem Gesichtspunkte einer Theorie der Werthbewegung

zusammengefasst wurden, und die auch wir nicht in den Kreis dieser Untersuchungen einbeziehen können. Wir anerkennen hiemit allerdings eine Lücke in unseren Darlegungen, deren Bedeutung man erst dann vollkommen ermisst, wenn man bedenkt, dass ja vermöge der Werthableitung die Veränderungen der Wirkungswerthe entsprechende Veränderungen auch der Eigenwerthe zur Folge haben können, so dass die Unvollständigkeit der Darstellung auch diese letzteren mit betrifft.

Das Getriebe der Werthbewegung stellt sich somit als ein ungemein complicirtes System der vielfältigsten Wirkungen und Gegenwirkungen dar, ... wo ein Tritt tausend Fäden regt . . . . ein Schlag tausend Verbindungen schlägt . . . . , so dass es kaum als möglich erscheint, selbst bei der Voraussetzung einer weitgehenden Vertiefung unserer Kenntnisse und Steigerung unserer intellectuellen Fähigkeiten die Wirkungen einer beliebigen Veränderung mit annähernder Bestimmtheit und Vollständigkeit zu ermessen, oder gar den Gang der Entwicklung für fernere Zukunft vorauszusagen. Denn wie die Veränderung in den Wirkungswerthen durch Ableitung neue Eigenwerthe schafft, und diese, indem sie neue menschliche Bestrebungen hervorrufen, die Beziehungen von Menschen zu Mensch, und somit für das einzelne werthende Individuum die Verhältnisse der umgebenden Aussenwelt umwandeln, um hiedurch wieder eine neue Bewegung der Wirkungswerthe einzuleiten — so würde eine weitere Vermehrung unserer Kenntnisse und Steigerung unserer intellectuellen Fähigkeiten auch eine entsprechende Complication aller unserer Institutionen zur Folge haben, so dass dem höheren Intellect ein gleichmässig differenzirterer Organismus als Forschungsobject gegenüberstünde, und das Verhältniss nicht wesentlich geändert wäre.

Selbst der Physiker vermag den Flug des vom Bogen abgeschnellten Pfeiles nicht mit Sicherheit zu bestimmen, obgleich er die Wirkungsweise aller hiebei thätigen Kräfte genau kennt; besser leitet oft der auf Grund langer Uebung erworbene Instinct des Schützen. Der beste Schütze wäre jedoch unstreitig der, welcher mit jenem Instinct die Einsicht des Physikers ver-

bände, um jenen an diesem gleichsam gross zu ziehen und zu corrigiren. So können auch unsere allgemeinen Darlegungen — welche nicht im entferntesten denen des Physikers an die Seite gestellt sein wollen — nur ordnende Anweisungen für eine Betrachtung des concreten Werthgetriebes abgeben, in welchem wir — als lebende und fühlende, hoffende und begehrende Wesen mit all unserem Hangen und Bangen, mit aller Wonne und allem Schmerz selbst eingeschlossen — andere bewegen, und von ihnen bewegt werden.

Ein Wahrscheinlichkeitsschluss jedoch auf die Richtung der künftigen Entwicklung ist auch uns auf Grund noch so unvollkommener Einsichten gestattet.

Viele Anzeichen sprechen dafür, dass die menschliche Entwicklung gegenwärtig einer immer höheren Ausbildung der intellectuellen Fähigkeiten zustrebt und wohl auch noch lange zustreben wird. Ganz abgesehen hievon aber lässt sich einsehen, dass auch bei gleichbleibendem intellectuellem Vermögen der Mensch einer steten Vermehrung seiner Kenntnisse, Vervollkommnung seiner Technik und Ausbildung seiner Naturbeherrschung entgegengeht — zufolge der durch Wort, Schrift und Abstractionsfähigkeit ermöglichten Ueberlieferung der Forschungsergebnisse an die Nachkommen. Da nun die menschliche Gesellschaft mit allen ihren durch die wachsende Naturbeherrschung stets veränderten Institutionen für jedes werthende Individuum mit zur Aussenwelt zählt, so ergibt sich, dass der Mensch selbst ohne Steigerung seiner intellectuellen Kräfte und ohne äussere Naturveränderungen, welche, wie etwa Wandel des Klimas, neue Anpassungen erfordern würden, schon vermöge seiner jetzt bestehenden Fähigkeiten sich selbst die äusseren Lebensbedingungen stetig verwandelt und so einem Veränderungsprocess entgegengeht, welcher nur durch Rückgang in der Lebenskraft überhaupt, oder doch Verminderung des nach dem Typus der Erhaltung verwendeten Maasses derselben, zum Stillstand gebracht werden könnte. (Wo ein solcher Stillstand thatsächlich eingetreten ist, wie bei den Chinesen, stehen wir auch nicht an, einen jener Gründe zur Erklärung heran-

zuziehen. Niemand wird leugnen, dass die Begründer der chinesischen Cultur ein höheres Maass von Intelligenz bethätigten, als ihre Nachkommen, welche sich darauf beschränken, das überlieferte Erbe unverändert und unvermehrt sich zu erhalten, und ihren Ueberschuss an Lebenskraft im entnervenden Opiumrausch oder durch Sexualgenüsse vergeuden, von deren Folgen sie sich im habituellen Kindermord entledigen.) Das Charakteristische jenes Veränderungsprocesses (welcher einen steten Wechsel auch der Lebensgewohnheiten in Folge der sich verändernden Technik und darum stete Bewegung auch der Eigenwerthe durch Ableitung und Entfrommung bedingt) ist die Anhäufung eines immer grösseren Kapitales von überkommenem Wissen und die hieraus für das Einzelindividuum sich ergebende Nöthigung einer immer gedrängteren Aneignung des Ueberkommenen, d. h. also einer gesteigerten Abstraction. Sollte somit die intellectuelle Kraft des Menschen auch im Ganzen nicht fortschreiten, sondern gleich bleiben, so müsste sich doch bei wachsender Naturerkenntniss die Abstractionsfähigkeit — wenn nöthig auf Kosten der übrigen Fähigkeiten — steigern. Und dies kann mit um so grösserer Bestimmtheit vorausgesagt werden, als auch abgesehen von den dargelegten Verhältnissen die Entwicklung überhaupt nach einer Steigerung des Intellectes hinzustreben scheint.

Mit diesem Ergebniss möge noch die folgende Erwägung zusammengehalten werden: Wenn es wahr ist, dass die Entwicklung des animalischen Lebens nach einer bestimmten Richtung erfolgt, oder gar nach einem bestimmten Ziele strebt (was wir nicht wissen können, wofür aber manche Anzeichen sprechen), so ist offenbar der wesentliche Kern der Erhaltungsglieder der einzelnen Werthungen ihre Wirksamkeit nach jener Richtung oder nach jenem Ziele hin. Die — durch die vorausgesetzte Steigerung der Abstractionsfähigkeit und Zunahme der Naturerkenntniss bedingte — Werthbewegung nach dem wesentlichen Kern der Erhaltungsglieder wird daher im ersten Fall einen stetigen Abstractionsprocess in den gewertheten Objecten (eine Wertheinordnung) bis zum vollkommenen Bewusstwerden

jener Richtung der Entwicklung, oder wenn dies nicht möglich sein sollte, in steter Annäherung an dieselbe darstellen — im zweiten Fall hiezu noch eine stete Werthüberordnung nach jenem Ziel der Entwicklung hin — da das Hinstreben nach einem Ziel nicht wohl ohne Werthung des Zieles selbst gewerthet werden kann [1]).

Das heisst also: — Wenn unsere intellectuelle Kraft nicht abnimmt und die Entwicklung des Animalischen eine bestimmte Richtung einhält, so gehen wir dem Loose entgegen, unseren eigenen Entwicklungsgang immer klarer zu erkennen und ausschliesslicher und entschiedener zu werthen. Was dies zu bedeuten hat, kann man sich an einem drastischen Beispiel vergegenwärtigen: Wir kennen den Bienen- und Ameisenstaat mit seiner complicirten Verfassung und den vielen zweckdienlichen Institutionen, welche den Anschein haben, als hätte eine organisirende Intelligenz von hoher Ausbildung, mit weitausschauendem Zweckbewusstsein und einer unserer menschlichen vollkommen analogen Werthung des Allgemeinwohles dies alles so geordnet. Dennoch zeigt es sich bei näherer Beobachtung, dass die Einzelindividuen jener staatlichen Gemeinschaften auf Grund zahlreicher niedriger Einzelimpulse handeln und von der hohen Zweckdienlichkeit ihres eigenen Gebahrens kein Bewusstsein besitzen. — Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, dass wir Menschen uns gegenwärtig in einer analogen Lage befinden. Dann werden unsere Nachkommen dahin gelangen, so wie wir in den Ameisenstaat, in unsere Institutionen hineinzublicken — mit dem Bewusstsein und der Werthung von Zielen, in deren Dienste wir gegenwärtig wirken, ohne sie zu kennen.

[1]) Vergleiche hiemit Seite 252.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Chr. Ehrenfels.

Anzeigen.

Jerusalem, Wilhelm, Prof. Dr., Laura Bridgman. Erziehung einer Taubstumm-Blinden. Eine psychologische Studie. Zweiter unveränderter Abdruck. Wien, A. Pichler's Wittwe & Sohn. 1891.

Da das amerikanische Journal of Psychology mit DONALDSON's Aufsatz über den Hirnbefund von LAURA BRIDGMAN Wenigen zugänglich sein wird und dort die Schilderung der geistigen Entwicklungsgeschichte dieser Taubstummblinden nur kurz gefasst ist, erscheint angezeigt, aufmerksam zu machen auf JERUSALEM's Studie.

Sie gibt in ziemlicher Ausführlichkeit die Lebensgeschichte des merkwürdigen Falles, besonders auch lehrreiche Beispiele von Aussagen und schriftlichen Aufzeichnungen. Eingehend ist dargestellt, wie LAURA einerseits Affectlaute als Rufe verwenden lernte, andrerseits von den Affectlauten aus etwa sechzig Laute erfand, die sie verwandte, um verschiedene Personen zu bezeichnen, besonders, wenn sie ihrer liebevoll gedachte. Das war also ein kleiner Schatz von ihr eigenthümlichen Lautworten. Im Uebrigen bildeten die Tastempfindungen die wesentliche Grundlage ihrer Sprache und ihres Wissens.

Bis zum achten Jahre empfand LAURA nicht bloss Eindrücke von grossen glänzenden Gegenständen, sondern am rechten Auge auch rothe Farben. Aus dieser Thatsache wird erklärt, dass sie in späteren Jahren überhaupt mit dem Begriffe roth einen Eindruck verband. Es war ein unangenehmer, möglicher Weise,

weil „der Gegenstand, den sie in der Hand hatte, als man ihr zuerst etwas von rother Farbe sagte, rauh und für den Tastsinn unangenehm gewesen sein mag".

Zürich. J. Seitz.

Morin, Ch., Dr., Structure anatomique et nature des individualités du système nerveux (Anses réflexes physio-psychiques). Contribution à la philosophie nouvelle *πᾶν αἴσθησις*. Mécanisme du système nerveux. Paris. Félix Alcan. 1892. Prix 4 frcs.

Die periphersten Epithelzellen stehen in Verbindung mit unterliegenden und benachbarten epithelialen Zellen, dann mit weiteren Zellenreihen, welche, Empfindungsnerven genannt, sich erstrecken bis in den Rückenmarkscanal und die Schädelkapsel und von da wieder in neuen Zellreihen, Bewegungsnerven, an die Peripherie zurückkehren. Im Schädelwirbelcanal sind zwischen diese Ketten neue Zellreihen eingeflochten, Verknüpfungsfasern; ihre Massenhaftigkeit bedingt die Gestalt der Nervencentren. An die Fibrillen der Bewegungsnerven legen sich die Muskelfibrillen an, nichts Anderes als eine eigenthümlich gestaltete Vermehrung der ersteren. Das ist also ein grosser Bogen, den man als eine einfache Fortsetzung der Epithelzellen durch die einwärts leitenden Nerven, Rückenmark, Hirn, und die auswärts leitenden Nerven ansehen kann.

Die Bewegung der Aussenwelt geht auf diesem Bogen einwärts, und kehrt wieder, theils gespeichert, theils verschoben, zurück auf andere Theile der Oberfläche und wird da wieder wirksam auf die Aussenwelt.

Was auf diesem Bogen als Bewegung vorgeht, ist objectiv, als Gegenstand betrachtet, physisch, Körperbewegung; subjectiv, als Eigenes empfunden, ist es psychisch, Bewusstseinsbewegung. Man kann den Bogen also den physio-psychischen Bogen, die Bewegungen physio-psychische Bewegungen heissen. Die einzelnen Zellen, aus welchen der Bogen sich zusammensetzt, wären die Individuen des Nervensystems.

Die Bewegungen, welche auf dem allgemeinen Bogen der Körper-Bewusstseinsbewegung verlaufen, treten nun in verschiedenster Weise in Beziehung zu einander. Sie können einfach in der allgemeinen Richtung des ganzen Bogens ablaufen oder sie durchschreiten nur einen Theil desselben. Sie können andere Bewegungen anregen. Sie können selber Anregung er-

fahren. Sie können bloss soweit gehen, dass sie nicht äussere Bewegung auslösen, sondern nur Innenarbeit thun. Es handelt sich immer um das im Wesen Gleiche und Einzige, die einheitliche Körper-Bewusstseinsbewegung, wenn man sie auch gemäss diesen einzelnen Abstufungen der Vorgänge mit entsprechenden Worten bezeichnet, als Empfindung, Aufmerksamkeit, Gedanke, Wille. In den vielfältigsten Verknüpfungen gehen nun diese physio-psychischen Bewegungen vor sich. Bald wird das Spiel heftiger Bewegungen erleichtert, bald deren Gewalt herabgestimmt, bald ist der Ablauf der schwachen Bewegungen gefördert und ihnen Kraft zugeführt. Widerstreit, Zusammengehen und Ausgleichung streben einem Ziel entgegen: Einheit in der Verschiedenheit.

In der Stammesentwickelung der Wesen kommt die zunehmende Fülle der psychischen Verknüpfungen zu Stande. Auch das höchstentwickelte Wesen ist an seinem Anfange das allereinfachste, eine einzige Zelle, eine kleine Anhäufung physio-psychischer Bewegung. Diese Vereinigung vermehrt sich, dank ihres inneren Baues, immerfort und erzeugt von Stufe zu Stufe höher ausgebildete Wesen. Die Bogen nehmen stetig zu an Zahl, an Vermögen, an Vielfachheit der Verbindungen. Die höchste Stufe ist auf unserm Planeten beim Menschen erreicht. Die Fülle von Verknüpfungen in der physio-psychischen Bewegung ist in ununterbrochenem Wachsen begriffen, dank der Sprache. Die Sprache verbindet die verschiedenen psychischen Systeme des Menschen; erhöht ihre Leistungsfähigkeit; hält die neuen psychischen Errungenschaften fest; führt weitere Verknüpfungen herbei, indem sie einzelne Gruppen psychischer Bewegung absondert, dadurch deren Anknüpfungspunkte vermehrt, und so nach allen Seiten rasches Wachsthum ihrer Beziehungen ermöglicht.

Dieser Gedankengang findet im Einzelnen Begründung; und 140 schematische Abbildungen über Gewebebau, Entwickelungsgeschichte, Kerntheilung und Anderes kommen dem Verständniss desselben zu Hülfe.

Zürich. J. Seitz.

Selbstanzeigen.

Busse, Dr. L., Streifzüge durch die japanische ethische Litteratur der Gegenwart. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens zu Tokyo, herausgegeben von dem Vorstande. Heft 50. Berlin, Asher & Co. 6 Mark.

Der Verfasser, der 6 Jahre als Prof. der Philosophie an der Kaiserl. Jap. Universität zu Tokyo thätig war, versucht in diesen „Streifzügen" den augenblicklichen Stand der jap. eth. Litteratur zu skizziren. Die Arbeit zerfällt in eine Einleitung, welche die historischen Bedingungen des gegenwärtigen Zustandes kurz darlegt, und 4 Theile, von denen der erste die Bestrebungen, den Buddhismus durch wissenschaftliche Bearbeitung seines ethischen Gehalts neu zu beleben, sowie die Versuche behandelt, ihn zu einem philosophischen pantheistischen System umzubilden (Reform-Buddhismus). Der zweite Theil beleuchtet die seit einigen Jahren immer deutlicher hervortretenden nativistischen Bestrebungen, die auf Herstellung einer nationalen, auf confucianische und insbesondere altjapanische, in der Shintolehre enthaltene Moralprincipien zurückgreifenden Sittenlehre abzielen, und deren Verhältniss zum Shintoismus, Confucianismus, Buddhismus und Christenthum. Der dritte Theil beschäftigt sich mit der christlichen ethischen Literatur in Japan, mit besonderer Hervorhebung des Haupthindernisses für das Vordringen des Christenthums in Japan, nämlich des unversöhnlichen Gegensatzes, der zwischen dem monotheistischen Christenthum mit seiner auf Gott als höchsten sittlichen Autorität zurückgehenden Sittenlehre und dem altjapanischen, noch heute als politisches Dogma zu Recht bestehenden Loyalitätsprincip, das dem Mikado als Abkömmling der Sonnengöttin unbedingte Verehrung und Gehorsam zu erzeigen gebietet, besteht. Die Stellung der stimmführenden jap. christl. Publicisten zu dieser Frage wird an einigen Beispielen erörtert. Der vierte Theil endlich behandelt die unter dem Einfluss der Naturwissenschaft, der Spencer-Darwin'schen Lehren, des Christenthums und des philosophischen Intuitionismus gemachten Versuche, eine unabhängige philosophische Ethik zu begründen. Angefügt sind der Arbeit zwei Tabellen, welche einen Ueberblick über die wichtigsten in Betracht kommenden jap. Zeitschriften und die hervorragenden Führer und Autoren und ihre Publicationen geben.

Dippe, Alfred, Untersuchungen über die Bedeutung der Denkform Idee in der Philosophie und Geschichte. Dissertation, Jena 1892. Specialabdruck, Berlin, Wiegandt & Grieben, 1893. 61 S. gr. 8°.

Die Dissertation ist eine Specialuntersuchung eines Problems, dessen der Verf. schon kurz in seiner Schrift „Das Geschichtsstudium mit seinen Zielen und Fragen“ Erwähnung gethan hat. Er verfolgt zuerst die Entwickelung der Bedeutung des Wortes Idee in der Philosophie und gelangt zur Unterscheidung einer antik-objectiven (Plato, Neuplatonismus, Patristik, Scholastik), einer modern-subjectiven (Descartes, Spinoza, Locke, Leibniz u. a.) und einer zwischen diesen beiden vermittelnden Fassung der Idee (Kant, die idealistische Philosophie, Herbart, Schopenhauer, v. Hartmann u. a.). — Die historische Idee (W. v. Humboldt, Gervinus, Lazarus, Grupp) ist ein Schössling der Philosophie und weist hauptsächlich auf Kant und die idealistische Philosophie zurück. — Nachdem der Verf. nun das Unhaltbare der früheren Definitionen nachgewiesen zu haben glaubt, definirt er selbst die Idee nicht, wie Kant, als eine über den Begriff hinausgehende höhere Stufe des Denkens, sondern als eine noch nicht begrifflich klare, nämlich als Vorstellung mit Gefühls- und Strebungselement und weist diesen Unterschied von Idee und Begriff auf Grund der Ergebnisse der neueren Psychologie und Logik nach. Schliesslich gruppirt und charakterisirt er die Arten der Ideen als intellectuelle (speculative), ästhetische und praktische (historische).

Williams, C. W., A Review of the Systems of Ethics founded on the Theory of Evolution. Macmillan & Co., London and New York.

The book is both historical and constructive — an attempt to place before the public a digest of the works on Evolutional Ethics by authors whose theories may be said to have reached the completeness of a system, and an attempt to develop an original system. The book is thus divided into two parts. Part I, beginning with the ideas fundamental to Evolutional Ethics advanced by Darwin, Wallace, and Haeckel, proceeds to analyse the works of Spencer, Fiske, Rolph, Barrald, Stephen, Carneri, Höffding, Giżycki, Alexander and Ree. Part II opens with a short analysis of the concepts of evolution, followed by a discussion, under the heading „Intelligence and

«End»", of the extent to which consciousness is diffused in the universe; the discussion involving a criticism of the concepts of Cause and Effect, and an examination of the legitimacy of an application of teleological concepts to the universe as a whole. A positivistic psychological basis having been gained, the book proceeds to a demonstration of the unity of mental functions in the development of Habit by Adaptation and Heredity, and thus to an analysis of the evolution of Conscience in its different forms and degrees. A short review of the history of human morals seeks to exhibit the actuality of the moral evolution, the necessity and law of which have been theoretically established; and finally a chapter of „The Ideal and the Way of its Attainment" endeavors to define some of the general principles necessary to future progress. One of the especial aims of the system is the discovery of a common law uniting human progress with natural process in the rest of the universe; since man is, in fact, a part of nature.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane.

Band 4, Heft 6: Ziem: Das Tapetum lucidum bei Durchleuchtung des Auges. — G. E. Müller: Berichtigung zu Prof. Münsterberg's Beiträgen zur experim. Psychologie, Heft 4. — Litteraturbericht.

Band 5, Heft 1 u. 2: Fr. Hillebrand: Die Stabilität der Raumwerte auf der Netzhaut. — Fr. Brentano: Ueber ein optisches Paradoxon. II. — Versammlungen. — Litteraturbericht.

Zeitschrift für exakte Philosophie.

Band 19, Heft 3: G. Turić: Der Entschluss in dem Willensprocesse. — C. S. Cornelius: Zur Theorie des Hypnotismus. — Chr. A. Thilo: Ueber den Begriff der Causalität bei Plato u. Spinoza. — Besprechungen: Kroman; Scheltwien; G. Engel; Kuntze; Fechner u. Preyer; Simon; v. Lind; K. Fischer.

Heft 4: O. Flügel: Ueber Gefühl und Affect. — O. Flügel: Ueber Ziehen's physiologische Psychologie. — Be-

sprechungen: Mind; Kurella; Morrison; Sergi; Brinkmann; Sully; Binet; Höfler; Meynert; H. Schwarz.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger.

Band 17, Heft 12: E. Lannes: Le mouvement philosophique en Russie: II. La philosophie de Hegel et les cercles politiques. — F. Paulhan: La composition musicale et les lois générales de la psychologie. — Marillier: La Psychologie de W. James (2e article). — Analyses etc.: Renouvier; Weismann; Platt Ball; Sicard; Spuller; Raab.

Band 18, Heft 1: L. Marillier: La Psychologie de W. James (3e article). — Gourd: La Croyance métaphysique. — Couturat: La Beauté plastique. — Analyses etc.: Bourdon; Bourdeau; Séailles; Fonsegrive; de la Hautière; Vattier; Ferreira-Deusdado; Posada; Pico; Masci; Pilo.

Heft 2: P. Janet: L'unité de la philosophie. — J. Combarieu: L'expression objective en musique d'après le langage. — L. Marillier: La Psychologie de W. James (*Fin*). — Analyses etc.: Pillon; Sollier; Deschamps; Hirth; Sully; Lehmann.

Heft 3: B. Bourdon: Recherches sur la succession des phénomènes psychologiques. — G. Danville: L'amour est-il un état pathologique? — Lalande: Sur un effet particulier de l'attention appliquée aux images. — A. Naville: Beauté organique et beauté plastique. — Analyses etc.: Richard; Cherbuliez; Delbœuf; Aulard; Worms; Pioger; Domet de Vorges; Sidgwick; Münsterberg; Vorbrodt; Sante Ferrari; D'Alfonso.

Revue de Métaphysique et de Moral.

Band 1, Heft 1: F. Ravaisson: Métaphysique et morale. — H. Poincaré: Le continu mathématique. — F. Rauh: Essai sur quelques problèmes de philosophie première. — Notes critiques. — Enseignement: La philosophie dans les Facultés de France.

Heft 2: G. Noël: Le mouvement et les arguments de Zénon d'Élée. — V. Delbos: Le problème moral dans la philosophie de Spinoza. — G. Milhaud: Le concept du nombre chez les Pythagoriciens. — Enseignement: C. Mélinand: Le dialogue dans l'enseignement de la philosophie. — Notes critiques.

Mind.

N. S. Heft 5: A. Bain: Biographical notice of G. C. Robertson. — H. R. Marshall: Hedonic Aesthetics. — A.

Bain: The respective spheres and mutual helps of introspection and psycho-physical experiment in psychology. — J. Ward: „Modern" Psychology. — Discussions: On Prof. James' doctrine of simple resemblance: F. H. Bradley; Prof. Bain on pleasure and pain: H. R. Marshall: Names and realities: Alfr. Sidgwick; Prof. Wundt on hypnotism and suggestion: F. W. H. Myers. — Critical notices: Spencer; Bosanquet; Titchener.

The American Journal of Psychology.

Band 5, Heft 2: Wm. L. Bryan: On the development of voluntary motor ability. — J. E. Le Rossignol: The training of animals. — J. Jastrow: On the judgment of angles and positions of lines. — Ch. M. Child: Statistics of „Unconscious cerebration". — Mary W. Calkins: Experimental psychology at Wellesley College. — Psychological literature.

International Journal of Ethics.

Band 3, Heft 2: F. H. Giddings: The ethics of social progress. — Mary E. Case: Did the Romans degenerate? — W. Cunningham: Political economy and practical life. — R. M. Meyer: German character as reflected in the national life and literature. — Book Reviews.

Heft 3: J. S. Mackenzie: The relation between ethics and economics. — Sophie Bryant: Self-development and self-surrender. — B. Bosanquet: The principles and chief dangers of the administration of charity. — Th. Davidson: The ethics of an eternal being. — W. M. Salter: Reform within the limits of existing law. — S. E. Mezes: Freedom: its relation to the proof of determinism. — Discussions: M. S. Gilliland: Are ethics and theology vitally connected? N. Tebbutt: Moral distinctions. — Book Reviews.

Rivista Italiana di Filosofia.

Jahrgang 8, Band 1, Heft 1: A. Faggi: Zenone Cizio e l'origine dello Stoicismo. — L. Ferri: La percezione intellettiva e il concetto. — N. Fornelli: Missione educatrice dell' Università. — G. G. Gizzi: Fattori dell' Arte e cause della sua decadenza odierna. — Bibliografia: Fullerton e Cattel; Federici. — Necrologia: G. Trezza. — Bollettino ped. e filos.: Mariano; Serra-Groppello; Eitle; Avencebrolis; Passamonti; Cicchitti-Suriani; Marchesini; Féré; Bourdeau; Tarde; Lyon; Joyau; Griveau; Tarozzi; Pampirio, *La Minerva.*

Heft 2: E. Passamonti: G. C. Vanini. — F. Bonatelli: Intorno al giudizio negativo. — F. Puglia: Necessità di profondi studi psicologici per lo sviluppo della filosofia del diritto. — N. Fornelli: Missione educatrice dell' Università. — Bibliografia: Schellwien; Tocco. — Bollettino ped. e filos.: Masci; Catalano; Taverni; De Sarlo; Credaro; Ragnisco; Castelli; Baglioni; Gizzi; Marino; F. Ferri; Bobba; Erhardt; Paulhan; Novicow. — Bollettino letterario: P. Bastari.

Bibliographische Mittheilungen.

Ackermann, Geo., Ueb. die Entwickelung v. Wahnideen aus hallucinatorischen Vorgängen. Diss. gr. 8°. (16 S.) Weimar (Rudolstadt, H. Dabis). 60 Pf.

Anzilotti, D., La filosofia del diritto e la sociologia. Firenze. 8°. pagine 228. L. 4.

Aristotele, La Costituzione degli Ateniesi. Testo greco, versione italiana, introduzione e note per cura di C. Ferrini. Milano. p. 176. L. 2.

Aristoxenos v. Tarent, Melik u. Rhytmik d. classischen Hellenismus. 2. Bd. Bericht. Orig.-Text, nebst Prolegomena v. weil. Dr. R. Westphal. Hrsg. v. F. Saran. gr. 8°. (16, CCXL u. 110 S.) Leipzig, A. Abel. M. 20.

Asturaro, A., Gl'ideali del positivismo e della filosofia scientifica; discorso letto nella solenne inaugurazione dell'anno accademico 1891—1892 nell'università di Genova. Genova. 8°. p. 91. 1 L. 50 c.

Aus den Papieren e. unbekannten Denkers. Hrsg. v. der Knoopschen Societät zu Berlin. 8°. (VII, 79 S.) Oldenburg, Schulze. 1 M. 20 Pf.

Baconiana. Edit. by Francis J. Schulte. No. 1. Vol. 1. 8vo. Schulte and Co. (Chicago). S. 1/6.

Baets, Maurice de, Les Bases de la morale et du droit. In-8. (Gand.) 6 fr.

Bastian, Adf., Wie das Volk denkt. Ein Beitrag zur Beantwortg. socialer Fragen auf Grundlage ethn. Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Lex.-8°. (XVIII, 223 S.) Berlin, E. Felber. M. 5.

Bax, E. Belfort, The Problem of Reality: Being Outline Suggestions for a Philosophical Reconstruction. Cr. 8vo, pp. 177. Swan Sonnenschein. S. 2/6.

Bénard, Ch., Platon, sa philosophie, précédée d'un aperçu de sa vie et de ses écrits. In-8. 10 fr.

Bensoni, R., Il sapere empirico: memoria. Palermo. 8°. p. 112. 3 L. 50 c.

Bewer, Max, Gedanken. gr. 8°. (238 S. m. 1 Taf.) Dresden, Druckerei Glöss. M. 2.

Bhagavad Gita, Die. Das Lied v. der Gottheit od. die Lehre vom göttl. Sein. In verständl. Form ins Deutsche übertr. u. m. erläut. Anmerkgn. u. ausgewählten correspondir. Citaten hervorrag. deutscher Mystiker versehen. Von Dr. Frz. Hartmann. 12°. (V, 162 S.) Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1 M. 50 Pf.

Bhikschu, Subhadra, buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre d. Buddha Gótanvo. Nach den heil. Schriften der südl. Buddhisten zum Gebrauche f. Europäer zusammengestellt u. m. Anmerkgn. versehen. 3. Aufl. gr. 8°. (VII, 82 S.) Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 1.

Bibliographie der psycho-physiologischen Litteratur d. J. 1891. [Aus: „Zeitschrift f. Psychologie u. Physiologie d. Sinnesorgane".] gr. 8°. (S. 433—503.) Hamburg, L. Voss. 1 M. 50 Pf.

Bibliothek der Gesamtlitteratur d. In- u. Auslandes. Nr. 652—653. 8°. Halle a./S., O. Hendel. à 25 Pf.

Parerga u. Paralipomena. Kleine philosoph. Schriften v. Arth. Schopenhauer. Hrsg. v. Dr. Herm. Hirt. V. (IV u. S. 93—254.)

Bibliothek, philosophische, od. Sammlg. der Hauptwerke der Philosophie alter u. neuer Zeit. Begründet von J. H. v. Kirchmann. 102. u. 103., 180. u. 181. Hft. gr. 8°. Berlin, Philos.-histor. Verl. Dr. R. Salinger.

102. 103. Imman. Kant's Prolegomena zu e. jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Hrsg. von J. H. v. Kirchmann. 3. Aufl. (VII, 152 S.) M 1.

180. 181. René Descartes' Prinzipien der Philosophie 1. u. 2. Thl. in geometr. Weise begründet durch Benedict Spinoza. Mit e. Anh.: Metaphysische Gedanken d. Letzteren, in welchem sowohl die in dem allgemeinen wie in dem besonderen Theile der Metaphysik vorkomm. schwier. Fragen kurz erklärt werden. Uebers. u. erläutert von J. H. v. Kirchmann. 2. Aufl. (XXVI, 158 S.) M. 1.

Bibliothèque, médicale, publiée sous la direction de J. M. Charcot et G. M. Debove. In-12. 3 fr. 50.

Sollier, P., Les Troubles de la mémoire.

Blissard, W., The Ethic of Usury and Interest: A Study in Inorganic Socialism. Cr. 8vo, pp. viii—194. Swan Sonnenschein. S. 2/6.

Bobba, R., Di alcuni commentarii italiani di Platone. Torino. 8°. p. 82. 1 L. 50 c.

Bonatelli, F., Elementi di psicologia e logica, ad uso dei licei. Padova. 16°. p. 327. L. 2.

Brasch, Dr. **Mor., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie,** zugleich als Repetitorium f. Studirende, Candidaten u. Doctoranden, sowie zum Selbstunterricht. 8°. (XIV, 441 S.) Leipzig, Rossberg. 5 M. 60 Pf.

Bremond, le Dr **Felix, Les Passions et la Santé.** In-12. 2 fr.

Fait partie de la *Petite bibliothèque médicale.*

Brentano, Frz., Ueb. die Zukunft der Philosophie. Mit apologetisch-krit. Berücksicht. der Inaugurationsrede v. Adf. Exner „Ueber polit. Bildung" als Rector der Wiener Universität. gr. 8°. (IX, 75 S.) Wien, A. Hölder. M. 2.

Brugger, Prof. **P. Columban, Die Erhaltung der Energie,** das Grundprinzip der neueren Naturlehre. Progr. gr. 4°. (36 S.) Einsiedeln, Benziger & Co. M. 2.

Bruno, Giordano, Vom Unendlichen, dem All u. den Welten, verdeutscht u. erläutert v. Dr. Ludw. Kuhlenbeck. gr. 8°. (XXXVI, 210 S. m. 2 Taf.) Berlin, H. Lüstenöder. M. 6.

Cartwright, T., Mental Science and Logic for Teachers. Cr. 8vo, pp. 194. Hughes. S. 2/6.

Cavagnari, A., Corso moderno di filosofia del diritto. Vol. II. Padova. 8°. p. 640. L. 10.

Caverni, R., Storia del metodo sperimentale in Italia. Tomo II. Firenze. 8°. p. 567. L. 10.

Chesnel, E., Le Doute suprême. In-12. 3 fr.

Ciani, M., La filosofia del diritto secondo la scuola positiva. Rocca San Casciano. L. —.50.

Commentaria in Aristotelem graeca. Edita consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussicae. Vol. XX. Lex.-8°. Berlin, G. Reimer.

XX. Eustratii et Michaelis et anonyma in ethica nicomachea commentaria. Ed. Gust. Heylbut. (XIII, 653 S.) M. 25.

Cullerre, le Dr A., Magnétisme et hypnotisme. Exposé des phénomènes observés pendant le sommeil nerveux provoqué. 3e édition revue et corrigée. In-12 avec 36 figures. 3 fr.

Fait partie de la *Bibliothèque scientifique contemporaine*. — La 1er édition a paru en 1885.

Darwin, Charles, Reise e. Naturforschers um die Welt. Autoris. deutsche Ausg. Aus dem Engl. übers. v. J. Vict. Carus. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 568 S. m. 14 Holzschn.) Stuttgart, E. Schweizerbart. M. 9.

Delbœuf, J., L'Hypnotisme devant les chambres législatives belges. Gr. in-8. 2 fr. 50.

Delff, Dr. Heinr. Karl Hugo, Philosophie d. Gemüths. Begründung u. Umriss der Weltanschaug. d. sittlich-religiösen Idealismus. gr. 8°. (VII, 309 S.) Husum, C. F. Delff. M. 6.

Deschamps, Louis, La Philosophie de l'écriture. Exposé de l'état actuel de la graphologie, avec une bibliographie générale. In-8. 3 fr.

Drews, Dr. Arth., Die deutsche Spekulation seit Kant m. besond. Rücksicht auf das Wesen d. Absoluten u. die Persönlichkeit Gottes. 2 Bde. gr. 8°. (XVIII, 531 u. VIII, 632 S.) Berlin, A. Maeter. M. 18.

Dwelshauvers, Geo., Les principes de l'idéalisme scientifique au point de vue psychologique, historique et logique. Thèse. gr. 8°. (185 S.) Leipzig u. Baden-Baden, C. Wild. M. 4.

Endo, Hidesaburo, Das Leben u. die pädagogische Bedeutung d. Confucius. Diss. gr. 8°. (IV, 55 S.) Leipzig, K. W. Hiersemann. M. 2.

Ferri, Henri, La Sociologie criminelle. Traduction de l'auteur sur la 3e édition italienne complètement refondue et mise au courant des progrès de la science du droit pénal et de la procédure criminelle. In-8. 10 fr.

Feuerbach, Ludw., Heidelberger Vorlesungen üb. das Wesen der Religion. [Titel-Ausg. aus: „Sämmtl. Werke, 8. Bd."] gr. 8°. (VIII, 463 S.) Leipzig (1851), O. Wigand. M. 4.

Fischer, Kuno, Geschichte der neuern Philosophie. Neue Gesammtausg. 8. Bd. Arthur Schopenhauer. gr. 8°. (1. Hälfte 208 S.) Heidelberg, C. Winter. M. 10.

Fischer, Kuno, Goethe's Faust. 3., durchgeseh. u. verm. Aufl. 2. Bd.: Entstehung, Idee u. Composition d. Goethe'schen Faust. 8°. (VI, 260 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 4.

Foerster, Prof. Dir. **Wilh., Geistesfreiheit u. Gesittung.** Ein Beitrag zum socialen Frieden. 2. (Titel-) Ausg. 8°. (37 S.) Berlin (1878), F. Dümmler's Verl. 30 Pf.

Friedländer, J., u. M. Berendt, DD., **Der Pessimismus im Lichte e. höheren Weltauffassung.** gr. 8°. (III, 111 S.) Berlin, S. Gerstmann's Verl. M. 2.

Friedrichs d. Grossen Gedanken üb. Religion. 8°. (IV, 158 S.) Dresden, H. Jaenicke, Verl. 70 Pf.

Frin, L., Filosofia morale. Milano, p. 352 (Man. Hoepli), vol. doppio. L. 3.

Frins, P. Vict., S. J., Sancti Thomae Aquinatis O. P. doctrina de cooperatione dei cum omni natura creata praesertim libera, seu S. Thomas praedeterminationis physicae ad omnem actionem creatam adversarius. „Responsio ad R. P. F. A. M. Dummermuth, O. P., Praedeterminationis physicae defensorem". gr. 8°. (498 S.) Paris, P. Lethielleux. 8 M. 80 Pf.

Friso, L., Filosofia morale. Milano, p. 352. (Manuali Hoepli). L. 3.

Frohschammer, J., System der Philosophie im Umriss. (Philosophie als Idealwissenschaft u. System.) I. Abth. gr. 8°. (XXXII, 234 S.) München, A. Ackermann's Nachf. M. 3.

Ganser, Ant., Der reine Gottesbegriff u. dessen Wichtigkeit. Fortsetzung u. Schluss d. Werkchens: „Schule u. Staat". gr. 8°. (46 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 1.

Geulincx, Arnoldi, Antverpiensis, opera philosophica. Recognovit J. P. N. Land. Vol. II. gr. 8°. (VIII, 520 S.) Haag, M. Nijhoff. M. 14.

Gizycki, Oberst a. D. **Hugo v., Der Krieg.** Ethische Betrachtgn. Vortrag. gr. 8°. (20 S.) Berlin, Bibliograph. Bureau. 40 Pf.

Gnomica I et II, edidit Ant. Elter. Progr. gr. 4°. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.

I. Sexti Pythagorici, Clitarchi, Euagrii Pontici sententiae. (LIV S. u. 4 S. in gr. 8°.) 2 M. 40 Pf. — II. Epicteti et Moschionis quae feruntur sententiae. (30 S.) 1 M. 60 Pf.

Graue, Dr. **G. H., Die selbständige Stellung der Sittlichkeit zur Religion.** [Aus: „Jahrb. f. protestant. Theol."] gr. 8°. (VI, 219 S.) Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 5.

Gross, Rechn.-R. Prof. Dr. **Carl, Die ethische Ausgestaltung der Ehe im Culturleben der Völker.** Vortrag. gr. 8°. (17 S.) Wien, Manz. 60 Pf.

Grunwald, Max, Das Verhältnis Malebranches zu Spinoza. Diss. gr. 8°. (40 S.) Breslau, W. Koebner. M. 1.

Gumplowicz, Ludw., Die sociologische Staatsidee. gr. 8°. (III, 134 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 3.

Gumppenberg, Hans v., Kritik d. Wirklich-Seienden. Grundlagen zu e. Philosophie d. Wirklich-Seienden. 8°. (120 S.) Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. M. 2.

Gutberlet, Dr. **Const., Ethik u. Religion.** Grundlegung der religiösen u. Kritik der unabhängig. Sitttlichkeit. gr. 8°. (VIII, 376 S.) Münster i./W., Aschendorff. 7 M. 50 Pf.

— — **Lehrbuch der Philosophie.** (V.) Ethik u. Naturrecht. 2. Aufl. gr. 8°. (XII, 214 S.) Münster i./W., Theissing. 2 M. 40 Pf.

Haeckel, Ernst, Der Monismus als Band zwischen Religion u. Wissenschaft. Glaubensbekenntniss e. Naturforschers. gr. 8°. (46 S.) Bonn, E. Strauss. 1 M. 60 Pf.

Hauptmann, Carl, Beiträge zu e. dynamischen Theorie der Lebewesen. I. Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Eine krit. Untersuchg. gr. 8°. (IX, 388 S.) Dresden, L. Ehlermann. M. 8.

Heberle, Dr. **M. A., Hypnose u. Suggestion im deutschen Strafrecht.** Eine Studie. gr. 8°. (48 S.) München, J. Schweitzer. 1 M. 20 Pf.

Hecker, Dr. **Ewald, Hypnose u. Suggestion im Dienste der Heilkunde.** Ein Vortrag. gr. 8°. (IV, 38 S.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1 M. 20 Pf.

Heiberg, weil. Prof. Dr. **Jac., Schema üb. Wirkungsweise der Hirnnerven.** Ein Lehrmittel f. Ärzte u. Studirende, in Farbendr. dargestellt. 2. Aufl. gr. 8°. (7 S.) Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1 M. 20 Pf.

Henop, Dr. **Ch., Ueb. das Verhältniss der mechanischen u. idealen Seite im organischen Naturleben.** gr. 8°. (VII, 48 S.) Altona, J. Harder, Verl. 1 M. 20 Pf

— — **Das Uebel u. die göttliche Weltordnung.** Versuch e. modernen Theodicee. gr. 8°. (IV, 51 S.) Altona, J. Harder, Verl. 1 M. 20 Pf.

Herbart's, Joh. Frdr., Sämmtliche Werke. Hrsg. v. G. Hartenstein. 2. Abdr. 12. (Schluss-) Bd. Historisch-krit. Schriften. gr. 8°. (XXVI, 796 S.) Hamburg, L. Voss. 4 M. 50 Pf.

— — **The Science of Education:** Its General Principles Deduced from its Aim and the Æsthetic Revelation of the World. Translated from the German, with a Biographical Introduction, by Henry M. and Emmie Felkin, and a Preface by Oscar Browning. Portrait. Cr. 8vo, pp. 280. Swan Sonnenschein. S. 4/6.

Hertling, Dr. **Geo. Frhr. v., John Locke u. die Schule v. Cambridge.** gr. 8°. (XI, 319 S.) Freiburg i./B., Herder. M. 5.

Höffding, Prof. Dr. **Harald, Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung.** 2. deutsche Ausg., unter Mitwirkg. d. Verf. nach der 3. dän. Ausg. übers. v. Gymn.-Lehr. F. Bendixen. gr. 8°. (VIII, 500 S.) Leipzig, O. R. Reisland. M. 9.

Horsley, V., The Structure and Functions of the Brain and Spinal Cord: Being the Fullerian Lectures for 1891. With numerous Illusts. 8vo. pp. 222. Griffin. S. 10/6.

Humboldt, Wilh. v., u. Ernst Mor. Arndt, Briefe an Johanna Motherby. Mit e. Biographie Johanna Motherby's u. Erläutergn. hrsg. v. Heinrich Meisner. 8°. (VII, 238 S. m. Bildnis in Lichtdr.) Leipzig, F. A. Brockhaus. 3 M. 30 Pf.

Jaesche, Dr. **Eman., Seele u. Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung.** gr. 8°. (VI, 119 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 2.

Jülg, Prof. Dr. **H., Neupythagoreische Studien.** gr. 8°. (30 S.) Wien, C. Konegen. M. 1.

Kant's Kritik of Judgment. Translated, with Introduction and Notes, by J. H. Bernard. 8vo, pp. 450. Macmillan. S. 10.

Kauffmann, Max, Immanente Philosophie. 1. Buch. Analyse der Metaphysik. gr. 8°. (VI, 130 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 3.

Kaufmann, Kanon. Lyc.-Prof. **Nik., Die teleologische Naturphilosophie d. Aristoteles u. ihre Bedeutung in der Gegenwart.** 2. Aufl. gr. 8°. (VI, 127 S.) Paderborn, F. Schöningh. M. 3.

Kayser, Past. Lic. **Karl, Das Buch v. der Erkenntniss der Wahrheit od. der Ursache aller Ursachen.** Aus dem syr. Grundtext ins Deutsche übers. gr. 8°. (XXIII, 367 S.) Strassburg i./E., K. J. Trübner, Verl. M. 15.

Kiefl, Dr. **Frz. Xav., Pierre Gassendi's Erkenntnistheorie u. seine Stellung zum Materialismus.** Diss. gr. 8°. (V, 104 S.) Fulda, Fuldaer Actien-Druckerei. 1 M. 80 Pf.

King, J. H., The Supernatural: Its Origin, Nature and Evolution. 2 vols. 8vo, pp. 590. Williams and Norgate. S. 15.

Koessing, Prof. Dr. **Fr., Üb. die Wahrheitsliebe.** Moraltheologische Abhandlgn. 1. Abtlg. gr. 8°. (VII, 262 S.) Paderborn, F. Schöningh. M. 5.

Krafft-Ebing, Prof. Dr. **R. v., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete d. Hypnotismus,** nebst Bemerkgn. üb. Suggestion u. Suggestionstherapie. 3. Aufl. gr. 8°. (108 S.) Stuttgart, F. Enke. 2 M. 40 Pf.

Krause, Karl Chrn. Frdr., Zur Religionsphilosophie u. speculativen Theologie. Aus dem handschriftl. Nachlasse d. Verf. hrsg. v. DD. Paul Hohlfeld u. Aug. Wünsche. gr. 8°. (XII, 180 S.) Leipzig u. Berlin, E. Felber. 3 M. 50 Pf.

Kultur, ethische, Wochenschrift zur Verbreitg. eth. Bestrebgn. Im Auftrage der deutschen Gesellschaft f. eth. Kultur hrsg. von Prof. Geo. v. Gizycki. I. Jahrg. 1893. 52 Nrn. gr. 4°. (Nr. 1 10 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. Vierteljährlich 1 M. 60 Pf.

Laing, S., Modern Science and Modern Thought. New ed. Containing a Supplemental Chapter on Gladstone's „Dawn of Creation“ and „Proem of Genesis“, and on Drummond's „Natural Law in the Spiritual World“. 8vo, pp. 370. Chapman and Hall. S. 3/6.

— — **Human Origins.** With Illusts. New. ed. 8vo, pp. 430. Chapmann and Hall. S. 3/6.

Langer, P., Psychophysische Streitfragen. Progr. gr. 8°. (32 S.) Ohrdruf, C. Grapenthin. 80 Pf.

Lombroso, Cesare. Les Applications de l'anthropologie criminelle. In-12 avec 9 fig. 2 fr. 50.

Longo, A., Della consuetudine come fonte del diritto pubblico costituzionale e amministrativo. Palermo. 8°. p. 104. L. 5.

Lotmar, Prof. **Phpp., Vom Rechte, das mit uns geboren ist.** Die Gerechtigkeit. Zwei Vorträge. gr. 8°. (95 S.) Berlin, Schmid, Francke & Co. M. 1.

Lotusblüthen. Ein monatlich. erschein. Journal, enth. Orig.-Artikel u. ausgewählte Übersetzgn. aus der oriental. Litteratur in Bezug auf die Grundlage der Religionen d. Ostens u. der Theosophie. Hrsg. v. Frz. Hartmann, M. D. Jahrg. 1893. 12 Hfte. 8°. (1. [der ganzen Reihe 4.] Hft. 86 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 10; einzelne Hfte M. 1.

Louis, Rud., Der Widerspruch in der Musik. Bausteine zu e. Ästhetik der Tonkunst auf real-dialekt. Grundlage. gr. 8°. (VIII, 115 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2 M. 50 Pf.

Lukas, Gym.-Prof. Dr. **Frz., Die Grundbegriffe in den Kosmo-**

gonien der alten Völker. gr. 8°. (VIII, 277 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 6.

McCosh, J., Our Moral Nature: A Brief System of Ethics. Cr. 8vo, pp. 54. Macmillan. S. 2/6.

Maitres (les) **de la science.** Bibliothèque rétrospective publiée sous la direction de Charles Richet. In-12. 1 fr.

Haller, Mémoire sur la sensibilité.

Martensen, Bischof Dr. **H., Die christliche Ethik.** Allgemeiner Thl. Deutsche Ausg. 6. Aufl. gr. 8°. (XII, 601 S.) Berlin, H. Reuther. M. 9.

Mathews, G. B., Theory of Numbers. Part. I. 8vo. Deighton (Cambridge). Bell. S. 12.

Merx, Geh. Hofr. Prof. Dr. **Adb., Die Ideen v. Staat u. Staatsmann im Zusammenhange m. der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit.** Festrede. gr. 4°. (46 S.) Heidelberg, O. Petters. 1 M. 20 Pf.

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur. Hrsg. von Prof. Geo. v. Giżycki. 1 Hft. gr. 8°. (44 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 50 Pf.

Moneta, A., Vita contrastata. Psicologia sociale. Milano. 16.° pagine 267. L. 3.50.

Müller, Joh., Kritische Studie zu Seneca de beneficiis u. de clementia. [Aus: „Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss."] Lex.-8°. (26 S.) Wien, F. Tempsky. 80 Pf.

Nagy, A., Principii di logica esposti secondo le dottrine moderne ad uso dei licei. Torino. 8°. p. 219. L. 4.

Netter, le Dr **A., La Parole intérieure et l'âme.** In-12. 2 fr. 50.

Nicoladoni, Hof.- u. Ger.-Adv. Dr. **Alex., Die modernen Strafrechts-Theorien u. der neueste Entwurf e. österr. Strafgesetzes.** Vortrag. gr. 8°. (64 S.) Wien, C. Konegen. M. 1.

Nordström, Väinö, Quaestiones Aristoteleae II. gr. 8°. (42 S.) Helsingforsiae. (Berlin, W. Weber.) 1 M. 20 Pf.

Ollé-Laprune, L., Les Sources de la paix intellectuelle. In-12. 2 fr.

Ottolenghi, S., La donna delinquente in rapporto alla psichiatria forense. Torino. 8°. p. 30. L. 1.50.

Ottolenghi, S., e Carrara, M., Perioptometria e psicometria di uomini geniali. Esperienze fatte nel laboratorio del prof. Lombroso. Torino. 8.° p. 32, con 2 tavole e una figura. L. 2.

D'Ovidio, F., Dante e la filosofia del linguaggio. Torino. 8.° p. 33. L. .50.

Paulinus, Dr. **Mart., Die Sittenlehre Geulincx',** dargestellt in ihrem Zusammenhange m. der Metaphysik u. beurteilt in ihrem Verhältnisse zu der Sittenlehre Spinozas. gr. 8°. (114 S.) Pirna. (Leipzig, G. Fock). 1 M. 50 Pf.

Platone L'Apologia di Socrate e il Critone, coll'aggiunta degli ultimi capitoli del Fedone. Milano, p. 102. L. 1.

— **Il Protagora.** Milano, p. 94. L. 1.

— **L'Eutifrone.** Milano, p. 38. L. —.50.

Plato's Dialogues. Trans., with Introductions by Henry Cary. (Sir John Lubbock's 100 Books.) Cr. 8vo., pp. 186. Routledge. S. 2.

Powers, I. H., Kritische Bemerkungen zu Lotze's Seelenbegriff. Diss. gr. 8°. (49 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 1.

Queyrat, Frédéric, L'Imagination et ses variétés chez l'enfant. Etude de psychologie expérimentale appliquée à l'éducation intellectuelle. In-12. 2 fr. 50.

Rauschenplat, Dr. Adf., Bismarck u. Spinoza. Eine Charakterskizze. gr. 8°. (19 S.) Hamburg, K. Hartmann. 60 Pf

Rehfisch, Dr. Eug., Der Selbstmord. Eine krit. Studie, nebst e. Vorworte v. Prof. Dr. Mendel. gr. 8°. (167 S.) Berlin, Fischer's medicin. Buchh. M. 3.

Richard, Gaston, L'Origine de l'idée de droit. In-8. 4 fr.

Rocholl, R., Die Philosophie der Geschichte. 2. Bd. Der positive Aufbau. gr. 8°. (XVI, 612 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 12.

Roscher, Wilh., Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie u. Demokratie. gr. 8°. (VIII, 722 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 10.

Rossignoli, sac. G., Principii di filosofia secondo la dottrina di San Tommaso esposti ad uso principalmente dei licei vescovili in armonia con lo stato presente della coltura. 3.ª ediz. accresciuta dall'autore e notevolmente migliorata. Vol. II. Estetica-Etica. Storia della filosofia. Torino. 8.° p. 448. L. 3.

Saitschik, R., Die Weltanschauung Dostojewski's u. Tolstoi's. gr. 8°. (XII, 107 S.) Neuwied, A. Schupp. M. 2.

Salt, H. S., Animal Rights Considered in Relation to Social Progress. With a Bibliographical Appendix. 12mo, pp. 158. Bell and Sons. S. 2.

Sauer, Dr. Arth., Üb. den Mechanismus der Lebensvorgänge im tierischen Organismus. Populär-wissenschaftl. Betrachtgn. gr. 8°. (41 S.) Mittweida, A. Leipner. 75 Pf.

Schaefer, R., Der unfreiwillige Humor der „Ethischen Bewegung". An Hrn. Oberst a. D. v. Gizycki. gr. 8°. (45 S.) Graudenz, J. Gaebel. 60 Pf.

Schapira, Dr. Dav., Der Hypnotismus in seiner psychologischen Beziehung u. forensischen Bedeutung. 8°. (20 S.) Berlin, H. Steinitz Verl. 80 Pf.

Schopenhauer, A., The Wisdom of Live. Trans., with a Preface by T. Bailey Saunders. 4th ed. Cr. 8vo, pp. 134. Swan Sonnenschein. S. 2/6.

Schmidkunz, Privatdoz. Dr. **Hans, Der Hypnotismus in gemeinfasslicher Darstellung.** Mit e. somnambulen Krankengeschichte. 8°. (VI, 266 S. m. 1 Lichtdr.) Stuttgart. A. Zimmer. 2 M. 50 Pf.

Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter od. schwer zugängl. Briefe v., an u. üb. Schopenhauer. Mit Anmerkgn. u. biograph. Analekten hrsg. v. Ludw. Schemann. Nebst 2 (Stahlst.-) Porträts Schopenhauer's v. Ruhl u. Lenbach. gr. 8°. (XXXII, 566 S.) Leipzig, F. A. Brockhaus. M. 12.

Schrader, Dr. **Ernst, Die bewusste Beziehung zwischen Vorstellungen als konstitutives Bewusstseinselement.** Ein Beitrag zur Psychologie der Denkerscheingn. gr. 8°. (XII, 84 S.) Leipzig, Duncker & Humblot. M. 2.

Siegert, Gust., Das Problem der Kinderselbstmorde. (96 S.) Leipzig, R. Voigtländer. 1 M. 20 Pf.

Sinnett, A. P., Esoteric Buddhism. 7th ed. Annotated and Enlarged by the Author. Cr. 8vo, pp. 262. Chapman and Hall. S. 3/6.

Smyth, N., Christian Ethics. (International Theological Library.) Cr. 8vo, pp. 510. T. and T. Clark (Edinburgh). Simpkin. S. 10/6.
Sommer, Privatdoc. Dr. **Rob.**, **Grundzüge e. Geschichte der deutschen Psychologie u. Aesthetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller.** Nach e. v. der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin preisgekrönten Schrift d. Verf. dargestellt. gr. 8°. (XIX, 444 S.) Würzburg, Stahel. M. 10.
Sourlau, Paul, La Suggestion dans l'art. In-8. 5 fr.
Spencer, Herbert. The Principles of Ethics. Pts. 2 and 3. 8vo, pp. 260. Williams and Norgate. S. 7.
Stange, Carl, Die christliche Ethik in ihrem Verhätnis zur modernen Ethik: Paulsen, Wundt, Hartmann. Preisgekrönt v. der theolog. Fakultät in Göttingen am 1. Juni 1892. gr. 4°. (VI, 99 S.) Göttingen, Dietrich's Verl. M. 3.
Stöckl, Prof. Dr. **Alb.**, **Grundzüge der Philosophie.** Ein Auszug aus dem Lehrbuche der Philosophie desselben Verf. gr. 8°. (XX, 610 S.) Mainz, F. Kirchheim. 6 M. 80 Pf.
— — **Lehrbuch der Philosophie.** 3 Abthlgn. 7. Aufl. gr. 8°. (XVI, 452; XV, 544 u. XV, 571 S.) Mainz, F. Kirchheim. M. 15.
Strazzeri, sac. **L.**, **Saggio di filosofia, ad uso dei licei.** Parte I. Filosofia analitica. Terranova (Sicilia). 16.° p. 379. L. 3.
Strümpell, Prof. Dr. **Adf.**, **Ueb. die Entstehung u. die Heilung v. Krankheiten durch Vorstellungen.** Rede. gr. 8°. (20 S.) Erlangen, F. Junge. 60 Pf.
Sully, J., **Outlines of Psychology.** New. ed., Revised and Largely Re-written. Cr. 8vo, pp. 490. Longmans. S. 9.
Tait, J., **Mind in Matter:** An Argument on Theism. 3rd ed., Revised and Enlarged. Cr. 8vo, pp. 340. Griffin and Co. S. 6.
Thomae, S. Aquinatis, Summa theologica diligenter emendata De Rubeis. Billuart et aliorum, notis selectis ornata. Tomus VI, edit. V taurinensis. Torino. 8°. I 6 volumi. L. 20.
Thomson, J. A., **The Study of Animal Life.** With Illusts. (University Extension Manuals.) Cr. 8vo, pp. 370. Murray. S. 5.
Tönnies, Ferd., **„Ethische Cultur" u. ihr Geleite.** I. Nietzsche-Narren [in der „Zukunft" u. in der „Gegenwart"]. II. Wölfe in Fuchspelzen [2 Kirchenzeitgn]. gr. 8°. (32 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 75 Pf.
Tuckey, C. Lloyd, Thérapeutique psychique, ou Traitement par l'hypnotisme et la suggestion. Traduit de l'anglais par le Dr J. P. David, de Sigean (Aude). In-8. 3 fr. 50.
Tuke, T. H., **A Dictionary of Psychological Medicine,** Giving the Definitions, Etymology and Synonyms of the Terms Used in Medical Psychology, with the Symptoms, Treatment and Pathology of Insanity, and the Law of Lunacy in Great Britain and Ireland. 2 vols. 8vo, pp. 490. Churchill. S. 42.
Turić, Geo., **Der Entschluss in dem Willensprozesse,** aus dem Gesichtspunkt v. Herbarts Metaphysik u. Psychologie erörtert. gr. 8°. (IV, 82 S.) Langensalza. (Rudolstadt, H. Dabis.) 1 M. 20 Pf.
Ufer, Chr., **Vorschule der Pädagogik Herbarts.** 6. Aufl. gr. 8°. (XVI, 115 S.) Dresden, Bleyl & Kaemmerer. M. 2.
Universal-Bibliothek. Nr. 3002, 3003, 3010. gr. 16°. Leipzig, Ph. Reclam jun. à 20 Pf.
3002, 3003. Arth. Schopenhauer's handschriftlicher Nachlass,

hrsg. v. Ed. Grisebach. 3. Bd. Anmerkungen zu Platon, Locke, Kant u. nachkant. Philosophen. (210 S.) — 3010. Die Verfassung v. Athen. Von Aristoteles. Deutsch v. Dr. G. Wentzel. (110 S.)

Ursini-Scuderi, S., Il problema della filosofia del diritto. Note critiche Opuscolo. Palermo. p. 33. L. 1.

— — **La filosofia politica come complemento della filosofia del diritto.** Palermo. L. —.75.

Vaihinger, Prof. Dr. **H., Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft.** Zum 100jähr. Jubiläum derselben hrsg. 2. Bd. Lex.-8°. (VIII, 563 S.) Stuttgart, Union. M. 18.

Vitoux, Georges, Les Limites de l'inconnu. La Science et les sorciers. In-12. 1 fr.

Volksbibliothek, wissenschaftliche. Nr. 17. gr. 16°. Leipzig, S. Schnurpfeil. 20 Pf.

Darwin. Sein Leben, seine Lehre u. seine Bedeutg. Nach Alph. de Candolle's Schrift erweitert u. deutsch hrsg. v. Alb. Sudekum. (59 S.)

Voltaire, Life of, By Francis Espinasse. („Great Writers" Series.) Cr. 8vo, pp. iv—208. W. Scott. S. 1/6.

Wahltuch, M., Simbologia psicografica. Roma. 4.° p. 159 e 30 disegni. L. 2.50.

Weber, Dr. **Rhard. H., Die Philosophie v. Herbert Spencer.** Vortrag. gr. 8°. (V, 44 S.) Darmstadt. (Leipzig, G. Fock.) 80 Pf.

Weismann, Prof. **Aug., Das Keimplasma.** Eine Theorie der Vererbg. gr. 8°. (XVIII, 628 S. m. 24 Abbildgn.) Jena, F. Fischer. M. 12.

Weiss, Dr. **Berthold, Die ethische Aufgabe d. Menschen.** 2. Aufl. gr. 8°. (16 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. 30 Pf.

Weitbrecht, Carl, Die Nibelungen im modernen Drama. Eine Antrittsvorlesg. gr. 8°. (37 S.) Zürich, F. Schulthess. M. 1.

Zeit- u. Streitfragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniss der Gegenwart, hrsg. v. Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. 105. Hft. gr. 8°. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei.

105. Ueber den Hypnotismus, besonders in praktischer Beziehung. Von Prof. Dr. Fr. Schultze. (34 S.) M. 1.

Ziegler, Prof. Dr. **Theob., Religion u. Religionen.** 5 Vorträge. 8°. (139 S.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 2.

Ziehen, T., Indroduction to Physiological Psychology. Trans. by C. C. Van Liew and Dr. Otto Beyer. With 21 Illusts. Cr. 8vo, pp. 276. Swan Sonnenschein. S. 6.

Berichtigung.

Auf S. 4 Z. 6 u. 7 v. o. liess statt Arithmetik: Mathematik.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Die philosophische Bedeutung der Ethnologie.

Wenn man von den unfruchtbaren Versuchen absieht, durch die immer noch in gewissen Kreisen der schon völlig altersschwachen Metaphysik neues Leben eingeflösst werden soll, so lässt es sich nicht verkennen, dass der charakteristische Zug der neueren philosophischen Forschung der einer möglichst nüchternen, inductiven Auffassung und Beurtheilung ist[1]). Es herrscht sichtlich das Bestreben, nicht wie früher rein speculativ, also dogmatisch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchung vorwegzunehmen, sondern dieselben auf streng erfahrungsgemässem Wege abzuleiten; statt einer himmelstürmenden Metaphysik ist die auf Erden heimische Psychologie die Lieblingswissenschaft unserer Denker geworden. Nur fragt sich leider (das ist der böse Punkt des Problems), was haben wir

[1]) Sehr drastisch nimmt sich das (übrigens ungemein an Comte erinnernde) Urtheil von Rée aus: „Die Philosophie befindet sich noch im metaphysischen, also im provisorischen Stadium. Sie ist die Summe der fehlgeschlagenen Versuche, ihre Phänomene (schön und hässlich, gut und böse, die Phänomene des Denkens, des Empfindens) zu erklären. Philosophie in diesem Sinne ist Geschichte der Philosophie — ein Kirchhof, ihr Geschichtsschreiber — Todtengräber. Wenn einst die natürlichen Ursachen ihrer Phänomene festgestellt sein werden, wird die Philosophie ebensowenig Geschichte der Philosophie sein, wie Physik Geschichte der Physik ist. Es wird dann ein Handbuch der Philosophie geben, wie es jetzt ein Handbuch der Physik giebt." (Die Entstehung des Gewissens. Berlin 1885, S. 238.)

unter dieser Erfahrung zu verstehen, die eben durchaus sich nicht so unzweideutig jedem Blick darstellt, wie immer behauptet wird? Dies zu entscheiden und den wirklichen Bestand der kritischen, wie HERBART sich ausdrückt, von Widersprüchen gereinigten Erfahrung festzustellen, ist Sache einer sehr bedeutsamen, methodologischen Vorarbeit, die wir hier nicht weiter verfolgen können; uns liegt es hier vielmehr ob, unter den verschiedenen Fundgruben für die philosophische Forschung die Aufmerksamkeit auf die immer noch viel zu wenig gewürdigte Völkerkunde zu lenken, der unseres Erachtens eine ganz hervorragende philosophische Perspective nach allen Seiten zukommt. Wenn dieselbe schon früher an einem concreten Beispiel, an der Theorie der Seele auf ethnologischer Basis (vgl. Viertelj. f. wiss. Philos. IX, 302 ff.), nachgewiesen und in einem anderen Zusammenhang für die Ethik beleuchtet wurde (vgl. Viertelj. VII, 53 ff.), so würde es sich jetzt um eine allgemeine Zusammenfassung handeln, und zwar wählen wir dafür der bequemeren Uebersicht wegen das alte Schema der Psychologie, Erkenntnisstheorie und Ethik.

I. Psychologie.

Allmälig gewinnt die Ueberzeugung immer mehr Boden, dass die bisherigen, rein abstracten, speculativen Untersuchungen der Psychologie verhältnissmässig sehr geringe Aufschlüsse über Ursprung und Bildung der seelischen Erscheinungen geliefert haben, sondern in den meisten Fällen nur ganz allgemeine Erörterungen enthalten über das Verhältniss verschiedener psychischer Kräfte zu einander, über ihre gegenseitige Abhängigkeit, über die Priorität einzelner vor den anderen u. s. w.[1])

[1]) Hin und wieder trifft man wohl noch auf eine so stolze Ablehnung Alles dessen, was an die gemeine Erfahrung erinnert, wie z. B. bei HARMS: „Die empirische Psychologie ist die Psychologie ohne einen Begriff der Seele, wenn sie überall eine Wissenschaft wäre. Denn eine blose Phänomenologie, welche ins Unendliche Er-

So dankenswerth nun auch die Arbeiten insbesondere der Psychophysik sind (während sonst vielfach ein rein dialektisches Spiel mit Begriffen getrieben wird), so ist doch der Natur der Sache nach die Sphäre dieser Forschung eine recht begrenzte und dem zu Folge auch das gewonnene Material nicht besonders weitreichend. Wir müssen zugestehen, ruft Wundt aus, dass die experimentelle Psychologie an einem Mangel leidet, gegen welchen in der Rüstkammer psycho-physischer Methoden keine Hülfe zu finden ist. Unsere psychologischen Experimente wenden sich an das Bewusstsein des entwickelten Menschen; sie versagen selbstverständlich überall da, wo ein verständnissvolles Eingehen auf die Absichten des Psychologen nicht vorausgesetzt werden kann. Ueber die psychische Entwicklung erfahren wir durch sie wenig. Auf die psychischen Störungen wird ihre Anwendung voraussichtlich eine beschränkte sein; die Natur tieferer Störungen wird sie weniger durch directe Untersuchung als durch die Nachweisung der Veränderungen aufhellen, welche die Anlage und Entstehung derselben begleiten. Vor Allem aber ist das psychophysische Experiment auf die Zergliederung verhältnissmässig elementarer Vorgänge angewiesen, einzelner Vorstellungs-, Willens-, Erinnerungsacte; nur im geringen Umfange vermag es noch die Verbindungen dieser einfacheren Vorgänge zu verfolgen. Dagegen bleibt ihm die Entwicklung der eigentlichen Denkprocesse, sowie der höheren Gefühls- und Triebformen verschlossen; im höchsten Falle lassen sich über die äussere zeitliche Aufeinanderfolge auch dieser Processe einige unzureichende Beobachtungen ausführen (Essays S. 144). Wenn ein so berufener Forscher von dem eigenen Untersuchungsfelde

fahrungen und Beobachtungen sammelt, ist nur ein Bruchtheil einer Wissenschaft, welche aus einem Skepticismus, der an aller möglichen Begriffsbildung, Beweisführung und Beurtheilung zweifelt, als ein Residuum der Skepsis nachbleibt, aber selbst keine Wissenschaft, welche in aller Erfahrung nur ein Fundament der Wissenschaftsbildung anerkennt, um darauf ein System von Begriffen zu gründen zur Erklärung und Begründung der Phänomene, welche durch die Erfahrung bekannt und beachtet werden u. s. w. (Die Philosophie in ihrer Geschichte I, 105, Berlin 1878.)

urtheilt, so gibt das zu denken. Ebenso stellt sich die Sache bei der in unseren Tagen wieder lebhaft betriebenen Kinder- und Thierpsychologie; auch hier ist der Mangel eines ausreichenden Materials (von allen bewussten und unbewussten Täuschungen, falschen Analogien etc. abgesehen) auffällig. Woher das? Die psychologische Zergliederung kann eben nur den fraglichen Zusammenhang der psychischen Erscheinungen mit bestimmten Ursachen der Aussenwelt (worunter der Körper zugleich befasst ist) begründen, um dann rückwärts in Betreff der dahinter liegenden, schöpferischen Welt des Unbewussten sich mit dem Bekenntniss vollständiger Unwissenheit zurückzuziehen. Nur der kleine Grenzbezirk mithin, welcher aus jenem geheimnissvollen Dunkel sich erhebt und von der Sonne des Bewusstseins beleuchtet ist, bleibt für die exacte Untersuchung zurück, Alles andere darüber hinaus verschwindet in pfadloser Nacht[1]). Lässt man dagegen den individualpsychologischen Gesichtspunkt überhaupt fahren, so eröffnet sich für die socialpsychologische Auffassung ein ganz ungeahnter Spielraum. Es muss dies als ein Verdienst der zunächst unter dem Einfluss der vergleichenden Sprachwissenschaft stehenden Völkerpsychologie, wie sie von Lazarus und Steinthal seiner Zeit begründet wurde, bezeichnet werden, diesen Gedanken zuerst energisch zum Ausdruck gebracht zu haben. Die Psychologie lehrt (so lautete das Programm der Untersuchung), dass der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich, d. h. dass er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhange mit Seinesgleichen das leisten und wirken kann, wie er zu sein und zu wirken durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist in der That kein Mensch das,

[1]) Gegenüber dem phantastischen Aufputz, welchen der Begriff des Unbewussten bei E. v. Hartmann erfahren hat, sticht die nüchterne Ablehnung sehr vortheilhaft ab, die z. B. Wundt diesem Problem zu Theil werden lässt, vgl. Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele, 2. Aufl., Hamburg 1892, S. 252 ff., während in der 1. Auflage vielfach noch das Unbewusste eine verhängnissvolle Rolle spielt (vgl. Vorrede S. V u. VI u. I, 300 ff.).

was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmten Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten: sie schrieen wie das Thier und gingen weniger als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, dass wahrhaft menschliches Leben, geistige Thätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken der Menschen. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugniss der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen; also ist dieses zum gemeinsamen Leben bestimmt, und der Einzelne ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Theilnahme an dem Leben der Gattung. (Zeitschrift für Völkerpsych. I, 3.) Deshalb verbleibe der Mensch, als seelisches Individuum Gegenstand der individuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige Psychologie war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, die wir Völkerpsychologie nennen, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben ein Volk bildet, sowohl die jeder Zeit gegebene, als auch, im Unterschied von allen anderen freien Culturgesellschaften, die absolut nothwendige und im Vergleich mit ihnen die allerwesentlichste ist u. s. w. (a. a. O. S. 5). Dadurch ist, wie ersichtlich, der bisherige individual psychologische Standpunkt verlassen; Völker werden als grosse organische Complexe in ihrer Gesammtheit betrachtet, um so für das Studium ein zusammenhängendes Bild irgend einer psychischen Erscheinung zu ermöglichen. Dennoch ist hier noch im Ganzen und Grossen der ethnographische und topographische Maassstab ausschlaggebend; der durch die Racenverwandtschaft und gleiche geschichtliche Beziehungen begründete Rahmen wird eigentlich nie überschritten; die Vergleichung erhebt sich selten zu der abschliessenden Perspective der Menschheit. Hier setzt nun die Ethnologie ein, die über alle trennenden, chronologischen,

topographischen, ethnographischen und culturhistorischen Schranken hinweg die Entwicklung der gesammten Menschheit verfolgt. Und da dieser Process sich darstellt als bedingt und getragen von dem menschlichen Bewusstsein, so liegt darin auch eo ipso eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins auf streng inductiver Grundlage, wie sie vorige Generationen nicht ahnen konnten; hier ist der Ansatzpunkt, um über die Grenze des individuellen, bewussten Seelenlebens hinaus zu gelangen.

In erster Linie wird für die Forschung auf diese Weise wieder der Begriff des unbewussten psychischen Lebens zugängig; denn es leuchtet bei einigem Nachdenken ein, dass mit der Sphäre unseres bewussten geistigen Seins der Umfang desselben nicht erschöpft ist. Post bemerkt mit Recht in Bezug hierauf: „Dasjenige, was wir unser Bewusstsein nennen, ist jedenfalls nur ein verschwindend kleiner Theil des seelischen Gesammtlebens, welches in uns wirksam ist[1]). Wie ein leichtes Lichtgewölk schwimmt es über einem unergründlichen Ocean. Fortwährend steigen aus den Tiefen unserer Seele allerhand Bilder herauf, aber nur wenige gewinnen so scharfe Contouren, dass sie uns bewusst werden. Weitaus der grösste Theil unseres Seelenlebens wird uns überall nicht bewusst; weitaus der grösste Theil des Seelenlebens, welches überall uns bewusst wird, wird uns nur als fertiges Resultat unbewusster seelischer Processe bewusst, nicht im Processe seiner Entstehung. Ganz unbewusst bleiben uns die seelischen Thätigkeiten, welche dem Kernpunkte unseres Wesens am nächsten liegen, die Thätigkeiten, welche uns einerseits ein Ich und andererseits eine Welt erzeugen. In dem Augenblick, wo das Kind sich seiner bewusst wird, sind Ich und Welt bereits vorhanden: ihre Entstehung ist identisch mit dem Acte des Bewusstwerdens.

---

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen Bastian's, Beiträge zur vergleichenden Psychologie, S. 1 ff., der mit den bezeichnenden Worten beginnt: Dass nicht wir denken, sondern dass es in uns denkt, ist demjenigen klar, der aufmerksam auf das zu sein gewohnt ist, was in uns vorgeht.

Unbewusste Seelenthätigkeiten haben sie zusammengebaut, bis sie als fertige Bildungen jenen radicalen Gegensatz erzeugen, durch welchen der Mensch sich seiner und seiner Welt bewusst wird. Ganz unbewusst bleiben uns auch die seelischen Thätigkeiten, welche der Welt den Schleier des Sinnlichen und dem Ich den Schleier des Seelischen umhängen. Unsere Welt ist nach allen uns an ihr zugänglichen Seiten durchaus ein Product unbewusst in uns wirksamer Seelenthätigkeiten. Licht, Wärme, Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Druck, Gewicht, selbst Raum und Zeit kommen nicht der Welt an sich zu, sondern sie sind Erzeugnisse seelischer Thätigkeiten, welche den psychologischen Thätigkeiten unserer Sinnes- und Centralorgane correspondiren und ein in uns erzeugtes Weltbild nach aussen verlegen. (Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz S. 11.) Wenn sich die Sache so verhält, wie ist denn eine wirklich inductive Erforschung jener unbewussten geistigen Factoren noch möglich, oder muss man wieder Alles nach dem berühmten, aber sehr verhängnissvollen Muster des transcendentalen Idealismus rein metaphysisch aus der unergründlichen Tiefe des absoluten Ich ableiten? Aber gerade hier eröffnet die Völkerkunde eine hoffnungsvollere Perspective: „Was wir durch Hineinschauen in unsere eigene Seele ergründen können, ist bald erschöpft. Unendlich aber dehnt sich das Erkenntnissgebiet aus, wenn man neben der inneren Selbstbeobachtung die Beobachtung mittels der Sinne zur Erkenntniss der menschlichen Seele heranzieht, mit anderen Worten, wenn man aus den Erscheinungen des unbewussten Seelenlebens in der Welt unserer Sinne Rückschlüsse[1]) auf die in uns wirksamen unbewussten Seelenthätigkeiten macht. Dazu bietet sich nun die ganze

[1]) Dass dies methodische Hülfsmittel eines Rückschlusses aus bestimmten, selbst rudimentären Erscheinungen auf die früheren Stadien derselben Entwicklungsreihe, wie in der Naturwissenschaft überhaupt, so in der Ethnologie im Besonderen, eine sehr wichtige Rolle spielt, hat Post an einer anderen Stelle sehr gut veranschaulicht, vgl. Ursprung des Rechts S. 8, ferner Tylor, Anfänge der Cultur I, 18 ff. für das weite Gebiet des Animismus.

Sinnenwelt dar; denn unsere Sinnenwelt ist nicht die Welt an sich, sondern lediglich ein menschliches, durch menschliche Seelenthätigkeit erzeugtes Weltbild. Wir können also einen grossen Theil unseres unbewussten Seelenlebens aus ihr ablesen und auf diesem Wege dem Kernpunkt unseres Wesens uns unendlich mehr annähern, als dies bei introspectivem Beobachten der eigenen Seelenthätigkeiten möglich ist. Auf diesem Wege gelangt man anstatt zu der bisherigen Psychologie, welche das Wesen des Menschen aus seinem Ich zu erschliessen suchte, zu einer Psychologie, welche dasselbe aus dem menschlichen Weltbilde zu erschliessen versuchen wird. Es tritt also an die Stelle des menschlichen Ich der Welt und Ich schaffende Menschengeist, wie er uns in unserer Sinnen- und Seelenwelt gegenständlich wird, jener Atman, welcher im Metaphysischen mit dem Allgeist Atman identisch ist" (a. a. O. S. 14). Auf diesen, in der That äusserst fruchtbaren Gedanken basiren die sämmtlichen Arbeiten Bastian's und der meisten modernen Ethnologen; jener erblickt in dem Studium der socialen Niederschläge der menschlichen Psyche (in den verschiedenen Manifestationen des Völkergedankens, wie er es nennt) die Regeneration der naturwissenschaftlichen Psychologie [1]) auf inductiver Basis; auf diesem Grundsatz beruht letzten Endes der alte aristotelische Satz vom Menschen als *φύσει ζῶον πολιτικόν*. Durch diese sociologische Auffassung, wie sie seitdem ein Gemeingut dieser ganzen Forschung geworden ist (um nur zwei Werke namhaft zu machen, so seien hier bemerkt Lilienfeld, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft, Mitau, 6 Bände und Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers, 2 Bände, Tübingen 1875), sind mithin von vorne herein alle phantastischen Versuche abgewiesen, die von der zweifelhaften Grundlage der Betrachtung des singulären Menschen ausgehen (und sei derselbe auch ein in welthistorisches Dunkel gehüllter Urmensch) und nun ein Gemälde der psychischen Entwicklung entwerfen. Dagegen

---

[1]) Vergl. dazu den Abschnitt bei Bastian, Mensch in der Geschichte, Vorr. S. 11 ff.

stellt sich überall für die nüchterne Forschung das Problem gerade umgekehrt, nämlich alle psychischen Elemente über den Rahmen individueller Bildung und Wirksamkeit bis auf den geheimnissvollen socialpsychologischen Ursprung zu verfolgen. Wie sich das besonders einleuchtend an dem Process der Rechtsentwicklung zeigen lässt, namentlich in der unlösbaren Beziehung derselben zu der Moral, werden wir später noch sehen [1]).

Machen wir nun zunächst die Probe auf psychologische Vorstellungen überhaupt. Wie ist der Begriff der Seele inductiv entstanden, wie kam der Mensch überhaupt darauf, die Welt und seine eigene Persönlichkeit in die zwei Sphären des Körperlichen und Geistigen zu zerlegen? Gibt es in der That kein schöpferisches Denken, wie es die speculative Philosophie immer behauptet hatte, ist unsere ganze logische Thätigkeit bis zu den feinsinnigsten Ideen ohne sinnliche Wahrnehmung schlechterdings unmöglich, so muss zu allererst die Frage beantwortet werden, wie entsteht überhaupt das Ueber- und Unsinnliche; und darüber kann begreiflicher Weise, wie Göring richtig hervorgehoben hat, nur die vergleichende Anthropologie einen genügenden Aufschluss geben (vgl. Viertelj. f. w. Ph. I, 389 ff.). Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, mit Avenarius rein theoretisch den Process zu verfolgen, der in seinem allmäligen Verlauf zu jener Gegenüberstellung der beiden Welten geführt hat, die wir nun als eine psychophysische Thatsache zu betrachten uns gewöhnt haben (vgl. Richard Avenarius, Der menschliche Weltbegriff, Leipzig 1891, besonders S. 32 ff.). Aber insofern erinnern wir an diesen Entwurf mit Absicht, als uns die Acten der Völkerkunde den praktischen Commentar zu jenen Ausführungen liefern [2]).

[1]) Zur allgemeinen Orientirung über das Problem von unbewussten psychischen Zuständen vgl. noch ausser Wundt (Vorlesungen etc. 2. Aufl. S. 252 ff.) eine ältere Abhandlung von P. Schuster, Gibt es unbewusste und vererbte Vorstellungen, Leipzig 1874, u. Cesca, Ueber die Existenz von unbewussten psych. Zuständen in Vierteljahrsschr. f. w. Phil. 9, 288 ff.

[2]) Trotz dieses psychologischen Nachweises kann man übrigens im gewissen Sinne eine Selbständigkeit der Erkenntnisstheorie fest-

Das zwingende Motiv, das die Phantasie des Naturmenschen allem Anschein nach zur Annahme eines mehr oder minder selbständigen geistigen Wesens geführt hat, liegt in der das Nachdenken unheimlich packenden Thatsache des Todes, wozu noch andere Momente, wie Träume, Visionen u. s. w. als verstärkende Nebenumstände mit geholfen haben können. Da der Gedanke einer völligen Vernichtung dem Wilden ebenso unfassbar ist, wie der eines natürlichen, chemischen Processes, so stimmen wir völlig mit Tylor überein, der diese Entwicklung folgendermaassen beschreibt: „Unkundig der allerersten Anfänge wissenschaftlichen Denkens suchen die uncultivirten Rassen sich aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen eine Vorstellung von dem Wesen des Lebens zu machen. Was ist das Leben, welches zu gewissen Zeiten, aber keineswegs immer in uns ist? Dies ist die grosse Frage, welche sich ihnen aufdrängt, und die auch wir mit all unserem Wissen nicht erschöpfend zu beantworten vermögen. Ein Mensch, der vor wenigen Minuten bei voller Thätigkeit aller seiner Sinne sich bewegte und redete, fällt in den Bewegungs- und bewusstlosen Zustand eines tiefen Schlafes, um nach einiger Zeit wieder mit erneuten Lebenskräften aus demselben zu erwachen. In anderen Fällen hört das Leben noch vollständiger auf, wenn z. B. einer in Ohnmacht oder Scheintod fällt, wobei der Schlag des Herzens und die Athembewegung unmerkbar wird, der Körper bleich und unempfindlich daliegt und nicht erweckt werden kann. Dieser Zustand kann Minuten und Stunden, selbst Tage lang anhalten, bevor der Ohnmächtige oder Scheintodte wieder erwacht. Barbaren werden diesen Zustand in der Weise erklären, dass sie sagen, die betreffende Person sei eine Zeit lang wirklich todt gewesen, aber die Seele sei wieder in den Körper zurückgekommen. Sie sind nicht im Stande, einen wirklich Todten von einem Scheintodten zu unterscheiden. Sie ver-

halten; das Apriori kann psychogenetisch entwickelt werden und doch auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen; vgl. im Allgemeinen O. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, und besonders die Metamorphosen des Apriori S. 222 ff.

suchen einen Todten emporzurichten, sprechen zu ihm und suchen ihm selbst Nahrung einzuflössen; erst wenn der Leichnam in Verwesung übergeht und aus der Nähe der Lebenden entfernt werden muss, sind sie überzeugt, dass das Leben für immer entschwunden ist. Wie sollte sich da die Frage nicht aufdrängen, was ist die Seele oder das Leben, welches so im Schlafe, in der Ohnmacht und im Tode kommt und geht? Derjenige, welcher die Erscheinungen nur oberflächlich betrachtet, findet in dem Zeugniss seiner eigenen Sinne eine Antwort auf diese Frage. Wenn der Schlafende aus dem Traume erwacht, so glaubt er, er sei wirklich an einem anderen Orte gewesen oder es seien Andere zu ihm gekommen. Da aber die Erfahrung lehrt, dass der Körper nicht diese Wanderungen während des Schlafes ausführt, so erklärt sich die Sache am einfachsten durch die Annahme, dass jedes Menschen ‚Ich' oder Seele sein Trugbild oder Ebenbild ist, welches während des Schlafes den Körper verlassen und in Träumen sehen und gesehen werden kann. Selbst wachende Menschen sehen zuweilen an hellen Tagen in sogenannten Visionen oder Hallucinationen diese menschlichen Phantome. Die Seele stirbt nicht mit dem Körper, sondern lebt weiter, nachdem sie denselben verlassen hat; denn wenn auch ein Mensch gestorben und begraben ist, so fährt doch sein Scheinbild fort, den Hinterbliebenen in Träumen und Visionen zu erscheinen." (Einleitung in das Studium der Anthropologie S. 413 [1]).)

Auf diese Weise wächst mit organischer Nothwendigkeit das ganze unübersehbare Gebiet des Animismus aus der unmittelbaren sinnlichen Welt heraus, ja dieser Zusammenhang ist so folgerichtig und lückenlos, dass sich diese zweite un- und übersinnliche Sphäre schon in den charakteristischen Bezeichnungen und Ausdrücken als ein Spiegelbild des körperlichen Organismus verräth. Es genügt auf Wendungen, wie

[1]) Vgl. dazu das Detail bei Tylor, Anfänge der Cultur I, 411 ff., Bastian, Vorstellungen von der Seele S. 25 ff. und Beiträge zur vergleich. Psychologie S. 11 ff.

entseelen, Ekstase, ausser sich gerathen u. s. w. zu verweisen. Woher sollte denn auch der Mensch das Material für die Schilderung dieses zweiten Reiches entlehnen, wenn nicht aus seiner tagtäglichen, ihm vertrauten Umgebung? In diesem Sinne trifft der von der platonischen Ideenlehre gebrauchte Ausdruck auch hier zu: Das Unsinnliche ist das Sinnliche noch einmal[1]). Ist auf diese Weise der Dualismus im naiven Bewusstsein entstanden, trennt sich nunmehr die ganze Welt nach dieser maassgebenden Perspective des Aussen und Innen, des Leibes und Geistes, wird somit auch die ganze Natur in jenen animistischen Bereich gezogen, d. h. beseelt, so setzt sich selbstverständlich dieser mythologische Process auch fort bis zu dem höchst erreichbaren Punkt für die menschliche Phantasie, bis zur Gottheit, die als werkthätiges Princip, d. h. als Seele in allen Dingen wohnt und in ihrer höchsten, absoluten Gestalt zu einer transcendenten, Alles beherrschenden Persönlichkeit wird, wobei sociale Motive, vor Allem die Verehrung eines mächtigen Stammeshäuptlings eine bedeutsame Rolle mitspielen. Dieselbe Anschauung offenbart sich auch beim Abbild des Todes, bei der Krankheit, wo gleichfalls in dem Verhalten der Seele, resp. irgend eines schädigenden Dämonen die eigentliche Ursache für die Störung des normalen Verhaltens gesucht wird. Die ganze Pathologie der Epileptischen und Geisteskranken, ja die einfachste Heilung irgend einer beliebigen Krankheit durch den Priesterarzt legt dafür ein beredtes Zeugniss ab. Je schärfer nun dieser Dualismus sich ausbildet, desto unversöhnlicher und feindseliger gestaltet sich selbstverständlich der einmal begründete Gegensatz, religiös und philosophisch, bis die Materie, das böse Princip, das eigentlich nicht zum Sein Bestimmte sich (um christlich zu sprechen) als Teufelswerk enthüllt. Es bedarf weniger Ueberlegung, um zu erkennen, dass auch in dem vulgären Dualismus, der die Unvergleichbarkeit des physischen und psychischen Geschehens geflissentlich zu

[1]) Vgl. Avenarius a. a. O. S. 55: Das zweite Individuum ist für die primitive Erfahrung seiner Beschaffenheit nichts Anderes als das erste Individuum noch einmal.

steigern sucht, ein gutes Stück dieser uralten Anschauung verborgen liegt. Und wie die Seele nur per nefas in den gemeinen Staub der Erdenwelt hineingezogen wird, weshalb dann die Zeit der Pilgerfahrt als eine Läuterung angesehen wird von einer Urschuld, die schon frühere Geschlechter begangen haben, ja die durch die individuelle Existenz selbst verwirkt ist, so kann sich das eigentliche höhere Leben nur entfalten in der völligen Loslösung der Seele aus den Banden der Leiblichkeit. Diese Vorstellung hat auch Geltung für das Leben vor dem irdischen Dasein, für die sogenannte Präexistenz; und es verdient wohl bemerkt zu werden, wie für die vielbestaunte platonische Lehre der Präexistenz die Völkerkunde bei einem so einfachen Naturvolke, wie den Eweern [1]) an der westafrikanischen Küste ein genau entsprechendes Pendant liefert. Wie aber diese theologische Ansicht sich psychologisch weiter differenzirt hat, das möge man aus den knappen Andeutungen von Avenarius ersehen, die allerdings Stoff zum Nachdenken genug bieten: „Nach Seite des zeitlichen Verhältnisses der Zuthat zu den sinnlichen Empfindungen würde eine frühere Erklärung, die der primitiven Cultur noch näher stand, vielleicht nicht gezögert haben, die von der Erfahrung unabhängigen Erkenntnisse einer vorempirischen Erfahrung der präexistirenden Seele, einer Erfahrung vor der Geburt zuzuschreiben; eine spätere Cultur würde sich begnügen, sie nur für angeboren anzusetzen; eine noch spätere würde sie der Zeit nach in dem Menschen nicht vor der Erfahrung vorhergehen lassen und sie nur noch als eine Fähigkeit (bez. Anlage) annehmen, die durch die Gegenstände in Bewegung, bez. durch die sinnlichen Eindrücke zur Actualität und Activität gebracht wird“ (a. a. O. S. 51).

Trotzdem wir uns manchmal mit blossen Andeutungen begnügen mussten, so ist so viel hoffentlich klar, dass erst die vergleichende Völkerkunde uns den vollen Einblick in die psychogenetische Entwicklung all der transcendenten Begriffe

[1]) Vergl. Bastian, Der Fetisch an der Küste Guinea's, Berlin 1884, S. 56 ff.

und Probleme verschaffen kann, die eine einseitige Speculation einfach vom Himmel herunterholt oder als ein himmlisches Erbtheil in das Bewusstsein des Menschen verpflanzt, um sie dann einer sehr bequemen, meist aber mit anscheinend grossem Tiefsinn vorgenommenen Zergliederung zu unterziehen. Mit vollem Recht bemerkt Göring in dem früher schon erwähnten Aufsatz ‚Ueber den Begriff der Erfahrung‘: „Den Weg zu dieser Einsicht der empirischen Psychologie hatten sich die Metaphysiker durch den Theil ihrer Constructionen, welchen sie Psychologie nannten, selbst verschlossen, indem sie den Dualismus von Körper und Geist, dessen natürliche Entstehung jetzt hinlänglich feststeht, als ihr Fundamentaldogma zum alleinigen Kanon aller übrigen psychologischen Bestimmungen erhoben. Alle Bemühungen der speculativen Psychologie gipfeln darin, den dogmatisch angenommenen schroffen Gegensatz zwischen Leib und Seele dadurch zu befestigen und womöglich noch zu verstärken, dass sie nach Maassgabe desselben eine Anzahl von weiteren Gegensätzen innerhalb der geistigen Functionen schafft und die einen Glieder dieser Gegensätze dem Leibe, die anderen der Seele zutheilt, wobei natürlich die thatsächlichen Verhältnisse nicht weiter berücksichtigt werden und deshalb kein Hinderniss bilden. Ohne alle Untersuchung steht es fest, dass die Seele, wie sie ohne den Leib existiren kann, so auch in vollkommener Unabhängigkeit von ihn functionirt, Vorstellungen, Begriffe, Bewusstsein, Denken aus sich selbst erzeugt, ohne der auf körperlichen Processen beruhenden Sinneswahrnehmungen irgendwie zu bedürfen. Hiermit ist der erforderte Gegensatz zwischen leiblichen und geistigen Functionen geschaffen, welcher sich zugleich vollständig mit dem zwischen empirischer und nichtempirischer Erkenntniss deckt; empirische Erkenntniss oder Erfahrung ist die einzelne directe Sinneswahrnehmung, jedes andere psychische Gebilde stammt nicht aus der Erfahrung. Dieser contradictorische Gegensatz ist es, welcher vor Allem hergestellt wird, daher man sich über die Beschaffenheit der positiven nichtempirischen Erkenntnissquelle zunächst wenig Sorgen macht oder sie aus der Metaphysik deducirt.“ (Viertel-

jahrs. f. wiss. Phil. I, 398.) Alle diese Fragen kann, wie gesagt, nur die Ethnologie erschöpfend beantworten, und damit lernen wir auch unmittelbar die Entwicklungsgeschichte unseres eigenen Innern, unseres Bewusstseins, das wir bis dahin in staunender Bewunderung als ein göttliches Wiegengeschenk verehrt haben, aus den verschiedenen Stufen der menschlichen Organisation verstehen. Dadurch wird natürlich das Kriterium der individuellen Psychologie zu Gunsten der einzig statthaften socialpsychologischen Perspective beseitigt, die an die Stelle des allmächtigen, supranaturalen Ich, welches sich die Welt aus sich selbst erschafft, den erfahrungsgemäss gegebenen Zusammenhang des socialen Lebens setzt. Dass diese Anschauung sich aber auch in den Kreisen der eigentlich philosophischen Forschung immer mehr Bahn bricht, das mögen die Worte Wundt's veranschaulichen, mit denen wir diese Skizze schliessen: „Die Sprache, die religiösen und sittlichen Vorstellungen sind Erzeugnisse des Menschengeistes. Aber das individuelle Bewusstsein und seine Entwicklung gibt uns nur dürftige Anhaltspunkte für deren Verständniss; vielmehr bedarf ein solches zunächst der historischen Interpretation ihrer Entstehung, und erst diese vermag dann unsere Anschauungen über die psychologische Entwicklung der Vorstellungen und Gefühle überhaupt zu vertiefen. Sind doch Sprache, Mythus und Sitte gleichsam objectiv gewordene Erzeugnisse des menschlischen Bewusstseins, welche nicht nur der Zergliederung sicherer Stand halten, als die schwankende innere Wahrnehmung, sondern welche überdies zum Theil Vorgänge des geistigen Lebens der Beobachtung enthüllen, die dem Umkreise des heutigen Denkens völlig entrückt sind, obgleich sie doch die Keime zu dem jetzt erreichten Zustand in sich schliessen. Auf allen diesen Gebieten muss die Geschichte Hand in Hand gehen mit der vergleichenden Ethnologie, wenn es gelingen soll, die Resultate der letzteren ebenfalls im historischen und psychologischen Sinne zu verwerthen und die Fehler zu vermeiden, zu welchen hier eine einseitige Anwendung der comparativen Methode so leicht verführt.“ (Logik II, 498.)

II. Erkenntnisstheorie.

Wir können uns an dieser Stelle natürlich nicht mit der Erörterung der Vorfrage beschäftigen, inwiefern die Sphäre der Erkenntnisstheorie etwa erheblich einzuschränken und diese Disciplin vielleicht gar völlig als selbständige Forschung zu beseitigen ist; uns interessirt hier nur der Umstand, inwiefern die Aufgaben und Ziele der Erkenntnisstheorie auch durch die vergleichende Völkerkunde eine nennenswerthe Förderung erfahren. Ebensowenig darf uns eine längere polemische Auseinandersetzung zwischen den einzelnen philosophischen Parteistandpunkten aufhalten; wir rechnen vielmehr mit der Thatsache des psychophysischen Parallelismus in allem Geschehen als einer ausgemachten Wahrheit; dieser bildet für uns das stillschweigende, jeder Zeit und überall zur Anerkennung gelangende Kriterium in jeder Beurtheilung, welche sich auf organisches Leben bezieht. Der einzelne wissenschaftliche Forscher, bemerkt Post mit Recht, findet als letzte Quelle alles seines Wissens eine lebendige, ihm angeborene Schlussthätigkeit in sich vor, welche ihm in jedem bewussten Augenblicke einerseits eine seelische, anderseits eine sinnliche Welt erzeugt. Diese Schlussthätigkeit[1]), welche ihm als unfassbare Wirklichkeit entgegentritt, wenn er die beiden grossen Allgemeinvorstellungen der seelischen und der sinnlichen Welt, in welche er hineingeboren wird, und in denen sich sein ganzes Leben abspielt, zum Gegenstand fortgesetzten Nachdenkens macht, taucht, wenn sie über die Schwellen dieser beiden Welten, Empfindung und Bewegung, hinaus verfolgt wird, in das für den Menschen unerkennbare Kosmische unter. Von diesem geheimnissvollen Punkte aus erzeugt sich in jedem bewussten Augenblick im Menschen hier eine Welt der Empfindungen, Vorstellungen und Begriffe, dort eine Welt der Bewegungen, Eigenschaften und Dinge. Es ist der Strahl

---

[1]) Vgl. damit die vielfach ähnlichen Anschauungen Wundt's, Vorlesungen über Thier- und Menschenseele I, 300 ff., Ansichten, die in der 2. Auflage freilich erheblich modificirt oder gar ganz weggelassen sind.

göttlichen Lebens, welcher, in die zwei Strahlen des psychischen und mechanischen Lebens gebrochen, die menschliche Sphäre trägt und begrenzt, der Taò Laò-tsè's, welcher, wenn er genannt wird, nicht mehr der ewige Taò ist. Nicht Stoff noch Kraft, nicht Weltäther noch Raum, nicht Wille noch Phantasie können jene geweihte Stelle ausfüllen. Wer glaubt aus etwas Psychischem oder Mechanischem sich selbst und das Universum erklären zu können, gibt sich damit lediglich das Zeugniss, dass er, an einem bestimmten Punkte angelangt, aufgehört hat zu denken. Die Wissenschaft wird nie ein Licht in jene mystische Tiefe werfen, in welcher sich das Menschliche mit dem Kosmischen berührt. Erst mit der Differenzirung des kosmischen Lebens in Bewegungs- und Empfindungsthätigkeiten beginnt die Möglichkeit menschlicher Erkenntniss und damit die Wissenschaft. Was es ist, das in uns schliesst, ist uns verschlossen; dass es in uns schliesst, ist die Voraussetzung aller unserer Erkenntniss. Es wirkt in uns eine für uns unnahbare Intelligenz, welche uns nur in der Uebersetzung in's Psychomechanische zugänglich wird. Es ist der schaffende Weltgeist selbst, welcher hier waltet, welcher in tausend und abertausend Gestalten sein Wesen zum Ausdruck bringt und in der psychomechanischen Doppelheit das unserer zeitigen menschlichen Sphäre entsprechende Bild erzeugt hat." (Bausteine für eine allg. Rechtswiss. I, 22 ff.) Man mag diesen Ausblick auf den Demiurgos phantastisch finden und nicht mehr zum Bereich unserer exacten Erfahrung gehörig, jedenfalls steht so viel auch für die ethnologische Auffassung fest, dass auch für das sociale Leben der Menschheit Bewegung und Empfindung die letzt erreichbaren Punkte für die psychologische Zergliederung bilden; überall scheidet sich die Betrachtung der grossen socialen Schöpfungen nach diesen beiden Seiten. Nehmen wir z. B., um einen concreten Fall anzuführen, die Entwicklung des Rechts, so bildet die äussere Form desselben (die einzelnen Institutionen), die Sitte und die Existenzbedingungen die mechanische Seite, die Moral und das individuelle Rechtsgefühl überhaupt aber die psychische Kehrseite dieses Processes. Man

darf vielleicht für einen Augenblick den Versuch machen, von der Grundlage unseres Denkens, der Sinnlichkeit, zu abstrahiren, indem man sich folgender Hypothese anschliesst: „Hinter unserer Sinnenwelt muss eine übersinnliche Welt liegen, welche durch Einwirkung auf unsere Sinne uns das Bild erzeugt, welches für uns die Welt ist, und hinter dem seelischen Gebiet, welches wir unser Bewusstsein oder unser Ich nennen, muss ein weiteres, uns unbewusstes seelisches Gebiet liegen, aus welchem unser Bewusstsein, unser Ich in jedem Augenblicke gespeist wird," (Post, Grundlagen des Rechts S. 1) — aber man darf auch nicht vergessen, mit demselben Gelehrten hinzuzusetzen: „Doch beide sind für uns unzugänglich. Der Weltgeist offenbart sich uns Menschen nicht in dem einheitlichen Bilde, in welchem ihm das Universum erscheinen mag, sondern in einem Doppelbilde seelischer und sinnlicher Welt. Der Act der molecularen Bewegung der Nervencentren und der Act der Wahrnehmung, die mechanische und die psychische Welt, mögen für den Weltgeist eins sein, für uns als Menschen, als Träger tellurisch-organischer Sinnesorgane, ist das kosmische Leben in ein Bewegungs- und Empfindungsleben geschieden."

Der durch Leibnitz bedeutsam modificirte Satz Locke's: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, nisi intellectus ipse, wird vollauf auch durch die Acten der Völkerkunde bestätigt. Man gewinnt Nichts für die positive Untersuchung, wenn man unter dem Bann der Entwicklungslehre auch eine Geschichte der menschlichen Vernunft gleichsam aus dem Nichts schreiben will. Jede Entwicklung, soll sie anders nicht zu einem psychologischen Unding werden, setzt gewisse Urelemente voraus, ebenso, wie z. B. die gesammte Biologie letzten Endes auf die Zelle zurückführt. Eine Entwicklung, die mit dem blossen Nichts anfängt, ist ein klägliches Nachbild der dogmatischen, schon so oft verspotteten Schöpfungslehre; und so muss nothgedrungen unsere ganze wissenschaftliche Weltbetrachtung mit der Thatsache des Bewusstseins rechnen, das man im Uebrigen nicht zu einem mythologischen Wesen, zu einer supranaturalen Herrlichkeit und Allmacht zu erhöhen

braucht, sondern ganz schlicht als die Summe aller Vorstellungen fassen kann, die es zur Zeit ausfüllen (vgl. WUNDT, Vorlesungen, 2. Aufl., S. 252 ff.). Oder wenn man sich an diesem Ausdruck stösst, und ihn als ein scholastisches Ueberlebsel betrachtet, wie MILL und andere Positivisten, so setze man statt dessen die Empfindung, die noch keine nüchterne Kritik bislang mit der Bewegung verwechselt hat. Dass im Uebrigen der eigentliche Gehalt, oder um kantisch zu sprechen, der Stoff der Empfindung, durch und durch sinnlich bedingt ist, versteht sich von selbst und die Völkerkunde liefert gerade für die niederen Stufen der Gesittung, wie wir gesehen haben, dafür die schlagendsten Belege, aber die Form der Empfindung ist durchaus nicht identisch mit der molecularen Verschiebung oder mit dem einfallenden Reiz, der sie veranlasste.

Wie schon früher erwähnt, lassen die grossen socialen Schöpfungen auf dem Gebiete der Religion, Sitte, des Rechts und der Kunst diesen Gesichtspunkt einer ununterbrochenen Wechselwirkung zwischen den äusseren Factoren der Entwicklung und der menschlichen Seele sehr unzweideutig hervortreten[1]), und zwar zeigt sich diese Abhängigkeit des Menschen von der jeweiligen Structur der Organisation, die ihn umgibt, um so mehr, je unentwickelter überhaupt sein Bewusstsein ist. Daher das chaotische, scharfer individueller Ausprägung unzugängliche Gewirr der Geschlechtsgenossenschaften, wo Recht und Sitte noch annähernd zusammenfallen und jeder persönliche Charakter von dem allgemeinen Typus überwuchert wird. Aber auch für unsere Zeit trifft, wie POST auseinandersetzt, dieser Gesichtspunkt noch insofern zu, als jeder Mensch trotz einer gewissen Selbständigkeit sich jeder Zeit in einer socialen Beschränkung fühlt: „Wenn der einzelne Mensch sich heutzutage eine bestimmte Sphäre zuschreibt, innerhalb deren er seinen biologischen Trieben freien Lauf zu lassen sich berechtigt fühlt, und wenn er anderseits eine bestimmte Grenze anerkennt,

[1]) Vgl. den Aufsatz von SCHÄFFLE, Ueber Recht und Sitte vom Standpunkt der sociologischen Erweiterung der Zuchtwahltheorie in Vierteljahrsschr. f. wiss. Phil. II, 38 ff.

welche nicht zu überschreiten er sich für verpflichtet fühlt, so stützt sich dieses sittliche Bewusstsein des Menschen auf die Thatsache, dass er einerseits ein biologisches Individuum und anderseits ein Glied socialer Verbände ist, dass er mit anderen Worten bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges kosmisches Individuum ist, anderseits aber wieder einen Elementarorganismus in höheren kosmischen Individuen, in den socialen Verbänden darstellt. Die höhere Ordnung der socialen Verbände verlangt von ihm eine Beschränkung seiner Individualität, während sie ihm bis zu einem gewissen Grade eine Bethätigung derselben gestattet." (Grundlagen des Rechts S. 10)[1]). Dass aber trotzdem nicht die Individualität, obwohl sie immer noch vielfach erheblich überschätzt wird, ihrer fundamentalen Bedeutung entkleidet werden soll, versteht sich auch für die Völkerkunde von selbst. Das geistige Leben, das sich in der Gesammtheit regt, ist schlechterdings ohne diese Thätigkeit undenkbar, die ganze Culturgeschichte der Menschheit, in ihrer höchsten Entfaltung und Durchbildung das Ziel alles geistigen Strebens überhaupt, ist letzten Endes ohne jene persönliche Wirksamkeit ein todtes Abstractum, eine leere Formel[2]).

III. Ethik.

Weitgreifender und unmittelbarer, wie für die Erkenntnisstheorie, oder ganz allgemein gesprochen für die richtige wissenschaftliche Bestimmung der verschiedenen Probleme, ist der Einfluss der Ethnologie für die Ethik. Schon der äussere Umstand, dass hier noch die Wirksamkeit der modernen Entwicklungslehre mit in's Spiel kommt, wie sie am rückhaltlosesten in

[1]) Vgl. dazu Wundt, System der Philosophie, S. 597 ff.

[2]) Vgl. dazu die Ausführung bei Bastian, Mensch in der Geschichte I, 30 ff. und einen Aufsatz des Verfassers im Ausland 1890, S. 831 ff.; endlich im Allgemeinen zur Entwicklungstheorie der philosophischen Probleme Avenarius, Vierteljahrs. f. wiss. Philos. III, 53 ff.

dem Positivismus sich offenbart, hat diesen Process beschleunigen helfen. Selbst überzeugte Idealisten, die immer noch gern die letzten entscheidenden Normen rein speculativ abzuleiten lieben, können nicht umhin (vielleicht wider ihren Willen), dieser Strömung Rechnung zu tragen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, bestimmt Windelband, der sich sehr entschieden gegen die „Lustkrämerei" wendet, es als allseitige Lösung der Aufgabe das Cultursystem der betreffenden Gesellschaft zu realisiren (Praeludien S. 309), wobei also Grundsätze maassgebend sind, die nur culturhistorisch zu erfassen sind. Der erste Gewinn, den wir dieser ethnologischen Induction zu verdanken haben, beruht in der (freilich schon theoretisch von der antiken Sophistik anticipirten) Erkenntniss von der völligen Relativität unserer sittlichen Vorstellungen. Es ist in der That gegenüber den unanfechtbaren Thatsachen der vergleichenden Völkerkunde unserer Tage unerfindlich, wie noch gelegentlich von gewissen angeblich allgemeinen sittlichen Empfindungen und Trieben des Menschen die Rede ist, so z. B. in dem Verhältniss der einzelnen Familienglieder zu einander. Wie darf man noch in diesem Sinne die Liebe des Vaters zu seinen Kindern als eine ganz allgemein menschliche Empfindung in Anspruch nehmen, während doch nachweislich Zustände in der socialen Entwicklung vorkommen, welche für eine solche Regung gar keinen Raum lassen! Das Matriarchat, in welchem ein Vater nach unseren Begriffen gar nicht existirt, wo die Kinder den Namen ihrer Mutter annehmen und nur dem rechtlichen Schutz ihres Oheims unterstehen, kennt eine derartige Beziehung, ein wirkliches Pietätsgefühl der Natur der Sache nach durchaus nicht. Post hat eine bunte Musterkarte der verschiedenartigsten, theilweise sich unmittelbar widersprechenden Gebote und Verbote zusammengestellt, die wir hier ihrer Anschaulichkeit wegen anführen: „Man verbiete dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird das als einen Act schreiendsten Unrechts empfinden; man muthe einem civilisirten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, dass er damit ein Unrecht begehen würde.

Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiss, dass er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, dass dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gesottenen Recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht empfinden. Bei den Somali ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheirathen. Bei jedem Culturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. Nach dem Gesetzbuch Manu's soll dem Çudra, welcher den Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Oel in Mund und Ohren gegossen werden, und der alte Aegypter fand es selbstverständlich, dass derjenige, welcher, auch nur aus Versehen, einen Ibis getödtet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten. In China erhält der Arzt, welcher ein Recept unregelmässig schreibt, Prügel, unserem Rechtsbewusstsein würde das schwerlich entsprechen. So sehen wir die Rechtsanschauungen überall wechseln, und vielfach gilt auf einer bestimmten Stufe dasjenige für ein schweres Unrecht, was auf einer anderen vollkommen als Recht empfunden wurde. Es versteht sich daher auch ganz von selbst, dass dasjenige, was wir heute als Recht empfinden, von unseren Nachkommen nicht mehr als Recht wird empfunden werden." (Bausteine für e. allg. Rechtswiss. I, 60.) Wie gesagt, über den vollständig variablen, ja contradictorischen Inhalt des sog. Sittengesetzes kann unter unbefangenen Forschern kein Zweifel mehr auf-

kommen, es handelt sich nur noch eventuell um die Form des sittlichen Empfindens; diese kann in ihrer Universalität als das Gefühl bestimmt werden, je nach Lage der Sache, d. h. je nach Maassgabe der einzelnen positiven rechtlichen und sittlichen Normen Recht von Unrecht unterscheiden zu können. Diese Fähigkeit kann man deshalb in gewissem Sinne apriorisch nennen, weil sie jede concrete Fixirung voraussetzt, und insofern stimmen wir mit Windelband völlig überein, wenn er sagt: „In der ethischen Terminologie nennen wir das Gebot, dessen Erfüllung oder Nichterfüllung die Beurtheilung bestimmt, eine Pflicht und so lässt sich behaupten, dass von ethischer Beurtheilung überhaupt nie die Möglichkeit gegeben wäre, wenn wir nicht ein Bewusstsein von Pflichten besässen, die durch uns erfüllt werden sollen. Das Pflichtbewusstsein ist insofern das Princip der Moral, als es die oberste Bedingung ist, unter der sittliches Leben möglich ist. Was Pflicht ist, das mag je nach Umständen, Völkern und Zeitläufen verschieden sein; aber dass überhaupt eine Pflicht anerkannt werde, ist die selbstverständliche, einem Jeden einleuchtende Grundbedingung des ethischen Lebens. Wer da leugnen wollte, dass es überhaupt ein Soll für den Menschen gibt, wer überhaupt gar keine Pflicht anerkennt, der müsste seinerseits auf alle Beurtheilung verzichten und in ihm würden wir anderseits den absolut Unsittlichen erkennen" (a. a. O. S. 283). Dies immanente Gefühl sittlicher Verbindlichkeit offenbart sich in dem vielfach als mystisch und supranatural gefeierten Organ des Gewissens, das deshalb ja auch, wie allbekannt, den erheblichsten Schwankungen unterliegt, und darin zeigt sich trotz aller individuellen Färbung wieder die völlige sociale Abhängigkeit desselben. Die Sittlichkeit ist bis zu einem hohen Grade für das Individuum bestimmt durch seine Congruenz mit dem Typus der socialen Organisation, in der er lebt; diesen ethnologischen Gesichtspunkt hat Schäffle sehr richtig zum Ausdruck gebracht: „Nicht willkürlich gemachte und zufällige Grundsätze sind die Normen, aber doch nicht ewig in dem Sinne, dass sie ursprünglich fertig wären, dass sie in geschichtsloser Weise zur Anerkennung ge-

langen könnten, aus einer anderen Welt in unser Gewissen plötzlich hereingerufen, oder dass sie dem verschiedenen Inhalt verschiedener Entwicklungsperioden gegenüber stets denselben concreten Inhalt haben müssten. Solcher Ewigkeit von Recht und Moral widerspricht die Erfahrung der ganzen Rechts- und Sittengeschichte. Eine Theokratie fordert sogar im Namen Gottes Vernichtung der Andersgläubigen; die primitive Stammesgenossenschaft befiehlt die Blutrache und die Vernichtung aller Feinde, heiligt Menschenopfer und Menschenfresserei; während unserer Toleranz und Humanität das Alles ein rechtlicher und sittlicher Gräuel ist. Aber derselbe collective Erhaltungstrieb ist es, der bei verschiedenen Bedingungen und Inhalten der Selbsterhaltung Verschiedenes, zum Theil Entgegengesetztes erlaubt und verbietet." (Vierteljahrs. II, 61.)

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht den positiven Ausbau dieser social begründeten Moral näher verfolgen, sondern müssen in dieser Beziehung auf die einschlägigen Arbeiten in der ethnologischen [1]) und philosophischen [2]) Literatur verweisen, nur einige charakteristische Elemente seien flüchtig berührt. Besonders verräth Spencer's Ansicht den unmittelbaren Zusammenhang mit der modernen Entwicklungslehre, das Handeln ist ihm eine Anpassung an Zwecke und zwar in aufsteigender Vervollkommnung, so dass dadurch sowohl das eigene Wohl und das der Mitmenschen gefördert wird; der erbarmungslose Kampf des Daseins wird durch das Princip des Altruismus gemildert, das aber trotzdem utilistisch gedacht wird. Endlich zeigt sich der eminent darwinistische Charakter in dem Bestreben, für alle Erscheinungen des höheren sittlichen Lebens

---

[1]) Vgl. hierzu Post, Grundlagen des Rechts, Lilienfeld, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft, 6 Bände, Milau 1873 ff., wobei zwar manches Phantastische mit unterläuft, u. Schäffle, Bau u. Leben des socialen Körpers, 2 Bände, Tübingen 1875.

[2]) Spencer, Die Thatsachen der Ethik, 1879, E. Laas, Idealist. u. positiv. Ethik, Berlin 1882, Rolph, Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik, Leipzig 1882, u. meinen Aufsatz in der Vierteljahrs. f. wiss. Philos. VII, 53 ff.

eine inductive Begründung in der Ableitung aus den concreten Organisationsformen zu versuchen und damit auf jede metaphysische Deduction von vorn herein zu verzichten. Dadurch erhebt sich die Untersuchung aus dem engen Rahmen einer individual-psychologischen, wesentlich speculativ gehaltenen Ethik zum Range einer inductiv begründeten Socialethik, womit eben das entscheidende Kriterium von der willkürlichen Entscheidung des Einzelnen auf den Charakter der jeweiligen socialen Organisation übertragen ist. Jetzt erst wird es verständlich, wie der Mensch ein Centrum sittlicher Ideen werden kann, die er eben nicht apriorisch aus sich selbst erfindet, sondern gemäss dem Typus der Entwicklungsstufe, die auch ihn trägt, ausbildet (selbstverständlich nach Maassgabe individueller Veranlagung). In der ethnologischen Perspective erscheint der Einzelne eingefügt in die Beziehungen, welche er zu dem ihn umschliessenden tellurisch-organischen Gebilde unterhält; aus diesem social-psychologischen Zusammenhange ergibt sich allererst die Möglichkeit einer Imprägnirung mit sittlichen Vorstellungen, die deshalb auch unendlich variiren. Für jenen streng systematischen Aufbau wird vielleicht das gegenwärtige Material noch nicht völlig ausreichen, aber es ist doch schon viel gewonnen, wenn der zutreffende psychogenetische Gesichtspunkt gegenüber jeder supranaturalen metaphysischen Deduction allem Zweifel entrückt wird. Ganz besonders anschaulich lässt sich das an den Problemen der vergleichenden Rechtswissenschaft zeigen, weil hier die Entwicklung von Moral und Sitte aus dem ursprünglichen Focus des Rechts stufenweise zu verfolgen ist. Diesen streng wissenschaftlichen Standpunkt objectiver Unbefangenheit und Nüchternheit hat Post sehr treffend gekennzeichnet: „Die socialen Sitten und Anschauungen, wie sie im Völkerleben uns entgegentreten, werden vom Ethnologen als organische Producte angesehen, über deren Existenz man so wenig Kritik üben kann, wie über die Existenz der einzelnen Pflanzen- oder Thierarten, über die Existenz eines Gestirnsystems oder über die Existenz der Welt überhaupt. Sie werden als etwas naturgemäss Gewachsenes angesehen, und

nur die Ursachen, aus welchen diese Bildungen so geworden sind, wie sie vom Beobachter gefunden werden, sind der Gegenstand der ethnologischen Forschung. So werden auch von der ethnologischen Jurisprudenz die Rechtssitten und Rechtsanschauungen, wie sie bei den verschiedenen Völkern der Erde sich hervorgebildet haben, als etwas Gegebenes angesehen, welches nicht von einem individuellen Standpunkte aus einem ethischen oder ästhetischen Urtheil unterliegt, sondern ganz objectiv auf seine Ursachen zu untersuchen ist, nicht anders, als wenn man irgend eine Pflanze oder irgend ein Thier auf die Gesetze ihres Wachsthums und ihre Existenzbedingungen untersucht. Es gibt daher in der Ethnologie und speciell daher auch in der ethnologischen Jurisprudenz die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend Etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es gibt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existirt und weshalb sie existirt, oder weshalb nicht, ohne dass der individuellen Werthschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird. Dieser ganz objective Standpunkt ist streng festzuhalten, wenn die Ethnologie und die ethnologische Jurisprudenz einen streng wissenschaftlichen Charakter behalten sollen. Die individuelle Werthschätzung ist ein ganz schwankender Factor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, dass ein Volk ehelos lebt, dass es dem Cannibalismus huldigt, dass es Menschenopfer bringt, dass es seine Verbrecher spiesst oder rädert oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur den Causalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, den der Ethnologe mit dem hellen Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer im Stande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif.“ (Einleitung in das Studium der ethnol. Jurisprudenz S. 52.)

Hoffentlich wird sich für ein unbefangenes Urtheil so viel aus unseren Ausführungen ergeben haben, dass man der vergleichenden Völkerkunde, welche die Entwicklung der ganzen Menschheit verfolgt und zugleich die verschiedenen Culturstufen auf ihre Gleichartigkeit und Verschiedenheit hin prüft, eine eminente philosophische Bedeutung zugesteht. Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist eo ipso die des Menschen überhaupt, den man sonst so gern rein abstract sich zu construiren liebt, und in diesem Sinne bewährt sich an der Hand der modernen Ethnologie das Wort von Leibnitz, dass die menschliche Seele ein Spiegel der Welt ist, auf inductivem Wege oder wie der Altmeister unserer Wissenschaft, Adolf Bastian sich ausdrückt: „So werden wir unser eigenes Geistesleben und sein organisches Wachsthum in den Reflexen ethnologischer Spiegelung erschauen, um in einem klar zurückgeworfenen Bilde das zu erkennen, was unmöglich sein würde, an sich selbst abzusehen. Wenn sämmtliche Verhältnisswerthe in der Gedankenwelt festgestellt sind, dann muss sich der Gesetzesplan offenbaren, der, in der Auffassung individueller Existenzen gebrochen, aus eigenem Selbst als Bewusstsein hervorstrahlt, und aus der Mannigfaltigkeit ethnologischer Gestaltungen auf dem Rund geographischer Einheit schwebt der Flug der Geschichte in die Weite des Unbegrenzten fort.“ (Beiträge zur vgl. Psychol., Vorr. S. XI.) Auf diese Weise werden wir auch erst zu der methodologisch so eminent wichtigen Scheidung der wissenschaftlich legitimen und illegitimen Probleme gelangen und durch diese Kritik zu einer abschliessenden Problematisationstheorie, wie Richard Avenarius es treffend nennt (vgl. Viertelj. f. wiss. Phil. III, 61).

Bremen. Th. Achelis.

Der Blinde und die Kunst.

Das Verhältniss des Menschen zur Kunst, welches von jeher eines der interessantesten Probleme philosophischer Forschung ausgemacht hat, weil es mit den fundamentalsten Fragen der Psychologie in unlösbarem Zusammenhange steht, ist, meiner Ansicht nach, mit Beziehung auf den Blinden von ganz besonderer Wichtigkeit. Denn er, dessen Aufmerksamkeit weit weniger als jene des Vollsinnigen von den mannigfaltigen Erscheinungen der buntbewegten Aussenwelt in Anspruch genommen wird, und dem es daher vergönnt ist, sich um so rückhaltsloser dem Zauber hinzugeben, welchen die Kunst auf jedes menschliche Gemüth ausübt, er muss durch dieses bedeutsame Moment auch in weit höherem Grade als Andere in seiner psychischen Entwickelung beeinflusst werden, ganz abgesehen davon, dass die gesteigerte Intensität seines Innenlebens jedem Eindruck von vornherein grössere Lebhaftigkeit und dauerndere Nachwirkung sichert, als ihm bei dem Normalmenschen zukommt. In Anbetracht dieser hervorragenden Bedeutung der Kunst als Bildungselement für das Wesen des Blinden habe ich mir erlaubt, unter Verwerthung eigener und fremder Erfahrungen eine Gruppe von Thatsachen zusammenzustellen, die sich auf das ästhetische Leben des Blinden beziehen. Dabei hebe ich natür-

lich nur dasjenige hervor, was sich aus der Natur der Blindheit als solcher mit Nothwendigkeit zu ergeben scheint, weil nur das als Schlüssel zu den Eigenthümlichkeiten des Lichtlosen von Werth sein kann.

Von den bildenden Künsten muss ich in diesem Zusammenhange vollständig absehen; denn wie ich schon an anderer Stelle zu zeigen versuchte, mögen zwar manche ihrer Gebilde den Vorstellungskreis des Blinden erweitern helfen, bieten aber wegen der engen Schranken, welche der Leistungsfähigkeit des Tastsinns gezogen sind, absolut kein Material für eine eigentlich künstlerische Anschauung dar. Auch über die Musik darf ich mich hier kurz fassen. Denn da dieselbe das Augenlicht nicht direct und auch indirect nur in den seltensten Fällen voraussetzt, so ist das Verhältniss, welches der Sehende und der Blinde zu ihr einnimmt, im Wesentlichen das gleiche. Der Blinde mag, vermöge seiner eigenthümlichen Disposition, eine regere Empfänglichkeit für den Reiz musikalischer Werke und ein besonderes Talent für die Ausübung der Musik an den Tag legen, wohl auch in seiner Technik beim Spiel der verschiedenen Instrumente von jener des Vollsinnigen in mancher Hinsicht abweichen; aber ein durchgreifender charakteristischer Unterschied ist meines Wissens hier nicht zu constatiren. Nur beiläufig will ich bemerken, dass ich mich der gelegentlich von Fachmännern ausgesprochenen Ansicht, der Blinde als solcher sei ausser Stande ein musikalisches Kunstwerk zu schaffen, keineswegs anschliessen kann, wenn wir auch aus naheliegenden Gründen zur Zeit noch keinen grossen, blinden Componisten aufzuweisen haben. — Eingehender werden wir unsere Aufmerksamkeit der Betrachtung der Poesie zuwenden müssen, die zwischen den ausschliesslich im Raume wirkenden bildenden Künsten und der Musik, als der sozusagen raumlosen Kunst, in der Mitte liegt. Ihr steht darum der Blinde auch nicht fremd gegenüber, wie etwa der Malerei, aber er vermag sie auch nicht ganz so aufzufassen wie der Sehende, wie das bei der Musik der Fall ist, sondern er hat zu ihr zwar eine intime Beziehung, welche jedoch durch den Mangel des Lichtsinns

mannigfache Modificationen erfährt. Diese Modificationen sind verschieden bei den verschiedenen Dichtungsgattungen, und zwar scheint mir für ihre Abstufung in erster Linie der folgende Gesichtspunkt maassgebend zu sein. Es ist die Hauptaufgabe der Poesie, Stimmungen und Leidenschaften, Schicksale und Charaktere, mit einem Wort das Psychische in seinen mannigfaltigen Erscheinungen und Beziehungen darzustellen, und so weit sie das unmittelbar thut, ist der Blinde, von dem man mit dem Dichter sagen kann, dass er „mit leichtbeweglichem Gefühl den Geist in seiner flüchtigsten Erscheinung hascht“, voll und ganz im Stande, sich ihrem Genusse hinzugeben; dort dagegen, wo die Poesie das Hauptgewicht auf die Schilderung der Aussenwelt und die Darstellung dessen legt, was man mit einem neuen Wort für eine alte Sache als „milieu“ bezeichnet, dort sieht er sich darauf angewiesen, Surrogatvorstellungen zu bilden, was natürlich die Wirkung beeinträchtigt. Indessen werden diese Surrogate, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, dem Lichtlosen oft in erstaunlich hohem Grad geläufig, und um darzuthun, wie sich dies auch auf dem Gebiet der Poesie äussert, will ich mir erlauben, hier ein Gedicht einzuschalten, welches, obwohl es von einem Blinden herrührt, doch eine Reihe glücklicher Bilder aus der Welt der Farben enthält:

Maiensonne.

Wie die Maiensonne strahlt
Ueber Berg und Thal!
Wie sie reiche Kronen malt
Dort am Wasserfall!
Welch ein Funkeln, welch ein Blitzen
All der Diamantenspitzen!

Der Smaragde bläulich Grün,
Auf dem weissen Grund,
Feenhafte Farben sprüh'n
Um der Krone Rund.
Sonne hängt an güld'nem Bande
Gleich des Himmels schönstem Pfande.

Und das Leben ist die Kron',
Sonne ist das Glück,
Und die Lieb' der Farbenton
An dem Meisterstück.
Strahl' uns lange, Himmelswonne,
Lebensglück, du Maiensonne!

Um völlig genau zu sein, muss ich hinzufügen, dass der Verfasser der vorstehenden Verse nicht blind geboren wurde, doch dürfte dieser Umstand nicht schwer ins Gewicht fallen, da er nun schon seit 20 Jahren nichts mehr sieht und auch vorher nur schwache Lichtempfindung hatte, die wohl kaum hinreichte, ihn so feine Nüancen wie die hier geschilderten unterscheiden zu lassen. Auch habe ich in langjährigem Verkehre mit dem Verfasser Gelegenheit gehabt, an ihm all jene Züge zu beobachten, welche dem Blinden eigen zu sein pflegen, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn sich seine Disposition von jener seiner Schicksalsgenossen wesentlich unterschiede. Endlich glaube ich noch darauf aufmerksam machen zu sollen, dass das vorliegende Gedicht keineswegs zu dem Zwecke verfasst wurde, welchem es gegenwärtig dient, was seine Bedeutsamkeit für uns erhöhen muss, weil sich daraus ergibt, dass die dem Spiel des Lichts entlehnten Bilder nicht etwa künstlich und absichtlich hineingetragen worden sind, sondern sich dem Autor ungezwungen als der seinen Gedanken und Empfindungen adäquate Ausdruck darstellten.

Im Allgemeinen sind es gerade lyrische Gedichte, für die der Blinde besondere Empfänglichkeit und hervorragendes Talent zeigt, vielleicht darum, weil der Lyriker unmittelbar seine eigene Stimmung zum Ausdruck zu bringen bestrebt ist, und sich daher am ehesten innerhalb der Grenzen hält, welche der Auffassungsfähigkeit des Blinden gezogen sind. Ich habe von mehreren Blinden ziemlich gelungene, lyrische Gedichte, aber fast von Keinem Versuche auf dem Gebiet einer anderen Dichtungsgattung in Händen gehabt, wobei freilich nicht übersehen werden darf, dass der Lyrik, als dem Ausdruck individuellsten Empfindens auch von sehenden Dilettanten am häufigsten gehuldigt wird.

Zum vollen Genusse epischer Dichtungen dagegen bedarf es des Augenlichtes in höherem Maasse. Weder dem Epos, das mit naiver Freude in der lebendigen Ausmalung der Natur schwelgt, noch dem Roman, der es sich besonders in neuester Zeit angelegen sein lässt, den Charakter der handelnden Personen aus dem Charakter ihrer Umgebung genetisch zu erklären, kann der Blinde ungehindert folgen. Am ehesten weiss er sich in dieser Beziehung noch mit dem sogenannten Bildungsroman abzufinden, jener eigenartigen Gattung, die heute allerdings bereits der Literaturgeschichte angehört, deren vollendetste Musterbilder, wie sie uns in „Agathon" oder „Wilhelm Meister" vorliegen, jedoch ein bleibendes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Uebrigens muss man sich auch hier vor übereilten Folgerungen hüten und bedenken, dass ja der sehende Leser gleichfalls den bloss schildernden Partien eines epischen Werkes gewöhnlich nur untergeordnetes Interesse entgegenbringt und dieselben bekanntlich nicht selten sogar ganz überschlägt. In der Novelle, in der sich die Erzählung sehr häufig in blossen Dialog auflöst, was wohl in der Enge des Rahmens und der dadurch gebotenen Concentration der Handlung seinen Grund haben mag, macht sich die Schwäche des Blinden minder fühlbar. Lediglich als charakteristischen Zug will ich hier noch anführen, dass ich selbst, als es mir einmal beifiel, mich als Novellist zu versuchen, die gegenwärtig wohl schon veraltete Briefform in Anwendung brachte, um mich auf diese Weise der Nothwendigkeit weitläufiger Beschreibung zu entziehen, obgleich ich mir dieser Ursache erst viel später und im Zusammenhang mit ganz anderen Betrachtungen bewusst geworden bin.

Seine Vorliebe für den Dialog, als den unmittelbaren Ausdruck psychischen Lebens, weist den Blinden naturgemäss auf das Drama hin, und wenn er auch aus Gründen, die zu erörtern überflüssig scheinen, nie ein für die Bühne verwendbares Werk wird schaffen können, so findet er doch in demselben eine Quelle reichster und nachhaltigster Anregung. Hier vor Allem äussert sich seine receptive Natur, mag er ein Stück

aufführen oder vorlesen hören; denn vorausgesetzt, dass es auch nur erträglich gelesen wird, ist der Unterschied zwischen beiden Arten der Interpretation für ihn nicht wesentlich, weshalb auch der Gegensatz zwischen Buch- und Spieldramen ihm weniger auffällt als den Sehenden. Für das Gehör entfällt die ganze Illusion, durch welche Kostüm, Mimik und Decorationen das Gemüth des Zuschauers oft so zaubergewaltig bestricken; ja ich weiss aus eigener Erfahrung, dass das Nachahmen von Geräuschen auf der Bühne — wie etwa der künstliche Donner — das ja dem gleichen Zwecke dienen soll, auf den Blinden eher zerstreuend wirkt, als dass es dazu beitrüge, seine Täuschung zu erhöhen. Diese auffällige Thatsache ist wohl nur so zu erklären, dass die Eindrücke des Gehörs wohl geeignet sind, die Illusion da zu verstärken, wo sie schon vorhanden ist, sich aber als zu schwach erweisen, um sie dort hervorzubringen, wo sie fehlt. Die Unempfänglichkeit des Blinden für künstlerische Illusion hat auch zur Folge, dass Theaterstücke im schlechten Sinn des Wortes, nämlich solche Dramen, die lediglich auf äusserliche Effecte angelegt sind und deren Wirksamkeit bloss vom raffinirten Spiel einzelner Darsteller oder der ängstlichen Sorgfalt des Regisseurs und Decorateurs abhängt, sein unbefangenes Gemüth völlig kalt lassen; ja ich wage die paradoxe Behauptung, dass der ästhetische Werth eines dramatischen Werkes und im gewissen Sinne eines literarischen Kunstwerkes überhaupt, zum grossen Theil nach dem Eindruck bemessen werden könnte, welchen dasselbe auf einen blinden Hörer hervorbringt. In einer Beziehung jedoch möchte ich für diesen scheinbar so gewagten Satz unbedingte Gültigkeit in Anspruch nehmen und zwar mit Beziehung auf die äussere Form. Das Ohr des Blinden ist von vornherein darin geübt, die feinsten Nüancen der verschiedensten Geräusche aufzufassen, und diese Gabe lässt sich, speciell auf den Klang des Verses angewendet, in erstaunlich hohem Grade vervollkommnen. Alles, was er an literarischen Werken kennen lernen soll, muss ihm vorgelesen, also durch das Gehör vermittelt werden, denn die Bücher, welche bis jetzt in Punktschrift oder in tastbaren

Antiqua-Buchstaben gedruckt worden, sind so geringe an Zahl, dass sie hier kaum als Ausnahme erwähnt zu werden verdienen; und der Umstand, dass man, wie natürlich, gerade die besten Werke zunächst dazu ausersieht, sie dem Blinden bekannt zu machen, trägt nicht wenig dazu bei, den Sinn für Wohllaut und Rhythmus in seiner empfänglichen Seele zu wecken und zu kräftigen. So hat sich dieser Sinn bei mir in dem Maasse gesteigert, dass ich nicht bloss, wenn ich eine versificirte Dichtung vorlesen höre, jeden metrischen Fehler, ja sogar jede Härte der Diction augenblicklich peinlich empfinde, sondern dass ich auch im Stande bin, bei der Lectüre von Prosawerken und ohne dass dieselbe darum verlangsamt werden müsste, verschiedene Verse herauszuheben, die sich, nebenbei bemerkt, selbst in den trockensten, jedes Schwunges ermangelnden Abhandlungen weit häufiger vorfinden als man meint. Dabei kostet mich dieses Experiment so wenig Anstrengung, dass es nicht einmal meine Aufmerksamkeit von dem Sinn des Gelesenen ablenkt, ja der Zusammenhang des Inhalts ging mir bei wiederholt angestellten Versuchen dieser Art auch nicht ein einziges Mal verloren. Es handelt sich aber hier keineswegs um eine mir eigenthümliche Beanlagung, welche ohne Interesse wäre, sondern ich kenne Blinde, selbst solche von relativ geringer Intelligenz, welche grosse Gewandtheit in der Handhabung des Verses an den Tag legen. In dem Institut, in welchem ich erzogen wurde, unterhielten sich mehrere Schüler der Oberclasse oft Viertelstunden lang damit, in fünffüssigen Jamben oder vierfüssigen Trochäen zu discutiren, und ich erinnere mich sogar, dass ein Zögling, dem man soeben eine Rüge ertheilt hatte, trotz des Verdrusses, welchen er hierüber empfand, nicht umhin konnte, mich darauf aufmerksam zu machen, dass in der Strafrede des Lehrers ein tadelloses Distichon vorgekommen sei. Auch die Raschheit und Sicherheit der Auffassung beim Auswendiglernen, das für das Geistesleben des Blinden von so hoher Bedeutung ist, findet in dieser Anlage einen entscheidenden mechanischen Behelf. Dies ist in so hohem Grade der Fall, dass ich einerseits im Stande bin, ganze Acte aus dem

Gedächtniss zu recitiren und sogar richtig zu betonen, während mein Geist gleichzeitig mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt ist; und andererseits, wenn ich aus einem in tastbaren Lettern gedrucktem Buche selbst lesend etwas auswendig lernen will, mich genöthigt sehe, die betreffenden Verse halblaut vor mich hinzusprechen, um meinem Gedächtniss die Stütze, die für dasselbe in dem Element des Klanges liegt, nicht völlig zu entziehen.

Ich würde bei diesem scheinbar nebensächlichen Punkte nicht so lange verweilt haben, läge nicht gerade hier die Hauptquelle, aus welcher der Blinde künstlerischen Genuss schöpft, und bildete dieser ausgesprochene Sinn für die metrische Form nicht zugleich die Voraussetzung seiner eigenen Production, welche, wie gesagt, ziemlich reichlich fliesst, wenn sie sich gleich, von den Werken einiger spät erblindeten Dichter abgesehen, meines Wissens nirgends über den Dilettantismus erhebt. Aus dieser Anlage erklärt sich auch die Vorliebe des Blinden für Dichter und Prosaisten, die sich durch ihre formvollendete Sprache auszeichnen, eine Vorliebe, welche bei unzureichender Bildung oft in Befangenheit gegenüber der tönenden Phrase ausartet.

Werfen wir nun zum Schluss unserer Bemerkungen die Frage auf, welche Bedeutung der Kunst für das psychische Leben des Blinden im Allgemeinen zukommt, so zeigt sich uns die Einwirkung derselben hauptsächlich nach zwei Richtungen hin. Zunächst bereichert sie seinen Geist durch eine Menge von Vorstellungen, sein Gemüth durch eine Fülle von Empfindungen, wie sie ihm die Natur weder so lebhaft, noch so zahlreich darzubieten vermag; die Grossartigkeit einer wilden Gebirgslandschaft, der holde Reiz eines anmuthigen Thales sind seinem Blicke verschlossen; aber die erhabenen Schöpfungen eines Shakespeare, die lieblichen Melodien eines Mozart, sind auch ihm zugänglich, an ihnen saugt er sich gleichsam mit durstiger Lippe fest, sie sind die einzige oder doch die höchste und reinste Erscheinungsform, in welcher sich ihm das Schöne darstellt. Zwar sind auch die Schönheiten der Natur nicht ganz für ihn verloren; aber abgesehen davon, dass sie an

seinem ästhetischen Leben einen relativ geringeren Antheil haben als jene der Kunst, so vermögen auch diese einzelnen Eindrücke, losgelöst von dem mit Licht und Farbe gesättigten Weltbilde, wie es sich dem sehenden Auge darstellt, auf ihn lange nicht die gleiche Wirkung auszuüben wie auf den Vollsinnigen. Wenn ich so der Kunst eine dominirende Stellung im intellectuellen Leben des Blinden zuweise, so widerspricht dies keineswegs meiner an anderem Orte aufgestellten Behauptung, dass es ihm an Phantasie gebräche; denn dort ist, wie auch der Zusammenhang jener Stelle beweist, von der räumlich gestalteten Einbildungskraft die Rede, während es sich hier um jene andere Art von Phantasie handelt, welche ich die abstracte nennen möchte und deren reiche Entfaltung den Lichtsinn keineswegs voraussetzt. — Das zweite Moment, in welchem sich der Einfluss der Kunst auf das Seelenleben des Blinden äussert, steht mit dem ersten in innigem Zusammenhang und ist wesentlich praktischer Natur. Wer vermöchte sich dauernd in die gewaltigen Meisterwerke der Tonkunst, wie der Poesie zu versenken, ohne dass sein ganzes Wesen durch sie geläutert und erweitert, veredelt und erhoben würde? Ich kann mich an dieser Stelle nicht über die mannigfachen Fehler verbreiten, die man dem Blinden zum Vorwurf gemacht und zum Theil sehr mit Unrecht als nothwendiges Ergebniss seines Zustandes hinzustellen gesucht hat. Thatsache aber bleibt es, und ich habe mich selbst bei vielen Gelegenheiten davon überzeugt, dass auch in dem gedrücktesten Blinden, der sich täglich auf's Neue gezwungen sieht, sein armes Dasein dem harten Schicksal durch seiner Hände Fleiss abzuringen, dass selbst in diesem eine gewisse Grösse der Auffassung, eine kindliche Freude an allem Schönen und Guten, mit einem Wort eine hohe Idealität der Gesinnung herrscht, und dass dem so ist, verdankt er in erster Linie seiner eifrigen, begeisterten Kunstpflege, welche man darum wohl zu den höchsten Segnungen seines Lebens zählen darf.

Wien. Fr. Hitschmann.

Werththeorie und Ethik.

(Dritter Artikel.)

Einreihung der Ethik in die allgemeine Werththeorie.

Die beiden vorausgegangenen Abschnitte dieser Untersuchung bieten die leitenden Principien für eine systematische Bearbeitung, sowie aller Werthphänomene, auch der ethischen Thatsachen. Die hohe Bedeutung jedoch, welche das Ethische für den Menschen besitzt, die innige Verbindung, welche es mit umfassenden, tiefsten metaphysischen Ueberzeugungen einzugehen pflegt, und die erklärliche und gerechtfertigte Scheu gerade der edelsten Menschen, das Heiligthum des Gefühles durch ein vorschnelles Urtheil des Verstandes zu entweihen, haben die ethischen Thatsachen seit undenklichen Zeiten gleichsam wie die Gipfel eines hohen Gebirges mit einer goldschimmernden Wolkenhülle umgeben, so dass die Erkenntniss der klaren und scharfen Umrisse sich dem Forscher hier besonders erschwert. Darum wird die Anwendung der allgemeinen Principien der Werththeorie auf die Erscheinungen des ethischen Handelns, Fühlens und Urtheilens nicht bei allen Beurtheilern widerstandslos sich vollziehen, sondern mannigfachen Einwänden von den verschiedensten Standpunkten, Theoremen und Weltanschauungen aus begegnen.

Es kann die vorliegende gedrängte Abhandlung sich nicht zum Ziele setzen, auf jene voraussichtlichen Einwände im Besondern einzugehen, noch auch das System der Ethik nach dem allgemeinen Grundriss der Werthlehre ins Detail auszubauen; es sollen im Folgenden in einer Reihe möglichst knapp abgefasster Hinweise nur die Kernpunkte eines ethischen Systems hervorgehoben und beleuchtet, sowie — im Anhange — die vom Standpunkte der gangbarsten ethischen Ueberzeugungen und Theoreme aus zu allermeist sich aufdrängenden Einwände berücksichtigt, und soll so eine „Einreihung der Ethik in die allgemeine Werththeorie" vollzogen werden, welche berufen ist, die selbstthätige Gedankenarbeit des Lesers nicht etwa zu ersetzen, sondern im Gegentheil anzuregen und auf fruchtbare Bahnen zu lenken.

1. Begriffsbestimmungen. — Nicht die Wissenschaft, sondern das praktische Leben hat die ersten ethischen Theorien geschaffen, und die Begriffe des Moralischen, Sittlichen, Guten und Bösen aufgestellt. Dies kommt der ethischen Wissenschaft einerseits zu Gute, indem sie gleich zu Beginn die Resultate mannigfacher Gedankenarbeit vorfindet, wodurch ihr umfangreiche Voruntersuchungen erspart werden; — andrerseits aber ist es auch der Grund von mancherlei Schwierigkeiten gerade an der Schwelle der Untersuchung, bei der Fixirung fester Begriffe. Denn die Begriffe des moralisch Guten und Bösen, welche ja das Forschungsobject der Ethik betreffen, werden im Leben, obgleich mannigfach übereinstimmend angewandt, doch nur unklar und vielfach abweichend gedacht. An den durch sie bezeichneten Realitäten das Wesentliche herauszuheben, und in seinen inneren und äusseren Beziehungen darzustellen, ist die Aufgabe der ethischen Wissenschaft. Inwiefern sie derselben gerecht geworden, inwiefern es ihr gelungen, dasjenige, was den Menschen unbestimmt vorschwebt, wenn sie ethisch werthen und urtheilen, in feste wissenschaftliche Normen zu bannen, lässt sich natürlich nicht am Eingange, sondern erst nach Abschluss der Untersuchung

beurtheilen. Dennoch ist zur Hintanhaltung von Missverständnissen schon am Eingange eine Begriffsbestimmung geboten; und da es von vorne herein als sicher anzusehen ist, dass die praktische Verwendung der ethischen Begriffe nicht vollkommen exact zu verfahren pflegt, sondern sich mannigfacher Ausschreitungen und Uebergriffe auf verwandte Gebiete, wohl auch directer Aequivocationen schuldig machen muss, so ist es unvermeidlich, sofort eine von der herkömmlichen Verwendung der Worte bis zu gewissem Maasse abweichende Definition des Ethischen einzuführen. Dies erweckt einerseits den Widerspruch des Lesers; sollte dieser aber in Anbetracht der dargelegten Verhältnisse auch die Berechtigung zu einer vorläufigen Nominaldefinition des zu behandelnden Gegenstandes anerkennen, so sind wieder für den Autor hiemit mannigfache Gefahren verbunden. Denn oft schon wurde die Einführung eines bekannten und vielgebrauchten Terminus im Sinne einer Nominaldefinition verhängnissvoll für die logische Correctheit der folgenden Untersuchung, indem unbemerkt die gewöhnliche Bedeutung jenes Terminus sich wieder einschlich, und zu Behauptungen Anlass gab, welche vom Standpunkte der Nominaldefinition aus in keiner Weise zu rechtfertigen waren. So behandeln derartige Ausführungen oft zwei ganz verschiedene Gegenstände unter demselben Namen, wodurch der mannigfachsten Willkür Thür und Thor geöffnet wird. Weiss aber der Autor auch diesen grösseren Gefahren zu entgehen, so bleibt doch immer noch die Möglichkeit, dass er durch seine consequent festgehaltene, aber von dem Sprachgebrauch abweichende Nominaldefinition zwar etwas Thatsächliches trifft und beschreibt, etwas Thatsächliches aber, das keineswegs im Centrum derjenigen Erscheinungen des menschlichen Lebens gelegen ist, welche man, wenn auch in unklaren Umrissen, im Auge hat, wo man den zu definirenden Begriff im Sinne des Sprachgebrauches anwendet. In unserem Fall würde dies einen Missbrauch der Bezeichnung des Ethischen involviren, wodurch einem an sich minder wichtigen Forschungsobject unter fremdem Titel hohe und höchste Bedeutung vindicirt werden würde. Wollte man

aber diesen Gefahren dadurch zu entgehen suchen, dass man sich ängstlich an den Sprachgebrauch klammerte und jegliche Abweichung vermiede, so verfiele man in den Fehler, nicht von den ethischen Dingen, sondern von den ethischen Begriffen und den menschlichen Meinungen über die ethischen Dinge zu handeln.

Der einzige Weg nun, welcher dem Autor in Erwägung aller dieser Umstände offen bleibt, ist der, die dargelegten Gefahren[1]) zunächst sich selbst zum Bewusstsein zu bringen und den kritischen Blick des Lesers auf sie zu verweisen — um hierauf in klarer Erkenntniss von der Bedeutung und Tragweite dieses ersten Schrittes zu einer vorläufigen Nominaldefinition des Forschungsobjectes überzugehen.

Wir unterscheiden vor Allem die social- und die individual-ethischen Erscheinungen und verstehen unter jenen solche, welche sich allein aus dem Zusammenleben mehrerer Menschen entwickeln, unter diesen diejenigen, welche sich in dem einzelnen Individuum abspielen und auch abspielen könnten, wenn es selbst ausser Contact mit irgend welchen Lebewesen stände.

Den Kern der social-ethischen Thatbestände glauben wir durch die Begriffsbestimmung der ethischen Werthungen aufzudecken.

Jede Werthung ist auf ein Object gerichtet. Als erstes Bestimmungsstück der ethischen Werthungen sind somit deren Objecte zu charakterisiren. — Wir verlangen von der ethischen Werthung, dass sie ein beliebiges Attribut eines als beseelt gedachten Wesens zum Object habe, welches Attribut eine ursächliche Beziehung zu irgend welchen Handlungen involvire. Jenes Attribut braucht, um gewerthet zu werden, nicht thatsächlich zu existiren, und wenn seine Be-

[1]) Vgl. die lichtvolle Darstellung der einschlägigen Verhältnisse bei Friedrich v. Wieser: „Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirthschaftlichen Werthes" 1. Abschnitt.

stimmungen auch thatsächlich zutreffen, so brauchen sie nicht thatsächlich unter die Kategorie des Attributes zu fallen; sie müssen, um Objecte ethischer Werthungen abgeben zu können, nur als Etwas irgend welchen beseelten Wesen in der Weise von Attributen Zukommendes gedacht werden.

Beliebige Objecte können in zweifacher Weise, nämlich um ihrer selbst willen, oder als Mittel zum Zweck gewerthet werden. Wir verlangen von der ethischen Werthung, dass sie ihre Objecte um ihrer selbst willen hochhalte oder verabscheue, dass diese somit Eigenwerthe oder Eigenunwerthe darstellen. Darum ist es nicht ausgeschlossen, sondern wird sich sogar in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle bestätigen, dass jene Objecte ausserdem auch zugleich als Wirkungswerthe oder Wirkungsunwerthe geschätzt oder verabscheut werden; als unerlässliche Bedingung der ethischen Werthung aber wollen wir jene Qualification des Objectes unter dem Gesichtspunkte seiner Wirksamkeit nicht betrachten.

Die ethischen Werthungen müssen ferner, damit wir ihnen jenen Namen beilegen, nicht etwa nur in einem einzigen werthenden Individuum, sondern in einer Vielzahl durch sociale Beziehungen verbundener Menschen, u. z. in übereinstimmender Weise, d. h. auf dieselben Kategorien von Objecten gerichtet, verwirklicht sein. Da nun auf dem Gebiete der ethischen Werthungsobjecte die verschiedensten Kategorien denkbar sind, welche von verschiedenen Gruppen von Individuen in verschiedener Weise gewerthet werden können, so ergibt sich die Nöthigung zur Anerkennung verschiedener ethischer Werthungsgebiete, welche sich sowohl zeitlich als auch räumlich abgrenzen. — Die ethische Werthung muss weiters unabhängig davon eintreten, welchen bestimmten Individuen das gewerthete Attribut zugeschrieben wird. Es ist nämlich denkbar, dass eine Vielzahl social verbundener Menschen ein zu Handlungen in ursächlicher Beziehung stehendes Attribut zwar übereinstimmend als Eigenwerth hochhalte oder als Eigenunwerth verabscheue, jedoch nur als

Attribut eines einzelnen Individuums oder einer bestimmten Kategorie von Individuen, und nicht überall, wo es sich realisirt. (In solcher Art werthet beispielsweise oft das Volk auch die Untugenden seiner Lieblinge.) Eine ethische Werthung im Sinne unserer Definition würde dann nicht vorliegen.

Es ergibt sich endlich als natürliche Consequenz der angeführten Merkmale ethischer Werthungen, dass diese in besonderem Maasse geeignet sein müssen, Liebe und Abscheu denjenigen Individuen gegenüber zu begründen, denen die betreffenden gewertheten Attribute zugeschrieben werden. Denn besitzt jede Gefühlsdisposition auch eines vereinzelten Individuums die Tendenz zur Expansion durch die Wirkungen des Beispiels, so muss dies um so mehr dort zutreffen, wo die betreffende Beschaffenheit des Gefühles Vielen in übereinstimmender Weise zukommt, und ausnahmslos an allen Objecten der Werthung bethätigt wird. Wenn also die ursprünglichen Kräfte und Tendenzen zur Hervorbringung der ethischen Werthungen auch nur ein geringes Maass überschreiten, so werden diese durch gegenseitige Verstärkung doch bald zu bedeutender Intensität anwachsen und durch Gefühlsassociation auf die Träger der gewertheten Attribute sich übertragen.

Hiemit ist die erstrebte Nominaldefinition vollzogen. Nur in dem hier dargelegten Sinne wollen wir von nun an den Terminus der ethischen Werthung verwenden. Dass wir hiemit etwas Thatsächliches treffen — dass es wirklich ethische Werthungen in dem dargelegten Sinne, sowie verschiedene ethische Werthungsgebiete gibt und seit dem Bestehen menschlicher Cultur auch stets gegeben hat, und dass diese Erscheinungen mindestens einen Theil derjenigen Thatbestände ausmachen, welche sich aus dem Zusammenleben der Menschen ergeben und gemeiniglich als ethisch bezeichnet werden, somit unter unsern Begriff der social-ethischen Lebenserscheinungen fallen — dies kann wohl angesichts der Empirie nicht geleugnet werden. Inwiefern dagegen mit den „ethischen Werthungen“ gerade das Wesentliche jener

Lebenserscheinungen hervorgehoben ist, kann sich erst im weiteren Verlaufe der Untersuchung erweisen.

Um nun in ähnlicher Weise, durch freie Begriffsbestimmung, auch auf dem Bereiche der individual-ethischen Thatbestände festen Fuss zu fassen, ist es nöthig, auf ein anscheinend vollkommen disparates Gebiet tiefinnerlichster Gemüthserlebnisse überzugehen, welche wohl keinem der Leser dieser Zeilen vollkommen fremd geblieben sein dürften, die aber vielleicht nicht ein Jeder in dem abstracten Gewande, in welches sie der Theoretiker für die Zwecke einer wissenschaftlichen Untersuchung einkleiden muss, auch sofort ihrer ganzen Wucht und Tragweite nach wiedererkennen wird.

Niemand, welcher mit den wesentlichen Momenten des Menschenschicksals auch nur einigermaassen aus eigener Anschauung bekannt geworden ist, wird von jenen Gefühlen furchtbaren Grauens und Entsetzens gänzlich verschont geblieben sein, welche sich bisweilen bei dem Gedanken an den Tod, an die Vergänglichkeit alles Irdischen, an das vollkommen unbekannte Woher und Wohin des uns erkenntlichen Weltausschnittes, bei der Versenkung des Geistes in das Geheimniss der Zeit selbst und der scheinbaren Unwiederbringlichkeit des Vergangenen, unserer bemächtigen. — Aus dieser tiefsten Bedrängniss gelangen wir jedoch in geweihten Augenblicken zu einem Zustand innerer Kraft und Beruhigung, in welchem wir nicht etwa den Blick von jenen Mysterien scheu abwenden, oder die wechselnden Interessen und Erscheinungen des Lebens uns die Aufmerksamkeit gefangen nehmen lassen, sondern all das Entsetzliche, welches uns mit Schrecken und Grauen erfüllte, fest im Auge behalten, und dennoch einer tiefen Befriedigung, ja Erhebung uns bewusst sind.

Den hiemit geschilderten Zustand wollen wir nun die „mystische Erhebung", und die Fähigkeit eines bestimmten Individuums, sich in jenen Zustand zu versetzen, das „mystische Gut" des Individuums nennen — ohne vor-

läufig auf die Frage, worin jene Fähigkeit gegebenen Falles bei einzelnen Individuen beruhe, näher einzugehen.

Mag einerseits eine derartige begriffliche Umgrenzung von Erlebnissen, welche man im Allgemeinen nur der Ahnung und dem Gefühl, nicht der Reflexion als zugänglich erachtet, manches Befremdliche an sich tragen, so wird es zudem andererseits zuzugestehen sein, dass die gegebenen Definitionen vom psychologischen Standpunkt aus manche Unvollkommenheiten aufweisen, indem sie weder die Art jener „Mysterien des Daseins“, noch die Tiefe des Einblickes in dieselben, noch die Beschaffenheit der über die Seelenangst obsiegenden Tröstung und Erhebung vollkommen eindeutig bestimmen, und somit bei der concreten Anwendung der Begriffe manche Zweifel offen lassen. Allein wenn auch Klarheit und Präcision unser letztes Ziel in der Wissenschaft bleiben muss, so wäre es doch verfehlt, darum alle Begriffe, welche jenem Ideal noch nicht nahekommen oder es erreichen, principiell von jeder Verwendung auszuschliessen. Denn nicht alle Realitäten der Erfahrungswelt, namentlich der psychischen, l a s s e n s i c h — bei dem gegenwärtigen Stande der Erkenntniss zum mindesten — in feste Begriffe fassen. Wo nun jene Realitäten — wie bei der wissenschaftlichen Betrachtung der gewaltigsten und bedeutsamsten Innenerlebnisse, welche der Mensch überhaupt besitzt — zum Forschungsobject gemacht werden, ist es jedenfalls angemessener, sich mit demjenigen Grade der Klarheit zu begnügen, welcher auf dem betreffenden Gebiete eben erreicht werden kann, als etwa umwillen einer schematischen Präcision und Correctheit in der Begriffsbildung eine wichtige, oder vielleicht die wichtigste Seite des Forschungsobjectes von vorne herein zu vernachlässigen. Dementsprechend führen wir nun die gebildeten Begriffe mit dem klaren Bewusstsein ihrer Unvollkommenheit in diese Untersuchung ein, um weitere, das individual ethische Gebiet betreffende Bestimmungen an sie zu knüpfen.

Die Erfahrung zeigt, dass das mystische Gut, also die Fähigkeit zur mystischen Erhebung, keineswegs allen Individuen, und auch nicht ein und demselben Individuum zu verschiedenen

Zeiten in gleichem Maasse zukommt, sondern fördernden und schädigenden Einflüssen unterworfen ist. Namentlich sind es psychische Zustände, Erlebnisse und Anstrengungen, welche in diesem Sinne günstig oder ungünstig wirken können. So werden wir uns beispielsweise nach dem Anhören von Beethoven's neunter Symphonie, oder nach der Ausführung einer edlen That zur mystischen Erhebung fähiger fühlen, als etwa nach einem Zechgelage in frivoler Gesellschaft. Erinnerung an eigene und Mittheilung fremder Erlebnisse, sowie psychologische Phantasie lassen uns ferner ein zumeist richtiges Urtheil darüber gewinnen, ob bestimmte, in Frage stehende psychische Inhalte für unser mystisches Gut fördernd oder schädigend sich erweisen werden. Jenes Urtheil nun — oder das Bewusstsein von der im Sinne unseres mystischen Gutes fördernden oder schädigenden Tendenz bestimmter psychischer Zustände, Erlebnisse und Bethätigungen nennen wir das Gewissen.

Da die mystische Erhebung einem Jeden, welcher sie erfährt, zum Eigenwerthe wird, so begründen die Urtheile des Gewissens auch entsprechende Werthungen, d. h. es wird dasjenige, was von dem Gewissen als fördernd für das mystische Gut erkannt ward, zum Wirkungswerth, was als schädigend erkannt ward, zum Wirkungsunwerth. — Jene aus dem (zumeist, aber nicht ausnahmslos richtigen) Gewissensurtheil erwachsenden beifälligen oder abfälligen Werthungen bestimmter psychischer Zustände, Erlebnisse und Bethätigungen nun nennen wir die ethische Sanction.

Alle Erlebnisse und Geschehnisse, welche in dem Einzelindividuum die ethische Sanction zur Folge haben, betreffen wesentlich allein jenes Einzelindividuum, und könnten sich ohne jegliche Einwirkung eines anderen Lebewesens abspielen; da ferner ihre Zugehörigkeit zu dem Complex jener Lebenserscheinungen, welche man gemeiniglich als ethische bezeichnet, ausser Zweifel steht, so fallen sie unter unseren Begriff der individual-ethischen Thatbestände.

Sowie die ethische Sanction in dem Individuum allein

begründet ist, sind auch ihre Acte der Billigung und Missbilligung individuell verschieden, indem bestimmte Classen psychischer Inhalte keineswegs von allen Individuen eine Sanction in gleichem Sinne und in gleichem Maasse erfahren. Dennoch bedingt die typische Verwandtschaft der menschlichen Einzelorganisationen eine weitgehende Uebereinstimmung auch auf diesem Gebiete — wovon später gehandelt werden soll.

Ebenso müssen wir — analog wie betreffs der ethischen Werthungen — der folgenden Untersuchung den Beweis dafür überlassen, dass mit den hier definirten Begriffen des Gewissens und der ethischen Sanction der wesentliche Kern der individual-ethischen Thatbestände aufgedeckt sei. Dass wir eine höchst bedeutsame Seite derselben beleuchtet haben — dass die Gemüthsbeziehung, in welche wir uns durch verschiedene psychische Erlebnisse zu den Mysterien des Daseins gesetzt sehen, unser „Gewissen“ (im sprachüblichen Sinne des Wortes) mächtig bewegt, und zur „ethischen Sanction“ jener Erlebnisse (ebenfalls im sprachüblichen Sinne) mächtig beiträgt, wird wohl schon hier Angesichts der Erfahrung zugestanden werden müssen.

Und somit stände anlässlich unseres vorläufigen Zweckes der Begriffsbildung und -benennung nur noch die eine Frage offen, weshalb wir die anscheinend vollkommen disparaten Gebieten entnommenen Begriffe der ethischen Werthung und der ethischen Sanction dennoch mit dem gleichen Attribut belegen, und so dem allgemeinen Begriffe des Ethischen unterordnen.

Es geschah dies zunächst im Hinblick auf das im Sprachgebrauch sich kundgebende Urtheil, welches ja beide durch unsere Definitionen getroffenen Thatbestände mit Bestimmtheit als „ethische“ bezeichnet und hiedurch der Voraussetzung von dem Vorhandensein gemeinsamer Merkmale oder doch regelmässiger Beziehungen Ausdruck gibt. Solche Beziehungen werden sich im Verlaufe der Untersuchung an mehrfachen Stellen ergeben. Vorläufig sei nur auf die wichtigsten derselben

hingewiesen: Die Erfahrung zeigt einerseits, dass bei den meisten Individuen solche psychische Zustände, Erlebnisse und Anstrengungen, wie sie im Sinne der ethischen Werthungen von ihrer Umgebung hochgehalten oder verabscheut werden, auch ihre eigene ethische Sanction in gleichem Sinne erfahren — dass also die meisten Individuen durch ein den ethischen Werthungen ihrer Umgebung entsprechendes Gebahren in ihrem mystischen Gute gefördert und darum in dem Verlangen nach dem mystischen Gut auf solche Pfade geführt werden, wie sie den ethischen Werthungen ihrer Umgebung entsprechen. Andrerseits finden wir, dass ein ausgesprochenes Verlangen nach dem mystischen Gut, wo es sich an einem Individuum durch seine Bethätigungen kenntlich macht, zumeist auch die Billigung seiner Umgebung im Sinne der ethischen Werthung erfährt. Diese — nicht ausnahmslos, aber in der Regel vorliegende — Doppelbeziehung nun ist es, welche, erfahrungsgemäss festgestellt, in Uebereinstimmung mit dem Sprachgebrauch die Einreihung der ethischen Werthung und der ethischen Sanction unter den gemeinsamen Begriff der ethischen Thatbestände vorläufig rechtfertigt.

Um die hierauf folgenden Ausführungen sachgemäss zu beurtheilen, hat der kritische Leser einerseits darüber zu wachen, dass die definirten Begriffe consequent festgehalten werden und keine Erschleichung unterlaufe; andrerseits wird er sich nach Möglichkeit die Gesammtheit derjenigen Lebenserscheinungen gegenwärtig zu halten haben, welche ihm unter dem Namen des Ethischen bekannt sind, und deren Kernpunkte er bei dem schrittweisen Vorgehen unserer Untersuchung sämmtlich wiederfinden muss, wenn anders diese ihrem Ziel nahekommen soll: der Darlegung des Grundrisses für ein vollständiges System der Ethik.

2. Kategorien ethischer Werthungsobjecte. — Da für die ethischen Werthungsobjecte die ursächliche Beziehung zu Handlungen das charakteristische Merkmal abgibt, verlangt ein Ueberblick über ihre möglichen Kategorien

zunächst eine Betrachtung der Handlung selbst und ihrer wesentlichen Bestimmungsstücke.

Die Handlung ist eine beabsichtigte Einleitung von Veränderungen; sie involvirt also einen Act des Begehrens und eine diesem entspringende — äussere oder innere — Thätigkeit, d. h. eine Muskelcontraction oder psychische Anstrengung. (Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass bei manchen äusseren Handlungen, wie z. B. beim absichtlichen Weinen, die Thätigkeit auch in einer Drüsensecretion bestehen kann.) Die durch die äussere oder innere Thätigkeit eingeleiteten Folgewirkungen werden oft theilweise mit zur Handlung gezählt, aber nur insofern sie beabsichtigt (d. h. also als Zweck oder Mittel angestrebt) oder doch mindestens vorausgesehen waren, resp. bei genügender Aufmerksamkeit hätten vorausgesehen werden können.

Die Attribute nun, als welche die ethischen Werthungsobjecte gedacht werden, müssen in ursächlicher Beziehung zu irgend einem dieser Bestimmungsstücke der Handlung stehen, oder doch mindestens vorgestellt und beurtheilt werden. Als nächstliegend ergibt sich hiebei die Urheberschaft der Handlung selbst. Man kann zwar begründete Zweifel darüber geltend machen, ob der Umstand, dass ein Mensch eine Handlung ausgeführt habe, mit Recht als ein Attribut des Menschen anzusehen sei — sicherlich aber wird jene Beziehung von denjenigen, welche den Menschen um der Handlung willen ethisch werthen, als ein Attribut betrachtet. Wem beispielsweise der Umstand, dass ein Mensch einen Mord begangen hat, an sich schon ohne jede weitere Untersuchung zur ethischen Verurtheilung des Menschen hinreicht, der wird jenen Menschen zugleich auch als „Mörder" qualificiren, d. h. er wird ihm die Urheberschaft jener einen Handlung als Attribut (und nicht etwa nur als unwesentliches Accidenz) beilegen.

Die Urheberschaft der Handlung umfasst die Urheberschaft des der Handlung zu Grunde liegenden Begehrensactes ebensowohl wie der betreffenden äusseren oder inneren

Thätigkeit und der Folgewirkungen, soweit sie noch zur Handlung gezählt werden können. Von diesem Complex nun können die verschiedenen Bestandstücke in gleichem oder in ungleichem Maasse Objecte der ethischen Werthung werden. Es gibt ethische Werthungsgebiete, für welche das der Handlung zu Grunde liegende Begehren das bestimmende Moment darstellt — andere, welche allein den äusseren Act betrachten; ja manche Anzeichen sprechen dafür, dass sogar unvorhergesehene Wirkungen der Handlung dereinst die Veranlassung zu ethischen Werthungen abgaben. — Ausser den genannten gibt es aber noch andere, zu Handlungen in ursächlicher Beziehung stehende Bestimmungsstücke, welche als Attribute des Handelnden nicht nur gedacht werden können, sondern solche Attribute wirklich sind: nämlich die Dispositionen des Begehrens. Die Fähigkeit, nach einer bestimmten Richtung zu begehren, ist eine Eigenschaft, welche Handlungen, die nach der betreffenden Richtung abzielen, verursacht. Die Begehrensdisposition ist daher in hervorragender Weise zum Object ethischer Werthung geeignet.

3. Moral, Sitte und Recht. — Wir fragen uns zunächst, welches von den obgenannten Beziehungsstücken für die in unserer gegenwärtigen Culturwelt lebendige ethische Werthung das bestimmende ist.

Vielfach begegnet man der Voraussetzung, dass wir lediglich auf die eigentlichen Zwecke oder letzten Ziele der Handlungen eines Menschen zu achten haben, um diesen ethisch zu qualificiren; und manche Instanzen scheinen diese Annahme zu bestätigen. So gründet sich beispielsweise die verschiedene ethische Werthung, welche wir zweien Männern entgegenbringen, die beide durch Förderung gemeinnütziger Unternehmungen sich hervorthun — der eine jedoch, um den Nothleidenden Hülfe zu bringen, der andere, um zu Ansehen und bürgerlichen Ehren zu gelangen — zunächst auf eine Unterscheidung der die äusserlich übereinstimmenden Handlungsweisen Beider veranlassenden letzten Zwecke, d. h. also der eigentlichen Ob-

jecte der betreffenden Acte des Begehrens. — Doch sind unschwer andere Instanzen aufzuweisen, bei denen der Hinblick auf die Zwecke des Begehrens zur ethischen Qualification nicht hinreicht. Ein Unternehmer etwa, welcher in dem Streben nach Bereicherung einen — übrigens gemeinnützigen — neuen Verkehrsweg dem Handel eröffnet, und ein Raubmörder, welcher zum Zwecke des Geldgewinnes einen Menschen meuchlings aus dem Leben schafft, unterscheiden sich nicht in den Zielen oder eigentlichen Objecten ihres Begehrens — hier wie dort die persönliche Bereicherung — und erfahren dennoch ethisch eine höchst abweichende Werthung. Jener ist uns ethisch indifferent, dieser wird zum Object eines intensiven ethischen Abscheues. Es ist klar, dass wir hiebei nicht auf die letzten Ziele Beider Acht haben, sondern auf die Mittel, welche sie zur Erreichung jener Ziele erwählen — die an sich gemeinnützige Unternehmung auf der einen, der Meuchelmord auf der anderen Seite. Hiernach könnte man zur Meinung gelangen, der Zweck in Vereinigung mit den Mitteln sei in gleicher Weise das Bestimmende für unser ethisches Werthen. Doch auch hier ergeben sich unwiderlegliche Gegeninstanzen. So verfällt etwa derjenige, welcher seiner gewohnten Erwerbsthätigkeit, beispielsweise dem Transithandel mit Nahrungsstoffen, nachgeht, obgleich in dem Bezugslande eine Epidemie ausgebrochen ist, deren Verschleppung durch die Nahrungsstoffe er als möglich, ja sogar als wahrscheinlich erkennt, von diesem Moment an der ethisch abfälligen Werthung — wiewohl sich weder bezüglich seines Zweckes — dem Erwerb — noch in Betreff der erwählten Mittel — dem Handel mit Nahrungsstoffen — etwas geändert hat. — Offenbar achten wir, wenn die abfällige ethische Werthung in uns lebendig wird, weder auf den Zweck noch auf die Mittel, sondern darauf, dass der Betreffende sich von seiner Handlungsweise trotz gewisser, als wahrscheinlich vorausgesehener Wirkungen, welche den erwählten Mitteln und dem erreichten Zweck erst nachfolgen, nicht abhalten liess. Man könnte somit versuchen, sowohl Zweck als Mittel, wie auch die vorausgesehenen weiteren

Folgen — mit einem Ausdruck also die Gesammtheit der erwarteten Wirkungen der Handlungen — als das Bestimmende für unsere ethischen Werthungen zu betrachten. — Doch auch diese Fassung ist für zahlreiche Fälle unzureichend. Würden alle vorausgesehenen Folgen einer Handlung die ihrem Urheber entgegenzubringende ethische Werthung in gleicher Weise bestimmen, so müsste jener Förderer gemeinnütziger Institutionen, welcher hiebei nur persönliche Ehren anstrebt, ethisch ebenso hochzuhalten sein, wie derjenige, welcher hiebei nur das Wohl Anderer im Auge hat; denn allerdings erkennt jener ebensogut wie dieser, dass seine Handlungsweise das Wohl Anderer thatsächlich fördere. Offenbar ist hier doch wieder der Hinblick auf den Zweck zum Unterschiede von den Mitteln und vorausgesehenen Folgen das unsere ethische Werthung zunächst bestimmende Moment. — Ein letzter Versuch könnte daher die These aufstellen, dass wir, sobald beifällige ethische Werthungen in Frage kommen, allein auf den Zweck achten, bei abfälligen dagegen die Gesammtheit der erwarteten Wirkungen in Betracht ziehen. Allein diese Fassungsweise entspricht dem Thatbestand ebensowenig wie die früheren. Dies zeige abermals ein praktisches Beispiel. — Zwei Landsleute begegnen sich zufällig in der Fremde. Der eine von ihnen zieht sich durch einen Unfall eine schwere Verletzung zu und ist in seinem hülflosen Zustande auf die Pflege des Andern angewiesen, welche dieser ihm auch bis zu seiner Herstellung gewährt. — Wir werden dem Hülfeleistenden ob seiner Handlungsweise gewiss eine ethisch beifällige Werthung zuwenden, die sich jedoch in den Grenzen eines gewissen Mittelmaasses halten wird, da, was er geleistet, die Erfüllung einer ethischen Pflicht wenig überschreitet. Variiren wir den Fall dagegen derart, dass der Hülfsbedürftige nicht an einer äusseren Verletzung, sondern an einer gefährlichen und in hohem Maasse ansteckenden Krankheit darniederliege, so zeigt unsere ethische Werthung des Hülfeleistenden sofort eine rapide Steigerung, obgleich an dem Zweck der Handlung sich nichts Wesentliches ändert. Vielmehr ist

es offenbar, dass wir auf die als möglich oder wahrscheinlich vorausgesehenen Folgen — auf die drohende Ansteckungsgefahr — hinblicken, wenn sich jene Zunahme der Werthung in uns vollzieht. Das Beispiel zeigt also, dass mitunter auch bei ethisch beifälligen Werthungen nicht allein der erstrebte Zweck, sondern in noch höherem Maasse die — mit Bestimmtheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit erwarteten — Folgewirkungen den Ausschlag geben.

Aus all' diesen misslungenen Versuchen nun geht hervor, dass wir allerdings bei der ethischen Werthung auf Zweck, Mittel und vorausgesehene Folgewirkungen Rücksicht nehmen, dass das hiebei zu Grunde liegende Princip aber sich nicht durch jene Bestimmungsstücke an sich darlegen lässt. Thatsächlich kann jeder durch eigene Erfahrung beobachten, dass Zweck, Mittel und vorausgesehene Folgewirkungen bei der ethischen Werthung nur die Rolle von Indicien übernehmen, welche uns auf das tiefer gelegene, eigentliche Object der Werthung, die Begehrensdisposition, hinweisen. Hält man dies fest, und vergegenwärtigt man sich des weiteren, dass nicht nur das Vorhandensein von Begehrensdispositionen bestimmter Art, sondern auch deren Mangel ethisch — und zwar abfällig — gewerthet werden kann, so klären sich alle scheinbar widersprechenden Fälle ohne Schwierigkeit. — Wer mit dem Zweck, die Noth zu lindern, gemeinnützige Unternehmungen fördert, erweist hiedurch die Disposition oder Fähigkeit, fremdes Glück zu begehren, resp. fremdes Unglück zu verabscheuen, und wird deshalb ethisch beifällig gewerthet. Wer den gemeinnützigen Unternehmungen eine gleiche Förderung zukommen lässt, nur um für sich Ehre und Ansehen zu erlangen, erweist hiedurch eine solche Fähigkeit oder Disposition nicht und gibt daher keinen Anlass zu ethischer Werthung. Ebensowenig derjenige, welcher, um sich zu bereichern, ein nutzbringendes Unternehmen begründet. Wer dagegen zu gleichem Zweck einen Menschen aus dem Leben schafft, der zeigt damit, dass er die Fähigkeit oder Disposition, fremdes Glück zu begehren und fremdes Weh zu verabscheuen, nicht oder

doch nur in sehr geringem Maasse besitzt, und wird darum ethisch abfällig gewerthet. Desgleichen derjenige, welcher einen Handel mit wahrscheinlich verseuchten Nahrungsmitteln zum Zwecke des Erwerbes unbekümmert um fremdes Wohl und Wehe fortsetzt. Wer endlich einem Kranken trotz der drohenden Ansteckungsgefahr seine Pflege zuwendet, der erweist hiedurch ein viel höheres Maass jener charakterisirten Disposition, als wer die gleiche Pflege gefahrlos einem äusserlich Verletzten angedeihen lässt, und wird darum ethisch auch entsprechend höher gewerthet. — Man sieht: überall gelten Zweck, Mittel und vorausgesehene Folgewirkungen nur als Anzeichen für das Vorhandensein von Begehrensdispositionen, oder für deren Mangel in der nöthigen Intensität.

Dies bewährt sich, wie an den angeführten markanten Beispielen, auf dem gesammten Gebiete des ethischen Hochhaltens und Verabscheuens unserer Culturwelt.

Da nun aber die Dispositionen des Begehrens durch die Gefühlsdispositionen bestimmt werden[1]), und dieser Sachverhalt, obgleich in der Philosophie noch nicht allgemein zugestanden, dennoch dem die ethischen Werthungen hervortreibenden Volksbewusstsein wohlbekannt ist, so richtet sich die ethische Werthung unserer Culturwelt in letzter Linie auf das Vorhandensein oder das Fehlen von Gefühlsdispositionen bestimmter Art.

Dennoch ist die Handlung mit ihren Wirkungen, insoweit sie von deren Urheber beabsichtigt und vorausgesehen wurden, als solche, d. h. nicht etwa als Anzeichen für Gefühlsdispositionen oder Charaktereigenschaften, sondern selbständig und direct, bestimmend für gewisse Arten des Verhaltens, welche auch wir dem Urheber entgegenbringen, nämlich für die Ausübung des staatlichen und gesellschaftlichen Imperatives nach den Vorschriften von Recht und Sitte (zum Unterschiede von Sittlichkeit oder Moralität).

[1]) Siehe I. Artikel, Seite 92.

Bekanntlich entscheiden für die strafrechtliche Charakterisirung der Handlungen ausschliesslich Absicht (d. h. Zweck und Mittel) und vorausgesehene Folgen (oder doch Folgen, welche bei normaler Aufmerksamkeit hätten vorausgesehen werden können) — und nicht die Gefühlsdispositionen oder Charaktereigenschaften, aus welchen die Handlung hervorgegangen ist, oder auf welche sie schliessen lässt. Gleich dem geschriebenen Strafcodex gibt es aber auch einen ungeschriebenen, an dessen Verletzung die Gesellschaft wie durch stillschweigendes Uebereinkommen gewisse für den Thäter peinliche Consequenzen knüpft, für welche nicht Gefühlsdisposition oder Charakter, sondern die Handlung als solche, insofern sie beabsichtigt und in ihren Wirkungen vorausgesehen war, maassgebend wird. Es sind dies die Bestimmungen des Anstandes, der Pietät, des guten Tones — kurz der Sitte oder Sittsamkeit, unter welcher Bezeichnung die Sprache mit feinem Gefühl sie gegen diejenigen der Sittlichkeit oder Moralität abgrenzt. Gewiss sind es auch Werthungen, die sich hiebei vollziehen. Von den ethischen Werthungen im Sinne unserer Definition unterscheiden sie sich jedoch dadurch, dass sie erstlich ihre Objecte nicht durchgängig als Eigenwerthe oder -unwerthe, sondern oft ausschliesslich und jedenfalls allgemeiner als Wirkungswerthe und -unwerthe hochhalten oder verabscheuen, zweitens aber die gewertheten Objecte nicht an sich schon als Attribute der betreffenden Persönlichkeiten ansehen. Dass ein Mensch einmal eine Handlung ausgeführt hat, welche wir als Wortbruch und Lüge, als Diebstahl, als Mord qualificiren, genügt uns noch nicht, ihn nun auch als Lügner, als Dieb, als Mörder zu betrachten; wir fordern hiezu mehr als die einmalige That, nämlich Anzeichen einer solchen Charakterbeschaffenheit, dass wir die Wiederholung jener Handlungen unter nicht ganz abnormen Verhältnissen erwarten könnten. Die Qualificirung jener Handlungen im Sinne von Strafrecht und Sitte dagegen erfolgt, solange Zurechnungsfähigkeit des Handelnden vorausgesetzt werden kann, ohne jeden derartigen Ausblick; und nur im Strafausmaass wird, wie als Concession an das allgemeine sittliche Be-

wusstsein, auch auf jene ferneren Bestimmungsstücke Rücksicht genommen. Darum gilt unserer Betrachtungsweise die Urheberschaft einer gegen Gesetz oder Sitte verstossenden Handlung an sich noch nicht als eine dem Handelnden zukommende Eigenschaft oder ein ihm anhaftendes Attribut, sondern zunächst nur als unwesentliches Merkmal, welches allerdings häufig, aber keineswegs ausnahmslos auf die Beschaffenheit seines Wesens schliessen lässt. Da wir zudem jene Handlungen in erster Linie nicht als Eigen- sondern als Wirkungsunwerthe verabscheuen (positive Werthungen kommen gesetzlich nur bei der Normirung von Staatsprämien u. dgl., auf dem Gebiet der Sitte ebenfalls relativ selten in Betracht) — so sind sie an sich nicht vermögend, ihrem Urheber jenes Maass von Verachtung zuzuziehen, welches wir als eine regelmässige Consequenz negativer ethischer Werthungen statuiren mussten.

Besteht somit für unser Fühlen eine deutliche Grenze zwischen Moral (dem Gebiete der ethischen Werthungen) einer- und Gesetz und Sitte andererseits, so zeigen in diesem Betreff doch nicht alle Zeiten und Völker ein analoges Verhalten.

Vergleicht man die früher aufgezählten möglichen Kategorien ethischer Werthungsobjecte[1]), so bemerkt man, dass sie sich in sehr verschiedenem Maasse der Aufmerksamkeit des Aussenstehenden aufdrängen. Was an der Handlung zunächst in die Augen fällt und darum zunächst und durch eine gewisse Zeit hindurch auch ausschliesslich beachtet wird, ist der äussere Act der Handlung mit seinen sichtbaren und fühlbaren Folgewirkungen. Es ist daher von vorne herein wahrscheinlich, dass sich die ethische Werthung unentwickelter Gemüther, welchen ein Intellect von nur geringer Unterscheidungsfähigkeit zugesellt ist, auf den zunächst in die Augen springenden Theil der Handlung, auf den äusseren Act, resp. auf dessen Urheberschaft richte, welche dem Thäter ohne Reflexion auf

[1]) Seite 331 ff.

dessen Absicht oder gar Charaktereigenschaften als Attribut zugeschrieben wird. Aus analogen Gründen kann man weiters von vorne herein erwarten, dass als nächstes Bestimmungsstück die Absicht und Voraussicht, also die die Handlung begleitenden actuellen psychischen Phänomene in das Sehfeld der Aufmerksamkeit gerückt werden, und demgemäss eine Periode folge, in welcher die Merkmale, nach denen gegenwärtig nur das Recht und die Sitte entscheidet, auch für die ethischen Werthungen maassgebend seien. Als naturgemäss letztes von der Aufmerksamkeit herauszuhebendes Bestimmungsstück ergeben sich nach den actuellen Phänomenen die Dispositionen des Begehrens und mithin des Fühlens, deren begriffliche Erfassung und Unterscheidung als ausschliesslicher Objecte ethischer Werthung schon eine ziemlich ausgebildete psychologische Reflexion des gesammten werthenden Volkes voraussetzt. Demgemäss sollte man die Differenzirung der Moral im Gegensatz zu Recht und Sitte als ein relativ spätes Product menschlicher Entwicklung erwarten.

Mit diesen deductiven Forderungen stimmt nun das Zeugniss der Geschichte über den thatsächlichen Verlauf ethischer Werthungen vollkommen überein. Bekanntlich hat erst das Christenthum die Trennung der Moral von Recht und Sitte einer grösseren Gesammtheit zu Bewusstsein gebracht; und dies auch anfänglich mehr durch eine Bekämpfung der in dem damaligen socialen Leben sich bekundenden Tendenzen von Recht und Sitte auf Grund der Moral, als durch begriffliche Scheidung jener von der Moral. Für das allgemeine Volksbewusstsein zur Blüthezeit des Römer- und Griechenthums ist die engste Verschmelzung von Moral, Recht und Sitte geradezu charakteristisch. In den Ueberlieferungen noch früherer Culturperioden jedoch lassen sich auch dafür deutliche Hinweise aufzeigen, dass dereinst die Urheberschaft des äusseren Actes der Handlung selbst ohne jegliche Rücksicht auf die psychischen Zustände des Handelnden das Object der ethischen Werthung abgab. Zum mindesten dürfte die Entstehung von Mythen, wie etwa der Oedipussage, nach denen auch die absichtslos

begangene That von den Göttern wie ein Frevel bestraft wird, ohne jene — für sich schon wahrscheinliche — Annahme kaum zu erklären sein[1]).

Bestätigt sich somit die von vorneherein für wahrscheinlich erachtete Reihenfolge der ethischen Werthungsobjecte durch die Erfahrung, so ist doch festzuhalten, dass die vorausgegangene Deduction noch nicht die Ursachen jenes Wandels dargelegt, sondern nur gezeigt hat, wieso mit zunehmendem Intellect ein schrittweises Erfassen der verschiedenen möglichen Kategorien gerade in dieser Reihenfolge erfolgen musste. Dass jene Kategorien von Objecten parallel mit ihrem Erfasstwerden nun auch thatsächlich ethisch gewerthet wurden, hat noch weitere Ursachen, welche im Folgenden erst aufzudecken sein werden.

Zum Schlusse mag noch darauf hingewiesen sein, dass Spuren und Ueberreste jener älteren, auf die Absicht und selbst auf die Urheberschaft des äusseren Actes gerichteten ethischen Werthungen auch heute noch, besonders in den niederen Volksclassen lebendig sind. So unterscheidet selbst der Bauernstand nur sehr unvollkommen zwischen Moral und Sitte.

Wenn dagegen das allgemeine Bewusstsein gewisse Kategorien von Handlungen selbst unter alleiniger Betrachtung ihres äusseren Charakters und der begleitenden Absicht und Voraussicht, und ohne besondere Beachtung der zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen als moralisch schlechterdings verboten oder ethisch verwerflich betrachtet — wie etwa den Mord — so geschieht dies hauptsächlich in der Voraussetzung, dass jene Handlungen in normalen Fällen nur aus einer verwerflichen Beschaffenheit der Gefühlsdispositionen hervorgehen

[1] Auf diesen Umstand hat kürzlich Herr Prof. Siegm. Exner in einem in der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien gehaltenen Vortrag „Die Moral als Waffe im Kampfe ums Dasein“ hingewiesen, allerdings mit dem befremdlichen und leicht zu widerlegenden Bemerken, dass jene primitive Werthung die gesündere, d. h. die für das Wohl der Gesammtheit nützlichere sei, welche wir darum anstatt der unsrigen wieder annehmen sollten. (Hierüber Ausführlicheres im Folgenden.)

können. Wer sie dagegen in Verfolgung edler Absichten ausüben zu dürfen vermeint, den tadeln wir wegen des Hochmuthes, mit welchem er sich hiedurch über das in jenem Verbot ausgesprochene allgemeine Urtheil hinwegsetzt, welches dahingeht, dass jene Handlungen unter allen Umständen — wegen des verderblichen Beispieles — der Gesammtheit mehr schaden als frommen.

4. Moralische und unmoralische Gefühlsdispositionen im Sinne des Werthungsgebietes unserer Culturwelt. — Unter Gefühlsdispositionen verstehen wir von nun an ganz allgemein das auf Lust und Unlust bezügliche Verhalten eines Individuums beim Auftauchen verschiedener psychischer Inhalte, also ebensowohl die Fähigkeit, mit bestimmten Inhalten Lust oder Unlust in bestimmtem Maasse zu verbinden — als auch die Eigenschaft, bei der Erweckung beliebiger anderer psychischer Inhalte in Bezug auf das Gefühl indifferent zu bleiben, oder nur Gefühlseindrücke unter einem bestimmten Maass zu empfangen. Hiernach folgt aus dem vorangegangenen Abschnitt, dass sich die ethischen Werthungen unserer gegenwärtigen Culturwelt stets auf Gefühlsdispositionen richten, und dass die Handlungen der Menschen nur als Indicien für ihre Gefühlsdispositionen betrachtet werden. Und zwar werden bei bestimmten Handlungen keineswegs nur diejenigen Gefühlsdispositionen beachtet und ethisch gewerthet, welche das treibende Motiv der Handlung abgeben, sondern auch diejenigen, auf welche die Handlung nur indirect schliessen lässt (wie etwa der Mangel an Menschenliebe bei demjenigen, der aus Gewinnsucht mordet). Hieraus ergibt sich von selbst und wird auch durch die Erfahrung bestätigt, dass ebenso wie Handlungen auch andere Kundgebungen, welche nicht unter jenen Begriff fallen, Anlass für ethische Werthungen bieten können, wenn sie nur über die Beschaffenheit der Gefühlsdispositionen des betreffenden Individuums Aufschluss geben — wie etwa unwillkürlich gesprochene Worte und unwillkürliche Ausdrucksbewegungen aller Art — aber auch das

Fehlen von solchen, oder namentlich Unterlassungen, wo das Vorhandensein von bestimmten positiven Gefühlsdispositionen Handlungen bewirken würde. So würden wir beispielsweise denjenigen, welcher eine Lebensrettung unterlässt, die er ohne Gefahr und mit geringer Anstrengung vollführen könnte, ethisch ebensosehr verabscheuen wie denjenigen, welcher aus Gewinnsucht einen Mord begeht.

Nach diesen einleitenden Bestimmungen fragen wir uns nun, welche Gefühlsdispositionen in unserem Werthungsgebiet, d. h. also von den Menschen der gegenwärtigen Culturwelt, insofern sie hierin übereinstimmen, ethisch hochgehalten, und welche ethisch verabscheut werden. Die ersteren nennen wir die moralischen, die letzteren die unmoralischen.

Unter den moralischen Gefühlsdispositionen ist die höchste und vornehmste — d. h. also die ethisch am intensivsten gewerthete — diejenige, welche durch die christliche Forderung „Liebe Gott über alles, und den Nächsten wie dich selbst“ charakterisirt wird; also allgemein die Liebe zu anderen beseelten, oder als beseelt gedachten Wesen. Zwar tritt unter den ethischen Werthungsobjecten der gegenwärtigen Culturwelt die Gottesliebe hinter der Menschenliebe immer mehr zurück; aber mehr wegen des schwindenden Gottesglaubens, als weil uns unter der Annahme eines göttlichen Wesens die Liebe zu ihm — falls es nur wirklich Liebe zu einem anderen Lebendigen, und nicht umgedeutete Eigenliebe oder Neigung für todte Principien wäre — als ethisch minderwerthig erschiene. Dennoch mag auch letzteres Moment mitbestimmend sein; viel häufiger dagegen wird man finden, dass dort, wo reine Gottesliebe getrennt von der Menschenliebe sich kundgibt oder sich kundzugeben scheint, ihr Vorhandensein in Zweifel gezogen wird. Dagegen erfährt jener Fundamentalsatz der christlichen Moral eine Erweiterung nach der Seite der niedrigeren Wesen hin, indem uns auch die Thierliebe (noch mehr freilich ihr gänzliches Fehlen, als unmoralische Eigenschaft) nicht gleich-

gültig lässt. Als real zu allermeist in Betracht kommender Kern jener Liebe zu fremden beseelten Wesen gilt jedoch für unsere Culturwelt die Menschenliebe — eine Charaktereigenschaft, welche in Gefühlsdispositionen wurzelt, mit dem genannten Terminus jedoch nur summarisch bezeichnet und psychologisch noch in keiner Weise als präcisirt erscheint.

Eine Gefühlsdisposition wird durch die Angabe bestimmter Classen von psychischen Inhalten definirt, mit deren Auftauchen in dem betreffenden Individuum sich Lust oder Unlust einstellt.

In diesem Sinne beansprucht vor allem die Schopenhauer'sche Herleitung der Liebe zu allem Beseelten aus dem Mitleid — d. h. der Disposition, durch den Gedanken an fremdes Leid selbst leidvoll afficirt zu werden — unsere Aufmerksamkeit, schon wegen ihrer Verbreitung, noch mehr aber wegen ihrer Einfachheit. — Was sich hier jedoch sofort als Einwand ergeben muss, ist der Hinweis darauf, dass doch mit demselben Recht wie das Mitleid auch die Mitfreude als Bekundung der Menschenliebe angesehen werden müsse. Dies widerspricht auch an sich nicht der Tendenz der Moralphilosophie des Mitleidens, welche nur umwillen allgemein pessimistischer Voraussetzungen der Mitfreude eine Gleichberechtigung mit dem Mitleide versagt, indem sie nämlich — allerdings in nicht ganz klaren und ebensowenig widerspruchslosen Ausführungen — die negative Natur alles Glückes und alles Genusses betont, sei es, dass sie so weit geht, den psychischen Inhalt Lust nur als Negation des Schmerzes oder der Unlust aufzufassen, oder dass sie sich mit der Behauptung begnügt, der positive Inhalt Lust könne nur in demjenigen Bewusstsein auftauchen, in welchem eine Unlust im Schwinden begriffen ist. Im ersten Falle würde die Mitfreude überhaupt als besonderer psychischer Inhalt zu streichen sein, im letzteren wäre sie als blosse Folgeerscheinung des Mitleidens aufzufassen. Da jedoch die Erfahrung beiden Voraussetzungen widerspricht[1]), so ist jedenfalls

[1]) Siehe I. Artikel, Seite 85.

bei der versuchten psychologischen Präcisirung der Menschenliebe die **Mitfreude** dem Mitleide zu coordiniren. Hienach könnte man die Liebe zu allem Beseelten als **Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe** zu fassen versuchen, d. h. als die Fähigkeit, durch den Gedanken an fremdes Wohl selbst lustvoll, und durch den Gedanken an fremdes Weh selbst leidvoll afficirt zu werden. — Allein ein Blick auf die Erfahrung lässt unschwer erkennen, dass durch diese Definition die Grenzen des Begriffes viel zu enge gezogen wären.

Ebensowenig wie der Egoismus oder die Liebe zum eigenen Ich lediglich als Theilnahme für eigenes Wohl und Wehe, ebensowenig lässt sich der Altruismus oder die Liebe zu fremden Wesen ausschliesslich als Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe darstellen. Nicht nur derjenige liebt sich selbst, welcher nach eigener Lust strebt und eigenen Schmerz flieht, sondern auch derjenige, welcher nach Macht, Ehren und Ansehen, nach physischer und psychischer Gesundheit, nach voller Entfaltung seiner Persönlichkeit begehrt. Analog verhält es sich mit der Liebe zu Anderen — nur dass diese Liebe, wenn sie sich nicht auf Einen oder Wenige erstreckt, sondern eine allgemeine ist, natürlich nicht das Prävaliren einer Persönlichkeit über die andere zum Gegenstande haben kann, wie solches in dem egoistischen Wunsche nach Macht, Ehren und Ansehen u. dgl. beschlossen ist. Der Einwand, dass die Begriffe des gesunden Wachsthums und der Entwicklung doch nur mit Rücksicht auf Lust oder Unlust zu definiren seien, liegt nahe, ist aber nicht stichhaltig; denn jene Begriffe können wir auch auf dem Gebiete des Pflanzenreiches festhalten, wo wir weder Lust noch Unlust voraussetzen, oder, falls wir es thun, nur auf Grund der durch directe Merkmale constatirten gesunden oder gestörten Entwicklung, und nicht umgekehrt. Vielmehr könnte man hiernach den Begriff der Liebe zu allem Beseelten erweitern und von einer Liebe zu allem Lebendigen sprechen, welche die Pflanzen mit einschliesst. Hat man aber diese Möglichkeit erkannt, so wird man speciell in der Menschenliebe neben der Theilnahme für fremdes Wohl

und Wehe eine Fülle von einzelnen Gefühlsdispositionen gewahren, welche jeder Classification — mindestens mit unseren psychologischen Mitteln — spottet. Nicht nur die Fähigkeiten zur Freude an fremder Erkenntniss und Schönheit, an Bereicherung und Vermannigfaltigung des fremden psychischen Lebens zählen hieher — in gleicher Weise die elementareren geselligen Triebe, wie sie in der Freude am Zusammensein mit Menschen, an dem Ausdruck menschlicher Lust und menschlichen Wohlergehens, an Lachen und Jubeln und rothen Backen — in der Lust am Herzen und Küssen und Umarmen und am tobenden Kinderlärm — sich offenbaren, desgleichen wie im Schmerz und in der Unlust an entgegengesetzten Wahrnehmungen und Eindrücken. So führt eine Kette unmessbarer Uebergänge von den Geschlechts- und Muttertrieben, welche vornehmlich auf physiologische Objecte gerichtet sind, zu den höchsten Formen allgemeiner Liebe; und wenn die Gegenüberstellung und Unterscheidung des Anfangs- und Endgliedes jener Kette auch ihre volle Berechtigung besitzt, so setzt sich doch keine psychologische Theorie mit den Thatsachen in ärgeren Widerspruch, als die Auffassung, dass unsere Sprache in der verschiedenen Anwendung des Wortes Liebe einfache Aequivocationen begehe, und jene Fähigkeiten der animalischen und der allgemeinen Menschenliebe zweierlei psychisch vollkommen disparaten und scharf geschiedenen Kategorien angehören, oder gar in innerem Gegensatz stehen und sich gegenseitig ausschliessen [1]).

---

[1]) R. v. Krafft-Ebing geht in der angedeuteten Richtung noch weiter, wenn er in seiner „Psychopathia sexualis" I. (in Uebereinstimmung mit Maudsley) die „geschlechtliche Empfindung" als die „Grundlage für die Entwicklung der socialen Gefühle" bezeichnet. — Wer jedoch selbst diesem Satze zustimmte, hätte damit noch keineswegs zugegeben, dass die sinnliche Befriedigung des Geschlechtstriebes die höhere sittliche Ausbildung des Menschen fördere. Vielmehr scheint gerade ein gesunder und kräftiger Geschlechtstrieb, wenn er in seiner sinnlichen Befriedigung weise gehemmt wird, der Veredlung fähig zu sein, d. h. seinen Kraftüberschuss höheren Be-

Erweist sich somit der Begriff der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe als unfähig zur Charakterisirung der allgemeinen, und speciell der Menschenliebe — obgleich er zweifellos einen höchst wichtigen Bestandtheil jener Liebe zutreffend definirt — so ist er andrerseits trotz seiner schematischen Dürre von psychologischer Exactheit noch weit entfernt. Denn die Definition jener „Theilnahme“ als der Fähigkeit, durch den Gedanken an fremdes Wohl lustvoll, und durch den Gedanken an fremdes Wehe leidvoll afficirt zu werden, enthält einen psychologisch mehrdeutigen Ausdruck, dessen Determination angesichts der Erfahrungsthatsachen mancherlei Schwierigkeiten begegnet. Unter dem „Gedanken“ an fremdes Wohl oder Wehe kann man ebensowohl die — mehr oder minder anschauliche — Vorstellung von fremdem Wohl oder Wehe wie auch das Urtheil über deren Vorhandensein verstehen. Es fragt sich nun, ob durch eine dieser Deutungen — und wenn ja, durch welche — die erfahrungsgemäss vorliegenden Phänomene jener „Theilnahme“ erschöpfend definirt werden können. Zunächst scheint es klar, dass der Begriff der Vorstellung allein nicht ausreicht. Auch das theilnahmsvollste Gemüth wird im Allgemeinen durch die blosse Vorstellung von fremdem Wohl oder Wehe, wenn diese als eine müssige Ausgeburt der Phantasie betrachtet wird, wenig, oder doch unvergleichlich weniger afficirt, als wenn die Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Vorgestellten hinzutritt. Aber auch dies ist sofort erkenntlich, dass das Urtheil oder die Ueberzeugung ebensowenig zur Definition hinreicht. Denn wenn auch nicht in demselben Maasse wie die Ueberzeugung, so ist uns doch die blosse Vorstellung von fremdem Wohl oder Wehe, besonders wenn sie anschauliche Elemente enthält, keineswegs gleichgültig; ja es lassen sich zahlreiche Fälle aufweisen, in welchen wir durch die blosse Vorstellung eines Leides, dessen Nichtvorhandensein wir sogar ausdrücklich beurtheilen, mehr

thätigungen, darunter auch der Ausbildung einer umfassenderen, auf weite Kreise oder auf das ganze Gebiet des Lebendigen gerichteten Liebe, zuwenden zu können.

afficirt werden, als durch die feste Ueberzeugung von dem Vorhandensein eines anderen. So z. B. gibt es manche Individuen, welche durch die Erzählung eines traurigen Märleins sich zu Thränen rühren lassen, bei der Lectüre einer Zeitungsnotiz aber, etwa von einer grossen Ueberschwemmungskatastrophe in China, sich fast vollkommen kühl verhalten. Augenscheinlich bietet hier die Anschaulichkeit der Vorstellung das unterscheidende Moment. Die Kunst des Erzählers regt unsere veranschaulichende Phantasie stärker an als selbst die Ueberzeugung von der Thatsächlichkeit der conventionell und nüchtern berichteten Katastrophe. Dies legt den Gedanken nahe, dass anschauliche Vorstellungen von fremdem Wohl und Wehe überhaupt die einzigen psychischen Elemente seien, an welche sich die Gefühle der Theilnahme direct anschliessen, und die — lediglich vermittelnde — Function des Urtheils nur darin beruhe, dass es mitunter die Phantasie zur Erzeugung anschaulicher Vorstellungen anregt. Mannigfache Belege aus der Erfahrung lassen sich für diese Auffassung anführen. Zunächst ist es empirisch festzustellen, dass dem Urtheil von der Wirklichkeit eines Geschehens — und zwar umsomehr, in je näherer räumlicher, zeitlicher und causaler Beziehung jenes Geschehniss zu der gegenwärtigen psychischen und physischen Persönlichkeit des Urtheilenden gedacht wird — jene die Anschauung belebende Kraft thatsächlich zukommt[1]) — dann aber bietet das praktische Leben zahlreiche Beispiele dafür, dass uns die feste Ueberzeugung von dem Eintreffen irgend eines Ereignisses anfänglich wenig afficirt, bis allmälig unsere Phantasie erregt, unsere Vorstellung veranschaulicht wird, und die Gemüthswirkungen sich einstellen. Auch die individuellen Unterschiede zwischen Personen mit lebhafter und solchen mit träger Phantasie sind auffällig. Letztere sind oft unvermögend, sich eine

[1]) Näheres hierüber in § 15 meiner Schrift „Ueber Fühlen und Wollen". Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 114, Heft 2, Wien 1887.

Situation auch nur annähernd zu veranschaulichen, und gelten für herzlos, bis sie dann in directer Berührung mit den Aeusserungen des Schmerzes oder der Freude bisweilen einen überraschenden Gegenbeweis liefern. Diese Thatsachen weisen darauf hin, dass die Gefühlsdisposition, durch die anschaulichen Vorstellungen von fremdem Wohl und Wehe lust- und leidvoll afficirt zu werden, sowie (bei denjenigen, welche diese Disposition besitzen) in zweiter Linie die Fähigkeit der Phantasie zur Bildung anschaulicher Vorstellungen von fremdem Wohl und Wehe auf Grund abstracter Mittheilungen oder indirecter Daten, jedenfalls Hauptmotive, und bei manchen Individuen sogar die gesammten psychologischen Grundlagen der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe ausmachen. (Hiemit ist eine Ausnahme von der Regel anerkannt, dass sich die ethischen Werthungen unserer Culturwelt nur auf Gefühlsdispositionen richten, indem — allerdings an zweiter Stelle — auch gewissen Fähigkeiten der Phantasie eine ethische Bedeutung zugestanden wird.)

Allein es wäre doch irrig, hiemit die Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe in allen ihren Gestaltungen als psychologisch analysirt zu erachten. Jedenfalls ist ein weitgehender Unterschied zwischen den Individualitäten bezüglich des Grades der Anschaulichkeit zu constatiren, bis zu welchem die Vorstellungen von fremdem Wohl und Wehe gediehen sein müssen, damit die Gefühlswirkungen eintreten. Individuen etwa, welche von einem intensiven Streben für das allgemeine Wohl beseelt sind und durch die Ueberzeugung, dass von irgend einer Bestimmung das Schicksal einer grossen Zahl ihnen unbekannter Menschen abhänge, mehr bewegt werden als selbst durch anschaulichen Verkehr mit einer geringeren Zahl von Freunden und Bekannten, erweisen hiedurch, dass die Gefühlswirkung des „Gedankens“ an fremdes Wohl und Wehe in ihnen auch bei relativ geringem Anschaulichkeitsgrade der Vorstellung sich geltend macht. Dennoch dürfte auch hier der „Gedanke“ psychologisch ähnlich zu deuten sein wie früher,

da auch hier Urtheile mit vollkommen abstractem Inhalt wirkungslos bleiben, und andrerseits relativ anschauliche Vorstellungen ohne auf sie gerichtete Ueberzeugungen Gefühlswirkung nach sich ziehen[1]).

Ausserdem aber knüpft sich gerade bei den werkthätigsten Linderern des menschlichen Leidens das Gefühl an viel speciellere psychische Inhalte als die bisher analysirten. Wer sich das Leben etwa einer „barmherzigen Schwester" vergegenwärtigt, muss zur Einsicht gelangen, dass, wenn hier die That ausschliesslich oder doch vorzugsweise der Fähigkeit der Gemüthsaffection bei der anschaulichen Vorstellung von fremdem Leiden entspränge, wohl kaum eine Menschenkraft den steten Erschütterungen gewachsen wäre, welche der beständige Verkehr mit Kranken und Sterbenden zur Folge haben müsste. So hat denn auch die Natur in solchen Fällen, gleichsam im Kampf um die Selbsterhaltung, eine sparsamere, dem Zweck der Bethätigung genauer angepasste Form der Gefühlsreaction verwirklicht. Jene stets zur Bethätigung bereiten Helfer dürfen sich den Luxus eines bloss contemplativen Mitgefühles nicht gestatten und lassen sich die Anschauung des fremden Leides erst in dem Augenblick nahe gehen, als die Möglichkeit eines fördernden Eingreifens ihrerseits sich ihnen darstellt. Psychologisch gesprochen also: Bestimmend für das Auftreten des Gefühles ist hier weder die Ueberzeugung von dem Vorhandensein fremden Wohles oder Wehes, noch die anschauliche Vorstellung desselben, sondern der „Gedanke" an die Möglichkeit, durch eigene Bethätigung fremdes Wohl zu mehren oder fremdes Wehe zu mindern. Auch hier wird der Ausdruck „Gedanke" psychologisch eine analoge Interpretation erfahren müssen wie früher; auch hier ist die — je nach den Individualitäten grössere oder geringere — Anschaulichkeit der Vor-

[1]) Eine weitere, noch ungelöste Aufgabe bestände in der psychologisch präcisen Charakterisirung der Art und Weise, wie fremdes Wohl und Wehe mehr oder minder anschaulich vorgestellt wird. Wir begnügen uns hier mit dem Hinweis auf das Vorhandensein einer solchen Reihe der mannigfachsten Abstufungen.

stellung eben jener durch eigene Thätigkeit hervorgerufenen Wirkung (resp. des Versäumnisses bei eigener Unthätigkeit) das direct bestimmende Moment, und die Einflussnahme des Urtheils eine nur indirecte, darum aber keineswegs gering zu veranschlagende, indem es den Hauptfactor zur Veranschaulichung jenes Vorstellungsinhaltes abgibt. — Es zeigt sich somit gerade bei denjenigen, welche ihre Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe am energischesten zu bethätigen veranlagt sind, eine Einschränkung des Objectengebietes directer Gefühlstheilnahme von dem weiten Kreis alles Vorstellbaren auf den engen Bereich der eigenen Wirkungsmöglichkeiten, so dass man hier — allerdings in übertragener Bedeutung, und mit Beifall statt in ethischer Missbilligung — von einem Egoismus in den Gefühlsdispositionen sprechen könnte, welcher sich nicht auf die eigene Person, wohl aber auf die eigene Wirksamkeit einschränkt.

Weitere Differenzirungen innerhalb des allgemeinen Begriffes der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe ergeben sich endlich beim Hinweis darauf, dass Niemand allen Individuen, von denen er Kunde erlangt, oder zu denen er in Beziehung tritt, ein gleiches Maass jener Theilnahme entgegenbringt, dass bei Manchen die Theilnahme sich auf die nächste Umgebung, auf Blutsverwandte und Freunde beschränkt, bei Andern auf die weiteren Kreise der Mitbürger, Landsleute, auf die ganze Nation, die Menschheit und alles Lebende sich ausdehnt. Hier sind, wie einleuchtend, die mannigfachsten Combinationen und Variationen denkbar, und auch empirisch zu constatiren. Bekannt und oftmals hervorgehoben ist die Verwandtschaft der ausschliesslichen Theilnahme für die eigenen Nachkommen mit dem Egoismus. Die Theilnahme wird im Allgemeinen um so höher gehalten, je intensiver und je gleichmässiger sie sich auf weitere und weiteste Kreise erstreckt. Es lässt sich von vorne herein absehen, und ist auch erfahrungsgemäss zu bestätigen, dass diejenigen Individuen, welche zur Gefühlserregung ein hohes Maass in der Anschaulichkeit der Vorstellung bedürfen, zur Beschränkung der Theilnahme auf

die Personen ihrer näheren Umgebung und zu grossen Verschiedenheiten im Maass der Theilnahme für psychisch und physiologisch ähnlich oder entgegengesetzt gestimmte Naturen hinneigen, während die Fähigkeit der Gefühlsreaction schon bei relativ abstracteren Vorstellungen eine grosse Verschiedenheit der Theilnahme angesichts verschiedener Individuen sogar ausschliesst, da dann die individuellen Merkmale der Einzelnen keine das Gefühl bestimmenden Momente mehr beizutragen vermögen.

Enthält somit die Beschaffenheit eines Individuums rücksichtlich der zur Gefühlsaffection nöthigen Anschaulichkeit der Vorstellung eine Bestimmung auch in Betreff der Weite des Gebietes seiner Antheilnahme, so determinirt sie doch in keiner Weise das Maass jenes früher betrachteten „moralischen Egoismus“, d. h. der Einschränkung der Theilnahme auf die eigene Wirksamkeit. Hier sind die verschiedensten Combinationen zu beobachten, von der Krankenpflegerin, welcher nur die selbsterschauten Wirkungen (soweit eben psychische Wirkungen sich erschauen lassen) ihrer Thätigkeit Gefühlsbefriedigung gewähren, bis zum Förderer des Gemeinwohles, welchem die relativ blassen Vorstellungen genügen, die sich ihm bei der Kenntnissnahme irgend welcher, durch seine Wirksamkeit veränderter statistischer Daten etwa über den Gesundheitszustand eines weiten wirthschaftlichen Districtes aufdrängen.

Aus dem Gesagten ergibt sich zur Genüge, welche psychologische Mannigfaltigkeit, welche Möglichkeit zu differenzirtester individueller Ausgestaltung schon in dem Bereiche derjenigen Theilphänomene der „Liebe zu anderen lebenden Wesen“ gelegen ist, die unter dem Begriff der „Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe“ sich vereinigen lassen. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit könnte, wie leicht ersichtlich, auf Grund analoger Ueberlegungen und Wahrnehmungen auch bei allen andern Theilphänomenen oder -dispositionen nachgewiesen werden, welche — wie früher dargelegt — der Subsumtion unter den Begriff jener „Theilnahme“ widerstreiten, und gleich-

wohl als Specialformen der ethisch hochgewertheten „Liebe" anzuerkennen sind. — Die Ausführungen in dieser Richtung seien nach dem Gesagten dem selbstthätigen Urtheil des Lesers anheimgestellt.

Wie umfassend mithin der psychologische Bereich der „Liebe zu anderen lebenden Wesen" sich auch darstellen mag, so muss andrerseits im Fortgange unserer Untersuchung nun hervorgehoben werden, dass auch jene „Liebe" den Kreis der in unserer Culturwelt ethisch hochgehaltenen Gefühlsdispositionen noch nicht erschöpft. Während die Begriffe des „liebevollen" und des „guten" Menschen sich ziemlich decken, ist es keineswegs nur die „Güte" eines Menschen, welche man im Auge hat, wenn man seinen Charakter ethisch hochhält. Gerechtigkeit, Treue, Ehrlichkeit, Pflichtgefühl, Wahrhaftigkeit, Selbstachtung, Schamhaftigkeit, Keuschheit, Mässigkeit, Fleiss und Arbeitsliebe sind sämmtlich Bezeichnungen für Dispositionen des Begehrens und mithin auch des Fühlens, welche ethisch mehr oder minder hochgehalten werden, und entweder Modificationen der Menschenliebe vom Standpunkte eines von Liebe verschiedenen Begehrens aus darstellen, oder mit der Liebe zu anderen lebenden Wesen überhaupt nichts gemein haben.

Gerechtigkeit und Treue — erstere auf möglichst gleiche Vertheilung der Glücksgüter, letztere auf möglichste Beständigkeit nicht nur der Liebe als solcher, sondern der Liebe zu bestimmten Individuen abzielend — tragen neue Elemente in den Begriff der Hinneigung zu fremdem Leben, welche bisweilen selbst mit der Forderung eines grösstmöglichen Maasses jener Hinneigung collidiren können. So kann etwa vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus die an sich geringere aber gleichmässig vertheilte, vom Standpunkte der Treue aus die an sich geringere aber beständig andauernde Zuneigung der grösseren aber in ihren Objecten wechselnden, resp. ungleichmässig vertheilten Zuneigung vorgezogen werden. Noch mehr unterscheiden sich Ehrlichkeit, Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit von der Menschenliebe. Jene Dispositionen beruhen im Wesent-

lichen auf einer directen Abneigung gegen die Lüge und den Wortbruch, welche als weiter nicht analysirbare Beschaffenheit vielen Menschen innewohnt, und genetisch ebensosehr mit dem Stolz und Selbstbewusstsein wie mit der Liebe zusammenhängt. — Dass die übrigen noch angeführten Dispositionen — Selbstachtung, Schamhaftigkeit, Keuschheit, Mässigkeit, Fleiss und Arbeitsliebe — nicht als Theilphänomene der Liebe zu fremden belebten Wesen betrachtet werden können, dürfte wohl an sich einleuchten. Allerdings zeigt es sich, dass jene Eigenschaften unserer Umgebung förderlich sind, und uns meistens zu Handlungen veranlassen, welche auch aus einer wohlüberlegten Liebe zur Gesammtheit hervorgehen könnten; hieraus jedoch zu schliessen, dass jene Handlungen thatsächlich der Rücksicht auf das Gesammtwohl entspringen, wäre an sich übereilt, und widerstritte auch der psychologischen Erfahrung, welche in den betreffenden Fällen eine Mehrheit von unmittelbaren Trieben anerkennen muss — schon deswegen, weil in dem fühlenden und handelnden Individuum die Vorstellung von der Förderung oder Schädigung Anderer gar nicht auftaucht.

Von der allgemeinen Liebe verschieden sind ferner die den ethischen Werthungen zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen, welche selbst zu den moralischen Eigenschaften zählen, da wir ihre kräftige Ausbildung im Individuum in derselben Weise ethisch hochhalten, wie die Ausbildung irgend welcher anderer von den früher genannten Charaktereigenschaften. Kräftige ethische Werthungen führen — da jeder sich selbst lieber hochschätzen als verachten mag — naturgemäss zu dem Wunsche, selbst moralisch vorzüglich beschaffen zu sein, und mithin zum bewussten Streben nach moralischer Vervollkommnung oder zur Arbeit am eigenen Charakter — welches Streben im Sinne mancher ethischer Theorien als das einzig „verdienstvolle" allen übrigen moralischen und unmoralischen Neigungen entgegengestellt wird. Dieses Streben kann auch einer von der Fähigkeit zu ethischen Werthungen verschiedenen Disposition entspringen — nämlich

dem Wunsche, von Andern geliebt zu werden, welcher, selbst ein Object ethischer Werthungen und mit der allgemeinen Liebe genetisch verwandt, von dieser dennoch unterschieden werden muss.

Wie die ethischen Werthungen, so wird auch die ethische Sanction (in dem früher dargelegten Sinne einer individualen Ethik) Gegenstand der ethischen Hochschätzung. Der allgemeine Begriff freilich dürfte nur von Wenigen in derjenigen Fassung gedacht werden, welche wir ihm zu geben versuchten. Dagegen wird, wo immer ein Individuum ein lebhaftes Werthen im Sinne der ethischen Sanction durch sein Verhalten thatsächlich offenbar macht, der ethische Beifall seiner Umgebung ihm zu Theil werden.

Die Aufzählung der von unserer Culturwelt ethisch beifällig bewertheten Gefühlsdispositionen, welche wir hiemit beschliessen, kann auf absolute Vollständigkeit schon deswegen keinen Anspruch erheben, weil schon die Fragestellung naturgemäss nicht vollkommen zu präcisiren war. Ausserdem würden — wie aus dem einen Beispiel der „Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe" erhellt — alle einzelnen der aufgezählten Fähigkeiten und Dispositionen, welche der Sprachgebrauch nur in unvollkommener und schwankender Weise bezeichnet, eine umständliche psychologische Analyse erheischen, welche uns gar oft eine kaum zu entwirrende Mannigfaltigkeit ergäbe, wo wir mit einem einzigen Worte uns abzufinden gewohnt sind.

Eine nähere Betrachtung der unter die Objecte ethischen Beifalles gezählten, speciell auf das sexuale Leben sich beziehenden Gefühlsdispositionen weist auf ein der ethischen verwandtes Phänomen socialer Werthung hin, welches hier nicht unberücksichtigt bleiben darf. — Die Dispositionen der Schamhaftigkeit und Keuschheit sind nicht sämmtlich gleich beim Manne und beim Weibe. Insofern hier Unterschiede bestehen, fallen sie genau genommen nicht mehr unter die Objecte ethischer

Werthungen nach dem von uns festgestellten Begriff. Denn die Werthung muss, damit sie nach unserem Begriffe als eine ethische bezeichnet werden kann, gleichmässig erfolgen, wo immer das betreffende Attribut in irgend einem Individuum sich realisirt findet. Während also die ethischen Werthungen nur an einer beschränkten Vielzahl von werthenden Subjecten in übereinstimmender Weise verwirklicht zu sein brauchen, um der Begriffsdefinition zu genügen, wird in Bezug auf ihre Objecte durchgängige Allgemeinheit gefordert. Da nun manche Züge der sexuellen Tugenden verschieden gewerthet werden, je nachdem sie am Manne oder am Weibe sich vorfinden, manche Gefühlsnuancen auch überhaupt nur beim Manne oder nur beim Weibe möglich sind, so liegt auf dem Gebiete des sexualen Lebens (obgleich es oft als das „moralische“ im engeren Sinne bezeichnet wird) bereits eine Abweichung von dem allgemeinen Geltungsgebiete ethischer Werthungen. Indessen sind hier die Gemeinsamkeiten einerseits doch noch so überwiegend, andrerseits die Geltungsgebiete nach den beiden Geschlechtern so umfassend, dass sachlich wenig von der eigentlichen ethischen Bewerthung Unterscheidendes vorliegt. Grössere Abweichungen zeigen sich schon bei den durch die verschiedenen Altersstufen bedingten Differenzirungen in der Werthung von Gefühlsdispositionen. Was man am Jünglinge hochschätzt, aber auch nur an ihm — etwa übersprudelndes Kraftbewusstsein und ungestümer Bethätigungstrieb — erscheint uns nicht mehr im Lichte der speciell „moralisch“ vorzüglichen Disposition. Den eigentlich ethischen Werthungen noch ferner stehen dagegen diejenigen, welche von einer Vielzahl in Uebereinstimmung werthender Individuen nur in Bezug auf ihr eigenes Werthungsgebiet, gleichsam als interne Ethik, bethätigt werden. Hieher zählen die Werthungen, welche gewisse Stände und Berufsgenossenschaften, sowie andere sociale Vereinigungen beliebiger Art in ihrem Kreise und für ihren Kreis ausbilden, und welche im Uebrigen gleich den ethischen Werthungen auf Gefühlsdispositionen gerichtet sind und daher mit jenen mannigfache Verwandtschaft zeigen. Der Begriff der „Standesmoral“

ist denn auch unserem ethischen Bewusstsein geläufig. Um ihn scharf zu fassen, muss festgehalten werden, dass die bestimmende Einschränkung hier nicht in den werthenden Subjecten, sondern in dem Anwendungsgebiete der Werthungen gelegen ist. Wenn alle Offiziere des deutschen Reiches jeden Menschen, welcher aus Furcht den Zweikampf verweigert, verachteten, so wäre das eine ethische Werthung eines allerdings relativ enge begrenzten Werthungsgebietes — jedoch eine ethische Werthung im eigentlichen Sinne des Wortes. Wenn aber alle Offiziere des deutschen Reiches, oder alle Offiziere überhaupt, oder alle Männer, oder endlich alle Menschen nur denjenigen Offizier oder nur denjenigen Mann verachten oder verachteten, welcher aus Furcht ein Duell ausschlägt, so ist oder wäre diess die Bekundung einer Standes- resp. Geschlechtsmoral.

So liessen sich, im Anschluss an die specifisch männlichen Tugenden, etwa der Kühnheit und Entschlossenheit, und die specifisch weiblichen, etwa der Sanftmuth und Milde, mannigfache Gefühlsdispositionen aufzählen, welche an weiteren oder engeren Kreisen gewerthet werden, und hierin eine grössere oder geringere Annäherung an die sociale Bedeutung ethisch gewertheter Dispositionen erlangen. Man könnte das hiemit charakterisirte Gebiet als das des Para-ethischen resp. Paramoralischen bezeichnen.

Was weiteres die von unserer Culturwelt ethisch abfällig gewertheten, also die unmoralischen Gefühlsdispositionen betrifft, zu deren Betrachtung wir nun übergehen, so steht hier an erster Stelle der Indifferentismus in Bezug auf alle jene Objecte, welche bei dem moralisch Veranlagten die entsprechenden Gefühlswirkungen herbeiführen. Als Indifferentismus ist jedoch hiebei nicht nur die Eigenschaft eines beliebigen Individuums zu verstehen, durch die betreffenden Objecte, resp. durch die psychischen Phänomene, welche ihnen entsprechen, gefühlsmässig überhaupt gar nicht — sondern auch die Eigenschaft, gefühlsmässig nur schwach afficirt zu werden

— schwächer, als dies beim Durchschnitt der Menschen der Fall ist.

Der Indifferentismus, welcher solchermassen der allgemeinen Liebe, und besonders der Menschenliebe, entgegengesetzt ist, wird Egoismus genannt. Er hat zur Folge, dass die Vorstellung des eigenen psychischen und physischen Ich eine dominirende Stellung unter allen Objecten des Wünschens und Strebens einnimmt, dass alle — oder die meisten — Dinge der Umgebung, die belebten und beseelten mit einbegriffen, nur als Wirkungswerthe oder -unwerthe in Bezug auf das eigene Ich geschätzt werden, und dass somit auch in der Gedankenwelt und dem Vorstellungsleben des betreffenden Individuums das eigene Ich allenthalben in den Vordergrund tritt.

Dem Egoismus verwandt ist der sogenannte Ipsissismus, welcher nicht im Mangel an Liebe überhaupt, sondern in der Beschränktheit der Liebe auf enge Kreise, etwa die der eigenen Familie, Gemeinde, Race oder Nation, besteht. Der Ipsissismus ist sogar mit einer grossen Liebe zu den Auserkorenen verträglich und auch thatsächlich oft vereint, und erfährt dann eine ethisch widerstreitende Bewerthung. So billigen wir etwa die von dem Kriegshelden bethätigte Selbstaufopferung für seine Stammesangehörigen, und tadeln zugleich die der fremden Nation gegenüber bewiesene Gefühllosigkeit. Ein bedeutendes Vorwiegen der Liebe zu den Angehörigen der engeren Kreise in Familie und Staat ist dagegen im Interesse der Gesammtheit ebenso nothwendig und wird ethisch ebensowenig verurtheilt, als das normale Vorwalten des Interesses für das eigene Ich.

Wie leicht ersichtlich, sind die verschiedensten Arten von Egoismus und Ipsissismus möglich, je nach dem graduell verschiedenen Zurücktreten irgend eines jener früher gekennzeichneten Theilphänomene der Liebe für andere lebende Wesen. So gibt es etwa Menschen, bei welchen die Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe eine sehr geringe ist, die unmittelbare Freude an dem physischen Ausdruck der Lust bei Anderen dagegen in relativ zahlreichen Acten der Freund-

lichkeit und Gefälligkeit sich bethätigt; andere nehmen ein intensives Interesse an ihrer Umgebung, jedoch nur nach einer bestimmten Richtung, etwa der Ausbildung eines speciellen Wissenszweiges u. s. w.

So wie der Mangel an Liebe, wird auch der den übrigen moralischen Eigenschaften entgegengesetzte Indifferentismus (in dem früher definirten, relativen Sinne des Wortes verstanden) ethisch abfällig gewerthet. Und zwar ist hier die abfällige Werthung im Vergleiche mit derjenigen des Egoismus eine viel intensivere, als die beifällige Werthung der betreffenden moralischen Gefühlsdispositionen im Vergleiche mit derjenigen der Liebe. Wer die Tugenden der Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, des Pflichtgefühles in noch so hohem Maasse besitzt, erfährt doch niemals eine annähernd so intensive ethische Werthung, als der ein hohes Maass von Menschenliebe bethätigt; der Ehrlose dagegen, welcher jene Eigenschaften nicht, oder doch nur in geringem Maasse besitzt, wird ethisch fast ebenso scharf verurtheilt als der Lieblose. Ja, die moralisch abfällige Werthung wendet sich sogar mitunter gegen das Fehlen von Gefühlsdispositionen, deren Vorhandensein auch in noch so hohem Grade doch niemals den ethischen Beifall zu wecken vermag — so z. B. gegen den vollkommenen Indifferentismus, welchen manche Menschen für ihre Gesundheit, oder für ihre zukünftigen Lebensschicksale an den Tag legen, während sie Genüssen des Augenblickes nachjagen.

Neben dem Indifferentismus in seinen verschiedenen Arten, welcher ob seiner Verbreitung die überwiegende Mehrzahl der ethisch abfälligen Werthungen auf sich zieht, stehen nun auch gewisse positive Gefühlsdispositionen, d. h. also Fähigkeiten zu Lust und Unlust, gegen welche ein gleicher, bisweilen sogar intensiverer Abscheu sich richtet.

An erster Stelle verdient hier eine Art der Bevorzugung des eigenen Ich hervorgehoben zu werden, welche weniger in einem Mangel an Liebe, als vielmehr in einem übermässigen Gefühlsinteresse für die Ausbildung, das Prosperiren, für Macht und Ansehen der eigenen Persönlichkeit begründet ist. Man

kann diese Charaktereigenthümlichkeit den aggressiven Egoismus nennen — im Gegensatz zu dem auf Mangel an Liebe zurückzuführenden, gemeinen. Ueberhaupt kann man das Gebiet des ethisch abfällig gewertheten Indifferentismus als dasjenige der Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung dem Gebiete des Schlechten im engeren Sinne, insoweit es auf positiven Fähigkeiten des Gefühles beruht, entgegenstellen.

In diesem Sinne werden alle den moralischen entgegengesetzten Gefühlsdispositionen, also die Fähigkeiten, von den betreffenden Objecten, resp. psychischen Inhalten lustvoll statt leidvoll, und leidvoll statt lustvoll afficirt zu werden, ethisch abfällig gewerthet — sofern sie überhaupt thatsächlich vorkommen oder mindestens angenommen werden. Dies letztere geschieht gar oft fälschlich in Folge eines weit verbreiteten Denkfehlers, der in einer egocentrischen Betrachtung der Dinge seinen Grund hat und aus dem Beachtungswahn hervorgeht, welchem fast alle Menschen bis zu gewissem Grade unterliegen. Dieser Denkfehler besteht in der Neigung, allen Geschehnissen in der Umgebung eine viel engere Beziehung zum eigenen Ich zu imputiren, als sie thatsächlich besitzen. So deutet man gar oft die Handlungsweise eines Andern als Ausdruck seiner Bosheit, während er nur mit Nichtbeachtung fremder Interessen seine egoistischen Ziele verfolgt — weil man sich kaum zu denken vermag, dass die Verletzung der eigenen Sphäre, welche man so schmerzlich empfindet, von dem Anderen nicht gewünscht, ja vielleicht nicht einmal beachtet und zur Vorstellung gebracht worden sein sollte. Erst seit relativ kurzer Zeit erfährt die allgemeine Volkspsychologie in diesem Bezug tiefgreifende Berichtigungen. Selbst Shakespeare weist der Bosheit neben dem Egoismus eine weitaus grössere Bedeutung zu, als sie thatsächlich besitzt. (Doch ist zu erwägen, dass der schwere Kampf ums Dasein unserer Tage, wie er den gemeinen Egoismus fördert, so den aggressiven Egoismus, namentlich aber Bosheit und Rachsucht als zu anspruchsvolle Kraftver-

schwendungen, lahmlegt, und hierin somit auch eine historische Veränderung der thatsächlichen Beschaffenheit menschlicher Charaktere vor sich gegangen sein kann. Zum mindesten findet man unter der Landbevölkerung, welche vielfach den Typus früherer Zeiten bewahrt hat, mehr Bosheit und Rachsucht, aber weniger gemeinen Egoismus als in der Grossstadt.)

Neben Bosheit und Rachsucht (letztere der Gegensatz der Dankbarkeit auf dem Gebiet der Liebe) ist noch besonders die Grausamkeit, eine Art wollüstiger Freude an den Kundgebungen fremden Leides, hervorzuheben.

Nach dieser summarischen Betrachtung des Gebietes ethisch abfälliger Werthung sei auf ein tiefer gehendes Problem hingewiesen: — Die grosse Bedeutung, welche dem Mangel an gewissen Gefühlsdispositionen im Bereiche des Unmoralischen zukommt, die Art und Weise, wie bei dem Herabsinken der die Liebe und Ehrenhaftigkeit begründenden Gefühlsdispositionen unter das normale Maass die egoistischen Neigungen, auch wenn sie selbst das normale Maass nicht überschreiten, sich dennoch für die Umgebung des Individuums schädigend und verderblich äussern, legt den Gedanken nahe, dass ein ähnliches Herabsinken der für den Egoisten charakteristischen positiven Gefühlsdispositionen unter das normale Maass ein analoges Vorwalten der Liebe, selbst wenn sie an absoluter Grösse die durchschnittliche Norm nicht übersteigt, zur Folge habe, und auch in analoger Weise ethisch beifällig gewerthet werde. — In weiterer Verfolgung dieser Andeutung würde sich die Vermuthung ergeben, dass wir überhaupt nicht die absolut zu hohe oder zu geringe Kraft von Gefühlsdispositionen, sondern nur ihr Verhältniss zu anderen werthen, welche ihnen bei der Bethätigung im Allgemeinen entgegenstehen.

An dieser Vermuthung ist nun so viel richtig, dass das Kraftverhältniss der moralischen Gefühlsdispositionen zu den

ethisch an sich indifferenten auf dem Gebiete der beifälligen Bewerthung ebensosehr ins Gewicht fällt als auf dem der abfälligen, und dass ein Prävaliren etwa der Liebe gegebenen Falles auch durch ein Herabsinken aller übrigen Gefühlsfähigkeiten begründet werden könnte. Allein die absolute Kraft der Dispositionen ist darum für die ethische Werthung doch keineswegs gleichgültig. Wir würden auch bei relativ vollkommen gleichem Prävaliren der Liebe immer der absolut grösseren Kraft auch die höhere Werthung zuwenden. Ausserdem aber sind die Fälle, in denen thatsächlich die moralische Beschaffenheit eines Menschen auf einer derartigen partiellen Gefühlsschwäche beruht, empirisch nur in verschwindender Minderzahl anzutreffen, so dass, wenn dem partiellen Indifferentismus nicht nur auf dem Gebiete des Unmoralischen, sondern auch auf demjenigen des Moralischen theoretisch ein Platz zuzugestehen ist, doch praktisch die beifällige Werthung sich beinahe ausschliesslich auf die das Durchschnittsmaass überragende Ausbildung der absoluten Kraft der Gefühlsfähigkeiten richtet. Dagegen geschieht es wohl, dass posititive unmoralische Gefühlsdispositionen, wie etwa Neigungen zu Rachsucht und Grausamkeit, das ethische Missfallen wenig herausfordern, wenn ihnen stärkere moralische Dispositionen gegenüberstehen.

Zur Vermeidung von Missverständnissen endlich noch eine terminologische Festsetzung: — Die Gefühlsdispositionen der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe, der Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit u. s. w. begründen offenbar gewisse Richtungen des Begehrens, und sind darum selbst Werthungen. Da diese Werthungen nun ethisch hochgehalten werden, so läge für sie die Bezeichnung ethischer Werthungen nahe. Dies würde jedoch zu mancherlei Aequivocationen führen, da jene Werthungen — schon wegen ihrer Objecte — keineswegs unserem — definirten — Begriffe der ethischen Werthungen entsprechen. Um nun derartige Verwirrungen (welche durch den Umstand nahe-

gelegt werden, dass die Objecte unserer ethischen Werthungen selbst Werthungen sind) von vorne herein zu vermeiden, sollen in Hinkunft consequent die ethisch beifällig gewertheten Gefühlsdispositionen nicht als ethische, sondern als moralische Werthungen, die abfällig gewertheten als unmoralische Werthungen bezeichnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. CHR. EHRENFELS.

Die Bestätigung des naiven Realismus.

Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Richard Avenarius.

Hochverehrter Herr College!

Was ich einst als einen ganz neuen Fund verkündet habe, nämlich die wissenschaftliche Bestätigung des naiven Realismus, ist mir entweder ins Gegentheil verdreht, als subjectiver Idealismus gedeutet, oder aber als etwas völlig Unverständliches, nicht der Widerlegung Werthes ignorirt worden. Fast schon hatte ich mich — so gut es eben geht — in das Schicksal gefunden, dass eine unbegreifliche Verblendung mich für neu und wichtig und klar halten lässt, was den philosophirenden Zeitgenossen entweder als alt oder als unwichtig oder als völlig unverständlich erscheint. Da plötzlich muss ich in Ihrem Werke, der „Kritik der reinen Erfahrung" und dem „menschlichen Weltbegriff" ein Ergebniss finden, welches ich im Wesentlichen als meine schon so lange vergeblich gepredigte Ueberzeugung wiedererkenne. Es war mir eine Freude, und so konnte auch kein Verdruss darüber aufkommen, dass Sie die weitreichende Uebereinstimmung nicht erkannt haben. Solche Vererkennung ist mir ja so vielfach zu Theil geworden. Vielleicht haben besondere Schwächen und Unarten der Darstellung manchen Leser gleich im Anfange abgeschreckt, vielleicht haben unvorsichtige Ausdrücke gleich im Anfang eine Missdeutung hervorgerufen, welche dann die ganze Auffassung des flüchtig durchblätterten Buches beherrscht hat; vielleicht auch war der gewonnene Standpunkt zu neu — er ist ja in der bisherigen Registratur einfach nicht vorhanden gewesen — und zu unmöglich, um glauben zu lassen, dass wirklich Jemand so un-

glaublichen Nonsens, als welcher er dem herrschenden theoretischen Realismus erscheinen muss, meinen könne. So wurde ich zu den Idealisten verwiesen. Ich rechne das nur zu den menschlichen Schwächen und mache Niemandem einen Vorwurf, aber dass ich die Thatsache festzustellen wünsche, wird mir Niemand verargen. Es ist nicht mein persönliches Interesse, nicht der Kitzel der Eitelkeit, Alles immer auch schon gesagt zu haben, sondern es ist ein Interesse der Sache, welchem durch den Nachweis gedient wird, dass so ganz verschiedene Wege und Methoden von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus zu einem wesentlich gleichen Resultate geführt haben. Und ich sollte meinen, auch Sie, Hochverehrtester Herr College, könnten in dem Vorgetragenen Anlass finden, mich zum Worte kommen zu lassen und der Feststellung dieses merkwürdigen Zusammentreffens einen Platz in Ihrer Zeitschrift zu gönnen. Zugleich wird in dieser Feststellung der Punkt hervortreten, wo unsere Wege sich wieder trennen.

„Der menschliche Weltbegriff" lehrt S. 90 ff., dass ein und derselbe Bestandtheil meiner Umgebung auch Bestandtheil der Umgebung eines anderen Menschen sein könne oder mit anderen Worten, dass in mehreren Principialcoordinationen das Gegenglied *R* der Zahl nach eines sei. In den verschiedensten Wendungen habe ich mir die grösste Mühe gegeben, eben dieses als das Resultat meiner erkenntnisstheoretischen Bemühungen darzustellen. Ob ich in meinen Schriften das Wort „wissenschaftliche Bestätigung des naiven Realismus" gebraucht habe, weiss ich nicht; in meinen Vorlesungen pflege ich es seit vielen Jahren zu brauchen. Gestatten Sie also, Hochverehrter Herr College, dass ich zum Beweis meiner Behauptung einige Stellen aus meinen Schriften anführe. Es sind lange nicht alle, die sich anführen liessen, aber die wenigen werden genügen, obwohl ich nicht einmal versichern kann, die geeignetste Auswahl getroffen zu haben. Ich habe überhaupt nicht ausgewählt, sondern zusammengestellt, was mir zuerst sozusagen in die Hände kam[1]).

In dieser Ihrer Zeitschrift (1879) steht (in meinem Aufsatze „Bergmanns Reine Logik und die „Erkenntnisstheoretische Logik" mit ihrem angeblichen Idealismus" S. 478 f.) Folgendes: „Wenn die Einbeziehung dieser (der anderen Ich) in den Bewusstseinsinhalt Bedenken an ihrer Realität hervor-

[1]) Die Anführungen von blossen Seitenzahlen ohne Titel beziehen sich immer auf die Erk.-Log.

zurufen geeignet wäre, so müsste nach meiner Auffassung der Sache dasselbe Bedenken auch die Dinge von empirischer Realität treffen, und wenn Bergmann nur an jenem Anstoss nimmt, so würde ich von meinem Standpunkte aus auch an diesem in gleichem Grade Anstoss nehmen. Ich veranschauliche meinen Begriff vom Bewusstseinsinhalte und der Realität des darin Enthaltenen folgendermassen. Man denke sich in der Mitte einer Linie ein Zeichen für das Subject, welches nach der gemeinen Auffassung als Seele gedacht wird, bestehend in einem stark hervortretenden schwarzen senkrechten Strich, welcher das Bewusstsein bedeutet. Dieses ist, nach meiner Darstellung, ohne die Welt seiner Objecte, ein Abstractum, der Begriff des Subject-Objects, während die gemeine Auffassung bei seiner sog. substantiellen Verschiedenheit von den Objecten es auch ohne diese wie eine concrete Existenz darstellt. Von diesem senkrechten Striche aus gehen nach beiden Seiten feiner gezeichnete Halbkreise, welche als der Inhalt des Bewusstseins dasjenige umfassen, was zugestandenermassen nur psychische Regung ist, die Gedanken, Gefühle und Willensacte. Zur Bezeichnung der Realität der Aussenwelt werden nun irgendwelche Gestalten als die Welt der Dinge und Mitmenschen rechts und links neben diesen Kreis gestellt. Der Idealismus, welchen ich ablehne, streicht diese aus, indem er diese Dinge für blosse Gebilde der Seele erklärt, und setzt irgend welche Andeutungen derselben in den zuerst beschriebenen Kreis hinein. Ich hingegen lasse sie in ihrer Stellung unberührt, ändre auch nichts an der Bedeutung derselben, sondern bekämpfe den Seelenbegriff, hebe die Halbkreise auf, welche die Abgeschlossenheit der Seele als einer Substanz darstellen sollten und lasse nach beiden Seiten hin die ganze Fülle von Objecten, erschauten und erschlossenen, durch Linien, welche von den Endpunkten der Senkrechten ausgehen, umfasst sein. Die Verschiedenheit der Stellung und Bedeutung dieser Inhalte graphisch darzustellen, dazu will ich meine Phantasie nicht anstrengen. Nur andeuten will ich, dass innerhalb dieses Ganzen die Verbindung und Zugehörigkeit der Sinnesdaten zum Bewusstsein in anderer Weise als die kategoriale Funktion, wodurch sie zu Dingen werden, und wieder in anderer Weise die reproducirten Vorstellungen, die abstracten Begriffe, und die Gefühle und Willensregungen veranschaulicht werden könnten. Jedes erschlossene Ich im Inhalte des Bewusstseins ist natür-

lich ein gleiches Centrum und umfasst alles Andere in derselben Weise."

Meine Polemik gegen den theoretischen Realismus, Erk.-Log. S. 47, gilt seiner Lehre von der Subjectivität der Sinnesempfindungen, der Empfindung als etwas Subjectivem, im Gegensatze zu dem Empfundenen. Diesen Gegensatz und diese Subjectivität bestreite ich auch S. 57 ff. Als Beispiel des „wirklich oder thatsächlich bewusst Empfundenen" wird „das dort vor den Augen erblickte so und so grosse Rothe und Runde" angeführt. „Warum", heisst es S. 58, „soll es denn nicht zulässig sein, das thatsächlich bewusst Empfundene in aller seiner unmittelbaren und ursprünglichen positiven Bestimmtheit ganz als das und ganz so, wie es sich ankündigt, gelten zu lassen? Mit welchem Rechte wird dieser unmittelbare bewusste Empfindungsinhalt bloss deshalb, weil er naturgesetzlich an (jene) Vorgänge im Innern des Leibes geknüpft ist, als unwirklich, als luftiges Bild, Phantasma gedacht? Welchen Sinn haben hier die Begriffe des Scheines und des Unwirklichen und des blossen luftigen Bildes? Ich dächte, gar keinen." (Vgl. auch „Ueber Wahrnehmung u. Empfindung" S. 11 u. 13 in der Ztsch. f. Philos. u. philos. Kritik Bd. 98.) Erk.-Log. S. 59 streitet gegen den Sitz der Empfindung im Hirn, die Umwandlung eines Vorganges im Hirn in Sinnesempfindung und gegen die Projection, S. 61 gegen den Charakter des Gesichtseindruckes als eines blossen Bildes. Die bekämpfte Theorie schlägt sich selbst, heisst es S. 62, denn dann ist ja auch unser ganzer Leib mit allen seinen Organen und Apparaten nur projicirte Empfindung. Was ich mit „Empfindung" meine, brauchte nicht zweifelhaft zu sein. Ebendaselbst heisst es: „Denn was wir undefinirt als undefinirbar annehmen müssen, das muss wenigstens aus der unmittelbaren Anschauung klar sein. Wenn ich, was die Erfahrung uns als Empfindung bietet, ungedeutet und unerklärt, als das erste Gegebene hinstelle, so provocire ich auf die unbezweifelbare Bekanntheit des Gemeinten" und gleich darauf nenne ich es „das über alle Erklärung erhabene bekannte unmittelbar Erlebte, nicht in der Seelenmonas, sondern draussen im Raum." „Das Bewusstsein, S. 63, — wenn man nicht wieder den schlichten und klaren Sinn dieses Wortes verkehren will — erwacht nur am sinnlich Gegebenen und ist nur mit solchem als seinem Inhalte denkbar." S. 64: „Das Empfinden als ein Akt des Subjectes wird entweder heimlich und inconsequenter Weise gar nicht bloss als solcher, sondern schon wieder mit seinem Inhalte gedacht, oder es ist eine reine Abstraction,

welches Abstractum „Empfindung“ eben nur Gattungsbegriff aller der einzelnen Sinnesdaten ist und die Art ihrer Existenz bezeichnet.“ Ibid. „Wir dürfen nun auf das unmittelbar Erlebte der Sinnesdata hinweisend das Empfinden einfach als Bewusstsein von diesen Inhalten auffassen.“ „Das subjective Empfinden ist keine Thätigkeit eigner Art, sondern eben nur ein mit solchem Inhalt erfülltes Bewusstsein oder das eines solchen Inhaltes sich bewusst sein.“ S. 65: „Wer es noch nicht gemerkt hat, der verstehe: ich streiche die subjective Empfindung, welche unterschieden worden ist einerseits von dem empfundenen Inhalte und andererseits von der Seele, in welcher sie neben andern Dingen ihre bescheidene Existenz führt, als eine Fiction, welche die Begriffe verwirrt. Ein solches Gebilde existirt nicht; was sie meint, ist voll und ganz bereits enthalten in dem Begriffe des Bewusstseins, und die Empfindung (in diesem subjectiven Sinne) unterscheidet sich von ihm nur dadurch, dass sie natürlich nur ein Theil desselben ist, d. h. dass das Bewusstsein noch verschiedenen andern Inhalt hat. (Vgl. auch „Ueber Wahrnehmung u. Empfindung“ S. 5. 6. 7. 10. 20. 31 in der Ztsch. f. Phil. u. philos. Krit. Bd. 98.) Die Empfindung als Vorgang in Nerven und Hirn ist von dieser Verurtheilung nicht betroffen. Dieser Vorgang existirt, aber er ist nicht das, was das gemeine Bewusstsein die Empfindung nennt. — Ob der Bewusstseinsinhalt als solcher subjectiv oder objectiv sei, ist eine Frage, die gar keinen Sinn hat. — Im Bewusstsein als sein Inhalt ist nun selbstverständlich die ganze Welt, wie sie leibhaftig im Raume und in der Zeit vor uns steht, und das Wo der einzelnen Empfindung (als Empfindungsinhalt) ist in Wirklichkeit ganz dort, wo es nach früherer Theorie nur zu sein scheint oder wohin es erst projicirt wird. Wenn ich dennoch das Wort „Empfindung“ brauchte, so geschah es in der Absicht, damit das einfachste Element des Gegebenen zu nennen, weil „Wahrnehmung“ nach einem bekannten Sprachgebrauch mehr ein Ganzes, z. B. einen Menschen oder eine Landschaft, einen Kampf zu seinem Inhalt zu haben scheint. Da meine logische Absicht darauf ging, die Vorstellungen von Einzeldingen resp. Ereignissen in ihrer Entstehung begreifen zu lassen, so musste ich solches nennen, was als letztes nicht mehr analysirbares Element derselben zu gelten hat. Das Wort „Empfindung“ sollte das Gemeinte nur als einen Bestandtheil der Erfahrung, des Gegebenen kennzeichnen.

Ich glaubte vor dem Missverständnis, mit diesem Worte nichts Objectives und räumlich Reales, sondern nur innerseelische Gebilde oder Vorgänge zu meinen, welches ich mit dürren Worten ausgeschlossen habe, sicher zu sein. Wenn ich die Gesichtsempfindung von einer rothen Scheibe von der und der Grösse in der und der Entfernung von mir habe, so heisst das bei mir nichts Anderes, als dass ich mir dieses Dinges bewusst bin oder dass ich es in diesem Sinne habe, dass es mein Object ist, und wenn ich es „im Bewusstsein" sein lasse, so will ich damit absolut nicht mehr gesagt haben, als eben dieses. Wie sollte ich es auch nennen? Sie sagen „Umgebungsbestandtheil", aber dieser Begriff setzt alles dasjenige voraus, was ich erklären oder doch vorher feststellen wollte, nämlich die „Umgebung". Sie schliesst handgreiflich die Relation auf das Umgebene in sich, auf etwas, welches von etwas Anderem umgeben ist. Und wenn ich von meiner Umgebung spreche, so hat das nur Sinn, wenn ich dieses Umgebende als solches kennen gelernt, wahrgenommen habe. Deshalb hatte ich für die letzten Bestandtheile des Umgebenden nur das Wort „Empfindung", nicht im Sinne eines subjectiven Vorganges, sondern in dem des objectiven Empfindungsinhaltes. S. 69 erkläre ich es für „die reinste Willkür, der Erscheinung die Leibhaftigkeit des Dinges abzusprechen und sie wie eine blosse Vorstellung, welche eben im Gegensatze zum Sinnlichen und Ausgedehnten das Unräumliche, Geistige ist, zu denken. Bewusstseinsinhalt ist der empfundene Inhalt alsolut so, wie er sich zeigt, in vollster greifbarer, raumerfüllender Wirklichkeit, nicht verklärt oder verflüchtigt zu einem blossen Schein, einer nur subjectiven Empfindung, — oder zu einer blossen Vorstellung."

Mich trifft es also nicht, wenn Sie, Hochverehrter Herr College, die Entwicklungsreihe der irrthümlichen Auffassungen darlegend, „der menschliche Weltbegriff" S. 60, sagen: „der aussenweltliche Gegenstand — der Gegenstand ehemaliger unmittelbarer Erfahrung — ist nur meine Vorstellung, ist als meine Vorstellung nur in meinem Bewusstsein, als mein Gedachtes nur in meinem Denken. Und dieses „nur" kann doch nicht ein Anderes und Mehreres bedeuten, als dass es für mein Denken oder Bewusstsein kein Sein ausserhalb meines Denkens oder Bewusstseins gibt." Und mich trifft es ferner nicht, was Sie, ebenda S. 106, als Weiterentwicklung des „Animismus" darstellen, „die Dinge, die ganze reale Aussenwelt, der eigne Leib, das eigne Gehirn — Alles ist nur meine Vorstellung,

Alles ist nur in meinem Bewusstsein, und nur „das Bewusstsein“ ist das „unmittelbar Gegebene“. Denn wenn ich auch den Ausdruck „im Bewusstsein“ brauche, so habe ich doch gegen die Gleichsetzung mit „nur Vorstellung“ auf das Entschiedenste protestirt und solche Bestimmungen hinzugefügt, welche den wahren Sinn meines „im Bewusstsein“ und seinen Unterschied von der blossen Vorstellung deutlich erkennen lassen. Wenn Sie, Hochverehrter Herr College, in der Anmerkung S. 132 sagen: „Gemeint ist, wie ich wohl nicht erst zu erinnern brauche, unter „Bewusstsein“ immer der, wie sich nun herausgestellt hat, metaphysische Begriff des Bewusstseins oder das Bewusstsein als „metaphysischer Begriff“, nicht das Bewusstsein in der Bedeutung der formalen Abhebung, die ein empirischer Begriff u. s. w. ist“, so muss ich gestehen, dass ich überhaupt nicht einsehen kann, wie es eine Weiterentwicklung des Animismus sein soll, an Stelle der Seele das Bewusstsein zu nennen, es sei denn, dass man bei letzterem Worte eigentlich doch wieder eine geistige Substanz denkt, welche bekanntlich stets nach Analogie der körperlichen Dinge gedacht wird. Aber dann ist das eigentlich keine „Weiterentwicklung“ des „Animismus“, sondern der alte Seelenstandpunkt. Mein Begriff des Bewusstseins ist der empirische, welchen Sie, Hochverehrter Herr College, auch nicht entbehren können. (Auf „die formale Abhebung“ kann ich mich hier nicht einlassen.) Und dieser empirische Begriff des Bewusstseins kann es nicht als absurd erscheinen lassen, wenn „reale Dinge“ zeitweise seinen Inhalt ausmachen, und wenn ein und dasselbe reale Ding Inhalt mehrerer Bewusstseine ist. Das ist nur dann absurd, wenn man das Bewusstsein in räumliche Grenzen eingeschlossen denkt, vielleicht von einer zarten Membran umgeben, welche es sowohl von allen anderen Bewusstseinen, als auch von den körperlichen Dingen abtrenne. Denn das ist ja die gemeine Voraussetzung, zum Begriff des Bewusstseins gehöre es, dass nichts Körperliches in ihm sein könne, und zum Begriff des körperlichen Dinges, dass es nicht im, sondern nur ausser dem Bewusstsein sein könne. Und diese Voraussetzungen bekämpfe ich eben. Das „in“ fasse ich dabei selbstverständlich niemals im räumlichen Sinne, sondern immer in dem des Objectes. (Vgl. meinen Aufsatz „Ueber Wahrnehmung u. Empfindung“, S. 35 in der „Zeitschrift f. Philos. u. philos. Kritik“ Bd. 98.) Erk.-Log. S. 70 heisst es: „Diese ganze allerrealste Welt, Sonne, Mond und Sterne und diese Erde mit allem Gestein und Getier, feuerspeienden Bergen u. dgl., das ist alles Bewusstseinsinhalt, nur sage man nicht „nur“

Bewusstseinsinhalt, ehe man sich über den dieser Einschränkung zu Grunde liegenden Begriff ausgewiesen hat." Dass trotz meiner gegentheiligen Versicherung nun doch die reale Welt zu einem Zustande des Ich gemacht worden sei, kann nur derjenige einwenden, der auf meine Begriffe, speciell den des Zustandes nicht eingehen will. („Ueber Wahrnehmung u. Empfindung" S. 8 Ztschft. f. Philos. u. philos. Kritik" Bd. 98.) Der Begriff des Zustandes setzt den des Dinges voraus, und die Bedeutung des Dinges ergibt die des Zustandes. S. 71: „Was das ist, ein Zustand, in welchem das Ich sich findet, das können wir nicht aus unserer Erfahrung am Bewusstseinsinhalte bestimmen, nach Analogie etwa eines Stückes Metall, welches im Zustande des Glühens sich befindet und dann in flüssigen Zustand geräth." Es ist also ein Missverständniss, S. 72: „wenn man den Satz, die Welt sei im Ich oder ein Zustand, in welchem das Ich sich findet, so auffasst, als wäre das Ich wie ein Gefäss gedacht, innerhalb dessen Grenzen die Welt sei." Was ich meine, geht unzweideutig aus meiner Fassung des Gegensatzes hervor, ebenda: „Wer aber doch im Ernste die Unentbehrlichkeit und somit die Zugehörigkeit der Dinge in der Aussenwelt zu seinem Ich als eine Absurdität belacht, der antworte doch auf die Frage, ob er ohne Sonne und Mond und alles, was er sinnlich empfindet, wirklich existiren zu können, noch denkbar zu sein meint." Wer die Frage bejaht, denkt sein „Ich" als eine metaphysische Entität, zu deren Begriff und Wesen es nicht gehört, dass eine andere Macht, etwa Gott, sie mit andern Dingen zusammen in denselben Raum und in Verbindung gesetzt hat. Diese Ansicht will ich eben bekämpft haben; mein Begriff des Bewusstseins schliesst sie aus (S. 73 f.). Die Unselbständigkeit des Ich kann nicht stärker zum Ausdruck gebracht werden, als mit den Worten S. 74: „Das Ich als Object existirt überhaupt erst oder hat seinen Begriff erst darin, dass es das Ich ist, als welches das Ich sich in seinen Zuständen oder in seinen Bewusstseinsinhalten findet oder wiedererkennt, ist also durch diesen Inhalt erst vermittelt, s o n s t g a r n i c h t v o r h a n d e n." Der „Inhalt des Bewusstseins" wird (ebenda und sonst noch oft) mit „Object" gleichgesetzt, und als das Object nicht innerseelische Zustände des Empfindens (die habe ich ja oben direct geleugnet), sondern reale Dinge bezeichnet. Wenn ihr Objectsein oder, das ist dasselbe, ihr im Bewusstsein Sein auch als Zustand, in dem das Ich sich findet, bezeichnet wird, so mag man meinetwegen behaupten, dass ich das Wort Zustand unrichtig brauchte, aber man kann

und darf mir aus seiner Anwendung nicht diejenige Ansicht nachsagen, welche ich unausgesetzt auf das Eifrigste bekämpfe. Aber mein Gebrauch dieses Wortes ist auch durchaus nicht eigentlich unrichtig, sondern nur unvorsichtig; ich hätte vorhersehen sollen, dass er Missverständnisse verschulden würde. Ich war aber in meiner so oft klargelegten naiv-realistischen Position so sicher, dass ich an solche Missverständnisse nicht dachte. Die Zugehörigkeit der Objecte zum Ich oder die absolute Unselbständigkeit des Ich, seine Unmöglichkeit ohne reale räumliche Objecte wollte ich betonen. Und wenn nun eben in diesem Sinne das Ich mit seinen Objecten ein Ganzes ist, und wenn die Objecte zum Theil in der Zeit wechseln, oft sehr schnell sich verändern, so ist in einem gewissen Sinne das Ich, welches sich jedesmal in der verschiedenen Umgebung mit den verschiedenen Bestandstücken, die jedesmal zu ihm gehören, als ein Ganzes findet, jedesmal ein anderes und doch dasselbe. In diesem Sinne habe ich den Bewusstseinsinhalt oder die Objecte des Bewusstseins einen Zustand genannt, in welchem das Ich sich finde.

Wenn ich an andern Stellen die Welt im Ich sein lasse, so habe ich doch für jeden, der den guten Willen hat, mich zu verstehen, ausreichend erklärt, was ich meine. Ich ist daselbst gleichbedeutend mit Bewusstsein gebraucht, und da ich kein selbständiges, unabhängig von den Objecten für sich bestehendes Ich denken kann, da die Objecte also als essentialia seiner Existenz zu ihm gehören, so nenne ich auch das Ich oder das Bewusstsein m i t der Welt seiner Objecte als seinem Inhalte zusammen, ohne welche es eben kein concretes oder individuelles Ich wäre, das Ich oder auch „das ganze wirkliche bewusste Ich", und sage in diesem Sinne die Welt sei in ihm, unterscheide aber zugleich von ihm das Ich bloss als Subject, nenne dieses ein Abstractum, „ein rein begriffliches Moment", also keine concrete Existenz, welches selbstverständlich nicht gemeint sei, wenn ich die Welt in das Ich setze. Denn mit letzterem wäre eben das abstract begriffliche Moment des blossen Subjectes zu dem Ganzen des individuellen Ich gemacht, welches sich in der Welt seiner Objecte findet S. 74. Und S. 82 heisst es von dem Ich-Subject: „Seine Existenz ist unbezweifelbar, aber es existirt doch nur in dem wirklichen ganzen bewussten Ich, gegenüber d. h. also doch zusammen mit seinem Inhalte; für sich gedacht aber ist es eine Abstraction. Und eben dieses Ich als Subject — wird ohne Bedenken als das ganze eigentliche Ich angesehen, wenn das Sein, welches

Object des Wahrnehmens und Denkens ist, mit so siegesgewisser Zweifellosigkeit als ausserhalb des Ich seiend behauptet wird. Freilich ist es ausserhalb **dieses** Ich, eben weil sein Object, sein Bewusstseinsinhalt, aber dieses Ich ist ein nur abstrahendo denkbares begriffliches Moment des ganzen und wirklichen bewussten Ich. Wenn von jenem abstracten Ich als Subject behauptet würde, das Objective sei in ihm, so wäre das natürlich nur eine Vernichtung des Objectiven."

Dieses Ich (-Subject) ist auch „nicht irgendwo im Raume als Punkt zu denken", aber wenn wir uns doch hier und da im Raume finden und unsern Ort verändern, so ist zu verstehen: S. 75 „das Ich findet sich als in seinem Bewusstseinsinhalte (im eben erklärten Sinn) zunächst in dem unmittelbaren Gefühl seines ausgedehnten Leibes — dieser ist Centrum alles gegebenen Bewusstseinsinhaltes, um welches und an welches alles Andere sich gruppirt und anschliesst —, es findet sich in diesem seinem Leibe in der ausgedehnten Welt (diese selbstverständlich real und objectiv wie der Leib, ausserhalb des Leibes) mitten in Raum und Zeit" — und dann „ist die Aussage des Bewusstseins klar und begreiflich, dass es, als das Object nämlich, als welches es sich in seinem Inhalte findet, in dieser räumlichen Welt natürlich irgend einen Ort einnehme resp. ihn verändere, und in diesem Sinne ist es natürlich in seinem Leibe überall da, wo es sich fühlt und findet. In diesem Sinne gehört sein Leib zu ihm, als der Mittelpunkt und die conditio sine qua non alles Bewusstseinsinhaltes und somit natürlich alles Bewusstseins."

Ist diese meine Lehre nicht vielmehr Realismus als Idealismus? Und wenn Sie nun noch die ausdrückliche Versicherung hinzunehmen, S. 77, „dass ein grosser Theil des Bewusstseinsinhaltes allen Ich gemeinsam ist", kann Jemand meinen, dass ich doch eigentlich im subjectiv-idealistischen Sinne die Dinge zu innerseelischen Gebilden machte und die gemeinschaftliche Wahrnehmung mehrerer dahin deutete, dass in jedem von diesen mehreren Bewusstseinen ein qualitativ gleicher Inhalt auftrete? Es wäre gewaltsame Verdrehung! Ich war einst sehr stolz darauf, durch meinen empirischen Begriff des Bewusstseins (d. h. durch Ausschluss der Seelensubstanz) es ermöglicht zu haben, dass numerisch dasselbe eine reale Ding der Gegenstand der Wahrnehmung mehrerer sein kann. Es geschah wesentlich, worauf ich noch einmal aufmerksam machen muss, durch Ausschaltung des subjectiven Actes des Empfindens und durch Aufhebung der Grenzen, welche die sog.

Seele einerseits von den Dingen, andererseits von andern Seelen trennen sollen („Ueber Wahrnehmung u. Empfindung“ S. 13, 14 in d. Ztsch. f. Phil. und phil. Kritik Bd. 98). Die Identität des von mehreren wahrgenommenen Dinges finde ich nicht etwa in dem Dinge an sich, welches den Empfindungen der mehreren zu Grunde läge, denn dieses Ding an sich und dieses „zu Grunde liegen“ habe ich geleugnet, sondern ich meine, dass das Wahrgenommene in vielen Bewusstseinen dasselbe ist. Ebenda heisst es: „Natürlich versteht sich diese Gemeinsamkeit unter gewissen Bedingungen des Ortes und der Zeit, und auch dann noch unter theilweisen selbstverständlichen Modificationen, der z. B., dass zwei Beobachtern, welche verschiedene Standorte einnehmen, verschiedene Seiten des Dinges zunächst sichtbar sind. Aber diese Bedingungen sind kein Einwand gegen die principielle Behauptung, dass ein Theil des Bewusstseinsinhaltes den Ich — seiner und ihrer Natur nach — gemeinsam ist und sie somit in der realsten Weise verbindet. Diesem gemeinsamen Theile des Bewusstseinsinhaltes steht gegenüber ein anderer, der nicht unmittelbar gemeinsam ist etc.“ Und S. 78: „Es gehört also die Gemeinsamkeit jenes Theiles des Bewusstseinsinhaltes zu den Grundbedingungen menschlicher Existenz, welche wir grade wie die Thatsache des Bewusstseinsinhaltes überhaupt und die Thatsache eines bewussten Ich einfach zu constatiren berechtigt sind. Der theoretische Realismus bildet sich ein, er allein wäre im Stande, mit Hülfe seiner ausserhalb des Bewusstseins existirenden Dinge die Unterscheidung objectiver, hier gleichbedeutend mit wahrer, und nur subjectiver Wahrnehmung, der Sinnestäuschung, festzuhalten und zu erklären. Aber wenn sich ersehen lässt, welcher Bewusstseinsinhalt das ist, dessen Gemeinsamkeit zur Grundvoraussetzung der Welt gehört, so ist ganz klar, dass die auf Sinnestäuschung zurückgeführten Abweichungen eben nur darum Sinnestäuschungen sind und darin der Begriff der unwahren Wahrnehmung besteht, dass solcher Bewusstseinsinhalt oder solcher Eindruck im Einzelnen nachweisbar an Bedingungen geknüpft ist, welche dem sog. subjectiven Theile des Bewusstseinsinhaltes angehören, an individuelle Beschaffenheiten körperlicher Organe und an individuelle Eigenthümlichkeiten des geistigen Auffassens.“

Gegen die landläufige Verdrehung meiner Erkenntnisstheorie in subjectiven Idealismus richtet sich auch der Eingang meines Aufsatzes „Zum Eudämonismus“ in dieser Zeitschrift 1884. S. 129 unt. und 130. Und ferner ist meine Absicht in dieser Zeitschrift „Die Normen des Denkens“ S. 410 deutlich aus-

gesprochen. „Wenn die Materie „eine Vorstellung“ im gemeinen Sinne des Wortes genannt wird, so ist damit der vulgäre Begriff der Seele zugelassen, welche als immaterielle Substanz von den materiellen Substanzen, welche ausser ihr sein sollen, räumlich unterschieden wird, und die Vorstellungen sind in dieser Seele, wodurch eine Erkenntnisstheorie herbeigeführt werden muss, welche die obigen Begriffe von Wahrheit und Wirklichkeit und von den Normen des Denkens ausschliesst; ist die Materie aber Bewusstseinsinhalt, und ist es durch diesen Begriff möglich, jene Grenze zwischen der Seele und den körperlichen Dingen ausser ihr aufzuheben, so sind in den resultirenden Begriffen der Wahrheit und Wirklichkeit und der Normen des Denkens die Skepsis sowohl, wie die Theorie des Materialismus, des dualistischen Realismus und des subjectiven Idealismus überwunden.“ Die Ansicht also, welche Sie, Hochverehrter Herr College, „der menschliche Weltbegriff“ S. 106, als eine Weiterentwicklung des Animismus darstellen, die Dinge, die ganze reale Aussenwelt, der eigne Leib, das eigne Gehirn, Alles ist nur meine Vorstellung, Alles ist nur in meinem Bewusstsein und nur das Bewusstsein ist das unmittelbar Gegebene, ist nicht die meinige. Ich habe an der angeführten Stelle, wie auch an andern, gegen die Gleichsetzung von „Vorstellung“ und „im Bewusstsein“ lebhaft protestirt. Diese Gleichsetzung schiebt dem Bewusstsein die von mir so oft bekämpfte Seelensubstanz unter und lässt, was in jenem ist, ganz wie ein Innerseelisches, Geistiges, Ideen denken. Was ich mit „Bewusstsein“ meine, dass es nicht ein Ding ist, das im Lauf seiner Geschichte auch einmal dazu käme, sich seiner bewusst zu werden, habe ich oft genug ausgesprochen. S. 60. Und S. 63 heisst es: „Theoretische Erkenntnis eines angeblichen Wesens desselben (des bewussten Ich) ist nicht vorhanden, aber es ist doch kein leerer Begriff, sondern Jedem das Sicherste und Bekannteste von der Welt, und nur eben dieses, was unmittelbar und unzweideutig in dem Sinne des Wortes liegt, verlange ich festzuhalten u. s. w.“ (Vergl. auch „Ueber Wahrnehmung und Empfindung“ S. 31.) Dann muss doch aber auch das „nur“ klar sein, welches Sie mit den Worten: „es kann doch nicht ein anderes und mehreres bedeuten, als dass es für Denken oder Bewusstsein kein Sein ausserhalb meines Denkens oder Bewusstseins giebt“, richten. Zunächst sei bemerkt, dass der Ausdruck „ausserhalb meines Denkens“ zu Missverständnissen Anlass geben kann. In dem Denken selbst, welches als subjective Thätigkeit gedacht

wird, kann natürlich kein Ding stecken. Ich jedenfalls habe das nicht gemeint, sondern nur dies, dass die Dinge Object des Denkens und Bewusstseins (Denken habe ich ja im Allgemeinen mit Bewusstsein gleichgesetzt) sind, und zwar nicht gelegentlich zufällig einmal, sondern dass dieses Objectsein zum Begriff ihrer Existenz gehört. Das Wort Bewusstseinsinhalt sollte, wie oben schon erwähnt, nur die absolute Zusammengehörigkeit des Ich mit seinen Objecten betonen. Das Wort „Bewusstseinsobject", welches mein Freund Rehmke (Welt als Wahrnehmung und Begriff) statt dessen gebraucht hat, ist nicht denselben Missverständnissen ausgesetzt, wie jenes, dafür aber einem andern, nämlich dem, dass dieses Objectsein den Dingen gleichgültig, fremd und zufällig ist, also nicht zum Begriffe ihrer Existenz gehört, letzterer also einen ganz andern Inhalt hat.

Das von Ihnen missbilligend urgirte „nur" hat also nur diesen Sinn, keineswegs aber den, dass was Inhalt des einen Bewusstseins ist, eo ipso nicht zugleich, wenigstens nicht als eben dieses numerisch Eine, Inhalt anderer Bewusstseine sein könnte. Wer mir diese Meinung unterschiebt, denkt jedes Bewusstsein mit seinem Inhalte wie durch eine zarte Membran von allen anderen Bewusstseinen abgeschlossen, denkt also „den Inhalt" räumlich. Ich betone fortwährend nichts eifriger, als dies, dass zwar mancher Bewusstseinsinhalt in diesem Sinne subjectiv ist, aber nicht aller, vielmehr ein Theil der Bewusstseinsinhalte der Iche nicht etwa bloss qualitativ gleich, sondern, im strengen Sinne, ihnen gemeinsam, als numerisch ein und dasselbe, ihr gemeinsamer Inhalt ist und sein muss.

Und dass „nur" das Bewusstsein existire als das „unmittelbar Gegebene", ist ebenso harmlos und ungefährlich, wenn doch dabei vorausgesetzt wird, dass das Bewusstsein nur mit räumlich-zeitlichem Inhalte concrete oder individuelle Existenz hat, ohne ihn gedacht ein bloss abstract begriffliches Moment ist, dass also der Inhalt (in meinem oben erörterten Sinne), ein Inhalt, der den individuellen Ichen gemeinsam ist, mit ihm zugleich gesetzt ist. Das Ich, welches den Inhalt hat, und der Inhalt, welcher von ihm gehabt wird, sind Momente des einen Ganzen, welche sich gegenseitig fordern. Die Worte Inhalt und Object setzen das Subject v o r a u s, nicht als zeitliches, wohl aber als begriffliches prius. Man müsste, um diese Ordnung nicht schon vorauszusetzen, die Welt der körperlichen Dinge nennen und, wie aus dem Begriff des Bewusstseins die Unentbehrlichkeit der realen Aussenwelt als sein Inhalt sich als selbstverständlich darbot, so aus dem Begriff der Körper-

welt die Zugehörigkeit des Bewusstseins, dessen Inhalt sie ist, hervorgehen sehen. Aber um diesen Begriff der Körperwelt handelt es sich eben. Bedarf er keiner Feststellung? keiner Klärung? Man kann nur entweder diese Frage bejahen, oder die Feststellung und Klärung versuchen. Der Begriff des Ich (sc. des empirischen) bedurfte keiner Feststellung und Erklärung, und der der Körperwelt hat sie nie anders finden lassen und wird sie nie anders finden lassen, als durch Berufung auf die eigne Erfahrung, auf das was man sieht und hört und tastet dergl. Also das ist die Principialfrage: welches ist der Begriff dieser Existenz! Ich wollte mich gern belehren lassen, wenn ich in dem Versuche, den Inhalt dieses Begriffes festzustellen, geirrt habe. Ich bin mir meiner Fehlbarkeit auf das lebhafteste bewusst. Aber das kann ich nicht für geistreich und nicht für einen der Sache geleisteten Dienst halten, wenn die Philosophen der Gegenwart diese Grund- und Cardinalfrage, auf die ich so oft hingewiesen habe, einfach ignoriren. Ich bin nun einmal mit solcher Blindheit geschlagen, dass ich von dieser Frage nicht loskomme. Also nochmals: wenn die Existenz der Körperwelt, ich meine also nicht ihr angeblich zu Grunde liegender metaphysischer Dinge, sondern die der wahrnehmbaren Körperwelt — auch unter völliger consequenter Abstraction von einem Subjecte, dessen Object sie ist, behauptet wird, worin besteht dieses Existiren? Und diese Frage muss allerdings über den naiven Realismus hinausführen. Oder richtiger, sie ist ein Zeichen, dass der naive Standpunkt schon durch die Reflexion untergraben ist, denn auf ihm ist jene Frage überhaupt nicht möglich (S. 29 ff.). Aber wenn auch die Naivetät von der Reflexion verdrängt wird, so kann doch der Realismus bestehen bleiben. Die Naivetät finde ich zu allererst in der Unfähigkeit zu scharfer und consequenter Abstraction und in der unüberwindlichen Neigung, abstracte Elemente als selbständige concrete Dinge zu behandeln. Demgemäss sind dem naiven Standpunkte auch die wichtigsten Zusammenhänge, wenn sie nicht ein concretes Geschehen sind, verborgen. Beispiele sind u. A. die Vorstellungen vom Raum und dem Raumerfüllenden, Stoff und Form, Denken und Sein, Erk.-Log. S. 15—19, 26 ff. u. a. Zur Naivetät rechne ich die Verselbständigung und Verdinglichung desjenigen, was mir nur ein abstractes Moment in dem real einen Ganzen zu sein scheint, d. i. einerseits des Bewusstseins, als wäre es für sich allein ohne die Welt der Objecte ein concretes Einzelding, und andrerseits der Welt der Objecte, als wäre sie ganz ohne

Subject, ohne alle Beziehung auf ein Subject eine völlig selbständige Existenz, in Folge welcher Verselbständigung und Verdinglichung der abstracten Momente diese Dinge in nur äusserlichen und zufälligen Beziehungen zu einander stehen, welche in ihrer Unerklärbarkeit wiederum zu anderen mythologischen Verdinglichungen und Verselbständigungen geführt haben. Zur Naivetät gehört sodann die Unklarheit der Begriffe des Dinges, der Thätigkeit, des thätigen Einwirkens und des Hervorbringens. Wenn ich in diesem Punkte den „naiven" Realismus verlasse, ist deshalb plötzlich subjectiver Idealismus aus ihm geworden? Die demselben gemachten Zugeständnisse sind nicht zurückgenommen. Es ist keine Aufhebung derselben, wenn ich, was gemeinhin Ursache und Wirkung genannt wird, für einen Specialfall von Nothwendigkeit erkläre, und die Nothwendigkeit nicht von irgendwoher zu dem Sein hinzukommen, sondern zu ihm gehören lasse, ihm selbst eigen, wenn ich sie zu dem Sein selbst rechne, und, was den Gegensatz zu ihr zu bilden pflegt, das bloss Mögliche und Zufällige als bestimmte Relationen innerhalb des Nothwendigen darstelle, und wenn ich schliesslich das unwahrgenommene Sein in der absoluten „gesetzlichen Nothwendigkeit" (s. Erk.-Log.), welche eben das Sein ausmacht, ohne welche Bewusstseinsinhalt (oder mit andern Worten eine Objectenwelt) und somit auch Bewusstsein selbst eine Undenkbarkeit wäre, finde, dass immer, je nach Umständen, in jedem Bewusstsein das und das als sein Inhalt eintrete oder, um den minder anstössigen Ausdruck zu brauchen, jedem Bewusstsein das und das Object sei. Die gewisseste Realität des unwahrgenommenen Seienden besteht in der objectiven, stets vorhandenen gesetzlichen Möglichkeit, dass es Object werde. Wie es nun, ehe es Object wird, existirt resp. doch schon dagewesen ist (widrigenfalls es ja, wie man meint, nicht Object w e r d e n könnte), ist eine Frage, welche wieder mit der Haupt- und Generalfrage nach dem Begriff dieses Existirens zusammenfällt.

Gewiss deducirt mancher Philosoph, ich müsste wohl meinen (nämlich weil er selbst es sich nicht anders denken kann), dass in dem Subject eine Art psychischen Mechanismus wirke, durch welchen bald diese, bald jene Erscheinung hervorgezaubert werde. Diese Herren, welche mich so ad absurdum führen wollen, beweisen nur, dass sie von der allergrössten kindlichen Naivetät noch nicht losgekommen sind, dass sie sich nichts Anderes denken können, als Mechanisches, und Abstractes immer nur wieder wie Concretes durch concrete Acte des Voll-

bringens mechanisch wirkend. Dagegen kann ich nichts thun. Ich habe nicht die Absicht an dieser Stelle, die Kapitel über das Causalitätsprincip, über den Begriff objectiver Geltung und den Gattungsbegriff: „Bewusstsein überhaupt", abzuhandeln. Dass die letztgenannten Punkte neue weite Aussichten eröffnen und neue Fragen einführen, welche von der ursprünglichen Naivetät weit entfernen, versteht sich von selbst, aber — worauf es mir hier allein ankommt — die Realität der Aussenwelt und die Identität des von Mehreren zugleich wahrgenommenen Dinges ist und bleibt festgestellt. Und wenn ihm, so wie allen körperlichen Dingen, das Objectsein wesentlich ist, so ist das noch lange keine nachträgliche Aufhebung der vielleicht heuchlerisch versicherten Realität, weil dieses wesentliche Objectsein das reale Ding nicht an die Individualität des Wahrnehmenden als solche knüpft, oder doch wenigstens nur in dem bekannten von allen zugestandenen Sinne, dass, was auch immer dem einzelnen begegnet, mag's ein hartes Schicksal oder eine gleichgültige Wahrnehmung sein, doch im Weltlauf begründet ist und insofern von dieser einen Seite her gewiss sich begeben musste. Diese Meinung gestattet bekanntlich die zur Realität für erforderlich gehaltene Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Dinges von dem wahrnehmenden Subjecte festzuhalten.

Wenn meine Erkenntnisstheorie die Aussenwelt doch ihrem Wesen nach als zugehörig zum Subjecte hinstellt, so dass dieses und jene, für sich allein gedacht, nur abstract begriffliche Momente, nicht concrete Existenzen sind, so knüpfe ich doch diese, ihnen allen gemeinsame Aussenwelt nicht an dasjenige, wodurch die Individuen sich als Individuen unterscheiden, sondern an dasjenige, was ihnen allen als Subjecten gemeinsam ist, d. i. das generische Moment des Bewusstseins überhaupt. Und dann ist die Meinung eines Jeden, dass doch diese Aussenwelt n i c h t von ihm abhängig sei und nicht als ein Stück von ihm zu ihm gehöre, völlig einleuchtend. Denn wer dies so selbstverständlich findet, dass die entgegengesetzte Ansicht eigentlich schon von etwas Verrücktheit zeuge, denkt, was auch durchaus naturgemäss und berechtigt ist, sich als eines von den vielen Ich, denkt also dieses sein Ich durchaus nur als das individuelle. Und von diesem Individuellen, wodurch die Iche sich voneinander unterscheiden, ist allerdings die Aussenwelt, wie sie Allen gemeinsam ist, nicht abhängig. Wohl aber ist doch in jedem individuellen Ich das gattungsmässige Moment des Bewusstseins überhaupt enthalten und — Bilder sind unentbehrlich — wirksam, weshalb für die Reflexion, welche den naiven Standpunkt

verlassen hat, in dem Ganzen, welches ein individuelles Ich mit seiner Objectenwelt ist, wohl unterscheidbar ist, wenn auch nur abstrahendo, was darin auf Rechnung der Individualität, und was auf die des gattungsmässigen Momentes zu setzen ist. Dieses letztere schafft nicht etwa die Aussenwelt, zaubert nicht, „setzt“ auch nichts, vollbringt nichts — denn zu alledem müsste es ein concretes Etwas sein, was es nicht ist, vielmehr bezeichnet das Angeknüpftsein der Aussenwelt an es nur ein begriffliches Abhängigkeitsverhältniss. Es ist die Nothwendigkeit, welche ich nicht anderswoher zu dem Sein hinzukommen sehe, sondern in ihm selbst finde, es selbst ausmachend. Sie lässt uns erkennen: so ist das Sein, von dieser Structur ist es: Bewusstsein und eine Objectenwelt, die eine und selbe für jedes Bewusstsein, schon bloss weil es Bewusstsein ist (d. h. also an das gattungsmässige Moment geknüpft), aber in unzählig verschiedenen Ausschnitten und durch leibliche und geistige Eigenthümlichkeiten des Auffassens modificirt in jedem Augenblick Object eines individuellen Bewusstseins.

Worin die individuellen Ich nach der Nothwendigkeit, welche dieses Sein ausmacht, übereinstimmen, was ihnen gemeinsamer Inhalt ist oder sein muss resp. müsste, das ist die von den Individuen unabhängige reale Aussenwelt, wie wir sie theils wirklich wahrnehmen, theils als wahrnehmbar resp. wissenschaftlich erkennbar voraussetzen, und worin sie sich unterscheiden, das ist zwar auch nichts absolut Zufälliges — dergleichen gibt es nicht —, also auch etwas nach gesetzlicher Nothwendigkeit sich Ereignendes, aber es ist dies die Nothwendigkeit, welche das individuelle psychische Leben ausmacht. Diese mit allen den unzähligen Möglichkeiten, welche sie für die einzelnen Fälle hier und jetzt gewährt, ist der Gegenstand der Psychologie.

Die von mir selbst gelehrte Unselbständigkeit des Bewusstseins ist mir als Einwand entgegengehalten worden. „Den blossen Einband“ nannte es Jemand verächtlich. Aber dieser Einband unterscheidet sich von jedem andern Einbande sehr deutlich durch die merkwürdige Eigenthümlichkeit, dass er nicht vorher für sich allein angefertigt werden kann, sondern immer schon vom ersten Augenblick seines Daseins an mit einem Inhalt, den er als ein Ganzes zusammenhält, versehen ist, und ohne einen solchen gar nicht existiren kann, und ferner dadurch, dass auch der Inhalt, welcher „eingebunden“ werden soll, nicht vorher noch ohne Einband existiren kann, sondern immer schon mit irgend einem Einbande versehen ist, und dass er

genau individuell derselbe, zugleich Inhalt vieler verschiedener Einbände sein kann.

Ist das Sein gleich Bewusstsein, so scheint es in den Zuständen des Schlafes und der Ohnmacht von Zeiten des Nichtseins unterbrochen — natürlich Unsinn! Aber man bedenke doch: wenn der Schläfer oder der Ohnmächtige nicht wieder zum Bewusstsein erwacht, was ist das Leben, welches noch eine Zeit während des Schlafes oder der Ohnmacht constatirt werden konnte, für ihn? Für ihn ist es absolut nichts, einfach nicht da, und etwas ist es nur für den Beobachter, welcher es constatirte oder für den es constatirbar war, als Object. Eine Zeit des Seins ist es für den Schläfer und Ohnmächtigen erst, wenn er wieder erwacht und in dem wohlgeordneten Inhalte seines Bewusstseins die verstrichene Zeit constatiren kann. Und dann reiht sich auch die bewusstlos verbrachte Zeit dem Inhalte seines Bewusstseins ein. Was in dieser Zeit geschehen ist, war alles möglicher Bewusstseinsinhalt und es genügt für seine allerwirklichste Existenz, dass es nach der Nothwendigkeit, welche mit dem Sein überhaupt zusammenfällt, unter bestimmten Umständen sicher als Object der Wahrnehmung in einem Bewusstsein aufgetreten wäre. Und wenn wir diese zeitweisen Intermissionen des bewussten Lebens als ein Gesetz unserer Natur, d. i. des individuellen Bewusstseins, kennen und somit für alle Zukunft voraussehen und unser Wiedererwachen voraussetzen, so ist auch verständlich, in welchem mit meiner Theorie völlig verträglichen Sinne wir die Zeiten, die wir bewusstlos verbringen werden, im Voraus zu unserem Sein, der Zeit unseres Lebens rechnen.

Endlich sei ein Einwand erwähnt, welcher die unwiderleglichste deductio ad absurdum zu sein scheint.

Wenn der eigne Leib zu demjenigen gehört, dessen das Ich sich bewusst ist, also zu dem berüchtigten „Inhalt des Bewusstseins“, wie kann er dann, wenn im Tode dieses Bewusstsein aufhört, übrig bleiben? Kann denn, was nach dem Begriffe seiner Existenz Bewusstseinsinhalt ist, aus diesem Bewusstsein herausfallen und nach dem Aufhören desselben ganz munter für sich weiter existiren? — Kannibalischer Unsinn. Aber was dieser eigne Leib für den einstigen Besitzer war, d. i. wie er sich in ihm fühlte und in ihm lebte, ihn bewegend und von ihm bewegt, dieses existirt nach dem Aufhören dieses Bewusstseins in der That nicht mehr, ist vollständig verschwunden. Und was da als Leichnam übrig bleibt, ist (mit

bestimmten naturgesetzlichen Veränderungen) eben das, was dieser Leib auch vorher schon als Sichtbares und Tastbares für Andere war. Als solches ist dieser Leib nicht aus dem Bewusstsein seines früheren Besitzers herausgefallen und existirt nun ausserhalb desselben, sondern als solches ist er stets (gesetzlich mögliches) Object für andere Bewusstseine gewesen. Und wenn er früher als Sichtbares und Tastbares auch für seinen eignen Besitzer dasselbe Object war, so wissen wir doch schon, dass ein und dasselbe individuelle Ding mehrerer Bewusstseine Object sein kann, dass also kein Widerspruch darin liegt, wenn es des einen Object zu sein aufhört, aber noch anderer Object bleibt.

Meine Bestimmungen wollen zusammen, wie sie sich gegenseitig ergänzen, als ein Ganzes aufgefasst sein. Wer sich dazu nicht entschliessen kann, der mag mich nicht verstehen.

Das grösste Hinderniss bildet gewiss meine Ausschaltung der sogenannten subjectiven psychischen Thätigkeiten oder meine bestimmte Erklärung des Sinnes dieses Wortes. Eben sie macht die Vereinzelung und Verselbständigung der Subjecte und Objecte und die unaufhörlichen Verdoppelungen der Dinge und Vorgänge unmöglich, welche dem gegenwärtigen Geschlechte der Philosophen noch anhaftet, wie die Erbsünde, und eben sie erst macht die Innigkeit und Engheit des Zusammengehörens und „das eine Ganze“, von welchem ich spreche, verständlich.

Was wir im gemeinen Leben Thätigkeit nennen, ist auch etwas, dessen wir uns bewusst werden, ein Etwas, welches wir in unserem Bewusstsein vorfinden, und es hat seinen Charakter als Thätigkeit im Gegensatz zum Ding nicht schon für sich allein, sondern immer nur im Gegensatz zu andern Bewusstseinsinhalten. Thätigkeit ist ein Verhältniss zwischen Bewusstseinsinhalten.

Das Objectsein hat verschiedene Sinne. Meine Erörterung derselben ist nicht so schwer; wer nicht darauf eingeht, der mag es nicht, aus irgend welchen Gründen, welche mit Wissenschaft nichts zu thun haben. Eine Art des Objectseins ist undefinirbar und unbeschreiblich, das Object des Denkens oder des Bewusstseins, es ist „das ursprüngliche Object“ und gehört zur Struktur des Seins, welches wir als „die Welt“ kennen. Der Grund ist klar, weil nämlich dieses Denken ohne Sein als Object absolut nicht mehr denkbar, einfach nichts ist. Deshalb kann auch, wenn es sich um das ursprüngliche Object handelt, das Denken desselben nicht als ein concretes subjectives Thun gedacht werden, welches erst durch seinen Erfolg

das Sein träfe. Dies Treffen setzt die ganze Sache, das Objectsverhältniss in seiner Ursprünglichkeit voraus; ohne Kenntniss desselben wäre dieses Bild unverständlich. Man kann nicht fragen, wie das Denken zum Sein kommt, weil es ohne Sein als Object überhaupt nicht existiren, nicht gedacht werden kann, weil dieses Denken nur aus dem einen Ganzen, dem bekannten Denken von Seiendem, als das eine Moment heraus abstrahirt worden ist.

Also nicht erklärbar, sondern das Princip, aus welchem allein die Erklärung anderer wichtigster erklärungsbedürftiger Vorgänge hervorgeht, ist das ursprüngliche Objectsverhältniss, wie Denken und Bewusstsein überhaupt ein Etwas, welches eben deshalb „ist“, zu seinem Objecte haben kann. Und von diesem Standpunkte aus, und wenn man begriffen hat, wie etwas, dessen man sich bewusst ist, im Sinne der Verbalprädikation (Erk. Log. 496 ff.) als Thätigkeit figuriren kann, wird es auch einigermassen verständlich erscheinen, wenn ich alles das, wodurch die psychischen Thätigkeiten sich unterscheiden, nicht in die Eigenthümlichkeit des geheimnissvollen Thuns, sondern in die des Objectes, welches da unmittelbar bewusst wird, verlege. Thätigkeit ist das alles in demselben Sinne und bloss qua Thätigkeit nicht verschieden, das sinnliche Empfinden, das Fühlen, Begehren, Vorstellen, Phantasiren, Denken im engeren Sinne; verschiedene Thätigkeiten sind das nur durch die Verschiedenheit der Objecte, welcher man sich bewusst wird, welche Verschiedenheit zuletzt, nicht mehr definirbar, nur durch Berufung auf die bekannten Beispiele verständlich gemacht werden kann, als sich eines etwas bewusst werden, welches wir eine rothe Scheibe in der und der Entfernung vor uns oder zu unserer Seite nennen, oder welches wir Schmerz oder Lust nennen, oder welches wir Erinnerung an jenes Gesehene nennen, oder welches wir Phantasieproduct nennen, oder welches wir einen abstracten Begriff nennen u. dgl.

Denken kann selbstverständlich auch eine Reihe von Gedanken bedeuten, kann auch die (freilich noch zu genauerer Untersuchung auffordernde) „Anspannung der Aufmerksamkeit“ bedeuten, welche bestimmte Gedanken fixirt, aber das kann an meiner obigen Behauptung, dass diese subjectiven Thätigkeiten ohne Object nichts sind resp. in allen Fällen dasselbe eine abstract begrifflich Moment des Bewusstseins, nichts ändern. Dem Psychologen mag bei den erwähnten Fragen natürlich unendlich vieles einfallen, worüber nun noch Aufklärung zu geben wäre; ich kenne dieses viele, kann aber hier doch keine

Psychologie einschieben. Diese Fragen, das ist den Begriff dieser subjectiven Thätigkeiten, zu berühren, war unerlässlich. Denn von ihm hängt meine ganze Erkenntnisstheorie ab; ich hielt sie, als ich sie veröffentlichte, für ganz neu — (und noch heut weiss ich nicht, welchen Vorgänger ich etwa gehabt haben mag) —, so dass ich nicht geringe Furcht und Beklommenheit ob des Wagnisses fühlte. Aber was ich befürchtet hatte, dass nämlich diese ganz neue, aller Ueberlieferung widersprechende Lehre eben deshalb als frevelhafter Unsinn gebrandmarkt werden würde, traf nicht ein. Man war und ist in der von mir bekämpften Vorstellung so fest, dass man meine Lehre entweder nur als subjectiven Idealismus verstehen zu dürfen glaubte, oder völlig unverständlich fand.

Zum Schluss sei mir nur noch die kurze Hindeutung darauf gestattet, dass dieser mein Begriff des Denkens auch für den der Wahrheit und Wirklichkeit von entscheidender Bedeutung ist. Er verträgt sich vortrefflich mit Ihrer „reinen Erfahrung". Was ich Denkthätigkeit im engeren Sinne oder Kategorie resp. kategoriale Funktion nenne, bitte ich unter den eben entwickelten Begriff der subjectiven Denkthätigkeit zu stellen. Sie ist kein rüstiges Hantiren mit geistigen Armen, wodurch die Daten erst ordentlich zurecht gerückt und zusammengeklopft oder auch je nach Bedarf auseinandergenommen würden, das ist das grade Gegentheil meiner Ansicht, welches ich fortwährend bekämpfe; aber es wird mir dennoch zugetraut. Wenn ich ein Apriori kenne, so hat es, wie ich disertis verbis lehre, nur den Sinn, dass es Gedanken oder richtiger Gedankenelemente sind, welche aus den Empfindungsqualitäten nicht herausanalysirt werden können, und insofern dem Bewusstsein als solchem zuzurechnen sind, d. h. an dem Gegebenen haften — (und ohne solches an Gegebenem Haften sind sie nichts) — nur weil und insofern dieses eben einem Bewusstsein gegeben ist, dessen Inhalt ist. Wir „finden" diese Gedankenelemente „vor" in unserer Gedankenwelt und kommen erst in der philosophischen Reflexion dazu, sie abstrahendo von dem Gegebenen der Sinnesqualitäten zu unterscheiden und als Bedingungen zu erkennen, ohne welche Bewusstsein keinen Inhalt haben, also überhaupt nicht existiren könnte. Wenn ich sie auch als Werk des Bewusstseins bezeichne, so kann dieser, wie auch viele andere unentbehrliche bildliche Ausdrücke, doch nur das begriffliche Abhängigkeitsverhältniss meinen, gewiss nicht einen zeiterfüllenden Act subjectiver Thätigkeit in dem oben zurückgewiesenen Sinne.

Der Name Positivismus, wenn man das Wort nach seiner eigentlichen Bedeutung auffasst, würde für keine Lehre mehr passen, als für die meinige. Ich konnte ihn leider nicht in Anspruch nehmen, weil er schon vergeben war und eine Meinung bezeichnet, welche das Ich, auch in meinem oben dargelegten Sinn, als das abstract begriffliche Moment des einen Ganzen, nicht für etwas Positives hält.

Und dieser Punkt, Hochverehrtester Herr College, mag auch wohl uns trennen. Er ist ja, wie oben gesagt wurde, auch der, welcher mich den Standpunkt des naiven Realismus zu verlassen zwang, und er ist es auch, welcher — was Sie meines Wissens nicht bemerkt haben — überhaupt den Anlass zur „Variirung des natürlichen Weltbegriffs" gegeben hat und immer geben wird. Sie erwähnen selbst, „der menschliche Weltbegriff" S. 79, einen „Standpunkt, welchen ich für die Zeit meiner Untersuchung überhaupt nur „in Gedanken", d. h. gar nicht verlassen kann, also denjenigen, auf dem ich thatsächlich stehe." Diesen Standpunkt nennen Sie einen „unausweichlichen" und das von ihm aus „Vorgefundene" ist Ihnen „Ich und meine Umgebung". Sie wollen alsdann von Allem absehen, „was die philosophischen Theorien aus „mir und meiner Umgebung" zu machen in steter Bereitschaft sind" und geben als Resultat der einfachsten Zerlegung des Vorgefundenen:

„Ein „Ich" bezeichnetes menschliches Individuum als (relativ) Constantes innerhalb einer (relativ) wechselnden Vielheit von als „Mitmenschen", „Bäumen" u. s. w. bezeichneten relativen Einheiten —" und S. 80: „Alle Umgebungsbestandtheile und ich mit relativ wechselnden Werten des Angenehmen oder Unangenehmen u. A."

Ist es nun verwerfliche Naseweisheit der philosophischen Theorie, welche durchaus mit der Zerlegung des Vorgefundenen sich nicht begnügen will, oder zwingt vielleicht dieses „Vorgefundene" selbst zu der Frage: Ist in Ihren Worten „ein „Ich" bezeichnetes menschliches Individuum", das „Ich" bloss ein anderer Laut als der „menschliches Individuum", oder hat dieses Wort „Ich" einen Sinn und Inhalt? Welcher wäre es dann?

Und wie verhält sich das „menschliche Individuum" zu diesem Sinne des „Ich"? Sie erklären selbst, S. 81 unten, dass „die Umgebung im weiteren Sinne meinen eignen Körper mit enthält."

Es ist keineswegs eine Folge der „Introjection", sondern ein directes Ergebniss der Zerlegung des Vorgefundenen, wenn sich die Frage einstellt: Sind nun dieses Ich und „mein Körper"

(der ja zur „Umgebung im weiteren Sinne“ gehört) im strengen Sinne absolut identisch? Oder, wenn nicht, wie verhalten sie sich zusammen? Die Beantwortungsversuche kennen Sie. Hier ist der unausweichliche Anlass zur Variirung des natürlichen Weltbegriffs = naiven Realismus. Sie geben keine Antwort, sondern suchen bloss den Anlass in der Formulirung zu umgehen.

„Ich und meine Umgebung“ sagten Sie oben, aber erklären es nun S. 82, um zudringliche philosophische Theorien von der Ausbeutung des Possessivpronomen „meine“ abzuhalten, für eine blosse Conzession an den Sprachgebrauch, wenn Sie den Ausdruck: „ein Umgebungsbestandtheil ist mein Vorgefundenes“, zuliessen.

„Nicht also das Ich-Bezeichnete findet den Baum vor“, heisst es, „sondern das Ich-Bezeichnete und der Baum sind ganz gleichmässig Inhalt eines und desselben Vorgefundenen .... In der Gegenüberstellung „Ich-Baum“ ist das Ich-Bezeichnete bereits im selben Sinne ein Gegebenes, wie das als Baum Bezeichnete .... Und wenn auch im Ich und im Umgebungsbestandtheil ein Verschiedenes erfahren wird, so unterscheiden sie sich doch weder durch den Gegensatz eines Unvermitteltseins und Vermitteltseins, noch auch durch den Gegensatz eines Subject- und Objectseins .... Genau so, wie in meiner Erfahrung, d. h. in der Erfahrung, der mein Ich zugehört, genau so also wie in meiner Erfahrung ich bin, ist auch der Baum in meiner Erfahrung.“ Ich wollte eben fragen, ob auch an diesen Stellen das Possessiv „meiner“ nur Concession an den Sprachgebrauch, also nicht eigentlich gemeint sei, erblickte aber zur rechten Zeit noch die Worte: „wenn ich sage: ich erfahre den Baum, so soll das nur heissen: eine Erfahrung besteht aus dem einen reichhaltigeren Elementenkomplex „Ich“ und dem andern weniger reichhaltigen Elementenkomplex „Baum“.“ Doch, Verzeihung! Die berichtigende Erklärung, welche die letzten Worte geben sollen, ändert gar nichts an der Sache. Denn jetzt verkriecht sich dasjenige, was Sie ausschalten resp. vermeiden wollen, nur in ein anderes Wort. Die Schwierigkeit, welche Sie umgehen wollen, versteckt sich in der Einheit, welche aus dem und dem „besteht“. Sagen Sie, Hochverehrtester Herr College, was heisst das „bestehen“? Doch nur, dass Beides, sowohl das Ich als auch der Baum, Bestandtheile derselben einen Erfahrung sind! Und sagen Sie, ich bitte! wodurch werden diese zu einer Erfahrung geeint? Worin besteht diese Einheit? worin auch die des „Elementenkomplexes“? Wenn Sie in Gedanken die Vor-

aussetzung machen, dass irgendwo ein Stein nicht weit von einem Baume steht, sind deshalb Stein und Baum eo ipso schon Bestandtheile einer Erfahrung. Gewiss nicht. Das sind sie erst, wenn Sie oder meine Wenigkeit oder irgend Jemand den Stein in der Umgebung des Baumes oder den Baum in der Umgebung des Steines wahrgenommen, erfahren hat. Genau so ist es mit dem Ich und seiner Umgebung, als Bestandtheile einer Erfahrung. Sind sie die Erfahrung eines andern Ich, welches jenes Ich und seine Umgebung, wie den Stein und den Baum nebeneinander sieht? — aber dann wäre nicht ersichtlich, wie der eine Bestandtheil als ein Ich wahrgenommen werden könnte. Das kann er doch erst, wie Sie wissen, wenn wir voraussetzen, dass er ebenso „erfährt" wie Derjenige, der ihn und seine Umgebung als Bestandtheile dieser seiner Erfahrung hat. Also sind wir doch auf das erfahrende Subject angewiesen. Also das Ich und seine Umgebung, z. B. ein Baum, sind Bestandtheile einer Erfahrung, wenn dieses Ich sich selbst und den Baum als seinen Umgebungsbestandtheil vorfindet. Wenn Sie darauf dringen, dass das Ich ein Vorgefundenes ist, so glaube ich das zu verstehen; soweit ich es verstehe, stimme ich vollständig bei. Es ist dieses Ich gewiss keine Hypothese, und es ist auch nichts, was wir selbst erzeugt zu haben uns rühmen könnten. Insofern ist es „vorgefundene" Erfahrungsthatsache. So habe ich die Sache selbst mehrfach dargestellt. Erk.-Log. S. 81 f. Ich gebe auch gern zu, dass, „so lange ich den Inhalt meiner Erfahrung nur nehme, wie er sich gibt", dieses vorgefundene Ich und der als sein Umgebungsbestandtheil vorgefundene Baum sich noch gar nicht durch den Gegensatz des Unvermitteltseins und Vermitteltseins, des Subject- und Objectseins unterscheiden. Die stehen auf dem ersten naiven, d. h. reflexionslosen Standpunkte einfach neben einander. Aber dass das „vorgefundene Ich" ohne ein vorfindendes, welches sich mit jenem identisch weiss, existirte und den Inhalt eine „Erfahrung" ausmachte, gehört gewiss nicht zur Erfahrung, sondern ist Ihre philosophische Theorie. Eine Erfahrung ohne erfahrendes Subject ist nach Aussage auch schon der naivsten reflexionslosesten Erfahrung so unmöglich, wie ein Gedanke, den Niemand denkt, und ein Gefühl, welches Niemand fühlt. Also ist das vorgefundene Ich und sein Umgebungsbestandtheil, um Bestandtheile einer Erfahrung zu sein, doch nothwendig Erfahrung des sich in dieser Umgebung vorfindenden Ich. Und Sie selbst erkennen es an, wenn Sie S. 83 Nr. 148 die „empiriokritische Principialcoordi-

nation" — was hiesse auch sonst „Coordination" und „Principial"? — „in der Zusammengehörigkeit und Unzertrennlichkeit der Ich-Erfahrung und der Umgebungserfahrung, in dieser aller Erfahrung eigenthümlichen Coordination, in welcher das „Ich"-Bezeichnete das eine (relativ) constante Glied, ein Umgebungsbestandtheil (z. B. Baum), das andere (relativ) wechselnde Glied bildet", finden. Das sind unbezweifelbare Dinge, aber sie wären es nicht, es wären willkürliche, ja sogar sinnlose Behauptungen, wenn wir nicht das sich selbst und seinen Umgebungsbestandtheil (als Bestandtheile dieser seiner Erfahrung) vorfindende Ich dabei dächten. Nur dieses gibt „die Zusammengehörigkeit und Unzertrennlichkeit"; ohne dieses sind diese „Bestandtheile" so wenig zusammengehörig und unzertrennlich, wie zwei Steine, die zufällig neben einander liegen. Was Sie eliminiren wollten, haben Sie stillschweigend vorausgesetzt, und von dieser Voraussetzung werden Sie so wenig, wie irgend ein denkender Sterblicher loskommen. Die analytischen Formeln Ihrer Kritik der reinen Erfahrung werden von diesem meinem Bedenken gegen Ihr Schlussresultat nicht betroffen. Ich glaube sie in meine Sprache übersetzen zu können und halte sie für einen werthvollen Beitrag zur Psychologie.

Wenn ich „die Principialcoordination" um das sich und seine Umgebung vorfindende Ich bereichern darf, so bleibt meine Bestätigung des naiven Realismus, d. i. des natürlichen Weltbegriffes, inhaltlich ganz und gar bestehen, aber sie wird durch „die Zusammengehörigkeit und Unzertrennlichkeit" des Ich und seiner Umgebung, welche Sie zugestehen, und durch meine Auffassung und Geltendmachung des sich selbst vorfindenden Ich als des abstract begrifflichen Momentes in eine andere Region, in einen andern Zusammenhang gerückt und, was das Wichtigste ist, der mythologischen Verselbstständigung und Verdinglichung der abstract begrifflichen Momente entzogen. Wenn dann durch die Bedeutung des Ich, welches sich in seiner Umgebung (im weiteren Sinn) vorfindet, der naive Realismus oder richtiger, nicht der Realismus, sondern nur die Naivetät desselben verlassen wird, so wird daraus noch lange kein subjectiver Idealismus, sondern ein Standpunkt, welcher die Gegensätze der Oberfläche in der Tiefe vereint findet, aber am allerwenigsten durch Zusammensetzungen, wie Idealrealismus oder Realidealismus charakterisirt werden kann.

Greifswald. W. Schuppe.

Anzeigen.

Paulsen, Prof. Dr. **Friedrich**, Einleitung in die Philosophie. XVI u. 440 S. gr. 8⁰. Berlin, W. Hertz, 1892 [1]).

Eine Einführung in die Philosophie und nicht eine neue Philosophie, wie das Vorwort erklärt, will uns Verfasser vorlegen. Und wenn daher „Kenner“ die Schrift nicht befriedige, so möge man deren Urheber deswegen nicht anklagen: Kennern etwas recht zu machen, sei überhaupt schwer; und eine Einleitung werde ja gar nicht für Kenner geschrieben. Spricht hinter diesen Worten nicht vielleicht das reine Gegentheil der flehenden Miene, die von vornherein um Schonung bittet und ihr Werk selbst nicht in die Reihe vollwerthiger wissenschaftlicher Producte setzt? Aber auch ohne diese, speciell gegen die „Kenner“ gerichtete Spitze erhalten wir deutlich dahin zielende Winke, dass diese Einleitung die Richtung, wohin die Entwicklung des philosophischen Denkens leitet, zu bezeichnen beabsichtigt. Glänzend leuchtet unserem Philosophen die Sonne der Wahrheit entgegen: sie wirft ihre hellen Morgenstrahlen in's Zeichen des „idealistischen Monismus“. Gegen dieses Ziel (S. 243 [242]) convergiren die Gedanken der freiesten und kühnsten „Denker“ aller Zeiten.

[1]) Unsere kritische Besprechung bezieht sich auf die erste Auflage der „Einleitung in die Philosophie“. Die inzwischen, früher als nach Ablauf der Jahresfrist, erschienene 2. Auflage darf indes, was unsere Kritik betrifft, der ersten vollkommen gleichgesetzt werden. Verfasser selbst erklärt im neuen Vorwort: — „die Veränderungen gehen nicht tiefer, als dass an der Ausführung hin und wieder ein wenig gebessert ist.“ Der Umfang des Werkes ist genau (440 S.) derselbe geblieben. Und wie eine unsererseits vorgenommene Vergleichung beider Ausgaben ergeben hat, kommen für unsere Kritik textliche Aenderungen gar keine, sondern nur einige kleine Verschiebungen der angeführten Seitenzahlen in Betracht; Abweichungen, welche jeweilen durch die entsprechende, der 2. Auflage entnommene Seitenziffer in eckiger Klammer kenntlich gemacht werden.

„Ein idealistischer Mono- oder Pantheismus, das ist (S. 318) der Zielpunkt, gegen den die Gedanken der kräftigsten und besonnensten Denker auch heute noch convergiren.“ Neben verschiedenen, berühmten älteren Namen beruft sich der Autor bei entscheidenden Punkten ganz besonders auf Fechner, Wundt, Lotze und Schopenhauer. Gewiss, wer die schöpferische Kraft besitzt, diese in sich ebenso complexen, als untereinander incommensurablen Grössen zu zerlegen und wieder frei zu einem schönern Ganzen, in Gestalt eines pantheistischen Monismus zu verknüpfen: wer dies vermag, braucht nicht ängstlich besorgt zu sein, ob seine Philosophie alt oder neu, ist sie ja doch kräftig und wahr. Ob nun unsere philosophische „Einleitung“ die Wahrheit berge — diese Frage hier auch nur aufzuwerfen, geschweige sie zu beantworten, dies fällt uns nicht ein: wir müssten ja sonst zu den „Kennern“ gehören, und dies zu sein, kann sich Ref. nicht rühmen; denn obschon längst nicht mehr Anfänger, ist er doch noch immer lernbegierig. In dieser Eigenschaft eines Aufklärungsbedürftigen und Wissensdurstigen treten wir daher vor das Buch, wie sich dies einer Einführung in die Philosophie gegenüber ja auch am besten schickt und stellen die Frage: ist der Paulsen'sche, in seiner Einleitung in die Philosophie uns angebotene, pantheistische Monismus eine so scharf gezeichnete und so weit ausgeführte, wissenschaftlich-philosophische Ansicht, um daraus überhaupt etwas lernen zu können, oder ist er dies nicht; und wenn nicht, warum nicht?

Wir stellen dabei keine irgendwie übertriebenen Anforderungen, vergessen keineswegs den Unterschied zwischen Einleitung und ausgeführtem System; und wollen sogar unsere Frage nur so verstanden wissen: ob unser Philosoph die wissenschaftliche Philosophie in irgend einem Sinne gefördert, ob er eine einzige Frage verschärft, einen einzigen Punkt vertieft habe. Und wäre es, dass er auch nur durch einen lehrreichen Irrthum sehr indirect etwas zur Einsicht beigetragen haben sollte. Dass (S. 43, 44) trotz der Schadenfreude der Vorsichtigen und der Zurechtweisung der Besserwissenden, es immer wieder Leute gebe, die ihre Geisteskinder der stumpfen Neugier und dem Hohngelächter der Menge preisgebend — dieser Zusatz trifft uns nicht nur nicht, sondern bekräftigt vielmehr unser Vorgehen: eine Herzensmeinung keineswegs in ihrem Innern anzutasten; wohl aber um so strenger darauf zu halten, dass intime Ansichten, welche dennoch allgemeine Beachtung wünschen, gewisse allgemeine, von jedem besondern Meinungsinhalt ganz unabhängige Bedingungen zu erfüllen haben. Denn was die allgemeine Aufgabe der Philosophie betrifft, so stellen wir uns

hier ganz auf den Boden des Verfassers und behaupten mit ihm: wenn überhaupt, so dürfe von einer Philosophie nur im alten, universellen Sinne die Rede sein; ein Feld, worin interindividuelle Antinomien weit weniger zu überwinden sind, als in den Specialwissenschaften. Mehr als dies darf billiger Weise auch der empfindlichste Autor von seinem Kritiker nicht verlangen: wir mischen uns nicht in die Individualität des Philosophen; und nehmen, sofern wir Kritik üben, denselben Standpunkt mit ihm ein.

Unserer Kritik vorgängig dürfen wir eine fernere Bemerkung schon hier anzuschliessen nicht vergessen. Auf dem ganzen Weg des Werkes fliesst historische Betrachtung und Schilderung überall in den philosophischen Vortrag mit ein; und überströmt sogar des Philosophen eigene Gedankenbildung derart, dass die Schrift im Ganzen einen weit mehr historischen, als systematischen Charakter aufweist. Und obwohl unserm Schriftsteller (S. 38, 275 [274]) der Unterschied in den Weisen des Historikers und des Philosophen ohne Weiteres einleuchtet, so will er dennoch (Vorw.) seine Einleitung in die Philosophie in erster Linie als philosophisches Product, wozu alles Historische — und wäre es umfänglich verhältnissmässig noch so stark — nur als Mittel in Dienst genommen wird, angesehen wissen. Wenn wir uns daher hieran halten, in der Kritik die systematischen Bestandtheile für sich ausscheiden, hauptsächlich sie in Augenschein nehmen; das Historische dagegen in den Hintergrund stellen, nur zusatzweise und zu gerechter Ergänzung nachtragen: so geschieht hiermit wieder nichts, als dass wir dem Ruf des Philosophen folgen und uns da aufstellen, wo er es selbst wünscht.

Aus dem Vorwort der Schrift selbst, sowie aus einer Selbstanzeige in dieser Zeitschrift (Heft 1, 1893) erfahren wir, dass es Verf. auf eine Versöhnung von ‚Glauben‘ und ‚Wissen‘ abgesehen hat. Er will „religiöse Weltanschauung und wissenschaftliche Naturerklärung“ in ihrer wechselseitigen Verträglichkeit uns vorführen; in einem dauernden Friedensbündniss beider findet er das Ziel aller Philosophie; und was von seiner Seite hierzu beiträgt, bezeichnet er als Kern und „Eckstein“ seines Buches.

Glauben und Wissen. — Wenn sich der ungezwungene Sprachgebrauch der fraglichen Worte in verschiedenem, oft einander widerstreitendem Sinne bedient, so liegt hierin an sich weder etwas Gefährliches, noch Beklagenswerthes. Oeconomie und Biegsamkeit unserer Ausdrucksmittel gehören nothwendig zusammen. Bald denken wir an verschiedene Inhalte, beispielsweise an die Lehrsätze der Wissenschaft und die dunkeln Er-

wartungen der Zukunft; jetzt unterscheiden wir zwischen Inhalt (des Geglaubten und Gewussten) und Act des Fürwahrhaltens, im Sinne der Gewissheit und Wahrscheinlichkeit; ein drittes Mal, mitten in den Kampf und die Wogen der streitenden Parteien versetzt, werden wir mit verschiedenen Ansichten, sowohl schüchternen Meinungen, als starken Ueberzeugungen bekannt gemacht: dennoch widerspricht es dem Geiste der Sprache keineswegs, die an sich unerschöpfliche Charakteristik all dieser Aussagen und Verhaltungsweisen, je nach Zusammenhang und Zuschnitt des besonderen Falles, in die zwei Worte Glauben und Wissen einzuschliessen. Unser Philosoph liebt es, in dieser freien Weise mit dem Sprachstoff zu schalten. Er spricht von einem Glauben, der sich über Alles hinwegsetzt: weder irgend einer Rechenschaft bedarf, noch sich durch Widersprüche im Entferntesten abschrecken lässt. Daneben bezeichnet er mit demselben Namen vermuthungsweise vorgebrachte, eines strengen Beweises nicht fähige Behauptungen. Und endlich nimmt er das Recht des Glaubens für sich in Anspruch, insofern gar nicht verlangt werden darf, dass man jeden Beliebigen widerlege und vom Gegentheil überzeuge; und dass überhaupt Alle gerade dasselbe zu glauben hätten. — Sehr wohl. Wer die Zügel fest in der Hand hält, kann auch ein Sechsgespann lenken. Gegen das Gesagte ist nicht das Mindeste einzuwenden, sobald der Autor die angedeuteten vielfachen Bedeutungen durchschaut: wenn er weiss, was sich miteinander verträgt und was nicht; und wenn und wo er, ohne einen Sprung zu machen, einen Bedeutungswechsel vornehmen darf. Tritt jedoch zu diesen Glaubensbedeutungen noch die weitere, dass Verf. die eigene verwirrende Unsicherheit in seinem Glaubens- und Wissensbekenntniss zu einer neuen Glaubensart macht, dann freilich ist jene Freiheit nicht mehr ein Zeichen spielender Stärke. Und wirklich verdeckt ein gefälliges Sprachgewand wahre Abgründe eines unterhöhlten, eines kranken, eines sterbensmatten ‚Idealismus'.

Verf. widmet Glauben und Wissen einen besondern Abschnitt; jedoch erstreckt sich die Herzenspein über die ganze Schrift; und verschiedene Phasen lösen einander ab und gehen ineinander über. Betrachten wir diese Phasen und Krisen etwas näher. Da ist zuerst (S. 252, 256 [255]) der religiöse Gefühlsglaube eine unmittelbare Gewissheit des Gemüths; nicht ein Meinen im Sinne eines minder gewissen Wissens; „unbedürftig des Beweises, unzugänglich dem Zweifel." Dieses Glauben ist ferner (S. 165, 272) unabhängig von aller Wissenschaft überhaupt und jeder besondern theoretischen Lehrmeinung; unzugänglich endlich (S. 270) auch gewissen logischen und Erfahrungs-

Bedenken, die das „Herz“ auf sich „beruhen“ lässt. Wer einen solchen Glauben wirklich hegt, ist auf das ‚Wissen‘ in gar keinem Sinne angewiesen; er kann überhaupt nicht dazu kommen, sich mit ihm einzulassen, geschweige Frieden und Versöhnung mit ihm zu begehren. Dennoch soll die religiöse Weltanschauung, welche gerade ihre Nahrung aus diesem Gefühlsglauben zieht, mit der Naturerklärung in Einklang gesetzt werden. Dies setzt voraus, dass dem Glaubensphilosophen jener unmittelbare, innige Gemüthsglaube selbst nicht mehr glaubhaft erscheint. Ein anderer eben ist der reflectirende Glaubenstheoretiker; und ein anderer der naiv Gläubige. Mag (S. 339) die liebliche Jugenderinnerung noch so frisch, so unvergesslich, so reizend und unwiderstehlich anziehend sein — Schatten bleibt Schatten; die lebendige Gestalt liegt längst bei den Todten. Freilich sind es in unserem Falle romantische Wolken, welche Schatten werfen. Der poetisch-religiöse Glaubenskämpfer ist in seinem Glauben nicht mehr so stark, als dass er durch das Wissen nicht heftige Stösse erlitten hätte; aber doch noch stark genug, um sich fortwährend und bei jedem Anprall mit dem Wissen zu sagen und zu wiederholen: ein Glaube, der mit dem Wissen paktirt, ist kein rechter Glaube mehr. Und alsbald mischen sich denn auch in die Herzensversicherungen Eingebungen eines zaghaften Schwankens. Es macht sich ein Fürwahrhalten bemerkbar, ganz unverträglich mit der frühern, wie unerschütterlich hingestellten Ueberzeugung: ein Glauben nämlich im Sinne einer abgeschwächten Gewissheit. „Beweisen“ freilich (S. 9, 213 [214]) lässt sich die Sache (die relig. Weltansch.), wie wir in diesem zweiten Stadium zu hören bekommen, keineswegs. Ein Glauben ist ja kein Wissen — kein Wissen, weil der Beweis fehlt; und weil dieses Fehlen als Mangel gefühlt wird. An Stelle strenger Beweise werden uns (S. 97, 98) ein paar „rationes dubitandi“ gegen den materialistischen „Dogmatismus“ in Aussicht gestellt. Und nicht allein (S. 244) ist, wer sich auf das Wissen beschränkt und im Uebrigen Stillschweigen beobachtet, sicher verschanzt und bleibt in dieser Stellung „unangreifbar“: überdies wird (S. 331) im Reiche der Metaphysik eine „Dialektik mit Antinomien“ eingeräumt, so dass „jedem Beweis ein gleich starker Gegenbeweis“ die Waage hält. Zwischen den Zeilen (111, 112, 237) allerdings wird uns andrerseits doch wieder zu verstehen gegeben, dass, wer für religiös-pantheistische Betrachtungen keine Empfänglichkeit besitze, eben nicht in der „Wirklichkeit selbst“ lebe und keinen Sinn, der dem „Leben und Weben der Dinge“ aufgethan sei, bekunde. So gelangen wir an einen neuen und dritten Wende-

punkt. Die Wissenschaft (S. 10) erfüllt das Gemüth des Philosophen nicht; „Gefühle (S. 8) der Demuth, der Ehrfurcht, der Sehnsucht nach dem Vollkommenen“ ergreifen des Menschen „Verhältniss zur Wirklichkeit tiefer, als die Begriffe und Formeln der Wissenschaft“. Diesem Motiv entspringt (S. 254) der Glaube an eine „sittliche Weltordnung“. Wir biegen hiermit wieder eine kleine Strecke weit einwärts in die Nähe der stillen Kammer religiöser Erhebung. Um überhaupt (S. 254, 255) das Leben erträglich zu finden, kann der Mensch den Glauben an das „Allgute“ nicht aufgeben. Wie viele und wie bittere Erfahrungen (S. 333—336) dagegen Einsprache zu erheben scheinen — der Glaube an die Menschheit geht zuletzt doch aus allen Irrgängen, aus allen Kämpfen und Niederlagen gegen die dunkeln Mächte in Natur und Gesellschaft siegreich hervor. Wir lernen die Uebel und das Böse als heilsame Verordnung einsehen, die unsern Willen stählt und uns in Ausübung des Guten zur Ausdauer und Opferfreudigkeit anspornt. Doch kaum haben wir uns vom Boden erhoben, so lässt uns der Philosoph im Stich, seine Flügel sinken; und wir stürzen mit ihm zur Tiefe auf die harte Erde zurück. Gleich auf den folgenden Blättern (S. 336—343) nämlich befällt den Halbromantiker abermals eine neue Anwandlung. Soeben beseligte uns der Glanz des Vollkommenen mit einer Verklärung und Heiligung alles Irdischen; jetzt gewährt er uns nur einen um so schmerzlicheren Blick in die Mangelhaftigkeit und das principielle Ungenügen aller menschlichen Werthe. Gemüth und Intellect fühlen sich in der Wirklichkeit beengt. „Enttäuschung und Weltmüdigkeit“ sind unvermeidliche Bestandtheile der religiösen Empfindung. Und „schal und öde“, wie ihm jetzt Alles erscheint, entlässt uns (S. 338) der Idealist mit der Strophe: „ach, ich bin des Treibens müde“ — — —.

Nur eine dieser Glaubensformen, die zweite unserer Uebersicht, in Gestalt der „rationes dubitandi“ gegen den philosophischen Materialismus, kann somit bei des Verfassers Hauptbestreben: Glauben und Wissen in dauerndem Frieden zu vereinigen, in Betracht kommen. Und er selbst (S. 259) bezeichnet in dieser Absicht den Pantheismus als eine „kosmologische Hypothese“, worin der religiöse Glaube eine ihm am ehesten zusagende Weltvorstellung finde. Diese Regionen freilich (S. 114) sind zu „eigentlich wissenschaftlicher Arbeit“ nicht geeignet; jedoch erinnern sie uns daran, dass die „astronomisch-physikalische Betrachtung nicht die letzte und höchste Betrachtung der Dinge überhaupt ist“; und sind in gewisser Weise

daher dazu bestimmt, zwischen der „wissenschaftlichen und der religiösen Anschauung eine Brücke zu schlagen.“ —

Gut. — Haben wir keine Wissenschaft in Aussicht, so sind wir dafür auf die in anderer Hinsicht höhere und werthvollere, als die wissenschaftliche Betrachtungsweise um so mehr gespannt, als uns vielleicht erst jetzt, von der Gipfelhöhe des kosmologischen Pantheismus aus, im Lichte der Vermittlung zwischen Glauben und Wissen die religiöse Weltanschauung, welche sich bisher mit zerstreuten Anklängen und vorübergehenden Anwandlungen begnügte, in ihrer wahren Gestalt vor Augen gestellt wird.

Den Mittelpunkt dieser pantheistisch-kosmologischen Metaphysik, und in Folge davon der ganzen Philosophie unserer philosophischen Einleitung bildet, wie dies übrigens (S. 149) Verf. selbst bemerkt, die „parallelistische Theorie von dem Verhältniss des Physischen und Psychischen“, sowie die dazugehörige „voluntarische Psychologie“.

Ein besonderer Abschnitt ist den Problemen der Erkenntnisstheorie, worauf wir zurückkommen werden, vorbehalten; dagegen dürfen wir vom „Anhang“ des Werkes absehen, weil Verf. hier nur in einer, ein paar Seiten grossen Uebersicht sein „System der Ethik“ skizzirt, und den Leser auf dieses sein weiteres Werk aufmerksam macht. Die parallelistische Theorie sucht allgemeine, „ontologische“ Grundsätze zu gewinnen, überträgt sie auf Makro- und Mikrokosmos, nimmt in dieser Gestalt den Charakter einer teleologisch-pantheistischen Kosmologie an, und hat zur Grundlage eine „Kritik des Materialismus“.

Ueber die Materialismuskritik hinweg dürfen wir indes ohne Bedenken kurzer Hand zu den Ergebnissen der Theorie selbst schreiten.

Der Philosoph nämlich wundert sich — ein paar Hundert Seiten nach erfolgter Kritik — (S. 320, 321) wie doch ein denkender Mensch dazu gelange, ein „Agglomerat von sehr kleinen, absolut harten Sandkörnern“ an Stelle der grossen, erhabenen Natur zu setzen. Und prophetisch sieht er die Zukunft voraus, worin sich die Periode des Materialismus, wie die „seltsamste Verirrung des Menschengeistes“ reflectiren werde. In seiner Materialismuskritik hat unser Autor dennoch diese von ihm so gekennzeichnete, nicht zwar specielle Vorstellung, aber allgemein-massive Denkweise dem Gegner untergelegt, ohne sich zu fragen: ob, wenn denn überhaupt jemals eine derartige Kosmologie geblüht hat, eine solche Widerlegung in unserer Zeit, wo bekanntlich seit länger als zwanzig Jahren alljährlich

mindestens eine Materialismuskritik erfolgt, nicht ein ebenso seltsames Phänomen sei und nicht zu ebenso grosser Verwunderung berechtige, wie der Materialismusglaube selbst. Andrerseits aber wissen wir, dass der physikalischen Betrachtungsweise der höhere, philosophische Gedanke, doch nicht in einer wissenschaftlich geschlossenen Form, sondern nur im Schleier der „rationes dubitandi" als gleichberechtigt angetraut werden möchte. Dem Verf. begegnete daher offenbar im Kampfeseifer etwas Menschliches. Worauf er es letzlich abgesehen hat, ist nicht sowohl eine Widerlegung des Materialismus, als vielmehr ein Einstehen für die Rechte der freien Speculation neben Erfahrung und Wissenschaft. Und wie übt nun der Philosoph dieses natürliche Recht des freien Denkens aus? was für Früchte hat er eingebracht? Wir finden nichts Anderes, als einen universellen Animismus, in Gestalt eines schwachen Nachhalles aus Fechner, Schopenhauer und Spinoza. Die Anlehnung an Fechner besteht in einigen Citaten aus dessen Zend-Avesta; und Angabe der Astralgeister-Schriften des berühmten Verfassers. Im Namen (S. 239 ff.), aber schwerlich im Geiste, Spinoza's wird ferner das Weltganze in mystisch-symbolisirendem Sinne (S. 262, 263) zu einem höchsten Einzelwesen vermenschlicht, und mit ethisch-theologischen Prädicaten belegt. Schopenhauer (S. 117 ff.) endlich wird zwar zum „Führer" in die „voluntarische" Psychologie ausersehen; da jedoch diese Psychologie nur bis zum ‚Unbewussten' reicht, kommt sie einzig der Metaphysik zu statten, und bereichert die schattenhaften Fechner- und Spinoza-Nachbilder mit einigen Schopenhauer-Zügen, wie sie sich in den naturphilosophischen Partien der „Welt als Wille und Vorstellung", besonders aber im „Willen in der Natur" beisammen finden. Der „ideale Pantheismus" müsste doch auch einen Unterbau haben. Die höhern Gestirngeister lieferte Fechner, das Intelligible Spinoza; zur Belebung und Beseelung des dunkeln irdischen Naturgrundes eignete sich Schopenhauer's „unbewusster", „blinder", „intellectloser" Wille am besten. Wohl hat es an einigen Stellen (S. 127 ff.) den Anschein, als ob das „Unbewusste" empirisch interpretirt werde. Wenn wir indes in Wahrheit finden, dass auf derselben Seite (128) der vage terminus: Bewusstsein, bald in der Bedeutung der Aufmerksamkeit, bald der „Möglichkeit, wahrgenommen zu werden," im Sinne des erkenntnisstheoretischen Idealismus vorkommt; und dass dies Beides ziemlich wie äquivalenter mit einander vertauscht wird: denn will uns Verf. hiermit natürlich nur bemerklich machen, dass die höhere,

philosophische Betrachtung mit analytischer Psychologie so wenig zu schaffen habe wie mit Astronomie. Und hierin hat er gewiss Recht: denn eben diese „voluntarische“ Pseudo-Psychologie benützt andrerseits SCHOPENHAUER's Unterscheidung von Wille und Intellect zur Rechtfertigung eines Glaubens, der, obgleich er nichts weniger als von selbst einleuchtet, gar keine Gründe kennt — und deswegen eben glaubt, weil er glauben will. Auch hier finden sich freilich gleichfalls Wendungen, die einen empirischen Schein verbreiten. Der „Verstand“ (S. 8) kennt darnach gar keine Werthunterschiede; er urtheilt nur wie ein „gleichgültiger Registrirapparat“: wirklich — unwirklich — — wahr — falsch; und überlässt die Werthprädicate dem „Willen“. Finden wir jedoch (S. 329) andrerseits die innigste Gemeinschaft zwischen Verstand und Willen ausgesprochen, so dass, was den Willen erregt oder nicht erregt, entsprechend für die Bildung der Vorstellung positiv oder negativ in Betracht fällt, so hat offenbar an den bezeichneten Stellen die voluntarische Psychologie, wie oben, nicht die geringste psychologische Bedeutung; und der hier gemachte und gegensätzlich gesteigerte Unterschied von Wille und Intellect ist eine zwar stark rhetorisch übertriebene, aber doch erlaubte Abstraction und harmlose Sprachfreiheit. Aber mitten aus dem geheimsten Herzen der voluntarischen Psychologie kommt es, wenn der Philosoph sein Glaubenwollen (S. 322 ff.) mit den Bekenntnissen berühmter Vorgänger parallelisirt und bemerkt: dass der ‚Idealismus‘ immer und überall das drangvolle Innere und die persönlichen Gefühlspostulate, unmittelbar und instinctiv in die Erfahrung hineinwebe; um später auf dem Weg der Reflexion dasselbe glücklich dann wieder wie eine gegenständliche Sache aufzufinden, was der philosophische Busen lange vorher im Stillen ausgestreut hatte. Auf diese Weise findet daher Jeder, sowohl in der Menschenwelt als in der Natur, immer wieder sich selbst: sein zufälliges Individuum; er sieht, wohin er blickt, wie im Spiegel sein eigenes Ebenbild. Dies gehört nothwendig zum Idealismus; es ist seine Art höherer Gesetzlichkeit. Dies, zwar etwas zögernd, aber ohne Abschwächung und mit allen Consequenzen eingeräumt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst eines gründlichen Sündenbekenntnisses des Verfassers. Jetzt haben wir den Gipfel erreicht und die Krone drauf dazu; denn (S. 332) hierin — in der Vermengung der Phantasiegebilde mit der Körperwelt — haben wir „nicht mehr Ursache, eine Verfälschung unserer Weltanschauung zu erblicken, als in der räumlich-zeitlich-causalen Form unseres Erkennens“. (!) Nun

erst begreifen wir in vollem Umfange das natürliche Stillschweigen, womit die voluntarische Psychologie die Willenstheorien bedacht hat, welche Münsterberg und Richard Avenarius — um neben andern nur diese zwei Namen zu nennen — ausgebildet; und worin sie, obwohl in verschiedenem Geiste und mit verschiedenen Mitteln arbeitend, doch zu erfreulich übereinstimmenden Resultaten gelangt sind. — In der Einleitung des Buches, wo das „Verhältniss der Philosophie zu den Wissenschaften“ in Rede steht, wird (S. 42) freilich ebenso natürlich die Bewandertheit in den Wissenschaften (Natur- und Geisteswissenschaften) als beste Vorbereitung der Philosophie gepriesen; und überhaupt (S. 35, 41) ein ebenso allgemein gehaltenes, als grossartig, im Sinne einer Universalwissenschaft, angelegtes Programm aufgestellt — und die Ausführung Andern überlassen. Auch dies ist ‚Idealismus‘. Weniger verständlich scheint, wie der Philosoph (S. 363 ff.) sich dazu herablassen mag, den psychologischen Substanzialismus einer so ausführlichen Widerlegung zu würdigen; und doch durch das „Bröckchen allgemeinen Realitätsstoffes“, womit er die Seelensubstanz schildert, deutlich zu erkennen gibt, dass er eine der plumperen, einer actuellen Kritik unmöglich bedürftigen Substanzvorstellungen zum Gegenstand einer langen und ernsthaften kritischen Besprechung gemacht hat.

Die philosophischen Bestandtheile des Buches sind hiermit erschöpft. Wissenschaft wollte uns Verf. gar keine geben; und seine kosmologische Speculation hält er selbt (S. 247) für „nicht viel mehr“ als Phantasie. — Und wären es doch nur Phantasien, an Stelle der nachbildlichen, trümmerhaften und abgeblassten Schemengespenster, die uns furchtsam und dunkel umschweben. — Keine Wissenschaft, nicht genug Phantasie, ein geknickter, ein gebrochener Glaube — ist dies „idealistischer Monismus“? — Auch Poesie, Kunst, Religion — werden noch angerufen; aber vergeblich und wie aus Verzweiflung; sofern (S. 238, 256 [255], 320) der Glaube erst durch die Mittel künstlerisch-poetischer Darstellung und durch symbolische Kulthandlungen glaubhaft gemacht werde. Nur in einem einzigen Punkte ist es dem Philosophen wirklich gelungen, Glauben und Wissen in eins zu verschmelzen: in der Frage der ‚guten Gesinnung‘. Daran zwar, dass in Folge irgend einer theoretischen Ansicht schon ein bestimmtes praktisches Verhalten gesetzt sei, glaubt Verf. nicht mehr. Die Auseinandersetzung (S. 70 ff.) über die „praktischen Consequenzen des Materialismus“ verfolgt im Gegentheil gerade den Zweck, die Unabhängigkeit des theoretischen vom prak-

tischen Materialismus einleuchtend zu machen. Dafür aber glaubt (S. 73) der Idealist zu wissen, dass ‚Materialismus und Atheismus' als Culturströmungen — und d. h. Alles, was der „Einleitung in die Philosophie" widerstreitet — keine natürliche Neigung haben, sich mit den „grossen Formen der Lebensrichtung zu umgeben". — So ist zwar jede moralische Censur verpönt, aber das alte, stets wirksame argumentum ad hominem bleibt ungeschwächt bestehen: es wird nach Entlastung der Einzelperson auf Staat, Gesellschaft und allgemeinen Ideengang übergeleitet.

Obwohl unsere Kritik hiermit intim ausgefallen, haben wir doch, unserm Versprechen gemäss, nichts gethan, als die geistige Persönlichkeit des Verfassers an's Licht gestellt. Unsere Absicht war, zu zeigen, dass diese Geistesphysiognomie nichts Philosophisches an sich habe. Womit indes gar nicht streitet, dass ihr dafür andere Vorzüge reichlich zugemessen seien. Den allgemein-historischen Charakter des Werkes haben wir schon früher angemerkt. Manche Capitelnummern sind schon in der Ueberschrift in diesem Sinne bezeichnet; und der Sache nach gehören der ganze zweite (pantheistische Kosmologie) und dritte Hauptabschnitt (Erkenntnisstheorie), sammt der dem Ganzen vorangeschickten Einleitung, demselben historischen Stamme an. — Materialismuskritik, parallelistische Theorie und voluntarische Psychologie sind Bestandtheile der ersten („Ontologie") Abtheilung; und ‚Glauben und Wissen' kommen überall vor. Wir jedoch hatten es hier mit dem Philosophen, weil Verf. selbst es so wollte, und nicht mit dem Historiker zu thun. Als philosophisch-historischer Schriftsteller steht unser Autor mit Recht in Ansehen. Keineswegs nur geschulter Forscher, ist er dazu sprachgewandt; ein begabter Darsteller und beweglicher Geist von viel Taktsicherheit, freier Empfänglichkeit und gereiften Urtheils. Dies beweist er auch in unserer „Einleitung in die Philosophie"; insbesondere haben wir hier im Auge: die „Kritik des teleologischen Beweises", die „geschichtliche Entwicklung der Gottes- und Weltvorstellung"; und in der erkenntnisstheoretischen Abtheilung die „kritischen Anmerkungen zu Kant's Erkenntnisstheorie", worin in der Streitfrage: Kant-Hume, die grossen Schwächen des grossen deutschen Philosophen keineswegs übergangen werden. Aber sobald er an's Principielle geht und (S. 380—387, 425) eine Durchfahrt zwischen den Klippen des Idealismus und Realismus (im erkenntnisstheoretischen Sinne) versucht: sogleich steht das Rad stille und das Schifflein zerschellt. Wer in der Reihe der „freiesten und

kühnsten Denker" mithelfen will, um in der Richtung der Wahrheit einen Schritt weiter vorwärts zu kommen: er müsste doch mindestens etwas vom Funken aufzuweisen haben, womit man Felsen sprengt. Aber hiervon zeigt die philosophische Einleitung nicht die Spur; ihr Strahl ist sanfte Mondbeleuchtung historischer Betrachtung, die in lieblichem Dämmer webt.

Nachdem Verf. sein „System der Ethik" (erste Aufl. 1889) veröffentlicht hatte, erschien vom Referenten im literarischen Beiblatt des Berner „Bund" eine Anzeige (20. Februar 1890) davon. Obwohl ich die principielle Schwäche auch dieses Werkes sehr wohl einsah, glaubte ich doch, wie ich es nannte, mit gutem Gewissen, weil Verf. den historischen Gesichtspunkt zur Hauptsache machte, den philosophischen Hintergrund ganz unberührt lassen, und — so lauten meine eigenen Worte — mit Absicht eine einseitig-günstige Uebersicht des Ganzen vorlegen zu dürfen.

Nicht an den Geist des Kritikers, sondern an das freie Gemüth und die empfängliche Seele eines weitern Kreises dachte ich bei meiner, dem „System der Ethik" gewidmeten Besprechung; weil ich dem Buche vor Allem ein Publikum wünschte, welchem philosophische Einsicht und Förderung ferner liegt, als eine ansprechende, edle und belebende Lectüre.

Die „Einleitung in die Philosophie", welche die philosophische Schwäche eines historisirenden Eklektikers zu einem Hauptstück der Tugend machte, nöthigte mich, die ganze Wahrheit zu sagen; und hat mich zu einer zwar sehr deutlichen und sehr ernsten, aber doch rein sachlichen, nicht im Mindesten übelwollenden Kritik herausgefordert.

Bern. R. Willy.

A. Bastian, Der Buddhismus als religionsphilosophisches System. Mit 3 Tafeln. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1893.

Für eine spätere umfassende Geschichte der Philosophie wird es ein besonders interessantes Problem sein, das Wachsthum derselben oder doch gleichartiger Ideen in ganz verschiedenen Hemisphären zu verfolgen; dieser vergleichenden Psychologie wird die Völkerkunde das bezügliche inductive Material liefern müssen. Für die Entwicklung der Speculation am Ende des vorigen und am Beginn dieses Jahrhunderts würde

sich so eine interessante Parallele mit den entsprechenden Belegstücken aus dem Kolossalbau des Buddhismus ziehen lassen, der ja seiner Zeit schon ‚als brahmanische Urweisheit‘ SCHELLING so imponirte. In diesem Sinne mag BASTIAN mit seiner Behauptung Recht haben, dass der Buddhismus für ethnisch-psychische Studien (als Experimentirobject) ein ausnehmend lehrreiches Paradigma zum vergleichenden Ueberblick bilde, wobei natürlich gegenüber allen grossen Uebereinstimmungen doch die betreffenden Abweichungen nicht übergangen werden dürfen. Wir müssen uns hier auf die Hervorhebung nur einiger weniger Bezüge beschränken; zunächst ist für die abendländische Philosophie die vorwiegend praktische Richtung des Buddhismus bemerkenswerth, und insofern ist ja öfter GAUTAMA nicht unpassend mit SOCRATES verglichen. Diese Analogie trifft auch insofern zu, als auch der indische Weise in der Unwissenheit (avidya) den Urquell alles Irrthums und sittlichen Fehltrittes erblickt. Dass von jenem verkündete Vierwort, das den ganzen Heilsweg enthält — vom Schmerz, von der Ursache des Schmerzes, von der Aufhebung des Schmerzes und von dem Erlösungswege — entspricht somit dem Gnothi Seauton des athenischen Denkers, obschon das letztere Princip nicht so praktisch gefasst ist. Ebenso kennt der Buddhismus die verhängnissvolle Unterscheidung der wirklichen, wesenhaften Welt von dem täuschenden Spiegelbild der Erscheinungen, auf die wir immerdar angewiesen sind; denn trotz aller Palingenesie können wir nicht über den eisernen Ring individueller Existenzen hinaus. Die Psychologie ohne Seele, wie sie A. LANGE proclamirte, ist im Buddhismus als ‚Bündel von Vorstellungen‘ vorhanden, selbst im wörtlichen Ausdruck genau der heutigen positivistischen Bezeichnung entsprechend. Ganz allgemein fasst unser Gewährsmann diesen Parallelismus so zusammen: „Die Nyaya liefert in ihren Paramanu und deren Specificitäten die indische Version zu den Atomen LEUKIPP's und DEMOCRIT's oder EPIKUR's, die Vedanta wiederholt die Perilampsis PLOTIN's und stellt pantheistische Fragen über Deus sive natura, die Sankya KAPILA's entwickelt, was SCOTUS ERIGENA aus äropagitischen Schriften zusammengetragen hatte für die nachfolgenden nominalistischen und realistischen Ausfeilungen, während Alles das und mehr im Buddhismus sich noch verbindet mit Corpusculartheorien aus der Stoa bis auf HOBBES, mit LOCKE's Sensualismus sodann, mit dem transcendentalen Idealismus und vor Allem mit dem Scepticismus bis auf einzelstes Detail (S. 9).“ Dieses eindring-

liche Studium des buddhistischen Weltsystems ist jedenfalls erspriesslicher wie die seltsame Schwärmerei, die neuerdings modisch zu werden beginnt, aus jener Schatzkammer sich hier und da eine Anleihe zu gestatten, um dann mit dem erborgten Schmuck zu glänzen oder wohl gar eine neue religiöse Gemeinde zu stiften.

Th. Achelis.

Selbstanzeige.

Hume, D., Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig, P. Friesenhahn, 1893. Kl.-8°, 223 Seiten. 2 Mark.

Dass die alte gute Uebersetzung von Hume's „Enquiry concerning human understanding", die Tennemann'sche, nicht mehr im Buchhandel zugänglich, und die heute gebräuchliche von Kirchmann trotz ihres Fortschrittes zur 4. Auflage ein denkwürdiges Muster von Uebersetzungsfrevel ist, erwies sich den Docenten, die für ihr Uebungscolleg Hume wählten, als ein peinliches Uebel. Darum wurde trotz der geschäftlich hemmenden Concurrenz der Versuch gemacht, jenes classische Werkchen neuerdings (nach der philologisch genauen Ausgabe von Green und Grose) zu übersetzen. Einerseits waltete das Bestreben, ein im ungefähren Sinn Otto Schroeder's gereinigtes Deutsch zu bieten, andrerseits doch dem Geist und Wort des Urbildes so schulmässig gerecht als möglich zu werden, insbesonders äusserste Strenge in den Kunstausdrücken einzuhalten. Ein angehängtes Verzeichniss der wichtigern englischen Wörter und ihrer Uebertragungen soll darüber hinreichende Klarheit verschaffen und zugleich, als Anlauf zu einem Speciallexicon, die Forschungen über Terminologie unserer Wissenschaft fördern. Privatdocent Hans Schmidkunz in München, dessen Schüler der Uebersetzer ist, übernahm als Vertreter des Sondergebiets der philosophischen Terminologie die Durchsicht und hauptsächliche Rechtfertigung des Ganzen.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Band 101, Heft 2: A. Döring: Doxographisches zur Lehre vom τέλος. — A. Wreschner: E. Platner's und Kant's Erkenntnistheorie mit besonderer Berücksichtigung von Tetens und Aenesidemus. — A. Lasson: Jahresbericht über Erscheinungen der philos. Litt. in franz. Sprache aus den Jahren 1889 und 1890. — Recensionen: Carriere; Ziegler; Münsterberg.

Philosophische Monatshefte.

Band 29, Heft 3 u. 4: Die älteste Fassung von Melanchthons Ethik. Zum ersten Mal herausg. von H. Heineck. — K. Lasswitz: Die moderne Energetik in ihrer Bedeutung für die Erkenntniskritik. II. — F. Staudinger: Die sittliche Frage eine sociale Frage. II. — B. Erdmann: Johann Eduard Erdmann. — Literaturbericht: E. L. Fischer; Scripture; Lombroso; Cathrein; Simmel; v. Lind; Kent.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane.

Band 5, Heft 3 u. 4: H. Ebbinghaus: Theorie des Farbensehens. — P. Hocheisen: Ueber den Muskelsinn bei Blinden. — Literaturbericht.

Zeitschrift für exakte Philosophie.

Band 20, Heft 1: W. Resl: Zur Psychologie der subjectiven Ueberzeugung. — O. Flügel: Zur Psychologie und Entwickelungsgeschichte der Ameisen. — Besprechungen: Kuno Fischer; Spicker; Bergbohm; Vaihinger; Twardowski; Stock.

Archiv für Geschichte der Philosophie.

Band 6, Heft 1: W. Bender: Metaphysik und Asketik. — F. Seyring: Ueber Descartes' Urteilslehre. — W. Dilthey: Das natürl. System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert. — B. Seligkowitz: Bemerkung. — Jahresbericht.

Heft 2: F. Tocco: L'Isagogicon moralis disciplinae di Leonardo Bruni Aretino. — O. Külpe: Anfänge und Aussichten der experimentellen Psychologie. — J. Freudenthal: Beiträge zur Geschichte der englischen Philosophie. — W. Bender: Metaphysik etc. — W. Dilthey: Das natürl. System etc. — Jahresbericht.

Heft 3: W. Bender: Metaphysik etc. — C. Güttler: Zwei unbekannte Dialoge Giordano Bruno's nebst biogr. Notizen. — W. Dilthey: Das natürl. System etc. — J. Freudenthal: Beiträge etc. — Jahresbericht.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger.

Band 18, Heft 4: Kœhler: Pourquoi ressemblons-nous à nos parents? Étude physiologique. — L. Arréat: De la méthode graphologique. — F. Picavet: Travaux récents sur le néo-thomisme et la scolastique. — Analyses etc.: Lefèvre; Griveau; Gardair; Jaccoud; Nordau; Weisengrün; Erhardt.

Heft 5: L. Dauriac: Psychologie du musicien. I. L'évolution des aptitudes musicales. — Houssay: La sociabilité et la morale chez les animaux. — Marchesini: Sur les idées générales. — Notes et discussions: Gruber: Questionnaire sur l'audition colorée, figurée et illuminée; F. Paulhan: L'attention et les images; B. Bourdon: Une illusion d'optique; G. Sorel: Science et socialisme. — Revue de pathologie mentale: Binet; Féré; Courmont; Kraepelin; Roncoroni; Blocq. — Analyses etc.: de Greef; Ott; Lavergne; Joly; Calderwood; Pater; Wundt; Langer; Offner.

Heft 6: Y. Delage: La nouvelle théorie de l'hérédité de Weissmann. — J.-M. Charcot et A. Binet: Un calculateur du type visuel. — L. Dauriac: Psychologie du musicien. II. L'oreille musicale. — G. Tarde: Questions sociales (Durkheim, Gumplowicz, Novicow). — Analyses etc.: Souriau; Paulhan; Farges; Murisier; Saint-Paul.

Revue de Métaphysique et de Morale.

Band 1, Heft 3: V. Brochard: Les prétendus sophismes de Zénon d'Élée. — A. Penjon: Spir et sa doctrine. — G. Remacle: Essai sur le caractère général de la connaissance. — Notes critiques: É. Halévy; Couturat.

Mind.

N. S. Heft 6: A. Sidgwick: Notes on reform in logic. — H. Jones: The nature and aims of Philosophy. — H. Sidgwick: Unreasonable action. — W. Caldwell. — The epistemology of Ed. v. Hartmann. — Discussions: Mr. Bradley on immediate resemblance: W. James; Consciousness and experience: F. H. Bradley; The original datum of space-consciousness: E. Ford;

The import of categorical propositions: E. E. C. Jones. — Critical notices: Dillmann; Münsterberg; Paulsen.

American Journal of Psychology.

Band 5, Heft 3: J. M. Cattell: On errors of observation. — Th. L. Bolton: On the discrimination of groups of rapid clicks. — M. W. Calkins: Statistics of dreams. — F. B. Dresslar: On the pressure sense of the drum of the ear and „Facial Vision". — J. F. Reigart and Ed. C. Sanford: On reaction-times when the stimulus is applied to the reacting hand. — J. A. Bergström: Experiments upon physiological memory by means of the interference of associations. — J. H. Leuba: A new instrument for Weber's law; with indications of a law of sense memory. — Ed. C. Sanford: A new pendulum chronograph. — Ed. C. Sanford: Laboratory course in physiolog. psychology (Fourth paper).

Rivista Italiana di Filosofia.

Jahrgang 8, Band 1, Heft 3: G. Dandolo: La dottrina della memoria in Cartesio, Malebranche e Spinoza. — G. Mantovani: La psicologia come scienza sperimentale. — A. Valdarnini: Un nuovo trattato di Filosofia della Natura. — N. R. D'Alfonso: Lo spettro dell' Amleto. — Bibliografia: Dillmann. — Discussione: La logica matematica e il calcolo logico: A. Nagy. — Necrologia: Taine e Ad. Franck. — Bollettino ped. e filos.: Conti; Ardy; Mariano; Serra Groppello; Acri; Pinsero; Billia; Flora; Mariani; Zoppi; Benini; Wundt; Azam; Fonsegrive; Pillon; Tagliaferri.

Bibliographische Mittheilungen.

An der Tagesordnung. Beiträge zur Klärg. der öffentl. Meing. 2. Hft. gr. 8°. Berlin, R. Lesser.
2. Ueber die grosse ethische Strömung in unseren Tagen. Von Schuldir. a. D. Dr. Alb. Wittstock. (14 S.) 20 Pf.

Ardigò, R., La morale dei positivisti. Relatività della logica umana. La coscienza vecchia e le idee nuove. Empirismo e scienza. Padova. 16.° L. 6.—.

Aristoteles' Werke. 26. u. 27. Lfg. 8°. Berlin, Langenscheidt. à M. —.35.
26. 27. Nikomachische Ethik. Übers. u. erläutert v. Prof. Dr. Adf. Stahr. 1. u. 2. Lfg. 2. Aufl. (1. Bd. S. 1—96.)

Aristotle, Nicomachean Ethics. Trans., with an Analysis and Critical Notes, by J. E. C. Welldon. Cr. 8vo, pp. 400. Macmillan. ß 7/6.

Aristotle on the Constitution of Athens. Trans. and Annotated by E. Poste. 2nd ed., to which are Added some New Readings in „Paradise Lost". Cr. 8vo, pp. 174. Macmillan. ß 3/6.

Aristotle's Constitution of Athens. A Revised Text, with an Introduction, Critical and Explanatory Notes, Testimonia and Indices. 8vo, pp. 370. Macmillan. ß 15.

— **Ethics; Comprising his Practical Philosophy.** Trans. from the Greek. Illust. by Introductions, Critical History of his Life and a New Analysis of his Speculative Works by John Gillies. (Sir John Lubbock's Hundred Books.) Cr. 8vo, pp. 380. Routledge. ß 3/6.

Arndt, Prof. Dr. **Thdr., Das Glück.** Ein Wort f. die ideale Weltanschaug. 8°. (44 S.) Berlin, G. Reimer. M. —.60.

Aus geistigen Werkstätten. Sammlung gemeinnütz. u. volksbild. Vorträge. 11. Hft. gr. 8°. Berlin, R. Lesser.

Augustin, Petrarca, Rousseau. Von Prof. Dr. Ludw. Geiger. (30 S.) M. —.60.

Azam, le Dr., **Hypnotisme et double conscience.** Origine de leur étude et divers travaux sur des sujects analogues. Avec des préfaces et des lettres de MM. Paul Bert, Charcot et Ribot. Gr. in-8. Fr. 9.—.

Azarias, Phases of Thought and Criticism. Cr. 8vo. Washbourne. ß 6.

Bacon, Roger, Lettre sur les prodiges de la nature et de l'art, traduite et commentée par A. Poisson. In-12. 75 c.

Bacon, Lord, Novum Organum. (Sir J. Lubbock's Hundred Books.) Cr. 8vo, pp. 242. Routledge. ß 2/6.

Bacon's Advancement of Learning. Book I, Edit., with Introduction and Notes, by F. G. Selby. Cr. 8vo, pp. 140. Macmillan. ß 2.

Barth, A. F., Beiträge zur Theorie d. Weltgeschehens. gr. 8°. (59 S.) Grossenhain, Baumert & Ronge. M. 1.—.

Bastian, A., Der Buddhismus als religions-philosophisches System. Vortrag. gr. 8°. (63 S. m. 3 Taf.) Berlin, Weidmann. M. 2.40.

Berkeley, Bp., The Principles of Human Knowledge. With a Brief Introduction to the Doctrine and Full Explanations of the Text by Collyns Simon. (Sir John Lubbock's Hundred Books.) Cr. 8vo, pp. 280. Routledge. ß 2/6.

Betrachtungen, kritische, e. Volksphilosophen. Hrsg. zur Förderg. idealer Weltanschaug. u. sittlich-nationalen Bewusstseins. gr. 8°. (40 S.) Leipzig, E. Rust. M. —.60.

Bibliothek der Gesamtlitteratur d. In- u. Auslandes. Nr. 663—681, 685—686. 8°. (Mit Bildnissen.) Halle a./S., O. Hendel. à M. —.25.

663—666. Parerga u. Paralipomena. Kleine philosoph. Schriften v. Arth. Schopenhauer. Hrsg. v. Dr. Herm. Hirt. VI—IX. (IV, IV, IV, IV u. S. 255—482.) — 667—681. Die Abstammung d. Menschen u. die geschlechtliche Zuchtwahl v. Charles Darwin. Deutsch nach der letzten engl. Ausg. v. Geo. Gärtner. (VIII, 878 S.) Geb. in imitiertem Halbfrz. M. 4.50. — 685. 686. Parerga u. Parali-

pomena. Kleine philosoph. Schriften v. Arth. Schopenhauer. Hrsg. v. Dr. Herm. Hirt. X u. XI. (IV, IV u. S. 483—634.) (1. u. 2. Bd. geb. in imitiertem Halbfrz. à M. 2.50.)

Bibliothèque médicale, publiée sous la direction de J. M. Charcot et G. M. Debove. In-12.

Janet, Pierre, Etat mental des hystériques. Les Stigmates mentaux. Fr. 3.50.

Blaschke, Dr. Sigism., Der Zusammenhang der Familien- u. Gütergemeinschaft d. platonischen „Staates" m. dem politischen u. philosophischen System Platos. Progr. 4°. (23 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 1.—.

Bobba, R., Il passato e il presente della filosofia. Discorso. Torino. 8.° p. 42. L. 1.25.

Bodnár, Prof. Sigm., Das Gesetz unseres geistigen Fortschrittes. Aus dem Ung. übers. v. Jul. Lechner v. der Lech. gr. 8°. (34 S.) Leipzig, A. Janssen. M. —.80.

Bonnefon, Paul, Montaigne, l'homme et l'œuvre. Petit in-4 avec 2 pl. et 80 grav. (Bordeaux.) Fr. 15.—.

Bourdeau, L., Le Problème de la mort. Les Solutions imaginaires et la science positive. In-8. Fr. 5.—.

Brasch, Dr. Mor., Die Ziele der ethischen Bewegung. 8°. (44 S.) Leipzig, R. Claussner. M. —.60.

Brodbeck, Adf., Die Welt d. Irrthums. 100 Irrthümer aus den Gebieten der Philosophie, Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Medicin, Weltgeschichte, Aesthetik, Moral, Socialwissenschaft, Religion. Zusammengestellt u. erörtert v. A. B. 8°. (V, 112 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 1.50.

Brüsselbach, Pfr. J., Religion u. Wissenschaft wider das Glaubensbekenntnis Ernst Häckel's. gr. 8°. (20 S.) Leipzig, E. Rust. M. —.50.

Cabadé, le Dr. E., De la Responsabilité criminelle. In-12. Fr. 3.50.

Caird, Rekt. Vicekanzler John, DD. LL. D., Einleitung in die Religionsphilosophie. Vom Verf. autoris. Uebersetzg. v. Pfr. A. Ritter. Neue Ausg. gr. 8°. (XIV, 282 S.) Zürich, Fäsi & Beer. M. 5.—.

Caird, E., The Social Philosophy and Religion of Comte. 2nd ed. Cr. 8vo, pp. 220. Maclehose (Glasgow). Macmillan. ß 5.

Calderwood, Henry, Evolution and Man's Place in Nature. Cr. 8vo, pp. 340. Macmillan. ß 7/6.

Caldi, G., Metodologia generale della interpretazione scientifica. Volume I. Logica di Aristotele. Torino. 8.° p. 317. L. 10.—.

Cantoni, C., Corso elementare di filosofia. Vol. I: Psicologia percettiva. Logica. 8.ª ediz. corr. dall'autore. Milano. 16.° p. 296. L. 3.50.

Cecchi, C., Psicologia descrittiva, secondo i vigenti programmi liceali. Siena. 16.° p. 134. L. 2.50.

Ceretti, P., Saggio sopra la ragione logica di tutte le cose. Vol. III. Essologia, con introduzione del prof. P. D'Ercole. Torino. 4.° pagine 1600. L. 14.—.

Chaignet, A. E., Histoire de la psychologie des Grecs. Tome V (et dernier), contenant la Psychologie de l'Ecole d'Alexandrie. Livre 2: Psychologie des successeurs de Plotin. In-8. Fr. 7.50.

Christiani, Carl, Ein Fall v. Moral insanity. Diss. gr. 8°. (31 S.) Königsberg i./Pr., W. Koch. M. —.80.

Chuquet, Arthur, J.-J. Rousseau. In-12. Fr. 2.—.
Fait partie de la collection *Les Grands écrivains français.*

Confucius, La Morale de Confucius. Le Livre sacré de la piété filiale. Traduit du chinois par Léon de Rosny. In-12. Fr. 3.50.

Coppens, C., A Brief Text-Book of Logic and Mental Philosophy. Cr. 8vo. Washbourne. *ß* 6.

Credaro, L., Lo scetticismo degli Accademici. Vol. I. Milano, pagine 262. L. 5.—.

— **Idem.** Vol. II. Milano, p. 366. L. 7.50.

Cullerre, le Dr A., La Thérapeutique suggestive et ses applications aux maladies nerveuses et mentales, à la chirurgie, à l'obstétrique et à la pédagogie. In-12. Fr. 3.50.

Darwin, Charles, His Life Told in an Autobiographical Chapter, and in a Selected Series of his Published Letters. Edit. by his Son, Francis Darwin. With Portrait. Cr. 8vo, pp. vi—348. Murray. *ß* 7/6.

Desdouits, Th., La Philosophie de l'inconscient. In-8. Fr. 3.50.
Ouvrage couronné par l'Académie des sciences morales et politiques.

Desjardins, Arthur, Les Devoirs. Essai sur la morale de Cicéron. 2e édition précédée d'une introduction nouvelle. (Cicéron, le Devoir et la politique) In-12. Fr. 3.50.

Drescher, H., Die Bedeutung u. das Recht der Individualität auf sittlichem Gebiet. Von der Teyler'schen theolog. Gesellschaft gekrönte Preisschrift. gr. 8°. (XII, 289 S.) Haarlem (Leipzig, O. Harrassowitz.) M. 6.—.

Drucker, Hof- u. Ger.-Adv. Dr. **Leop., Die Suggestion u. ihre forensische Bedeutung** Vortrag. 8°. (45 S.) Wien, Manz. M. —.80.

Drummond, Henry, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autoris. deutsche Ausg. Nach der neuesten Aufl. d. engl. Originals. [103. Taus.] Neu übers. v. Julie Sutter. 5.—7. Taus. 8°. (XXIV, 373 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. M. 4.50.

Dumesnil, Georges, Du Rôle des concepts dans la vie intellectuelle et morale. Essai théorique d'après une vue de l'histoire. In-8. Fr. 5.—.

Dwelshauvers, Georges, Les Principes de l'idéalisme scientifique au point de vue psychologique, historique et logique. (Thèse.) In-8. Fr. 6.—.

Eberhard, Eug., Beiträge zur Lehre vom Urteil. Diss. gr. 8°. (60 S.) Breslau, Preuss & Jünger. M. 1.20.

Egger, Rect. Dr. **Franciscus, Propaedeutica philosophica-theologica.** Ed. IV. gr. 8°. (VIII, 716 S.) Brixen, A. Weger. M. 8.—.

Eitle, Sem.-Prof. **Johs., Grundriss der Philosophie.** gr. 8°. (XVI, 304 S.) Freiburg i./B., J. C. B. Mohr. M. 5.

Erdmann, J. E., A History of Philosophy. English Translation, edit. by W. S. Hough. 3 vols. 3rd ed. Roy. 8vo. Swan Sonnenschein. *ß* 42.

Ferri, H., La sociologie criminelle. Torino. 8°. p. 656. L. 10.—.

Fonsegrive, G. L., La Casualité efficiente. In-12. Fr. 2.50.

Fontana, G., Monismo e dinamismo nella filosofia. Milano. 16.° pagine 247. L. 3.50.

Freson, J. G., Essais de philosophie de l'art. L'Esthétique de Richard Wagner. 2 vol. in-12. Fr. 7.—.

Freybe, Dr. Alb., Der ethische Gehalt in Grillparzers Werken. gr. 8°. (59 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. M. —.80.

Galeni, Pergameni, Claudii, scripta minora. Recensuerunt Ioa. Marquardt, Iwan. Mueller, Geo. Helmreich. Vol. III. *Περὶ αἱρέσεων τοῖς εἰσαγομένοις. Θρασύβουλος. Περὶ φυσικῶν δυνάμεων.* Ex recognitione Geo. Helmreich. 8°. (X, 257 S.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 3.—.

Gardair, J., Les Passions et la volonté. In-12. Fr. 3.50.

George, H., A Perplexed Philosopher: Being an Examination of Mr. Herbert Spencer's Various Utterances on the Land Question, with some Incidental References to his Synthetic Philosophy. Cr. 8vo, pp. 310. Paul, Trübner and Co. ß 5.

Glogau, Prof. Dr. **Gust., Graf Leo Tolstoj,** ein russischer Reformator. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. gr. 8°. (51 S.) Kiel, Lipsius & Tischer. M. 1.—.

Gneisse, Karl, Schillers Lehre v. der ästhetischen Wahrnehmung. gr. 8°. (XI, 236 S.) Berlin, Weidmann. M. 4.—.

Goldbreck, Ernst, Descartes' mathematisches Wissenschaftsideal. Diss. gr. 8°. (42 S.) Halle a./S. (Berlin, Mayer & Müller.) M. 1.—.

Grabowsky, Dr. **Norb., Die Philosophie der Liebe.** gr. 8°. (III, 40 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 1.—.

Güntzel, F. E., Ein Blick in die Werkstatt der Weltgeschichte. Naturphilosophische Reflexionen. gr. 8°. (III, 240 S.) Leipzig, M. Spohr. M. 3.60.

Gutberlet, Dr. **Const., Die Willensfreiheit u. ihre Gegner.** gr. 8°. (VI, 272 S.) Fulda, Fuldaer Actien-Druckerei. M. 3.50.

Hafner, Past. **Geo., Die menschliche Seele.** Ein Vortrag. 8°. (32 S.) Frankfurt a./M., K. Brechert. M. —.60.

Hausegger, Privatdoz. Dr. **Frdr. v., Das Jenseits d. Künstlers.** 8°. (XII, 311 S.) Wien, C. Konegen. M. 4.—.

Hegel, The Logic of Hegel. Trans. from the Encyclopaedia of the Philosophical Sciences by William Wallace. 2nd ed., Revised and Augmented. Cr. 8vo, pp. 466. Clarendon Press. ß 10/6.

— **Lectures on the History of Philosophy.** Trans. from the German by E. S. Haldane. 3 vols. Vol. I. (English and Foreign Philosophical Library.) 8vo, pp. 470. Kegan Paul, Trübner and Co. ß 12.

Heineck, Biblioth. **Herm., Die älteste Fassung v. Melanchthons Ethik.** Zum 1. Mal hrsg. [Aus: „Philos. Monatshefte".] gr. 8°. (55 S.) Berlin, Philos.-histor. Verlag, R. Salinger. M. 1.—.

Heinsius, Aug., Eine neue Religion. Oder: **Was haben wir unter dem Urgrund aller Dinge zu verstehen?** In 2 Gesprächen. 2 Aufl. gr. 8°. (45 S.) Leipzig, O. Wigand. M. —.50.

Hildebrand, Adf., Das Problem der Form in der bildenden Kunst. 8°. (127 S.) Strassburg i./E., J. H. E. Heitz. M. 2.—.

Hiller, H. C., Against Dogma and Free Will. 8vo. Williams and Norgate. ß 6.

Jhering, Rud. v., Der Zweck im Recht. 1. Bd. 3. Aufl. Lex.-8°. (XXVIII, 570 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 12—.

International Congress of Experimental Psychology. Second Session: London 1892. Roy. 8vo, sd. Williams and Norgate. ß 5.

Jodl, Frdr., Wesen u. Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Nach e. Vortrage. gr. 8°. (26 S.) Frankfurt a./M., Gebr. Knauer. M. —.40.

Jordan, Lehr. Dr. **Karl Fr., Das Verhältnis v. Naturwissenschaft u. Religion im Unterricht.** Progr. 4°. (29 S.) Berlin, R. Gaertner. M. 1.—.

Joyau, E., La Philosophie en France pendant la Révolution (1789—1795), son influence sur les institutions politiques et juridiques. In-12. Fr. 4.—.

Koch, Dir. Dr. **J. L. A., Die psychopathischen Minderwertigkeiten.** 3. Abtlg. gr. 8°. Ravensburg, O. Maier.

3. Die erworbenen andauernden psychopathischen Minderwertigkeiten (Schluss). — Die flücht. psychopath. Minderwertigkeiten. (IV u. S. 339—427.) M. 2.—.

Köhler, H., Die sogenannte ethische Bewegung u. die Sozialdemokratie. gr. 8°. (48 S.) Leipzig, J. C. Hinrichs' Verl. M. —.60.

Krafft-Ebing, Prof. Dr. **R. v., Psychopathia sexualis m. besond. Berücksicht. der conträren Sexualempfindung.** Eine klinisch-forens. Studie. 8. Aufl. gr. 8°. (X, 442 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 10.—.

Kratz, Dr. **Heinr., Der Ausdruck der Gefühle.** Eine ästhet. Studie. Vortrag. 12°. (48 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. M. —60.

Krause, Karl Chrn. Frdr., Abriss der Geschichte der griechischen Philosophie. Aus dem handschriftl. Nachlasse d. Verf. hrsg. v. DD. Paul Hohlfeld u. Aug. Wünsche. Mit e. Anh.: Die Philosophie der Kirchenväter u. d. Mittelalters. gr. 8°. (VIII, 100 S.) Leipzig, Berlin, E. Felber. M. 2.50.

Kühnemann, Dr. **Eug., Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung.** Ein Beitrag zur Begründg. der Biologie d. Geistes. gr. 8°. (XVI, 269 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. 5.—.

Landsberg, Dr. **Jos., Volkstümliche Philosophie,** zum Gebrauche bei wissenschaftl. Vorträgen in den Bürgervereinen dargestellt. 3. Aufl. gr. 8°. (X, 410 S.) Berlin, G. Schuhr. M. 5.—.

Laureani, V., La libertà del volere. Studio. Catania. 16.° p. 65. L. 1.25.

Leconte, J., Evolution: Its Nature, its Evidences and its Relation to Religious Thought. 2nd ed., Revised. Cr. 8vo, pp. 398. Chapmann and Hall. ß 6.

Letourneau, C., Sociology Based upon Ethnography. Trans. by Henry M. Trollope. New ed. (Library of Contemporary Science.) 8vo, pp. 628. Chapman and Hall. ß 3/6.

Lilly, W. S., The Great Enigma. 8vo, pp. 374. Murray. ß 14.

Limbourg, Prof. Dr. **Max,** S. J., **Begriff u. Eintheilung der Philosophie.** Historisch-krit. Untersuchg. 2. Aufl. gr. 8°. (60 S.) Innsbruck, F. Rauch. M. —.40.

— — **Quaestionum metaphysicarum libri V.** Auditorum facultatis theologicae Oenipontanae usui adcommodati. gr. 8°. (III, 356 S.) Ebd. M. 3.—.

Luthardt, D. **Chr. Ernst, Geschichte der christlichen Ethik.** 2. Hälfte: Geschichte der christl. Ethik seit der Reformation. gr. 8°. (XII, 744 S.) Leipzig, Dörffling & Franke. M. 16.—.

Lyon, Georges, La Philosophie de Hobbes. In-12. Fr. 2.50.

Macdonald, J., Religion and Myth. Roy. 8vo, pp. 248. Nutt. ß 7/6.

Mackenzie, John L., A Manual of Ethics Designed for the Use of Students. (Univ. Corr. Coll. Tutorial Series.) Cr. 8vo, pp. 362. Clive. ß 6/6.

Mc Lachlan, D. B., Reformed Logic: A System Based on Berkeley's Philosophy, with an Entirely New Method of Dialectic. Cr. 8vo, pp. xi—233. Swan Sonnenschein. ß 5.

Magnan, V., Psychiatrische Vorlesungen. Deutsch v. P. J. Möbius. IV./V. Hft. gr. 8°. Leipzig, G. Thieme.
IV./V. Ueber die Geistesstörungen der Entarteten (Fortsetzung), üb. das intermittirende Irresein u. A. (III, 112 S.) M. 2.50.

Martens, P. Ch., Aus der Seelenkunde u. verwandten Gebieten. Kurze Erörtergn. 1. Hft. 8°. (16 S.) Hamburg, P. Ch. Martens. M. —.20.

Martensen, Bischof Dr. **H., Die christliche Ethik.** (I.) Allgemeiner Thl. Deutsche, vom Verf. veranstaltete Ausg. 6. Aufl. gr. 8°. (XII, 601 S.) Berlin, Reuther & Reichard. M. 9.—.

Mayer, Rob., Die Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften v. R. M. 3. Aufl., hrsg. v. Prof. Dr. Jac. J. Weyrauch. gr. 8°. (XII, 464 S. m. 1 Abbildg., Bildnis u. 1 Fksm.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 10.—.

Merx, Geh. Hofr. Prof. Dr. **Alb., Idee u. Grundlinien e. allgemeinen Geschichte der Mystik.** Akademische Rede. gr. 4°. (62 S.) Heidelberg, O. Petters. M. 1.50.

Merz, Dr. **Johs., Das ästhetische Formgesetz der Plastik.** gr. 8°. (VIII, 301 S. m. 44 Abbildgn.) Leipzig, E. A. Seemann. M. 4.—.

Meusel, Dr. **Ed., Der Monismus der chemischen Elemente.** Mit 6 lith. Taf. gr. 8°. (V, 58 S.) Liegnitz, E. Scholz. M. 3.—.

Mollat, Geo., Mittheilungen aus Leibnizens ungedruckten Schriften. Neue Bearbeitg. 8°. (VII, 140 S.) Leipzig, H. Haessel. M. 2.40.

Montaigne's Essays. Done into English by John Florio. Edit., with Introduction, by George Saintsbury. Ist Book. 8vo, pp. 400. Nutt. ß 12/6.

Montaigne, Michel de, The Essays of. Trans. by Charles Cotton. Edit., with some Account of the Life of the Author, and Notes, by W. Carew Hazlitt. 2nd ed., Revised. 3 vols. Portrait. 8vo. G. Bell and Sons. ß 14.

Moosherr, Dr. **Thdr., A. E. Biedermann nach seiner allgemeinphilosophischen Stellung.** gr. 8°. (109 S.) Berlin, Speyer & Peters. M. 1.80.

Mozley, T., The Creed, or a Philosophy. Cr. 8vo, pp. 310. Longmans. ß 7/6.

Müller, F. Max, Die Wissenschaft der Sprache. Neue Bearbeitg. der in den J. 1861 u. 1863 am königl. Institut zu London geh. Vorlesgn. Vom Verf. autoris. deutsche Ausg., besorgt durch DD. R. Fick u. W. Wischmann. (In 2 Bdn.) 2. Bd. gr. 8°. (VII, 722 S.) Leipzig, W. Engelmann. M. 14.—.

— — **Theosophy, or Psychological Religion.** The Clifford Lectures Delivered before the University of Glasgow in 1892. Cr. 8vo, pp. 600. Longmans. ß 10/6.

Nizet, Henry, L'Hypnotisme. Etude critique. 2e édition. In-12. Fr. 2.50.

Owen, John, The Skeptics of the Italian Renaissance. 8vo, pp. 446. Swan Sonnenschein. *ß* 10/6.

Pasig, Walter, Spinozas Rationalismus u. Erkenntnislehre im Lichte d. Verhältnisses v. Denken u. Ausdehnung. Diss. gr. 8°. (IV, 50 S.) Leipzig, G. Fock. M. 1.—.

Pater, W., Plato and Platonism: A Series of Lectures. Cr. 8vo, pp. 260. Macmillan. *ß* 8/6.

Paulhan, F., Joseph de Maistre et sa philosophie. In-12. Fr. 2.50.

Pfleiderer, Otto, The Development of Theology in Germany since Kant, and its Progress in Great Britain since 1825. Trans. by J. Frederick Smith. 2nd ed., with an Appendix. (Library of Philosophy.) 8vo, pp. 456. Swan Sonnenschein. *ß* 10/6.

Pillon, F., L'Année philosophique, 3e année, 1892. In-8. Fr. 5.—.

Plato's Dialogues Referring to the Trial and Death of Socrates, Reprinted from the Translation of William Whewell, D.D.: Euthyphro, Socrates' Apology, Crito, Phædo. Cr. 8vo, pp. 222. Bell and Sons. *ß* 4/6.

Pluzanski, E., Saggio sulla filosofia del Duns Scoto. Prima traduzione italiana di A. Alfani. Firenze. 16.° p. 308. L. 2.50.

Pohl, Past. **Carl, Das Verhältnis der Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon.** Diss. gr. 8°. (44 S.) Neustrelitz, R. Jacoby. M. 1.—.

Rabus, Prof. Dr., **Von der Freiheit der Wissenschaft.** [Aus: „Neue kirchl. Zeitschr."] gr. 8°. (30 S.) Leipzig, A. Deichert Nachf. M. —.60.

Religious Systems of the World. 3rd ed. 8vo, pp. 820. Swan Sonnenschein. *ß* 10/6.

Rells, Edm. W., Psychologische Skizzen. [Der Zauberspiegel. Die Logik d. Kindes. Zur Psychologie der Taschenspielerkunst. Das Genie. Die Psychologie in der neuesten französ. Litteratur.] 8°. (VIII, 191 S.) Leipzig, A. Abel. M. 2.40.

Williams, C. M., A Review of the Systems of Ethics Founded on the Theory of Evolution. Cr. 8vo, pp. 582. Macmillan. *ß* 12.

Wundt, Wilh., Hypnotisme et suggestion. Etude critique. Traduit de l'allemand par A. Keller. In-12. Fr. 2.50.

— — **Logik.** Eine Untersuchg. der Principien der Erkenntniss u. der Methoden wissenschaftl. Forschg. (2 Bde.) 1. Bd. Erkenntnisslehre. 2. Aufl. gr. 8°. (XIV, 651 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 15.—.

Wundt, Prof. **Wilh., Grundzüge der physiologischen Psychologie.** 4. Aufl. 1. Bd. gr. 8°. (XV, 600 S. m. 143 Holzschn.) Leipzig, W. Engelmann. M. 10.—.

Ziegler, Past. prim. **H., Das Wesen der Religion.** 8°. (36 S.) Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. M. —.50.

Ziegler, Prof. Dr. **Theob., Das Gefühl.** Eine psycholog. Untersuchg. 2. Aufl. gr. 8°. (328 S.) Stuttgart, G. J. Göschen. M. 4.20.

Ziehen, Prof. Dr. **Th., Leitfaden der physiologischen Psychologie in 15 Vorlesungen.** 2. Aufl. gr. 8°. (V, 220 S. m. 21 Abbildgn.) Jena, G. Fischer. M. 4.50.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Werththeorie und Ethik.

(Vierter Artikel.)

---

5. Wirkungen der ethischen Werthung. Nicht nur an sich von hoher socialer Bedeutung, sondern für das Verständniss der moralischen Werthbewegung — dem Ziele der folgenden Untersuchungen — von grösster Wichtigkeit sind die Wirkungen der ethischen Werthung.

Zunächst sind die offenkundigen Wirkungen auf die sociale Stellung eines Individuums hervorzuheben, welche seiner ethischen Hochschätzung oder Verurtheilung durch die Mitlebenden entspringen. Diese Wirkungen lassen sich kurz als sociale Hebung oder Depotencirung der Persönlichkeit bezeichnen. Wer ethisch hochgehalten wird, gewinnt an Liebe und Vertrauen und hiedurch auch an Ansehen und Macht; wer ethisch verabscheut wird, verliert in allen diesen Beziehungen.

Eine weitere, noch viel wichtigere Wirkungsart der ethischen Werthungen besteht in ihrer nicht etwa den ethisch Werthenden nothwendig bewussten, sondern in der Natur der Sachlage gegebenen Tendenz, die Ausbildung der beifällig gewertheten Objecte zu fördern und die Ausbildung der abfällig gewertheten zu hemmen. Da diese Tendenz einen Hauptfactor für die gesammte ethische und moralische Entwicklung abgibt, ist es nöthig, sie allgemein

nachzuweisen, und darum auch die ethischen Werthungen vergangener Entwicklungsperioden, resp. die verschiedenen Kategorien ethischer Werthungsobjecte in Betracht zu ziehen.

Erwägt man somit zunächst den Fall, dass die Urheberschaft gewisser Handlungen ethisch gewerthet werde, so findet man jenes Gesetz, d. h. also die genannte Tendenz der ethischen Werthungen, leicht bestätigt. Da die ethisch beifällig gewertheten Handlungen die dem Individuum erwünschte sociale Hebung der Persönlichkeit, die ethisch abfällig gewertheten die gefürchtete sociale Depotencirung zur Folge haben, so werden jene häufiger, diese seltener ausgeführt, als dies sonst der Fall wäre. Tritt zu der Voraussicht der socialen Consequenzen moralischen oder unmoralischen Gebahrens noch der religiöse Glaube an Lohn und Strafe nach dem Tode hinzu, so werden jene Wirkungen bedeutend verstärkt, namentlich deshalb, weil der Gedanke an eine überirdische Vergeltung auch dort von gleichem Einfluss bleibt, wo die betreffenden Handlungen von der Umgebung nicht beachtet oder nicht erkannt werden, oder wo es eine Handlung auszuführen gilt, welche möglicher Weise die Vernichtung der irdischen Existenz mit sich bringen kann.

Von grösster Tragweite jedoch ist der Glaube an eine Vergeltung im Jenseits darum, weil er die ethische Sanction des Individuums bestimmt und zur Folge hat, dass der Gedanke an Tod und Vergänglichkeit nur im Bewusstsein eines gottgefälligen Lebenswandels ohne Gewissensangst ertragen wird.

Die sociale Hebung oder Depotencirung der Persönlichkeit in Folge der Urheberschaft an gewissen Handlungen erfolgt heute noch, zwar nicht als Consequenz der ethischen Werthungen, welche auf Gefühlsdispositionen gerichtet sind, wohl aber als Function des Strafgesetzes und der Sitte. — Es ist nun zu beachten, dass diese Institutionen im Verein mit dem religiösen Glauben an eine Vergeltung im Jenseits, indem sie zunächst die Ausführung, resp. Unterlassung von Handlungen bewirken, durch Gewöhnung und namentlich durch Entwöhnung auch die Gefühlsdispositionen veredeln.

Eine solche erziehliche Wirkung kommt indessen noch mehr den ethischen Werthungen zu, wenn sie sich direct auf Gefühlsdispositionen richten.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, dass jede Gefühlsdisposition, welche sich an irgend welchen in Gemeinschaft mit Anderen lebenden Individuen verwirklicht, die Tendenz besitzt, sich auf ihre Umgebung durch die Wirkungen des Beispiels und der Suggestion zu übertragen[1]). (Auch durch Suggestion; u. z. deshalb, weil diejenigen, welche sich einer Charaktereigenschaft bewusst sind, dieselbe sehr häufig ihrer Umgebung aufzuprägen wünschen, und daher mit oder ohne Absicht die Mittel der Suggestion in Anwendung bringen.) Diese Tendenz wird nun bei ethisch beifällig gewertheten Gefühlsdispositionen dadurch verstärkt, dass hiezu noch ein mehr oder minder allgemeines und heftiges Begehren[2]) tritt, jene Gefühlsdispositionen zu besitzen — welches die Gemüther für die Einwirkungen des Beispiels und der Suggestion empfänglich macht. Bei ethisch abfällig gewertheten Gefühlsdispositionen dagegen übt der Abscheu, resp. das Begehren, die Dispositionen nicht zu besitzen, eine entgegengesetzte Wirkung.

Begehren und Abscheu, oder — in gemeinsamer Bezeichnung — der Wunsch, selbst moralisch beschaffen zu sein, ergeben sich aber nicht nur im Hinblick auf die socialen Consequenzen ethischer Hochschätzung oder Verurtheilung, sondern noch mehr aus dem directen Verlangen, geliebt zu werden, welches fast allen Menschen innewohnt. Wesentlich jedoch wird das Begehren nach eigener moralischer Veranlagung durch den religiösen Glauben gefördert; zumal bei denjenigen, welche mehr zur Gottes- als zur Menschenliebe veranlagt sind, durch den Gedanken, dass sie in moralischer Beschaffenheit Gott wohlgefällig werden. Die Wirkungen des Gottesglaubens sind hier um so höher zu veranschlagen, als sie gewisse, moralisch

[1]) II. Artikel, Seite 219 ff.

[2]) Das Begehren wurde II. Artikel, Seite 217, unter den Veränderungsursachen der Gefühlsdispositionen mitgenannt.

schädigende Tendenzen ausschliessen, welche allerdings der ethischen Werthung sonst — neben ihren veredelnden Wirkungen — anhaften. Oft nämlich bildet sich im Hinblick auf die socialen Consequenzen der ethischen Werthung der Wunsch, nicht etwa moralisch veranlagt zu sein, sondern es zu scheinen, obwohl man es nicht ist. Die moralisch verderblichen Wirkungen dieses Wunsches, welcher zu Unaufrichtigkeit und Heuchelei aller Art verleitet, liegen klar zu Tage. — Dieser Antrieb zur Heuchelei entfällt bei demjenigen, welcher den Glauben an einen allwissenden Gott consequent durchlebt; — allerdings zeigt die Erfahrung nichtsdestoweniger manche gläubige Seelen, welche sich selbst und den lieben Gott über ihre moralische Beschaffenheit trefflich hinwegzutäuschen verstehen.

Indessen übt auch der Wunsch, moralisch veranlagt zu scheinen, wo er nicht ein moralisches Comödienspiel veranlasst, sondern sich darauf beschränkt, schlechte Neigungen durch Nichtbethätigung zu verheimlichen, vermöge des Gesetzes der Entwöhnung veredelnde Wirkungen aus. Auch diejenige Virtuosität des Selbstbetruges, vermöge welcher es manchen moralisch mittelmässigen Charakteren gelingt, sich selbst für Vollkommenheiten zu erachten, ist keineswegs in jeder Beziehung von Uebel. Solche Menschen gelangen nämlich gar oft durch Autosuggestion zu einer wirklichen Hebung ihrer moralischen Fähigkeiten; und wenn sie auch häufig, namentlich bei den kleinen Gelegenheiten des täglichen Lebens, durch eine sophistische Casuistik sich den Forderungen eines moralischen Gebahrens zu entschlagen wissen, so entfalten sie doch dort, wo sie durch opfermuthige Thaten den Glauben an sich selbst zu kräftigen vermögen, oft eine erstaunliche Seelengrösse. Solche Menschen über ihre wirkliche Beschaffenheit aufklären, hiesse — wenn es überhaupt möglich wäre — ihnen allen moralischen Halt benehmen.

Fasst man nun alle angedeuteten Wirkungen der ethischen Werthungen zusammen, so kann man sich der Einsicht von der hohen Bedeutung des religiösen Glaubens gerade auf diesem Gebiete nicht verschliessen. Er liefert die mächtigsten Motive

zur moralischen Selbstzucht und zur zielbewussten Arbeit am eigenen Charakter. Und wenn auch der Satz, dass ohne Religion keine moralische Beschaffenheit denkbar sei, durch die Erfahrung tausendfältig widerlegt wird, so ist doch nicht zu leugnen, dass mit dem Schwinden der religiösen Ueberzeugung — eben wegen der oftmals damit verbundenen Lahmlegung des Strebens nach eigener moralischer Vervollkommnung — eine der reichsten Nährquellen des Moralischen versiegt. Ja, man könnte daran zweifeln, ob mit einem Schwinden der Religion nicht auch nothwendig ein moralischer Rückschritt verbunden sein müsse, und die religionslose Menschheit nicht langsam das moralische Capital aufzehren werde, welches ihr durch die Wirkungen der Religion von ihren Vorfahren überkommen — wenn sich nicht zeigte, dass die wichtigste Function der religiösen Ueberzeugung, nämlich die Bestimmung der ethischen Sanction des Einzelindividuums in der Richtung der ethischen Werthungen der Gesammtheit, auch bei dem Ungläubigen durch die Natur der Sache selbst ausgeübt wird. Dieser Satz, dessen psychologische Begründung in späteren Darlegungen versucht werden soll, sei hier vorerst als Erfahrungsthatsache eingeführt: Auch der Ungläubige wird sich — mindestens in der überwiegenden Zahl der Fälle — im Bewusstsein einer ethisch verwerflichen Beschaffenheit und eines dementsprechenden Lebenswandels den letzten Mysterien gegenüber schutz- und hilflos fühlen und durch tiefe Gewissensnoth zum heftigen Begehren gedrängt werden, sein Herz an solche Güter zu fesseln, in deren Besitz er den Gedanken an Tod und Vernichtung mit Ruhe zu ertragen vermag. Solche Güter — d. h. also Wirkungswerthe im Sinne des mystischen Gutes — aber sind für die meisten Menschen ihre eigene moralische Beschaffenheit im Sinne der ethischen Werthungen ihrer Umgebung, sowie ihr Streben nach jener Beschaffenheit, resp. das Bewusstsein hievon. (Dass viele ethisch verwerfliche Menschen ohne Gewissensangst und bei klaren Sinnen in den Tod gehen, ist kein beweiskräftiges Gegenargument, da — nach den Berichten zu urtheilen — dies meist dadurch zu erklären

ist, dass die Betreffenden entweder überhaupt zu niedrig veranlagt sind, um das Mysterium des Todes und der Vergänglichkeit vollkommen zu erfassen, oder aber durch frivolen Uebermuth sich den Gedanken daran bis zum letzten Augenblick fernzuhalten wissen.)

Beziehen sich die bisher beleuchteten Wirkungen der ethischen Werthung sämmtlich auf das moralische Leben selbst und auf die sociale Stellung der Individuen je nach ihrer moralischen Beschaffenheit, so ist doch noch ein zweites, von jenem vollkommen disparates Gebiet zu beachten: die Beeinflussung des Intellectes durch die ethischen Werthungen.

Alle Objecte irgend welcher Werthungen werden schon als solche zu Objecten eines intellectuellen Interesses, welches um so lebhafter auftritt, je intensiver und in je allgemeinerer Verbreitung jene Werthungen sich fühlbar machen; — so also auch die Objecte der ethischen Werthungen. Und zwar zeigt sich hier eine doppelte und in gegensätzlichem Sinne wirksame Beeinflussung des Intellectes. Einerseits wird derselbe zur Erforschung jener Objecte — in unserer Culturwelt also der Gefühlsdispositionen — und ihrer Causalbeziehungen nach allen Richtungen hin mächtig angeregt — andrerseits schafft der bei den meisten Menschen stark ausgebildete Wunsch, sich selbst als moralisch hochstehend erkennen zu dürfen, eine weit- und tiefgehende Befangenheit im Urtheil, welche trotz jenes mächtig angeregten Interesses die Erkenntniss der moralischen Thatbestände oft schlechterdings vereitelt. Dies wird besonders klar werden, wenn man bedenkt, dass es sich hier um psychologische Reflexionen handelt, dass der Quell aller psychologischen Erkenntniss — weil wir ja das Erfahrungsmaterial selbst, insofern es durch die Erlebnisse Anderer geboten wird, erst durch einen Analogieschluss auf Grund innerer Wahrnehmung zu gewinnen vermögen — der Selbstbeobachtung entspringt, und dass gerade dieser Quell durch den vorgängigen Wunsch, eine bestimmte Beschaffenheit in sich selbst wiederzufinden, auf das Empfindlichste getrübt werden kann. — Da diese Einflüsse

bei den meisten Zusammenlebenden in den grossen ethischen Werthungsgebieten verschiedener Zeiten und Völker ähnlich wirken, so ertheilen sie auch der Art und Weise, psychologisch zu reflectiren, — also der praktischen Volkspsychologie — ein bestimmtes Gepräge.

Nicht zu allen Zeiten waren nämlich die ethischen Werthungen ausschliesslich auf Psychisches und speciell auf Gefühlsdispositionen gerichtet — und nicht zu allen Zeiten und überall waren und sind die ethischen Werthungen gleich intensiv und gleich allgemein lebendig. Hienach zeigt die praktische Volkspsychologie verschiedener Entwicklungsphasen grössere oder geringere Annäherung nach den Seiten zweier gegensätzlicher Typen, von denen der eine durch eine minder wissbegierige, aber natürlich unbefangene, der andere durch eine eifrig forschende, gleichsam bohrende, aber stets durch Hoffnung und Furcht getrübte und irregeleitete Betrachtungsweise der sittlichen Phänomene, und mit ihnen der menschlich-psychischen Erscheinungen überhaupt, charakterisirt wird. Die erste Betrachtungsweise, welche wir als die n a i v e bezeichnen können, nimmt naturgemäss nur die nächstliegenden, ihrer realen Wirksamkeit nach bedeutsamsten psychischen Probleme in Angriff, gelangt aber ohne viel Anstrengung und Kampf zu einer objectiven, richtigen Würdigung der das menschliche Leben beherrschenden Grundmotive; die zweite, welche dagegen als die s e n t i m e n t a l e zu benennen wäre, schwankt stets zwischen verschiedenen Auffassungsweisen, wie sie durch die bei intensiver ethischer Werthung sich naturgemäss zunächst ergebende moralische Selbstüberschätzung und hierauf durch die Reaction hiegegen in der moralischen Selbstherabsetzung bedingt werden, rührt an eine viel grössere Zahl von Problemen, öffnet bisweilen tiefe Einblicke in Gebiete, welche der naiven Betrachtung vollkommen verschlossen waren, vernachlässigt aber oft neben den tiefen und geheimen Einzelzügen die elementaren und gewaltigen Grundmotive des psychischen Lebens und ringt sich zu einer objectiven — dann freilich viel reicheren und differencirteren — Anerkennung des Thatsächlichen nur nach

vielen Kämpfen und Irrfahrten durch. — Die antike (heidnische) und die christliche Betrachtungsweise der menschlichen Dinge können im grossen Ganzen als Veranschaulichung dieser beiden Typen gelten — ebenso wie die weitgehende Abnahme an Intensität und Bestimmtheit, welche die ethischen Werthungen zweifellos in neuer und neuester Zeit erfahren haben und erfahren — wie sehr man auch aus andern Rücksichten sie zu beklagen Grund haben mag — doch eine Fülle von psychologischen Erkenntnissen zeitigt und sogar dem allgemeinen Volksbewusstsein eröffnet.

So erscheint das theilweise Zurücktreten der ethischen Werthungen in bestimmten Zeitepochen oder bei bestimmten Individuen, vom Standpunkte des Wahrheitsstrebens aus betrachtet, selbst als vortheilhaft, da oft nur auf diese Weise die mannigfachen psychologischen Vorurtheile behoben werden können, welche, durch Jahrhunderte lange Selbsttäuschung bedingt, dem Menschen sein eigenes Wesen verhüllen. Wer dies wahrheitsgemäss anerkennt, wird jedoch gleichzeitig zu erwägen haben, dass die ethischen Werthungen andrerseits einen Hauptfactor bei der moralischen Ausbildung und Selbstzüchtung des Menschengeschlechtes abgeben und zugleich die sociale Stellung und mithin den Machtbereich des moralisch Tüchtigen heben und erweitern, des Untüchtigen herabsetzen und einschränken, und hiedurch im grossen Ganzen die gesunde Entwicklung des Menschengeschlechtes zweifellos ungleich mehr heben, als sie durch theilweise Verdunkelung des Urtheils schädigend einwirken.

6. Ethische Werthbildung und Entwerthung. — Dass die ethischen Werthungen ihre Objecte als Eigenwerthe resp. -unwerthe hochhalten oder verabscheuen, verschlägt nicht gegen den Thatbestand, dass jene Objecte für die ethisch Werthenden nebenbei auch — erkannte und unerkannte — Wirkungswerthe und -unwerthe abgeben. — Mit liebevollen und ehrlichen Menschen zusammenzuleben, ist für jedes Glied einer socialen Gemeinschaft von Wirkungswerth; auch für

den vollkommenen Egoisten. Begreiflicher Weise steigt dieser Wirkungswerth für denjenigen, welcher ausser den egoistischen Neigungen auch Sympathie mit den Mitlebenden besitzt, da er dann die moralischen Eigenschaften bei Anderen sowohl umwillen des Frommens, welches ihm — als auch umwillen desjenigen, welches jenen Mitlebenden daraus erwächst, werthschätzen wird, sobald er die Erkenntniss der einschlägigen Beziehungen erlangt. Aehnlich ergibt sich Wirkungsunwerth für die unmoralischen Eigenschaften.

Diese Verhältnisse gelten nicht nur für die ethischen Werthungsobjecte unserer Culturwelt, sondern allgemein. Stets und überall finden wir solche Objecte ethisch hochgehalten oder verabscheut, welche — zum mindesten ihrer überwiegenden Mehrheit nach — für die ethisch Werthenden selbst auch Wirkungswerthe und -unwerthe darstellen.

Forschen wir nach den Gründen dieses auffälligen Parallelismus, so finden wir sie zum Theil in einer natürlichen Harmonie der menschlichen Gefühlsdispositionen, derart, dass das durch seine Wirkungen Werthvolle auch an sich einem ursprünglichen Bedürfnisse[1]) entgegenkommt — und umgekehrt das Schädliche auch an sich missfällt. Ist es doch von vorneherein wahrscheinlich, dass eine Organisation, welche, wie die menschliche, der Sympathie und Antipathie überhaupt fähig ist, und nach einem bestimmten Typus sich entwickelt, dasjenige, was nach ähnlichen Richtungen hindrängt (die moralischen Gefühlsdispositionen Anderer), auch mit sympathischen — das entgegengesetzt Wirkende (die unmoralischen Dispositionen) mit antipathischen Gefühlen aufnehme! Ein umgekehrtes Verhalten zum mindesten würde von vorneherein eine complicirtere und daher unwahrscheinlichere Constitution bedingen.

Allein diese in der organischen Beschaffenheit an sich gelegene Proportionalität kann doch nur ein häufiges, nicht ein

---

[1]) Der Terminus „Bedürfniss“ ist hier in der I. Artikel, Seite 86, definirten, den Sprachgebrauch erweiternden Bedeutung zu verstehen.

regelmässiges Zusammengehen von Eigen- und Wirkungswerthen erklären. Sollen wir diesen Parallelismus nicht einer mysteriösen Teleologie zuschreiben, so müssen wir bestimmter wirkende Factoren für sein Zustandekommen angeben. Solche Factoren sind dort, wo der Wirkungswerth resp. -unwerth erkannt oder geahnt wird, in der psychologischen Tendenz der Gefühlsübertragung von der Wirkung auf die dafürgehaltene (d. h. entweder als solche beurtheilte oder auch nur anschaulich vorgestellte) Ursache [1]) — gegeben. Haben wir von einer Gefühlsdisposition Anderer häufig erwünschte oder verhasste Wirkungen erfahren, so gelangen wir oftmals zu einer klaren Erkenntniss jenes Causalzusammenhanges, und die Gefühlsdisposition wird uns deswegen an sich zum Eigenwerth oder -unwerth (vermöge eines Processes, welcher allgemein als Werthableitung, jedoch nicht als „Werthableitung in der Zielfolge“ [2]) bezeichnet werden kann, da die Gefühlsdisposition des Anderen nicht von uns als Mittel zum Zweck hervorgebracht wurde). Gelangen wir aber auch zu keiner klaren Erkenntniss jenes Causalzusammenhanges, so vermittelt doch zumeist mindestens eine auf Grund von Associationen sich einstellende Ahnung eine ähnliche werthbildende Wirkung — wie etwa wenn uns beim Gewahrwerden irgend welcher beglückender oder schmerzlicher Geschehnisse zunächst ein bestimmter sympathischer oder antipathischer menschlicher Gesichtsausdruck vorschwebt, und wir nun eine Neigung für oder eine Abneigung gegen die in jenem Ausdrucke sich kundgebenden psychischen Veranlagungen fassen.

Der Parallelismus zwischen Eigen- und Wirkungswerthen auf ethischem Gebiete beruht also zum grössten Theil darauf, dass jene aus diesen durch Werthableitung erst sich herausbildeten.

Dieser Process der ethischen Werthbildung vollzog und vollzieht sich selbstverständlich nicht in allen Individuen eines

---

[1]) II. Artikel, Seite 216 f.
[2]) II. Artikel, Seite 228 ff.

ethischen Werthungsgebietes zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise. Vielmehr bringt es die Verschiedenheit der Verhältnisse und der menschlichen Naturen mit sich, dass zunächst bei einer gewissen Anzahl von Individuen die Ableitung von ethischen Werthungen nach der beschriebenen Art erfolgt, und dass dann diese durch physische, noch mehr aber durch psychische Fortpflanzung ihrer Individualität die Werthungen direct auf die übrigen Mitglieder ihres Culturgebietes übertragen, oder mindestens den Process der Ableitung durch die Wirkungen des Beispieles und der Suggestion mächtig fördern. Man kann daher bei der ethischen Werthbildung in irgend einem Gebiete stets zwischen mehr activen und mehr passiven Werthbildnern unterscheiden. Dieser Gegensatz ist praktisch von weittragender Bedeutung.

Es ist nämlich klar, dass — wegen der Verschiedenheiten der Begehrensdispositionen sowohl wie der äusseren Verhältnisse, namentlich der socialen Stellung — keineswegs für alle Individuen eines culturellen Gebietes beliebige Gefühlsdispositionen Anderer in dem gleichen Sinne und in dem gleichen Maasse Wirkungswerth oder -unwerth besitzen. Da nun die Ableitung aus den Wirkungswerthungen sich nur bei den activen ethischen Werthbildnern vollzieht, so wird naturgemäss jener Parallelismus zwischen Eigen- und Wirkungswerthen sich auch nur in Bezug auf ihre Neigungen und Bedürfnisse einstellen. Hierin aber liegt für sie selbst ein Vortheil von kaum zu überschätzendem Gewicht, welcher sich aus der allgemein erzieherischen Wirksamkeit der ethischen Werthungen ergibt. Eine Classe von Individuen mit bestimmten Sonderinteressen, welcher es gelänge, ihre Wirkungswerthungen menschlicher Gefühlsdispositionen zunächst in Eigenwerthungen zu verwandeln und dann ihrer gesammten Umgebung einzupflanzen, hätte hiedurch eines der gewaltigsten Machtmittel errungen, welche die Beziehungen von Mensch zu Mensch überhaupt ermöglichen; denn wer die ethischen Werthungen seiner Umgebung bestimmt, bestimmt hiedurch ihre moralische Beschaffenheit und nimmt ihr Gewissen in Dienst. — Wenn nun auch

die Mehrzahl der Menschen sich bei der ethischen Werthbildung nicht in dem Grade passiv verhält, dass eine ethische Alleinherrschaft einer besonderen Classe sich begründen könnte, so zeigen sich Annäherungen hiezu doch vielfach in der Erfahrung. Es ist für die einschlägigen Verhältnisse wesentlich, dass die Vortheile für die activen Werthbildner sich auch ohne ihr Wissen davon und ohne ihre Absicht durch die Natur der Sachlage ergeben. Es müssen unter allen Verhältnissen die starken Geister und Charaktere — d. h. diejenigen, welchen in besonderem Maasse die Fähigkeit zukommt, den Typus ihrer Individualität ihrer Umgebung aufzudrücken — die ethischen Werthungen im Sinne ihrer eigenen Interessen beeinflussen; und selbst wenn sie sich dieses Machtmittels freiwillig begeben wollten, könnten sie es nur, indem sie ihre eigenen Interessen denen ihrer Umgebung thatsächlich gleich machten.

Diese ethische Machtstellung der starken Individualitäten bietet jenen Thatbestand, zu dessen Illustration früher auf die wirthschaftlichen Gesetze der Preisbildung hingewiesen wurde [1]). Wie der Güterpreis die Norm für die Güterproduction abgibt, so wird die Ausbildung menschlicher Charaktere wesentlich durch die ethischen Werthungen beeinflusst. Wie bezüglich des Preises, so liegt bezüglich der ethischen Werthungen die Voraussetzung nahe, dass in ihnen sich der Durchschnitt der Wirkungswerthungen aller Betheiligten kundgebe. Wie dort, so ist hier jene Voraussetzung irrig. Spiegelt sich in dem Preise die Werthschätzung der wirthschaftlich Mächtigen, d. h. Reichen, so in den ethischen Werthungen — in der specifischen „Moral" eines Werthungsgebietes — die Werthschätzung der „Starken im Geiste". Die ethischen Beziehungen wurzeln jedoch noch viel tiefer als die analogen wirthschaftlichen, da sie nicht wie diese an eine bestimmte Eigenthumsordnung gebunden, sondern in der menschlichen Natur begründet sind.

Um das Dargelegte nur an einem einzigen Beispiele zu veranschaulichen, sei hier auf die überhohe ethische Werthung

[1]) I. Artikel, Seite 102 ff.

hingewiesen, welche die knechtische Treue bei Völkerschaften geniesst, die sich in ihrem gesammten geistigen Gehaben dem Einfluss einer herrschenden Classe unterordnen.

Soviel über die Entstehung ethischer Werthungen aus der Erkenntniss oder der Ahnung von Wirkungswerthen oder -unwerthen.

Der erwähnte und zu erklärende Parallelismus zwischen ethischen Eigen- und Wirkungswerthen findet sich indessen häufig auch dort, wo ein Wirkungswerth resp. -unwerth der betreffenden Objecte zwar thatsächlich vorliegt, jedoch von den Werthenden weder erkannt noch geahnt wird[1]). So sehen wir z. B. den jungfräulichen Stolz und die Schamhaftigkeit auch bei solchen Völkerschaften ethisch hochgehalten, deren Kenntnisse oder auch nur Associationen gewiss nicht hinreichen, den Wirkungswerth jener Eigenschaften für das Aufkommen eines kräftigen Nachwuchses auch nur annähernd zu ermessen. (Dieser Wirkungswerth ergibt sich auch für uns vielmehr durch historischen und ethnographischen Vergleich, als durch Erkenntniss der einschlägigen, höchst verwickelten Causalbeziehungen.) — In solchen Fällen sind die ethischen Werthungen durch Spontaneität und Stammesselection zu erklären. Ein geringes Maass der betreffenden für die Arterhaltung günstigen Werthung stellte sich vermöge der allgemeinen Variationsfähigkeit ein und führte zu einer entsprechenden Kräftigung der hochgehaltenen resp. Hemmung der verabscheuten Eigenschaften. Der auf solche Art im Kampf ums Dasein geförderte Stamm vergrösserte sich und wiederholte den Vorgang bis zur Consolidirung der ethischen Werthung auf einer bestimmten Höhe. — Dieses Schema der Erklärung — welche freilich manche Fragen offen lässt — ist hier nicht minder anwendbar als auf andern Gebieten organischer Entwicklung.

So ergibt sich denn der Parallelismus zwischen Eigen-

[1]) Ueber den Begriff wirklicher, aber unerkannter Wirkungswerthe I. Artikel, Seite 100.

und Wirkungswerthen dort, wo er nicht auf innerer Proportionalität der menschlichen Veranlagung beruht, als eine Folgeerscheinung der Entstehung ethischer Werthungen oder der ethischen Werthbildung, deren Gesetze hier in den Hauptzügen dargelegt wurden.

Soll jedoch nicht nur das Entstehen, sondern auch das Andauern jenes Parallelismus erklärt werden, so muss sich zeigen, dass die ethischen Werthungen nicht nur aus Wirkungswerthungen sich bilden, sondern mit der Veränderung oder dem Erlöschen dieser auch selbst sich ändern oder absterben; d. h. die ethischen Werthungen müssen als abhängige Werthungen[1]) erkannt werden. — Diese Erkenntniss ergibt sich nun thatsächlich sowohl bei der Betrachtung im Einzelnen, als beim Hinblick auf den Wandlungsprocess ethischer Werthungen im Grossen.

Wenn man sich zunächst in der Phantasie lebhaft in die Lage versetzt, dass man zur Einsicht gelange, es gereiche eine bisher ethisch hochgehaltene Charaktereigenschaft (etwa wegen Verschiebung socialer Verhältnisse) der Allgemeinheit sowie der eigenen Individualität nicht mehr zum Frommen, sondern zum Schaden — so wird man leicht ermessen können, dass hiedurch die ethische Werthung jener Charaktereigenschaft empfindliche Einbusse erlitte. Denkt man sich jedoch diese Einsicht allgemein verbreitet, und erwägt man deren muthmaasslichen Einfluss auf die Gemüther, so wird man ein gänzliches Erlöschen der ethischen Werthung, ja ein Verkehren ins Gegentheil, zu erwarten haben. — Nun sind allerdings empirische Fälle, in denen sich ein Umschlagen vom Wirkungswerth zum Wirkungsunwerth, besonders in solcher Raschheit und Kenntlichkeit vollzöge, nicht zu erweisen. Es ist jedoch klar, dass ähnliche, die ethische Werthung abschwächende Tendenzen sich auch beim allmäligen Verschwinden oder selbst bei einer bedeutenden Abnahme des Wirkungswerthes — nur

[1]) Siehe II. Artikel, Seite 250.

schwächer und langsamer wirkend — geltend machen müssen. Die ethische Werthung ist nach ihrer Entfrommung eines der mächtigsten Kraftzuschüsse im Kampf ums Dasein beraubt und auf den Aussterbeetat gesetzt. — Oft kann auch, wo die Entfrommung weder erkannt noch auch nur geahnt wird, der Kampf ums Dasein durch Selection ethische Werthungen in analoger Weise aufheben, wie er ihre Entstehung, oder mindestens ihr Anwachsen und ihre Consolidirung zu veranlassen vermag. — Mit diesen allgemeinen Schlussfolgerungen stimmt das Zeugniss der Erfahrung überein. Die meisten ethischen Werthungen erlöschen thatsächlich nach ihrer Entfrommung, allerdings in einem Process, der sich oft über viele Generationen erstreckt. Die Geschichte ist reich an derartigen Erscheinungen. Ein Beispiel hiefür, welches bis in unsere Tage fortwirkt, bietet etwa das allmälige Absterben der ethischen Hochhaltung der sogenannten Rittertugenden, welche mit dem Aufhören des Feudalsystems und Fehdewesens (d. h. des Kriegführens im Kleinen) ihren Wirkungswerth eingebüsst haben.

Ebensowenig indessen wie die ethischen Eigenwerthe ausnahmslos aus Wirkungswerthen hervorgegangen sind, ebensowenig verfallen sie mit ihrer Entfrommung ausnahmslos dem Untergange. Wie die mannigfachsten Luxusorgane, so können sich auch ethische Werthungen nach dem Typus der Erstarrung auf unbestimmte Zeit forterhalten. Thatsächlich sehen wir denn auch eine veraltete, „entfrommte" Moral lange Zeit in Ständen oder Völkerschaften fortleben, denen die Gunst der Verhältnisse den Kampf ums Dasein erleichtert und die Forterhaltung anspruchsvoller Luxusgebilde gestattet.

Diese Ueberlegung führt zu der weiteren Wahrnehmung, dass die ethischen Werthungen nicht allein den Typen der Erhaltung und Entwicklung, sondern auch denen der Erstarrung und Entartung angehören können; u. z. nicht nur die entfrommten Werthungen, welche allerdings wohl sämmtlich einem der beiden letzten Typen zuzuzählen sind, sondern auch ethische Werthungen, deren Objecte zugleich Wirkungswerthe darstellen — dann nämlich, wenn diejenigen Werthungen, von deren Standpunkt

aus die ethischen Werthe auch als Wirkungswerthe erscheinen, unter jene Typen der Erstarrung oder Entartung fallen. So ist etwa für das Volk der Inder die ethische Hochschätzung des Selbstverstümmlers keine entfrommte Werthung, da ja der Selbstverstümmler den religiösen Bedürfnissen des Volkes thatsächlich entgegenkommt, mithin einen Wirkungswerth darstellt. Dagegen fällt jene ethische Werthung zusammt den religiösen Bedürfnissen, denen sie entstammt, unter den Typus der Erstarrung — oder in ihren extravagantesten Formen sogar der Entartung.

Noch eine zweite, höchst wichtige Unterscheidung wird jedoch durch die vorangegangenen Betrachtungen nahegelegt: Da einerseits die Wirkungswerthe, vom Standpunkte der Gesammtheit der activen ethischen Werthbildner aus betrachtet, einem durch den menschlichen Entwicklungsgang bedingten, zu verschiedenen Perioden mehr oder minder jähen, aber stetigen Wandel unterliegen, andrerseits aber die richtige Erkenntniss der für das ethische Gebiet in Betracht kommenden Wirkungswerthe, die aus dieser Erkenntniss (resp. ihrem Surrogat durch Associationen) erfolgende Ableitung von ethischen Eigenwerthen und die Uebertragung der so gebildeten ethischen Werthungen auf die Gesammtheit der passiven Werthbildner eine verhältnissmässig lange Zeit erfordert, so ergibt sich als nothwendige Folge, dass der status quo der ethischen Werthungen, also die allgemeine Moral eines bestimmten Zeitpunktes, stets den Ausdruck jener Wirkungswerthungen darstellt, wie sie nicht etwa den gegenwärtigen, sondern vergangenen Verhältnissen thatsächlich entsprächen; — d. h. also die Moral bleibt in ihrem Entwicklungsgange immer um eine Zeitspanne hinter den durch die Verhältnisse bedingten thatsächlichen Bedürfnissen zurück [1]).

[1]) Einer richtigen Erkenntniss und — sicherlich beabsichtigten — Uebertreibung der analogen Verhältnisse auf rechtlichem Gebiete entstammt der bekannte Ausspruch Mephisto's:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.

Darnach kann man unter den in einem beliebigen culturellen Gebiete gleichzeitig vorhandenen ethischen Werthungen stets drei Kategorien unterscheiden. Die erste umschliesst einerseits entfrommte ethische Werthungen, andererseits solche, deren Objecte auf Grund gewohnheitsmässiger, den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr angepasster Urtheile und Associationen fälschlich als Wirkungswerthe resp. -unwerthe angesehen werden. Die zweite, meist umfangreichste Kategorie besteht aus ethischen Werthungen, deren Objecte thatsächlichen Wirkungswerthen resp. -unwerthen entsprechen. Die dritte Kategorie umfasst jene ethischen Werthungen, welche einer auf richtige Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse sich gründenden Wirkungswerthung entsprechen, die jedoch noch nicht in die Masse eingedrungen, sondern nur in einer Minderzahl vorgeschrittener Individuen lebendig ist. Man kann die erste Kategorie als die überlebten, die zweite als die normalen, die dritte als die aufstrebenden ethischen Werthungen bezeichnen. Die zweite und dritte Kategorie ist innerhalb eines jeden einzelnen der früher angeführten vier Typen ethischer Werthungen möglich, während die überlebten Werthungen — besondere Zufälle ausgenommen — nur in den Typen der Erstarrung und der Entartung auftreten. Principiell denkbar wären auch ethische Werthungen, welche aus Wirkungswerthungen hevorgegangen sind, die selbst auf einer von vorne herein falschen Beurtheilung der Verhältnisse, und nicht nur etwa — wie bei den überlebten Werthungen — auf gewohnheitsmässigem Festhalten von Urtheilen bei sich ändernden Verhältnissen beruhen. Empirisch dürften sie sich jedoch nur in Ausnahmsfällen vorfinden, da eine irrthümliche Wirkungswerthung fast stets durch die Erfahrung corrigirt wird, ehe

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, dass du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,"
(d. h. welches den bei unserer Geburt thatsächlich bestehenden Verhältnissen entspräche)
„Von dem ist, leider! nie die Frage."

sie eine Eigenwerthung hervorbringen kann. Es ist darum auch nicht nöthig, jene Kategorie mit einem eigenen Namen zu belegen.

7. Grenzfrommen und Schaden auf ethischem Gebiet. — Die hohe Bedeutung, welche der „Wirkungswerthung" zukommt, legt die Frage nahe, wie die allgemeinen Principien der „Werthschätzung" auf ethischem Gebiete sich realisiren, und ob speciell der Begriff des Grenzfrommens[1]) auch hier seine Anwendung findet.

Es ist zunächst klar, dass eine ähnliche Disproportionalität, wie sie der Ableitung wirthschaftlicher Werthe aus dem Nutzen entgegenzustehen schien, auch auf ethischem Gebiete zwischen Wirkungswerth und Frommen nachgewiesen werden kann. Wie gewisse Gegenstände von allerhöchstem Nutzen, beispielsweise Luft und Wasser, wirthschaftlich als werthlos bezeichnet werden müssen, so werden auch gewisse Objecte von allerhöchstem Frommen, wie beispielsweise der Selbsterhaltungs- und der Fortpflanzungstrieb, welche ihrer Natur nach — als Gefühlsdispositionen — in die Kategorie des ethisch Gewertheten fallen würden, dennoch weder als Eigen- noch als Wirkungswerthe hochgehalten. (Dass jenen Trieben ein hohes Frommen für die menschliche Gesellschaft zukommt, ergibt am klarsten die Ueberlegung, dass ohne sie — eben wie ohne Luft und Wasser — eine menschliche Gesellschaft überhaupt gar nicht denkbar wäre, während sie etwa ohne die ethisch so hoch gewertheten höheren Formen der Menschenliebe zwar nicht auf ihrem gegenwärtigen Stand der Entwicklung sich erhalten, dennoch aber fortdauern könnte — wie dies die Geschichte an zahlreichen Bildungen erweist.) Der Grund dieses scheinbaren Paradoxons ist nach Analogie des wirthschaftlichen Gebietes leicht zu erkennen. Die Triebe zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung erzeugen sich bei den Menschen in solcher Verbreitung und Intensität, dass sie im Interesse des gesellschaft-

[1]) I. Artikel, Seite 98.

lichen Zusammenlebens niemals in zu geringem Maasse vorhanden sind, während dies von den höheren Arten der Menschenliebe gewiss nicht behauptet werden kann. In wirthschaftlicher Terminologie ausgedrückt: Der Vorrath bleibt hinter dem Bedarf bei den Trieben zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung niemals — bei der allgemeinen Menschenliebe stets sehr weit zurück; daher der Unterschied in der Werthschätzung, d. h. also in der Hochhaltung jener Dispositionen als Wirkungswerthen.

Diese Analogie in grossen Zügen legt den Gedanken nahe, dass der Begriff des Grenzfrommens als Werthmaasses auf das ethische Gebiet vollkommen übertragbar sei. — Vergleicht man jedoch hiemit die im ersten Abschnitte dieser Untersuchung mit speciellem Bezug auf die Werthbemessung durch den Grenznutzen angeführten, aber auch für die Anwendung des Begriffes des Grenzfrommens bestimmenden Gesichtspunkte[1]), so findet man anscheinende Unübertragbarkeit zweier wichtiger Factoren: der Freiheit des Individuums in der wirthschaftlichen Verwendung des Gütervorraths[2]), und des Bezuges der Werthschätzung auf Vermehrung oder Verminderung des Vorraths[3]). Die Gefühlsdispositionen (resp. Absichten und Handlungen) der Mitlebenden sind keine todten Gegenstände in unserm Machtbereich, welche wir nach Belieben hier oder dort zur Verwendung bringen könnten, und die Acte der ethischen Werthschätzung erfolgen nicht wie diejenigen der wirthschaftlichen mit Bezug auf die Einfügung oder Hingabe eines Gutes zu oder aus unserem Besitzstande. Sollte dennoch Analogie obwalten, so müsste sich nachweisen lassen, dass einerseits den Objecten ethischer Werthung schon in sich die Tendenz innewohnt, ihren Vorrath zu grösstmöglichem Frommen zu bethätigen, so dass ein wirthschaftlich ordnendes Eingreifen unsererseits, selbst wenn es möglich, doch überflüssig wäre — andrerseits wir

[1]) I. Artikel, Seite 81 ff., Punkt 1 bis 7.
[2]) Punkt 5, resp. 2 u. 3.
[3]) Punkt 6 u. 7 (Production, Kauf, Verkauf, Consumtion).

uns dem Vorrath ethischer Werthobjecte gegenüber in einem dem Besitze analogen Verhältnisse befinden, und auch das Bewusstsein haben, jenen Vorrath durch die ethische Werthung selbst zu beeinflussen. — Beide Forderungen finden sich thatsächlich erfüllt. — Um dies zu erkennen, ist es jedoch nöthig, vorerst einen deutlichen Begriff von der Zu- und Abnahme des „Vorrathes" ethischer Werthobjecte zu gewinnen.

Das in einer Mehrzahl von Individuen bestehende „Quantum" von Gefühlsdispositionen bestimmter Art kann auf zweifache Weise alterirt werden: es kann die Energie der Gefühlsdispositionen in den einzelnen Individuen, und es kann die Zahl der Individuen, welche jene Gefühlsdispositionen überhaupt in irgend einem Maasse besitzen, zu- oder abnehmen. Diese zwei Arten von Zu- und Abnahme sind principiell zu unterscheiden, da es von vorne herein nicht einleuchtet, dass sie in ihren socialen Wirkungen etwa Aequivalente darstellen; dennoch lässt sich dies letztere bis zu gewissem Grade im Hinblick auf die thatsächlichen Verhältnisse constatiren. Wenn beispielsweise in einem Lande die eine Hälfte der Priesterstellen durch Männer von höchster moralischer Qualification, die andere durch vollkommen gewissenlose Egoisten besetzt wäre, so würde der Einfluss auf die Bevölkerung im Ganzen ungefähr ein gleichwerthiger sein, wie bei der Besetzung sämmtlicher Stellen durch Männer von moralisch mittelmässiger Beschaffenheit; ähnlich wird bei einer Sammlung für einen wohlthätigen Zweck unter zehn vollendeten Egoisten und zehn ausgesprochenen Altruisten ungefähr die gleiche Summe eingehen, wie unter zwanzig mittelmässig Veranlagten. Allerdings ergeben sich auch Situationen, in denen wenige vollendete Altruisten verhältnissmässig mehr vermögen, als selbst die grösste Zahl mässig Veranlagter — und zwar dort, wo nur durch heroischen Opfermuth überhaupt etwas geleistet werden kann — wie z. B. in der Krankenpflege bei Epidemien, oder im Kriege bei der Rettung einer ganzen Stadt durch die Opferung Weniger u. s. w. Andrerseits ist wieder für das organische Zusammenwirken Vieler ein gewisses regelmässiges moralisches Durchschnittsmaass günstiger, als hohe

Qualification der einen Hälfte auf Kosten der anderen. Ein grösserer Wirkungswerth nach dem Durchschnitt der Schätzungen der Gesammtheit kann also mit Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse keiner der beiden Vertheilungsarten absolut zugeschrieben werden. Andrerseits ist es klar, dass diese sich in Wirklichkeit niemals bis zum Extrem ausgebildet vorfinden werden. Dass in einer socialen Gemeinschaft irgend welcher Art ein Theil einen hohen Gipfel moralischer Qualification erreiche, der andere in Gemüthsroheit verharre, und keine Mittelglieder sich einstellen, ist wohl logisch, nicht aber empirisch möglich — da ja alle Gefühlsdispositionen, und mithin auch die moralischen, eine mit ihrer Energie wachsende Tendenz zur Expansion durch Beispiel und Suggestion besitzen und zur Geltung bringen. Darum äussert sich die intensive moralische Hebung Weniger auch immer extensiv. Andrerseits ist, schon wegen der individuellen Verschiedenheiten der Menschen überhaupt, grosse Verbreitung mittelmässiger moralischer Dispositionen ohne Cumulirung in einigen wenigen Hervorragenden nicht denkbar. Allerdings zeigen verschiedene Culturgebiete und -perioden auch Verschiedenheit in den dargelegten Beziehungen (man vergleiche etwa die moralischen Gegensätze des alten Roms zur Zeit der ersten Christen mit der moralischen Conformität von sogenannten Naturvölkern) — allein die Tendenz zur Herstellung einer gewissen Proportionalität tritt überall in Kraft, wo vorübergehende Verhältnisse grosse moralische Gegensätze gezeitigt haben.

Deswegen — und wegen der beiläufigen Aequivalenz der intensiven und extensiven Vertheilungsart moralischer Dispositionen, vom Standpunkte der durchschnittlichen Werthschätzungen aus betrachtet — ist es wohl gestattet, bei einer summarischen Ueberlegung jene Unterschiede zu vernachlässigen, und die intensive wie die extensive Zu- oder Abnahme moralischer Fähigkeiten mit gemeinsamen Terminis zu bezeichnen.

Kehren wir somit zu den aufgeworfenen zwei Fragen zurück, so zeigt sich zunächst leicht, dass einem gewissen „Vor-

rath“ an moralischen Gefühlsdispositionen die Tendenz zur Bethätigung in grösstmöglichem Frommen thatsächlich innewohnt. Die Menschen nämlich, welche jene Gefühlsdispositionen besitzen, werden sie naturgemäss dort bethätigen, wo sie die vom Standpunkte jener Gefühlsdispositionen aus höchststehenden Werthe als realisirbar erachten. Der Mitleidige wird dort eher und mit grösserer Energie eingreifen, wo er die grössere Noth — der Wahrheitsliebende, wo er den tieferen Irrthum zu erkennen glaubt; der Ehrliche wird dem Eide eine grössere Bedeutung zumessen als einer Aussage im Gesprächston, und der Pflichtgetreue sein Amt im Staate mit noch peinlicherer Gewissenhaftigkeit verwalten als etwa dasjenige in einer Privatvereinigung u. s. w. — Aus diesen und allen analogen Entscheidungen aber ergibt sich die Tendenz der moralischen Dispositionen, sich — Irrthümer, Unkenntniss und zufällige Ungunst der Verhältnisse abgerechnet — in einer Art zu bethätigen, welche für den Durchschnitt des allgemeinen Wünschens und Begehrens die grösste Befriedigung — also das höchste Maass an Eigenwerthen verwirklicht. Hieraus ergibt sich als nothwendige Folgerung, dass mit einer gradweisen Vergrösserung des „Vorrathes“ (analog wie auf wirthschaftlichem Gebiete) nicht eine gleichmässige, sondern eine stetig abnehmende Vermehrung des Gesammtfrommens Schritt hält, so dass also der Begriff des Grenzfrommens hier — trotz Mangels des „wirthschaftlichen Gebahrens mit einem Gütervorrath“ — als principiell anwendbar erscheint.

Was jedoch die thatsächliche Anwendbarkeit jenes Begriffes betrifft, so ist sie davon abhängig, ob — nach der zweiten aufgeworfenen Frage — die ethischen Werthschätzungen im Hinblick auf Acte der Vermehrung oder Verminderung eines Quantums erfolgen, zu welchem das werthende Individuum in einem dem Besitz analogen Verhältnisse steht. — Auch dies bestätigt sich bei Erwägung der früher dargelegten Beziehungen. Wenn wir nämlich auch nicht über die moralischen Fähigkeiten unserer Mitlebenden wie über einen in unserem Besitze befindlichen Gütervorrath verfügen können, so gewähren sie uns

dennoch ein analoges Frommen, da es in ihrer Tendenz liegt, unserem Begehren nach Möglichkeit entgegenzukommen. Das Besitzverhältniss ist überflüssig, weil diejenigen Beziehungen, um deretwillen wir es bei wirthschaftlichen Objecten anstreben, hier in der Natur der Sache begründet sind. Allerdings dient der moralisch veranlagte Mitlebende nicht ausschliesslich den Bedürfnissen eines Einzelnen, wie er es als Sklave thun müsste, aber doch nimmt der Einzelne Theil an seinen Wohlthaten, wie etwa an den Diensten eines Sklaven, in dessen Besitz er sich mit mehreren anderen nach dem Principe theilen würde, dass der Sklave immer dort verwendet werden solle, wo einer seiner Herren der Hülfe am dringendsten bedürfe. — Und wenn somit die Gesammtheit der in einer socialen Gemeinschaft vorhandenen moralischen Energie als Quasi-Besitz jedes Einzelnen gelten darf, so ist es — mit Berücksichtigung der Wirkungen jener die Gefühlsdispositionen Anderer betreffenden Acte des Hochschätzens — klar, dass auch das Bewusstsein einer Beeinflussung des moralischen „Gütervorrathes" sich einstellen wird. Denn jenen Acten des Hochschätzens — ob sie gleich ihre Objecte zunächst nur als Wirkungswerthe betreffen — wohnt dennoch bereits ein Theil der erzieherischen Tendenzen ethischer Werthungen inne; andrerseits sind sie grundlegend für das Entstehen und die Festigung ächter, d. h. ihre Objecte als Eigenwerthe hochhaltender ethischer Werthungen, denen dann die volle erzieherische Tendenz (d. h. also die Tendenz zur Vermehrung der gewertheten Gefühlsdispositionen) zukommt. So zeigt es sich denn auch in der Erfahrung, dass die Acte des ethischen Werthens und des dasselbe begründenden Werthschätzens (also Hochhaltens als Wirkungswerth) meist von einem mehr oder minder deutlichen Bewusstsein einer moralischen Beeinflussung der Umgebung begleitet sind — oder dass man andrerseits, sobald man derartige Acte der Hochschätzung, welche innerlich rege werden, aus Menschenfurcht oder unter dem Druck anderer Verhältnisse kundzugeben oder zu bethätigen unterlässt, sich des Versäumnisses einer der moralischen Beeinflussung der Umgebung geschuldeten Pflicht bewusst

wird. (Analoge Ueberlegungen begleiten mit derselben Berechtigung das Kundgeben oder Verbergen ethischer Acte des Verabscheuens.)

Die Analogie ist somit eine vollständige; der Begriff des Grenzfrommens ist auf das Gebiet der Hochschätzung moralischer Gefühlsdispositionen als Wirkungswerthen anwendbar und findet seine thatsächliche Verwendung, sofern diese Schätzung richtig erfolgt. (Auch dort, wo nicht Gefühlsdispositionen, sondern Absichten und Handlungen ethisch gewerthet werden, sind betreffende Analogien, wenn auch in unvollkommenerem Grade, nachweisbar.) —

Was nun die Bemessung des Unwerthes aus dem Schaden betrifft, so erkannten wir schon auf wirthschaftlichem Gebiete die Analogie zur positiven Werthbemessung als durchbrochen. Dies gilt ebenso für das ethische Gebiet. Während bei stetiger Zunahme der moralischen Gefühlsdispositionen jeder weitere Zuwachs ein um so geringeres Grenzfrommen mit sich bringen würde, gilt bezüglich der Zunahme unmoralischer Gefühlsdispositionen das genaue Gegentheil. Denkt man sich die Zahl der etwa in unseren Gemeinwesen lebenden Schufte und Mordbrenner verzehnfacht, so ist leicht abzusehen, dass diese dann — vermöge der überaus erschwerten Ueberwachung — einen weit grösseren als den zehnfachen Schaden von heute anrichten würden. Nur wenn ihre Zahl die Majorität der Gesammtheit überschritte, würde vielleicht jene Beziehung sich ändern. Jedenfalls aber fehlt die Analogie zum Grenzfrommen vollständig.

Indessen dürfte man aber aus den gegensätzlichen Verhältnissen auf dem Gebiete des Schadens nicht schliessen, dass die unmoralischen Gefühlsdispositionen eine um so intensivere ethische Verabscheuung erfahren müssten, je tiefer das moralische Durchschnittsniveau einer Bevölkerung herabsänke; denn erstens geht in diesem Falle meist auch die Erkenntniss des hiemit verbundenen Schadens verloren, zweitens aber gilt nur derjenige für unmoralisch, welcher in seiner Beschaffenheit

hinter dem Durchschnitt zurückbleibt, so dass mit einem Herabsinken der allgemeinen moralischen Beschaffenheit auch die moralischen Forderungen eingeschränkt werden.

So wirkt die Herabsetzung des moralischen Durchschnittsniveaus, oder — was dasselbe ist — die Vermehrung der unmoralischen Gefühlsdispositionen in zwei gegensätzlichen Tendenzen auf die ethisch missbilligende Bewerthung, welche darum je nach Umständen bald verstärkt, bald verringert wird; während — wie unschwer zu erkennen — jene beiden Tendenzen bei der Zunahme der moralischen Eigenschaften in der Abschwächung der auf sie gerichteten ethisch beifälligen Werthungen sich unterstützen.

8. Näheres über die ethische Sanction. — Um zu einem Ueberblick über die Hauptfactoren der ethischen Werthbewegung zu gelangen, ist es nöthig, den Phänomenen der ethischen Sanction eine nähere Betrachtung zuzuwenden. — Den Angelpunkt aller hiehergehörigen Probleme trifft die Frage, unter welchen psychologischen Bedingungen die mystische Erhebung bei den einzelnen Individuen sich einstellt. — Wenn wir nun im Folgenden hiefür eine Antwort zu gewinnen trachten, so kann dies nur unter der Voraussetzung geschehen, dass der Leser die in möglichster Gedrängtheit aufeinanderfolgenden Thesen durch eigene Gedankenarbeit auf thunlichst breiter empirischer Grundlage zu prüfen versuche.

Die mystische Erhebung stellt sich überall dort, und nur dort ein, wo die für sich furchtbaren und grauenerregenden Mysterien des Menschenschicksals als Theile eines schönen und darum beglückenden Ganzen zum Bewusstsein gelangen.

Dies lässt sich am deutlichsten erkennen, wo ein künstlerischer Eindruck uns die mystische Erhebung vermittelt. Wir legen solchen künstlerischen Eindrücken das Attribut der Erhabenheit bei und nennen sie „tragisch“ in jenem höheren Sinne, welcher sich nicht auf das Traurige der Katastrophe, sondern auf die Wucht und Bedeutung des ganzen Werkes

bezieht. — Tragisch oder erhaben ist hiernach jedes schöne und darum beglückende Ganze in um so höherem Maasse, je mehr und je intensivere Elemente aus dem Gebiete des Furchtbaren es in seinen Bannkreis einschliesst.

Versucht man nun das Wesentliche des Tragischen oder Erhabenen festzuhalten, so wird man es auch überall dort wiederfinden, wo die mystische Erhebung nicht durch einen künstlerischen Eindruck, sondern auf andere Weise vermittelt sich einstellt. Mögen es nun Erinnerungen, Ueberzeugungen, Gefühle oder Acte des Wünschens, Strebens oder Wollens sein, welche die mystische Erhebung verursachen — überall zeigt sich, dass diese dann, und nur dann lebendig wird, wenn zum Bewusstsein des Furchtbaren etwas Anderes hinzutritt, welches den gesammten psychischen Inhalt zu einem schönen gestaltet, so dass dann auch dasjenige, welches, für sich betrachtet, nur Furcht und Grauen hervorruft, als Miterreger der Beseligung empfunden wird.

Diese Behauptungen enthielten nicht viel mehr als eine Tautologie, wenn — wie dies besonders in neuester Zeit vielfach angenommen wird, und einer Auffassung entspricht, welche man folgerichtig als „ästhetischen Skepticismus" bezeichnen könnte — der Name Schönheit nur einer Beziehung zu unseren Gefühlen der Lust und Unlust Ausdruck gäbe, und Allem was wir mit Recht „schön" nennen, nichts weiter als die Fähigkeit, unser Gefallen zu erregen, gemeinsam wäre. Unter dieser Voraussetzung reducirten sich unsere Behauptungen dahin, dass die mystische Erhebung sich dann einstelle, wenn zu dem Bewusstsein von den Mysterien des Daseins andere psychische Inhalte hinzutreten, welche den Gesammtzustand zu einem beglückenden gestalten. Dieser Satz aber besagte nichts mehr, als dass die mystische Erhebung nicht durch Verwandlung der Gefühlsdispositionen des betreffenden Individuums in Bezug auf die Mysterien selbst hervorgerufen werde.

Allein wieviel Anschein auch die für den ästhetischen Skepticismus vorzubringenden Argumente besitzen mögen — sie lassen sich bei näherem Eingehen doch leicht als unstich-

haltig erweisen. — Alle diese Argumente können im Wesentlichen auf folgende zwei zurückgeführt werden: 1) Die Objecte, welche wir schön nennen, zeigen keinerlei gemeinsame Merkmale. 2) Die Menschen widersprechen sich vielfach in ihren Urtheilen über Schön und Hässlich.

Wie leicht abzusehen, hat das erste dieser Argumente den Anschein von grösserer Beweiskraft. Die äusseren Objecte, welche wir schön nennen — eine schöne Statue (d. h. ein in gewisser Weise behauener Steinblock), ein schönes Bild (d. h. eine mit Farbstoff überzogene Leinwand), ein schönes Buch (d. h. eine Anzahl mit Schriftzeichen bedruckter Papierblätter), ein schönes Musikstück (d. h. eventuell auch ein bedrucktes Papierblatt, oder etwa die durch ein Klavier in Schwingung versetzte Luft) sind so grundaus verschieden, dass man wohl an ihnen nichts Gemeinsames wird auffinden können, welches man selbst noch als ein Schönes bezeichnen dürfte. Allein es ist klar, dass wir jenen äusseren Objecten das Attribut der Schönheit nur in übertragener Bedeutung zuschreiben, nämlich insoferne sie schöne Vorstellungscomplexe in uns hervorzurufen vermögen. Untersucht man nun diese Vorstellungscomplexe, so wird man finden, dass die durch die äusseren Objecte hervorgerufenen Empfindungen und Wahrnehmungen niemals das Ganze derselben ausmachen, sondern dass Erinnerung (bei Poesie und Musik an die zeitlich vorausgegangenen, bei den bildenden Künsten an die beim Wandern des Blickes über das Object früher aufgefassten Theile) sowie Phantasie stets einen Beitrag zum Gesammtbilde liefern, ja dieses oft ganz und gar aufbauen, indem — wie etwa bei der Lectüre eines Epos — die Sinneseindrücke nur als unwesentliche Associationsbehelfe fungiren. — Unser Argument wäre also nur dann beweiskräftig, wenn sich zeigen liesse, dass nicht etwa den äusseren Kunstobjecten, sondern den durch sie vermittelten Vorstellungsgebilden, denen allein wir das Attribut der Schönheit im eigentlichen Sinne zuschreiben, keinerlei gemeinsames Merkmal zukommt. Auch hiefür spricht der Anschein bei erster Ueberlegung; denn auch die Vorstellungsgebilde

eines schönen Tonstückes etwa und einer schönen Statue zeigen keinerlei gemeinsame Elemente. — Allein dies genügt nicht zum Nachweis ihrer durchgängigen Verschiedenheit, da ihr Gemeinsames nicht nur in den Elementen, sondern auch in den auf diesen sich aufbauenden psychischen Inhalten höherer Ordnung enthalten sein könnte. Um diese Unterscheidung zu verdeutlichen, sei auf folgendes Beispiel hingewiesen: Eine Melodie, welche, in C-dur gespielt, etwa aus den Tönen c, d, e, g und a besteht, wird, in Fis-dur gespielt, aus den Tönen fis, gis, ais, cis und dis gebildet. Die Vorstellungscomplexe hier und dort enthalten somit kein einziges gemeinsames Element; dennoch ist es dieselbe Melodie, welche auf vollkommen verschiedener Grundlage hier wie dort sich aufbaut; und wir könnten diese Melodie nicht als dieselbe erkennen, wenn nicht Gleichheit irgend welcher psychischer Inhalte vorläge. — Auf dem eine grosse Mannigfaltigkeit von Kategorien umspannenden Gebiete solcher psychischer Inhalte höherer Ordnung, von denen die Melodie nur einen Specialfall darstellt, könnten nun bei durchgängiger Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Elemente die allem Schönen gemeinsamen Merkmale sich vorfinden [1]). Es ist dies das Gebiet, welches auch die Kategorien der Beziehungen, Verhältnisse und Gestalten umspannt, und auf welchem — wenn auch nicht immer im Bewusstsein seiner psychologischen Sonderstellung — das Wesen des Schönen

[1]) Begründung und Definition des Begriffes jener hier nur flüchtig charakterisirten „Inhalte höherer Ordnung“ in meiner Abhandlung „Ueber Gestaltqualitäten“ Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie XIV. Jahrg. 1890, Seite 249—292. Vgl. auch meine Abhandlung „Zur Philosophie der Mathematik“ ebendort XV. Jahrg. Anmerkg. Seite 293, sowie A. Meinong „Zur Psychologie der Complexionen und Relationen“ Ztschr. f. Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane, Seite 245—265. Bei dieser Gelegenheit freue ich mich, darauf hinweisen zu können, dass E. Mach schon 1864 in seinen „Bemerkungen zur Lehre vom räumlichen Sehen“ Fichte's Zeitschr. f. Philos. jenes anscheinende Paradoxon der gleichen Melodie auf verschiedenen Tönen — allerdings mit anderen Schlussfolgerungen — als tauglichen Ansatzpunkt für psychologische Betrachtungen ans Licht gezogen hat.

thatsächlich und zu allermeist von denjenigen gesucht wurde, welche nicht dem ästhetischen Skepticismus in irgend einer Form huldigten. Die einschlägigen Lösungsversuche allerdings entbehren der stricten Beweisbarkeit; aber nicht etwa, weil sich durchgängig Gegeninstanzen anführen liessen, sondern weil bei dem primitiven Stande unserer Psychologie auf den betreffenden Gebieten die zur Erklärung herangezogenen Begriffe nur äusserst unbestimmt und schwankend benannt und festgehalten zu werden vermögen.

Unter allen versuchten Definitionen scheint wohl diejenige das Wesen der Schönheit am angemessensten darzulegen, welche es direct als Einheit in der Mannigfaltigkeit bezeichnet, indirect aber durch die Forderung charakterisirt, das Schöne müsse ein aus Theilen bestehendes harmonisches Ganze sein, so beschaffen, dass man keinen Theil ohne Störung der Harmonie des Ganzen wegnehmen könnte. Niemand wird, an welchem Schönen auch immer er diese Bestimmungen sich zu veranschaulichen versuche, sie als inhaltslos erfinden; stets werden sie auf einen deutlich erkennbaren realen Kern hinweisen; und blos der eine Zweifel bleibt bestehen, dass jene nur allgemein bezeichnete und — mit unseren Mitteln zum mindesten — psychologisch nicht näher zu specialisirende Einheit oder Harmonie nur eine unbeabsichtigte begriffliche Fiction sei für den Thatbestand, dass der als schön bezeichnete Vorstellungscomplex in uns Gefühle der Lust zur Folge hat. Hierauf kann jedoch erwidert werden, dass unser Unvermögen, einen Begriff präcise zu definiren, keineswegs einen Beweis gegen seine reale Gültigkeit abgibt, andrerseits aber die meisten Menschen, welche den Namen des Schönen anwenden, hiemit einen engeren Begriff als den des Lustvollen im Allgemeinen zu bezeichnen beabsichtigten. Bietet diese Uebereinstimmung mit der überwiegenden Mehrheit auch keinen sicheren Beleg, so ist sie doch — im Verein mit der in ihrer allerdings mangelhaften Bestimmtheit dennoch zutreffenden Definition — ein bedeutender Wahrscheinlichkeitsgrund für die Existenz gewisser allem Schönen gemeinsamer Merkmale auf dem Gebiete der psychischen Inhalte höherer Ordnung.

Was nun das zweite der für den ästhetischen Skepticismus vorgebrachten Argumente anlangt — die weitgehende Verschiedenheit der menschlichen Urtheile über Schön und Hässlich — so ist es klar, dass diesem von vornherein keine absolut zwingende Beweiskraft innewohnen kann, da ja die menschlichen Urtheile über vieles an sich unverrückbar Bestehende auseinandergehen können, und mannigfache die Erkenntniss erschwerenden Umstände sich speciell beim ästhetischen Urtheilen wohl absehen liessen. Dennoch könnte die besondere Heftigkeit, Verbreitung und Verworrenheit des ästhetischen Meinungskampfes die Vermuthung nahelegen, es handle sich hier nur um subjective Gefühlswirkungen — wenn sich nicht andrerseits zeigte, dass von den meisten der Streitenden ein wesentliches Moment vernachlässigt und darum der Fragepunkt in irriger Weise verschoben wird. Die wenigsten, welche in den ästhetischen Meinungskampf eintreten, sind sich dessen klar bewusst, dass das Kunstobject und der Kunsteindruck zwei scharf zu unterscheidende Realitäten ausmachen, von denen nur der letzteren Schönheit im eigentlichen Sinne zugeschrieben werden kann. Die Begriffe des künstlerischen Objectes und des künstlerischen Vorstellungsgebildes, die Begriffe der Schönheit in sich und der Schönheit als Fähigkeit eines Dinges, den Menschen schöne Eindrücke zu vermitteln, werden in zahlreichen Aequivocationen verwechselt. Die Wenigsten stellen sich, wenn sie von einem Kunstobject verschiedene Gefühlseindrücke empfangen, die Frage, ob dies nicht daher zu erklären sei, dass jenes Kunstobject ihnen vermöge ihrer verschiedenen individuellen Veranlagung vollkommen verschiedene Vorstellungsgebilde hervorrufe; die Meisten gehen von der irrthümlichen, stillschweigenden Voraussetzung der Gleichheit jener Vorstellungsgebilde aus, und streiten darüber, ob einem gewissen, nicht näher definirten Etwas — Kunstwerk genannt — Schönheit zukomme, während sie, um die Divergenz der Gefühlswirkungen in ihren Ursachen zu erkennen, nach den besonderen Fähigkeiten, Eigenthümlichkeiten oder auch Mängeln forschen müssten, welche das betreffende Kunstobject zur Erzeugung schöner Vorstellungsgebilde bei

den empfangenden Individuen erfordert. Wer die hiemit angedeuteten Gründe näher verfolgt, wird auch unter der Annahme eines in sich Schönen als psychischen Inhaltes in der Heftigkeit des ästhetischen Meinungskampfes — soweit er wirklich als ein Kampf der Meinungen und nicht der Interessen bezeichnet zu werden verdient — nichts Befremdliches mehr erblicken.

Hiemit sind die Argumente für den ästhetischen Skepticismus widerlegt, und, wenn auch kein stricter Beweis für die gegentheilige Ansicht vorgebracht werden konnte, doch überwiegende Wahrscheinlichkeitsgründe für die Berechtigung des Schönheitsbegriffes geltend gemacht. In diesem Sinne nun verwenden wir den Begriff bei dem Satze, dass die mystische Erhebung nur dort, und stets dort sich einstelle, wo das Bewusstsein von den Mysterien des Daseins als Theil eines schönen psychischen Gesammtcomplexes lebendig wird.

Nun erklärt es sich auch leicht, weshalb (wie schon früher hervorgehoben)[1]) Wirkungswerthe und -unwerthe im Sinne des mystischen Gutes bei den verschiedenen Individuen sich so weit unterscheiden, oder mit andern Worten, weshalb die ethische Sanction individuell so weitgehende Mannigfaltigkeit, ja Gegensätze aufweist. Drei Gründe sind hiefür bestimmend. Erstlich erscheinen die Mysterien des Daseins den verschiedenen Individuen theils von verschiedenen Seiten oder doch mindestens in ungleicher Tiefe und Intensität und in stets ungleicher concreter Umrahmung; zweitens sind die übrigen psychischen Inhalte, welche das Bewusstsein von jenen Mysterien begleiten (zum mindesten Vitalempfindungen mannigfacher Art), ebenfalls individuell verschieden; und drittens verfügen die Individuen über verschiedene Kräfte und Fähigkeiten, wenn es gilt, das in individueller Gestalt und mit individuellen Begleitphänomenen auftretende Bewusstsein jener Mysterien durch Hinzuführung irgend welcher psychischer Inhalte zu einem schönen Ganzen zu erweitern. Dies letztere geschieht nämlich keineswegs immer

[1]) Vgl. III. Artikel, Seite 329 f.

(nur in der Kunst) durch die Phantasie, sondern oft (wie bei Ausgestaltung eines religiösen oder philosophischen Weltbildes) durch die Ueberzeugung resp. das Urtheil, und am häufigsten (wie etwa bei social ethisch hochstehenden Handlungen) durch Acte des Begehrens und die den entsprechenden Thaten sich anschliessenden Phänomene. Auch sind die betreffenden Fähigkeiten und Dispositionen keineswegs gleichwerthig im Sinne der ethischen Sanction. Eine ästhetisch gebildete Phantasie befähigt zu höchstem Aufschwung in Perioden der psychischen Kraftfülle, versagt aber zu Zeiten der Depression und Schwäche; eine religiöse oder philosophische Ueberzeugung bietet einen festeren Halt, kann aber durch Aufdeckung wirklicher oder vermeintlicher Widersprüche in sich oder mit den Thatsachen ins Wanken gebracht werden; den sichersten Bestand hat das Bewusstsein und die Erinnerung von dem eigenen Lebenswandel, besonders insoferne er durch Acte des Begehrens gestaltet und bestimmt wurde. — Ebenso wie durch jene drei Kategorien von Fähigkeiten Wirkungswerthe, können auch Wirkungsunwerthe im Sinne des mystischen Gutes geschaffen werden. Selbstverständlich begegnen und combiniren sich die hieraus sich ergebenden Einzelmotive bei den verschiedenen Individuen in der mannigfachsten Weise, welche den Gegenstand zu weitgehenden Untersuchungen bieten könnte.

Hier sollen nur diejenigen Beziehungen einer kurzen Betrachtung unterzogen werden, welche für den normal veranlagten Menschen zwischen den Forderungen der individualen und socialen Ethik bestehen — denn wenn die ethische Sanction auch noch so weitgehende individuelle Verschiedenheiten zeigen mag, so begründet auch hier (ähnlich wie auf dem Gebiete der menschlichen Eigen- und Wirkungswerthe) die durchschnittliche Aehnlichkeit menschlicher Veranlagungen und mindestens weitgehende Aehnlichkeit vieler Lebensschicksale eine ebenfalls weitgehende Uebereinstimmung bei der überwiegenden Mehrheit.

Zunächst erscheint es nun erklärlich (was schon früher hervorgehoben werden musste[1]), dass eine den Forderungen

[1]) Siehe III. Artikel, Seite 331.

der socialen Ethik conforme Beschaffenheit unter normalen Bedingungen auch vom Standpunkte der ethischen Sanction aus beifällig wird gewerthet werden müssen; und zwar vornehmlich deshalb, weil die Forderungen der social-ethischen Werthungen, insoferne sie selbst normal[1]) sind, den Ausdruck der Resultirenden aus dem Wünschen und Streben einer Vielzahl von Menschen darstellen, und darum derjenige, welcher hievon eine angemessene Vorstellung besitzt und seiner selbst als eines jenen Wünschen conformen Wesens bewusst wird, hierin einen Schatz der inneren Harmonie besitzt, der mindestens den Gedanken an die eigene Vernichtung zwanglos aufzunehmen vermag, im Verein mit gewissen kosmologischen Ueberzeugungen aber, oder selbst beim gänzlichen Fehlen solcher, auch den tieferen Mysterien gewachsen sein kann. Ebenso leuchtet es ein, dass derjenige gleichfalls einen Wirkungswerth im Sinne des mystischen Gutes sein nennen wird, der sich einer Beschaffenheit bewusst ist, welche für das allgemeine Wünschen und Streben einen thatsächlichen, ob auch unerkannten Wirkungswerth besitzt, wenn sie selbst noch nicht zum Gegenstande ethischer Werthungen geworden ist. Dann entfällt zwar diejenige Harmonie, welche auf der Conformität der ethischen Werthungen der Umgebung mit der eigenen Beschaffenheit beruht. Da indessen die ethischen Werthungen (resp. das aus ihnen entspringende Wünschen und Streben) nur einen relativ geringen Theil des gesammten menschlichen Wünschens und Strebens ausmachen, so ist dieser Ausfall von geringer Bedeutung und wird durch den Umstand, dass eine derartige ethisch noch nicht gewerthete Beschaffenheit künftige ethische Werthungen vorbereitet und einleitet, und daher um so grösseren thatsächlichen Wirkungswerth besitzt, mehr als aufgewogen. Dies wäre selbst dann der Fall, wenn jene Beschaffenheit von der Umgebung ethisch abfällig gewerthet würde, oder doch das Individuum, welches sie besitzt, den Gegenstand des Hasses und der Verachtung abgäbe. Selbst Christus konnte

[1]) Siehe Seite 429.

vor seinen Richtern seiner Beschaffenheit als einer derartigen sich bewusst werden, welche mit dem wichtigsten Theil der thatsächlichen Wünsche und Strebungen derselben Menge in Harmonie stand, welche dem Landpfleger das „kreuzige ihn" zurief.

Dass eine den aufstrebenden [1]) ethischen Werthungen entsprechende Beschaffenheit auch individual-ethisch gewerthet werden wird, eine den überlebten [1]) ethischen Werthungen entsprechende aber nicht mehr, sobald sie als solche erkannt ist — dies sind nur selbstverständliche Schlussfolgerungen aus dem Gesagten.

Klar ist es endlich, dass, sobald verschiedene ethische Werthungen zweier Werthungsgebiete in Conflict gerathen, die ethische Sanction unter übrigens gleichen Umständen diejenige Beschaffenheit wird bevorzugen müssen, welche von der grösseren Zahl der ethisch Werthenden, d. h. also von dem in solchem Sinne umfangreicheren Werthungsgebiete gefordert wird; — allerdings nur unter übrigens gleichen Umständen, da sonst die socialen Beziehungen und die Sympathie für die ethisch Werthenden selbst weit mehr ins Gewicht fallen.

Aber nicht nur die der socialen Ethik entsprechende Beschaffenheit ist individual-ethisch von Wirkungswerth, sondern auch das Streben nach dieser Beschaffenheit, sowie ein derartiges Verhalten in äusseren und inneren Handlungen, wie es jener Beschaffenheit entspräche, falls man sie besässe. Auch wer sich keines moralisch hochstehenden Charakters bewusst sein kann, wohl aber eines lebhaften Begehrens darnach und der diesem Begehren entsprechenden Handlungsweise, fühlt sich in Harmonie mit den Mitlebenden, wenn auch nicht in so inniger als der moralisch Veranlagte. Da aber das Begehren selbst einen Einfluss auf die eigene Charakterbildung besitzt, wächst diese Harmonie mit der Kraft und Dauer jenes Begehrens. Wenn man nun die mächtige Gewalt der Gewissensangst erwägt — d. h. also jenes Gefühles der Schutz- und

[1]) Siehe Seite 429.

Hilflosigkeit bei dem Gedanken an Tod und Vernichtung — so wird man wohl begreifen, dass derjenige, welcher in dem Begehren nach moralischer Vervollkommnung und dem entsprechenden Handeln einmal Rettung aus jener Bedrängniss gefunden hat, diese nun gleichsam mit allen Fasern seines Gemüthes festhält. — So wirken die individual-ethischen Motive zugleich als die productivsten Kräfte auf social-ethischem Gebiet, und zwar unter sonst gleichen Umständen und bei richtiger Erkenntniss stets im Sinne des weiteren Werthungsgebietes und der aufstrebenden Moral. Ja das Streben nach dem mystischen Gut ist selbst einer der wichtigsten Erzeuger neuer moralischer Werthe, indem es solche Gefühlsdispositionen schafft, welche, wenn sie sich bethätigen und von der Umgebung in ihrer Wirkung erkannt werden, die ethische Bewerthung auf sich lenken.

So erscheint es denn vollkommen erklärlich, dass die dem Streben nach dem mystischen Gut zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen selbst ethisch eine hohe Werthung erfahren, und zwar auch dort, wo sie in Folge einer von der Norm abweichenden Beschaffenheit das Einzelindividuum auf Bahnen drängen, welche mit denjenigen der social-ethischen Forderungen keineswegs harmoniren. Das letztere ist nämlich psychologisch sehr wohl möglich, und auch empirisch zwar als Ausnahme von der Regel, dennoch aber in zahlreichen Fällen gegeben. Dies veranschaulichen am klarsten zunächst analoge Divergenzen auf künstlerischem Gebiet. Halten wir uns etwa Beispiele vor, wie Dante's göttliche Komödie, den Dom zu Köln, Michelangelo's letztes Gericht, und J. S. Bach's hohe Messe, so gewahren wir, wie die verschiedene Veranlagung der Phantasie die Schöpfer jener Werke bei der Verfolgung eines Zieles auf weit von einander abliegende Bahnen gedrängt hat. Und doch sind sie alle sich darin ähnlich und unterscheiden sich zugleich darin von dem menschlischen Durchschnittsmaass, dass sie gerade in der Leistungsfähigkeit der Phantasie sich ihrer Hauptkraft zur Erstrebung der mystischen Erhebung bewusst wurden. Ihnen gegenüber steht eine Kategorie von Anders-

gearteten, welche zwar auch über eine mächtige Vorstellungskraft gebieten, jedoch in ihrem Gedankenlauf mehr als Jene durch die logischen Gesetze und den Zwang der Thatsachen gebunden werden; diese hüllen die Mysterien des Daseins nicht in einen schönen Rahmen aus Stein oder aus Tönen, sondern fügen sie in das System einer wissenschaftlich begründeten Weltanschauung; wieder Andere, deren intensives Vorstellungsleben weniger durch die Macht des Thatsächlichen an sich, als durch das Gewicht der Menschenschicksale ihrer Umgebung angeregt und gefesselt wird, sehen sich vor die Aufgabe gestellt, nicht in Worten, Tönen oder Erkenntnissen, sondern in Thaten zu dichten.

Nun ist es bekannt, dass viele Forscher und Künstler bei der kraftvollen aber einseitigen Verfolgung ihrer Ziele ihren Charakter keineswegs im Sinne der social-ethischen Forderungen ausbildeten. Andrerseits können auch diejenigen, welche zur Erfüllung der individual-ethischen Forderungen auf das Gebiet der Beeinflussung anderer Menschenschicksale verwiesen sind, wie sie je nach dem Haften ihrer miterlebenden Phantasie an engeren oder weiteren Kreisen zu Nationalhelden und Patrioten, oder zu Förderern der ganzen Menschheit sich gestalten — so auch durch besondere Lebensschicksale in früher Jugend, durch einseitig ausgebildetes Selbstbewusstsein und Kraftgefühl, und durch allerlei Abirrungen des Phantasielebens von der gesunden Norm auf die Bahnen des Tyrannen und Usurpators gedrängt werden. Die social-ethische Werthung solcher Charaktere zeigt deutlich einen oft mächtigen Widerstreit mit sich selbst. Während die unmoralischen Gefühlsdispositionen ethisch verworfen werden, kann die Mit- und Nachwelt doch nicht umhin, dem Seelenadel jener Gewaltigen (zu denen jedoch keineswegs alle unmoralischen Künstler, Forscher und Thatmenschen zählen, von denen die Geschichte berichtet, sondern nur diejenigen, welche aus einem starken individual-ethischen Streben heraus gestalteten) eine staunende Bewunderung zu zollen. So erscheint uns etwa selbst ein Don Juan nicht als gemeiner Verbrecher, sobald er dem „steinernen Gast“ unerschrocken in's Antlitz schaut. Jene

Bewunderung vor dem Seelenadel aber ist im grossen Ganzen mit der social-ethischen Werthung des individual-ethischen Strebens, resp. der ihm zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen, identisch. Und diese Werthung betrifft einen thatsächlichen Wirkungswerth für die Gesammtheit der ethisch Werthenden, weil die dem Streben nach der mystischen Erhebung entsprechenden Gefühlsdispositionen ihre expansive Tendenz (durch die Wirkungen des Beispiels und der Suggestion) auch dort bethätigen, wo sie mit im Uebrigen unmoralischen Dispositionen verbunden sind, und dadurch Fähigkeiten unter den Mitlebenden verbreiten, welche in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle als kräftigste Motive zur Förderung der socialen Moralität sich bewähren.

9. Ethische Werthbewegung. — Nach allem bisher Dargelegten fällt es leicht, die Hauptfactoren des Wandels der ethischen Werthungen zu überblicken, und ein Urtheil über die Hauptrichtung der ethischen Werthbewegung zu gewinnen.

An erster Stelle unter jenen Factoren verdient die Bildung neuer menschlicher Attribute erwähnt zu werden, welche, wenn sie sich im socialen Leben bethätigen, eine beifällige oder abfällige ethische Werthung auf sich lenken. Diese Bildung neuer Eigenschaften und Fähigkeiten — speciell neuer Gefühlsdispositionen — kann im menschlichen Entwicklungsgange aus allen erdenklichen bekannten und unbekannten Ursachen erfolgen, denen auch die im individual-ethischen Sinne wirksamen Kräfte beizuzählen sind. — Es wurde gezeigt, wie das durch die Gewissensangst angetriebene Streben nach dem mystischen Gute bei den normal Veranlagten die Tendenz besitzt, solche Bethätigungen zu schaffen und solche Dispositionen zu begründen, welche dem betreffenden Individuum seiner selbst als eines mit dem Begehren der Mitlebenden in Harmonie stehenden Wesens sich bewusst zu werden gestatten. Zudem aber scheint es die natürliche Proportionalität der menschlichen Constitution mit sich zu bringen, dass auch solche Dispositionen, welche sich lediglich in dem Streben nach Harmonie und Schönheit

des Innenlebens ausbilden, für die Mitlebenden Wirkungswerth erlangen, und daher die ethische Werthung auf sich lenken. So z. B. verdanken Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, wie auch Pflichtgefühl und Treue, sofern sie sich auf jene ersteren Eigenschaften stützen, ihre Nahrung vielmehr einem stolzen und selbstbewussten Aufrechterhalten der Harmonie und Schönheit des Innenlebens, als der Rücksichtnahme auf fremdes Wünschen und Begehren, auch insofern dieses letztere lediglich individualethisch wirksam wird. — So besitzen unter den mannigfachen unbekannten Ursachen der Neubildung ethisch in Betracht kommender Attribute die im individual-ethischen Sinne wirksamen Kräfte besondere Wichtigkeit.

Als zweiter Factor der ethischen Werthbewegung erscheint der Fortschritt der Menschen in der Erkenntniss ihrer selbst und ihrer socialen Beziehungen. Die Entstehung der ethischen Werthungen aus Wirkungswerthungen wurde eingehend dargelegt. Die Schätzung menschlicher Attribute als Wirkungswerthen aber erfolgt durch Vermittlung des Urtheils. Und wenn auch diesbezüglich weitgehende Irrthümer — wie erwähnt [1]) — selten oder niemals sich festsetzen, so findet doch eine stete Bereicherung der Erkenntniss in zweifacher Richtung statt. Erstens nämlich bedingt der Fortschritt der praktischen Volkspsychologie eine stets zunehmende Einheit und Differencirtheit in der psychologischen Begriffsbildung und ein immer präciseres Erfassen gerade derjenigen menschlichen Qualitäten, welchen vermöge ihres Einflusses auf das menschliche Handeln der grösste Wirkungswerth oder -unwerth zukommt — zweitens wird es im Anschlusse hieran möglich, das sociale Grenzfrommen, oder den bei der Werthbildung in Betracht kommenden Schaden der menschlichen Qualitäten in immer feinere Nüancen zu verfolgen. Dies bereichert und vermannigfaltigt einerseits die ethischen Werthungen — andrerseits wirkt es auch entwerthend auf diejenigen Objecte, welche als das Ergebniss roher Begriffsbildung sich erweisen, und nun den durch

[1]) Siehe Seite 429.

sachgemässere, präcisere Begriffe erfassten neuen Werthen gegenüber als „entfrommt“ erscheinen.

Ein hiehergehöriges Beispiel bietet der schon erwähnte Uebergang der ethischen Werthungen von der Urheberschaft einer That zu den Gefühlsdispositionen, welcher nach dem Gesagten nicht nur als Thatsache anerkannt, sondern auch seinen Ursachen nach begriffen werden kann[1]).

Von höchster, in dem Rahmen dieser Untersuchung unmöglich auch nur annähernd zu erschöpfender Bedeutung für die ethische Werthbewegung ist ferners der Wandel der socialen Verhältnisse und Gestaltungen, wie er selbst im Fortgang der menschlichen Entwicklung durch die mannigfachsten Ursachen bewirkt wird. Als Beispiel nur sei etwa darauf verwiesen, wie sehr in Staaten mit monarchischer oder aristokratischer, besonders speciell theokratischer Verfassung zu Zeiten der ruhigen Entwicklung oder gar der Stagnation die Dispositionen zur Pietät und Ehrfurcht vor dem Althergebrachten und zum Gehorsam vor irgend welcher Obrigkeit ethisch hochgehalten werden, und wie gegensätzlich sich hierin die demokratischen Gemeinwesen zu Zeiten rascher Veränderung verhalten.

Als ein specieller Fall des Wandels socialer Beziehungen verdient die Veränderung des Macht- und Zahlenverhältnisses zwischen activen und passiven ethischen Werthbildnern besondere Beachtung. So sind etwa manche Erscheinungen der gegenwärtig sich vollziehenden ethischen Werthverschiebungen auf eine Emancipation des bisher passiven Theiles der Werthbildner zurückzuführen.

In gewisser Verwandtschaft hiemit stehen diejenigen ethischen Werthveränderungen, welche sich durch die Erweiterung und Verschmelzung der ethischen Werthungsgebiete vollziehen, und so als eine Folge der Verbreitung und Verinnerlichung des menschlichen Verkehres erscheinen. Es war sicher kein Zufall, dass die allumfassende christliche Nächstenliebe und ihre ethische Werthung im umfassenden Weltreiche der Römer ihre Ge-

[1]) Vgl. hierüber III. Artikel, Seite 340 f.

burtsstätte fand. Ein intensiver geistiger Verkehr zwischen den Nationen wirkt nothwendig assimilirend nicht nur auf die Ansichten und Ueberzeugungen, sondern auch auf die ethischen Werthungen.

Endlich muss darauf hingewiesen werden, dass, sowie das Entstehen neuer menschlischer Qualitäten werthbildend, das Anwachsen und die Verbreitung von bisher ethisch beifällig gewertheten Qualitäten entwerthend wirken kann, und zwar dann, wenn jene Qualitäten so sehr zunehmen, dass ihr Grenzfrommen, vom Standpunkte der activen ethischen Werthbildner betrachtet, auf Null herabsinkt. — Der Vorgang ist theoretisch klar und könnte nur ob seiner empirischen Thatsächlichkeit bezweifelt werden. Allein die Geschichte der ethischen Entwicklung weist uns deutlich ein hiehergehöriges Beispiel. Wir sehen bei den alten Tragikern die „Mässigkeit“, d. h. diejenigen Gefühlsdispositionen, welche den Menschen zu einem Gegenwart und Zukunft gleichmässig erwägenden Handeln veranlassen, in einer Weise hochgehalten, wie dies unserem ethischen Gefühl nicht mehr entspricht, welches wohl den Mangel aller Gefühlstheilnahme an der eigenen Zukunft bis zu gewissem Maasse ethisch abfällig, das Vorhandensein jener Gefühlstheilnahme aber niemals ethisch beifällig werthet[1]). Ein volkspsychologischer Vergleich aber zeigt, dass jene Mässigkeit zu Zeiten der griechischen Tragiker viel weniger entwickelt war als heute, und dass daher jedenfalls ihr Grenzfrommen seither abgenommen hat, vielleicht ganz verschwunden ist. Der Schluss, dass die ethische Entwerthung sich hieraus erkläre, bedarf keines weiteren Beleges.

In ähnlicher Weise würde das Anwachsen jeglicher heute ethisch beifällig gewertheten Gefühlsdisposition über eine gewisse Grenze hinaus ihre ethische Entwerthung zur Folge haben — wenn nicht die betreffende Werthung auch im Zustande der Entfrommung etwa unter dem Typus der Erstarrung fortleben würde — was nicht anzunehmen ist. — Hiemit soll jedoch

[1]) Vgl. III. Artikel Seite 359.

nicht behauptet sein, dass die thatsächliche Constitution der menschlichen Natur jenen Fall jemals realisiren werde.

Nach diesem summarischen Ueberblick ist unschwer eine Vorstellung von der Verbreitung und Heftigkeit des Kampfes zu gewinnen, welcher entbrennen muss, wo alle Factoren der ethischen Werthbewegung zusammenwirken, und den wir thatsächlich in der Vergangenheit erschauen und in der Gegenwart erleben. Es gibt wenig menschliche Beziehungen, in welche nicht jener ethische Werdeprocess mit hereingreifen würde. Es ist klar, welche Bedeutung hiebei der psychischen Wirkung von Mensch auf Mensch zukommen muss. Besonders sei diesbezüglich auf die indirecte Wirkung durch das Beispiel[1]) — wie etwa beim Kampf um unscheinbare Aeusserlichkeiten und Objecte des Geschmackes — verwiesen, deren Bedeutung für den Entwicklungsgang ethischer Werthungen meist instinctiv herausgefühlt, selten klar und abstract erfasst wird.

Auch die ethische Theorie tritt mitunter in den ethischen Kampf ein und wird von demselben häufig nur allzusehr beeinflusst, indem der Theoretiker den praktischen Wunsch nach Einwirkung auf die ethischen Werthungen mit dem wissenschaftlichen der Aufstellung der thatsächlichen Grundprincipien des ethischen Lebens in unklarer Weise vermengt, und, ohne sich dessen bewusst zu werden, bald den einen, bald den andern vorwalten lässt.

Der Ueberblick über das Gesagte ermöglicht aber auch weiter ein Erfassen des Wesens ethischer Werthung überhaupt und der Grundtendenz ihrer Veränderung.

Man denke sich zu diesem Behufe zunächst die Resultirenden aus sämmtlichen Wünschen und Bestrebungen aller zur activen ethischen Werthbildung befähigten Individuen gebildet — wobei die Wünsche und Bestrebungen nach Maassgabe ihrer Kraft und der Fähigkeit der betreffenden Individuen

---

[1]) II. Artikel, Seite 219 ff.

zur activen ethischen Werthbildung in Betracht zu ziehen wären. Hierauf fasse man den Begriff der das menschliche Handeln bestimmenden Dispositionen in vollkommener Allgemeinheit, und bezeichne als die „natürlichen Tendenzen“ zur Ausbildung jener Dispositionen alle sie beeinflussenden Factoren mit Ausnahme der ethischen Werthungen. Nun mache man die fictive Annahme, dass die verfügbare menschliche Lebenskraft vermöge der „natürlichen Tendenzen“ sich in solcher Weise auf jene einzelnen Dispositionen vertheile, wie dies für die bestmögliche Erfüllung der charakterisirten Resultirenden aus den Wünschen und Bestrebungen jener Gesammtheit am geeignetsten ist. — Man kann leicht einsehen, dass dann keine der bezeichneten Dispositionen für die Gesammtheit ein Grenzfrommen besitzen, und selbstverständlich auch keine ihr einen für die Werthbildung relevanten Schaden verursachen, keine ihr also einen Wirkungswerth oder -unwerth darstellen würde. Hiemit aber wäre jeder Anlass zur ethischen Werthbildung im positiven oder negativen Sinne benommen. Selbst als Luxusgebilde[1]) würde sich eine solche Werthung nur sehr schwer festsetzen, weil sie, da sie ja wie jede ethische Werthung die Ausbildung der gewertheten Dispositionen fördern resp. hemmen würde, die Tendenz besässe, jenes günstigste Massverhältniss der Dispositionen in irgend einem Sinne zu alteriren; deswegen würde sie für die Gesammtheit als Wirkungsunwerth sich bethätigen, und als solcher auch mit der Zeit erkannt und ausgetilgt werden.

Nun werden thatsächlich die Dispositionen des menschlichen Handelns durch die „natürlichen Tendenzen“ nicht in jenem fictiven Verhältniss erzeugt; darum besitzen gewisse Dispositionen Grenzfrommen, andere verursachen Schaden. Dies führt zur Bildung ethischer Werthungen, welche selbst wieder die Tendenz haben, das Maassverhältniss der Dispositionen jenem günstigsten Verhältniss anzunähern.

Bezeichnen wir diese Tendenz als die Function der ethischen

[1]) Siehe Artikel II., Seite 256 ff.

Werthungen, so sehen wir diese letzteren mit wachsendem Intellect und mit zunehmender Erkenntniss in solcher Art sich verändern, dass sie einerseits den stets im Wandel begriffenen Verhältnissen sich anpassen, andererseits ihre Function auf immer vollkommenere Weise ausüben. Dies letztere geschieht vorzugsweise durch eine sich steigernde Präcision der begrifflichen Erfassung der das menschliche Handeln bestimmenden Dispositionen je nach ihrem Grenzfrommen oder Schaden. Die roheste und mangelhafteste Annäherung bot sich hiebei in dem der Anschauung nächststehenden Begriff der Urheberschaft einer Handlung von bestimmter Kategorie. — Relativ vollkommener und dem Begriffe der Disposition schon mehr sich annähernd war der Begriff jener Urheberschaft mit der Bestimmung der Voraussicht der Folgen, welcher später das ethische Werthungsobject constituirte. — Eine weitere und die bis heute vollkommenste Annäherung bietet der Begriff der Gefühlsdispositionen (welcher sich nach unserer Auffassung mit demjenigen der Begehrensdispositionen deckt). — Wir können heute nicht absehen, ob der Gang der Entwicklung hier stehen bleiben, oder ob der Fortschritt der allgemeinen Psychologie Mittel angeben wird, die Art, wie sich die Menschen zum Frommen oder Schaden Anderer bethätigen, durch noch feinere und präcisere Begriffe als diejenigen der Gefühlsdispositionen zu fassen[1]). Wäre dies der Fall, so würden sich zweifellos die ethischen Werthungen jenen neu erforschten menschlichen Attributen zuwenden.

10. Moralische Werthbewegung. — Da die ethischen Werthungen die Ausbildung ihrer Objecte fördern, resp. hemmen, und gegenwärtig selbst auf Werthungen gerichtet sind, so wirkt die ethische Werthbewegung als ein treibender Factor auf eine zweite Werthbewegung ein, welche wir in Consequenz unserer Terminologie[2]) als die moralische bezeichnen.

---

[1]) Schon vom Standpunkte der heutigen ethischen Werthungen aus mussten an einer Stelle Dispositionen der Phantasie zur Characterisirung herangezogen werden. (Siehe III. Artikel, Seite 349.)

[2]) Siehe III. Artikel, Seite 362 f.

Die Entstehung, Veränderung und Aufhebung moralischer und unmoralischer Werthungen erfolgt als das Ergebniss mannigfacher zusammenwirkender Kategorien von Kräften. Wenn wir nun die Wirkungen einer dieser Kategorien, nämlich der ethischen Werthungen, näher in Betracht ziehen, so haben wir festzuhalten, dass sie die moralische Werthbewegung keineswegs ausschliesslich dominiren, sondern ihr nur eine Richtungstendenz ertheilen, welche allerdings durch die Mitwirkung der ethischen Sanction bedeutend verstärkt wird. Nur insoweit die moralische Werthbewegung als ein Product der ethischen Werthungen und ihrer Veränderungen erscheint, soll sie hier in Betracht gezogen werden.

Die Entstehung der ethischen Werthungen aus Wirkungswerthungen ist bekannt. Die Gefühlsdispositionen werden als Wirkungswerthe betrachtet, weil sie den Menschen zu Handlungen mit bestimmten werthvollen Wirkungen veranlassen. Insoferne nun die moralischen Gefühlsdispositionen der auf sie gerichteten ethischen Bevorzugung ihre Ausbildung und Erhaltung verdanken, besitzen sie in jenen Wirkungen der durch sie veranlassten Handlungen ihre Erhaltungsglieder[1]). Da aber den ethischen Werthungen die Tendenz zukommt, in immer wachsender Präcision gerade die Dispositionen mit höchstmöglichem Wirkungswerth auszusuchen und zu bevorzugen, so muss sich ihre Wirksamkeit auf moralischem Gebiete in einer Tendenz der Werthbewegung zum Erhaltungsglied[2]) manifestiren, welche aus bekannten Gründen zumeist als eine Werthbewegung in der Zielfolge nach aufwärts[3]) und nach innen[4]) sich realisirt.

Diese Deduction aus den bisher aufgestellten Gesetzen sehen wir in der Erfahrung durch ein allmäliges Umsichgreifen der auf fernliengende und abstracte Ziele gerichteten moralischen Dispositionen sich bestätigen. Die Theorie hat mit ihrer Neigung

---

1) Siehe II. Artikel, Seite 234.
2) Ebendort, Seite 239.
3) Ebendort, Seite 236.
4) Ebendort, Seite 240.

zum Generalisiren der Wirklichkeit in dieser Beziehung vielfach vorgegriffen, und häufig finden wir die Aufgabe der Erforschung des „Moralprincipes“ mit derjenigen der „Aufstellung“ eines einzigen, abstracten und letzten Zieles moralischen Strebens und Begehrens in unklarer Weise vermengt und verwechselt. — Dem gegenüber geht aus unsern bisherigen Darlegungen hervor, dass die Concentrirung der den gesammten moralischen Gefühlsdispositionen zukommenden Lebenskraft auf eine einzige derartige Werthung — etwa auf das Streben nach grösstmöglichem Glück der Gesammtheit — für die ethisch Werthenden selbst keineswegs von höchstdenkbarem Wirkungswerth sein würde, da die Menschen, wenn sie nur mit dieser einen moralischen Gefühlsdisposition, wenn auch in hohem Maasse, ausgestattet wären, infolge zu ausgedehnter Ueberlegungen nur selten zum Handeln gelangten, und gerade in jenen Fällen, wo rascher Entschluss nöthig ist, zweifelnd und thatlos die Gelegenheit des Eingreifens vorübergehen liessen [1]). Es würden darum die auf nähere und concretere Ziele gerichteten Dispositionen des Fühlens und Begehrens selbst wieder ethisch gewerthet werden, und zwar höher als jene auf ein einziges fernes Ziel gerichteten, so lange, bis sich das für die Gesammtheit der ethisch activen Werthbildner günstigste Verhältniss wieder ergeben hätte.

Erscheint es somit weder als wünschenswerth (vom Standpunkte der möglichsten Befriedigung des Gesammtbegehrens aus betrachtet) noch auch als empirisch möglich, dass an Stelle der vielen jemals eine einzige moralische Fühlens- und Begehrensdisposition trete, so findet doch die thatsächliche Abweichung des Verhältnisses von dem für das Gesammtbegehren günstigsten gegenwärtig (und voraussichtlich noch für lange Zukunft) nach der Seite der Dispositionen mit näheren und concreteren Zielen statt, so dass die auf weite und abstracte Zwecke gerichteten moralischen Begehrens- resp. die ihnen zu

[1]) Vgl. hiemit das über das Verhältniss des „bewussten Strebens nach Nahrung“ mit dem „Hunger“ Erwähnte, II. Artikel, Seite 234.

Grunde liegenden Gefühlsdispositionen den höheren Wirkungswerth für die Gesammtheit besitzen, und dementsprechend auch ethisch höher gewerthet werden — welcher Umstand also, eine Zunahme der Erkenntniss und der Abstractionsfähigkeit vorausgesetzt, ein allmäliges Anwachsen jener Dispositionen bedingt.

Man beansprucht bisweilen (in richtiger Erkenntniss der Untauglichkeit alleiniger Bethätigung einer einzigen moralischen Fühlens- und Begehrensdisposition) für die auf weitere Ziele gerichteten moralischen Bestrebungen — etwa das Streben nach grösstmöglichem Glück der Gesammtheit — die Stelle von regulativen Principien gegenüber den auf nähere Ziele gerichteten moralischen Trieben, derart, dass diese für sich gleichsam das moralische Alltagsleben beherrschend gedacht werden, und erst wo sie unter einander oder mit den höheren Bestrebungen in Conflict gerathen, das entscheidende und bestimmende Eingreifen jener letzteren gefordert wird. Es ist jedoch leicht einzusehen, dass diese Forderung, wenn sie auch ein theilweise zutreffendes Bild des Zusammenswirkens beider Kategorien von Dispositionen bietet, dennoch niemals vollkommen erfüllt werden kann. Zunächst ist es klar, dass, wenn die auf nähere und concretere Ziele gerichteten moralischen Triebe den Intellect entlasten sollen, dieser unmöglich jeden Conflictsfall mit den Erfordernissen der höheren Bestrebungen bemerken und sich zu Bewusstsein bringen kann, so dass schon deswegen jene höheren Bestrebungen keineswegs überall dort eingreifen werden, wo in einem ihnen nicht adäquaten Sinne gestrebt und gehandelt wird. Weiter ist es aber auch zweifellos, dass, wo dieses Bemerken thatsächlich statthat, die Entscheidung im Sinne der höheren Strebungen nicht immer im Bereiche der psychologischen Möglichkeit liegt. Um dies einzusehen, hat man sich gegenwärtig zu halten, dass die motivirende Kraft einer auf eine bestimmte Kategorie von Zielen reagirenden Gefühlsdisposition im Einzelfall von mehreren Factoren abhängig ist; unter diesen sind die wichtigsten einerseits die Energie der Gefühlsdisposition selbst, andrerseits die Grösse des zu erhoffenden Erfolges, endlich auch noch die Gewissheit, mit welcher man sich die Erreichung

jenes Erfolges erwartet. Von zwei Menschen etwa, welche beide nach Bereicherung verlangen, wird der eine in dem Maasse stärker motivirt werden, als er erstlich überhaupt das stärkere Verlangen besitzt, zweitens den (relativ) grösseren, und drittens den sichereren Gewinn erhofft. Offenbar kann aber auch ein noch so grosser Unterschied in der Kraft des Verlangens es nicht verhindern, dass gegebenen Falles der im Allgemeinen schwächer Begehrende durch die Hoffnung auf einen sehr grossen und sicheren Gewinn einmal stärker motivirt wird, als der im Allgemeinen stärker Begehrende durch die Hoffnung auf einen sehr kleinen und unsicheren. Das analoge Verhältniss herrscht nun auch zwischen verschiedenen Begehrungen bei einem Individuum, resp. zwischen den höheren und niedrigeren moralischen Trieben. Wären auch die höheren Triebe absolut und im Verhältniss zu den niederen noch so kräftig entwickelt, so wären doch Fälle nicht ausgeschlossen, in denen sie kraft einer psychologischen Nothwendigkeit im Conflicte mit jenen unterliegen müssten. Man denke etwa einen Conflict zwischen dem Verlangen nach dem allgemeinen Wohle und der Mutterliebe. Ist das erste vergleichsweise auch noch so stark, so muss es doch nothwendig der Rücksicht etwa auf das Lebensglück des Kindes weichen, wenn der für die allgemeine Förderung zu erhoffende Gewinn unter ein gewisses Maass der Grösse und Gewissheit herabsinkt. (Bei der allgemeinen Förderung kommt natürlich auch das Wohl des Kindes, aber nicht mehr als das aller übrigen, in Betracht.) Von einer Mutter verlangen, sie solle in jedem Conflictsfall für das allgemeine Wohl sich entscheiden, hiesse von ihr verlangen, sie sollte ihr Kind nicht mehr lieben als alle andern — und dies wäre gleichbedeutend mit einer Verurtheilung des niedrigeren moralischen Triebes, speciell der Mutterliebe überhaupt.

Die höheren moralischen Triebe (Dispositionen des Begehrens, resp. Fühlens mit weiteren und allgemeineren Zielen) fungiren somit, auch wenn sie die stärkeren sind, den niedrigeren gegenüber nicht mit der Unbedingtheit von obersten Instanzen, s o n d e r n g e b e n d a n n n u r i n d e r M e h r z a h l d e r F ä l l e

den Ausschlag. Selbst das Hinzutreten eines neuen Triebes in Gestalt einer directen Gefühlsaversion gegen das Besiegtwerden der höheren von den niedrigeren Trieben kann — aus analogen Gründen — die Zahl jener Fälle zwar vermehren, niemals aber die gegensätzlichen Entscheidungen schlechterdings ausschliessen.

Nach diesen allgemeinen Erwägungen sollen kurz zwei Ziele näher betrachtet werden, welche die Objecte für die praktisch bedeutsamsten und theoretisch meistbehandelten höheren Triebe abgeben: nämlich einerseits das grösstmögliche Wohl der Gesammtheit, andrerseits deren höchstmögliche Entwicklung.

Die ethische Forderung, nach dem grösstmöglichen Wohl oder Glück der Gesammtheit zu streben, resp. die ethische Werthung derjenigen Gefühlsdispositionen, aus welchen jenes Streben hervorgeht, begegnet uns als das Schlussergebniss vieler moralischer Systeme. Die Stelle, welche es in dem unserigen einnimmt, ist theilweise schon durch das Gesagte erläutert, theils ergiebt sie sich aus einer Erwägung der Beziehungen zwischen der ethischen Bedeutung des allgemeinen Wohles und der allgemeinen Entwicklung. Hiebei muss es vor allem auffallen, dass der Begriff des grösstmöglichen Wohles der Gesammtheit in dieser Form nicht vollkommen präcisirt erscheint, oder doch wenigstens in Conflictsfällen keineswegs immer eine eindeutige Entscheidung zu begründen vermag. Als das grösstmögliche Wohl der Gesammtheit ist der grösstmögliche Ueberschuss von Lust oder der kleinstmögliche Ueberschuss von Unlust zu verstehen, welcher sich nach Addition, resp. Subtraction sämmtlicher Zustände von Lust und von Unlust ergibt. Nun kann aber ein derartiger bestimmter positiver oder negativer Ueberschuss durch sehr verschiedene Summengrössen erzielt werden. So z. B. könnte der Ueberschuss + 100 sich ergeben als die Glücksbilanz von 10 Menschen, von denen ein jeder Lustzustände von der Grösse 20 und Zustände der Unlust von der Grösse 10 durchlebt — ebenso aber auch als die Glücksbilanz von 100 Menschen, von denen ein

jeder Lustzustände von der Grösse 16, Schmerzzustände von der Grösse 15 durchlebt, oder als die Glücksbilanz von 100 Menschen, von denen zwei Lustüberschüsse gleich 50 erleben, bei den übrigen 98 Lust und Unlust einander das Gleichgewicht halten [1]). Die Forderung, das „grösstmögliche Wohl der Gesammtheit" anzustreben, enthält für einen derartigen Conflictsfall keinerlei ausschlaggebende Bestimmung; ebensowenig für die Alternative, ob ein (etwa unvermeidliches) Vorwiegen der Unlust, oder Aufhebung der Existenz (wie solche von manchen Pessimisten anempfohlen wird) zu wählen sei. Diese Mängel an Bestimmtheit bekunden sich nicht nur angesichts theoretischer Schrullen, sondern sind von praktisch fühlbarer Bedeutung, da man sich oft vor die Wahl gestellt sieht, mehr ein geringeres Glück Vieler oder ein grösseres Glück Weniger, mehr das Vorhandensein irgendwelcher Lust, oder nur ihr Ueberwiegen über den Schmerz anzustreben.

Somit ist das „Streben nach dem grösstmöglichen Glück der Gesammtheit" nur ein gemeinsamer Ausdruck für eine Gruppe verwandter aber nicht gleicher Bestrebungen, unter denen eine Ethik, welche ihrer Aufgabe mit Aufstellung eines letzten obersten Zieles gerecht werden zu können vermeint, vor allem eine bestimmte Auslese treffen müsste. Von unserem Standpunkte aus hätte dies einen Sinn nur als Antwort auf die Frage, welche von jenen äquivoken Bestrebungen für die Gesammtheit der activen ethischen Werthbildner den grössten Wirkungswerth repräsentire. Dieses ungemein schwierig zu lösende Problem kann jedoch billig umgangen werden, da jedenfalls einleuchtet, dass allen auf das grösstmögliche Glück der Gesammtheit gerichteten Bestrebungen — resp. den ihnen zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen — ein hoher

[1]) Die zahlenmässige Bemessung kann hier, wie bei intensiven, nicht theilbaren Grössen überhaupt, nur approximativ und vergleichsweise erfolgen, indem man z. B. eine Lustintensität I im Vergleich zu einer kleineren i doppelt so gross nennt, wenn I und i in einem gleichen Grössenverhältnisse stehen, wie etwa die Länge von 6 zur Länge von 3 Fuss.

Wirkungswerth zukommt, welcher ihre ethische Bevorzugung vor den niedrigeren moralischen Trieben rechtfertigt.

Von actuell weit grösserer Wichtigkeit dagegen wäre die Frage, ob das andere ethisch vielfach urgirte Ziel der „grösstmöglichen Entwicklung" mit dem „grösstmöglichen Wohl der Gesammtheit" (in irgend einer seiner Deutungen) sachlich zusammenfalle, oder eine abweichende Richtung moralischen Strebens determinire. — Vieles scheint für das erstere zu sprechen. Die Entwicklung der gesammten Ketten der Lebewesen von den niedrigsten zu den höchsten Gebilden zeigt eine oft schon hervorgehobene Analogie zum Wachsthum des Einzelindividuums vom Keim zu höheren Entfaltungen. Wie nun ein gesundes, normales Wachsthum für das Einzelindividuum meist auch den lustvollsten Zustand repräsentirt, so könnte man dies auch für die biologische Entwicklung im Grossen als wahrscheinlich annehmen. — Doch lassen sich diesbezüglich auch manche Gegeninstanzen vorbringen. Gerade die kräftigst und originellst entwickelten Individuen haben mitunter schmerzliche Entwicklungskrankheiten zu überstehen, und auch die analogen historischen Epochen eines kräftigen Fortschrittes bieten keineswegs das Bild des höchstmöglichen menschlichen Wohlbehagens. Vielmehr scheint dieses gewissen Formen nicht der E n t w i c k l u n g, sondern der E r s t a r r u n g zu eigen zu sein. Das Leben beispielsweise der sogenannten Naturvölker, bei denen der Ueberschuss an organisirender Kraft, welcher auch ihnen zu eigen ist, in gewissen feststehenden Typen des Heldenthums und Männerkampfes sich entlädt, die Blüthe der Jugend nach kurzem, freudenreichem Dasein eines raschen, wenig schmerzlichen Todes dahingerafft wird, und die Gestaltung des Menschenschicksals unverändert vom Ahn auf den Enkel sich vererbt — scheint für die Gesammtheit aller Betheiligten wenn auch kein höheres Maass von Lust, so doch ein grösseres Uebergewicht von Lust über den Schmerz einzuschliessen, als die mit der Entwicklung nothwendig verbundene stete Veränderung, welche jede neue Generation vor die Aufgabe stellt, mit ihren von den Vorfahren ererbten und daher

früheren Lebensbedingungen angepassten Dispositionen sich in neue Verhältnisse zu fügen. — Allerdings würde eine auch nur einigermaassen bestimmte Beantwortung der Frage die präcise Fixirung des Begriffes der Entwicklung voraussetzen, welchen wir heute nur approximativ aus einem Ueberblicken der ganzen Stufenleiter der Lebewesen bis zum Menschen hinauf herauszuahnen vermögen. Immerhin aber besitzt der Zweifel an der Identität des grösstmöglichen Wohles und der höchstmöglichen Entwicklung auch bei der relativen Unbestimmtheit des letzteren Begriffes seinen guten Grund; und hieraus ergibt sich naturgemäss die weitere Frage, in Verfolgung welches von diesen beiden Zielen, falls sie nicht identisch sein sollten, der einzelne Mensch den höheren Wirkungswerth für seine Umgebung darstellt — woraus dann das moralische und ethische Verhältniss jener Ziele erschlossen werden könnte.

Diesbezüglich möge Folgendes erwogen werden: — Wenn es richtig wäre, dass der Mensch in letzter Linie nur nach grösstmöglichem eigenen oder fremden Wohl zu begehren vermöchte, so würde das Streben nach grösstmöglichem Wohl der Gesammtheit für diese Gesammtheit selbst von höchstem Frommen, und — wegen der relativen Seltenheit der betreffenden Gefühlsdispositionen — auch von höchstem Wirkungswerthe sein. — Nun ist aber unser Begehren thatsächlich auf viel mannigfaltigere Ziele gerichtet, welche sich, da die einzelnen Zielfolgen in den der Entwicklung förderlichen Gliedern ihre Erhaltungsglieder besitzen[1], der Hauptrichtung der Entwicklung — falls dieser eine solche innewohnt — immer mehr annähern. Daher wird das Streben nach Entwicklung für die Gesammtheit das höchste Frommen zur Folge haben, und darum auch den grössten Wirkungswerth darstellen, falls die ihm entsprechenden Gefühlsdispositionen sich nicht schon in Folge der „natürlichen Tendenzen“[2]) in entsprechendem Maasse realisiren — was bei der Abstractheit und Differenzirtheit des

[1]) Siehe II. Artikel, Seite 265.
[2]) Siehe Seite 454.

Zieles absolut nicht anzunehmen ist. — Somit muss, falls die Entwicklung eine bestimmte Richtung einhält, und höchstmögliche Entwicklung mit dem grösstmöglichen Wohl der Gesammtheit nicht identisch ist, mit dem Fortschritte des Intellects die ethische Werthung in immer wachsender Bestimmtheit den dem Streben nach höchstmöglicher Entwicklung der Gesammtheit zu Grunde liegenden Gefühlsdispositionen sich zuwenden.

Die in unserer Zeit immer mehr um sich greifende „Entwicklungsmoral", das heisst also die ethische Werthung jener Gefühlsdispositionen (welche man unter die Bezeichnung der Liebe zur Entwicklung zusammenfassen kann) erscheint somit — unter der Voraussetzung, dass eine Entwicklung nach bestimmter Richtung überhaupt statthat — als aufstrebende Moral, resp. als aufstrebende ethische Werthung nachgewiesen[1]).

Mit dem Gesagten ist jedoch die durch den Einfluss der ethischen Werthungen verursachte moralische Werthbewegung noch nicht erschöpfend charakterisirt. Vielmehr machen sich noch Tendenzen geltend, welche auch auf ausserethischem Gebiete nachgewiesen werden können, und darum zunächst in voller Allgemeinheit dargestellt werden sollen.

Es ist eine auf breitester Grundlage zu beobachtende Thatsache, dass die günstigste Veranlagung zur Verwirklichung einer grösstmöglichen Menge von Objecten einer bestimmten Kategorie nicht in dem ausschliesslichen Begehren nach diesen Objecten selbst, sondern in dem vorwiegenden Begehren nach der auf die Verwirklichung jener Objecte gerichteten Thätigkeit beruht. Dies zeigt sich am deutlichsten bei den sogenannten Geschicklichkeitsspielen. Nicht derjenige ist zum besten Billardspieler prädisponirt, welcher, lediglich von Gewinnsucht getrieben, den lebhaftesten Wunsch hegt, eine möglichst grosse Zahl von

---

[1]) Specielleres über den Kampf zwischen Wohlfahrts- und Entwicklungsmoral in meinem Aufsatz „Werdende Moralität, II.", Freie Bühne für den Entwicklungskampf der Zeit, Berlin 1892, Heft X.

Partieen zu möglichst hohen Einsätzen zu gewinnen, sondern derjenige, welcher (abgesehen vom Talent) die grösste Freude an dem Billardspiel selbst findet, d. h. welcher weniger nach dem Gewinnste oder dem Gewinnen als vielmehr nach der Thätigkeit begehrt, welche die Verfolgung des Gewinnstes oder des Gewinnens erfordert. Analoge Verhältnisse sind allenthalben im praktischen Leben nachzuweisen. Betrachtet man etwa die Männer, welche den grössten Reichthum erwarben, so findet man keineswegs bei der Mehrzahl derselben ein glühendes Verlangen nach dem Reichthum selbst und nach dem, was er ermöglicht, sondern vielmehr ein unmittelbares Bedürfniss nach der Thätigkeit des Erwerbens und dem hiefür charakteristischen Kampfe mit der Natur oder mit wirthschaftlichen Concurrenten. — Lessing's Bekenntniss, dass er das Streben nach Wahrheit mehr liebe als die Wahrheit selbst, hat wohl für alle Forschernaturen seine — wenn auch häufig unerkannte — Richtigkeit. — Als Napoleon I., auf St. Helena verbannt, sich die Möglichkeit zur Erreichung grosser politischer Ziele schlechterdings abgeschnitten sah, verfiel er nicht etwa in absolute Lethargie, sondern bethätigte seine Tyrannennatur in den kleinlichen Verhältnissen, die ihn umgaben, und welche allein er noch zu beeinflussen vermochte — ein deutlicher Beweis dafür, dass auch jenem zum Usurpator so hervorragend Begabten die Thätigkeit des Machtgewinnens und des Beherrschens ein tieferes Bedürfniss war, als die Verwirklichung eines bestimmten Endzweckes auf dem Gebiete persönlicher Machtentfaltung.

Die Gründe aller dieser Erscheinungen sind als zweifach leicht zu erkennen.

Wer durch eine ihm an sich gleichgültige oder sogar unliebsame Thätigkeit nach einem heftig begehrten Ziele strebt, der befindet sich naturgemäss, wenn er die Erreichung des Zieles nicht mit grosser Bestimmtheit erwarten zu können glaubt, in steter Sorge und Aufregung, welche noch durch den Gedanken vermehrt wird, dass möglicher Weise alle schon verwendete Mühe und Anstrengung nutzlos aufgebraucht worden

sein könnte. In diesem Zustande der Erregung aber, stets zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, ist er zu consequentem, zweckmässigem Vorgehen wenig geeignet. Wie die Hand des Billardspielers ihre Ruhe und Festigkeit verliert, wenn dieser von dem Gelingen eines Stosses einen sehr hohen Einsatz, etwa sein ganzes Vermögen, abhängig weiss, so erleiden in analogen Fällen auch die Functionen des Intellectes und der Entschlussfähigkeit eine merkliche Einbusse. Namentlich wird die Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils über die Wahl der zu dem Zwecke geeignetsten Mittel in derselben Weise beeinflusst, wie überhaupt die Urtheilsfähigkeit über Objecte, an denen ein grosses Gefühlsinteresse haftet[1]). Die Neigung, das Gewünschte auch für möglich zu erachten, drängt zu einer ungerechtfertigt optimistischen Beurtheilung der Tauglichkeit einzelner Mittel; und in der Absicht, diesem Denkfehler zu entgehen, oder aus Furcht, ihm zu verfallen, geräth man leicht zeitweise in einen ebenso übertriebenen Pessimismus, so dass man den Wirkungswerth der sich darbietenden Mittel weniger nach sachlichen Gründen als nach der jeweiligen subjectiven Stimmung zu schätzen Gefahr läuft. — Wem dagegen vornehmlich die Thätigkeit, und ihr Ziel erst in zweiter Linie Selbstzweck ist, der wird, da er ja die Thätigkeit des Strebens nach dem Ziele auszuüben sich bewusst ist, stets von der beruhigenden Gewissheit begleitet sein, dass er den Hauptzweck seines Wünschens auch erreiche, selbst dann, wenn ihm die Verwirklichung des Zieles höchst zweifelhaft erscheint. Er wird durch den Wechsel der Chancen für oder gegen das Gelingen seines Unternehmens nicht übermässig erschüttert, und in seiner Entschluss- und Handlungsfähigkeit nicht wesentlich beeinträchtigt werden, und den klaren Blick in der Beurtheilung der für das Ziel geeignetsten Mittel sich bewahren.

Den zweiten Grund erschliesst folgende Ueberlegung: — Wer durch eine Vielzahl von Handlungen, welche auf Ziele

---

[1]) Vgl. hiemit das Seite 418 ff. über die Wirkungen ethischer Werthungen Gesagte.

gleicher Kategorie gerichtet sind, ein möglichst hohes Maass jener Ziele zu verwirklichen strebt, der handelt am entsprechendsten, wenn er in Conflictsfällen bezüglich der Wahl der Wege und Mittel die Grösse des zu erhoffenden Gewinnes und die Wahrscheinlichkeit, dass derselbe durch die betreffenden Mittel erreicht werde, in gleicher Weise berücksichtigt. Zahlenmässig ausgedrückt, würde diese Einsicht zur Maxime führen, dass man, um ein möglichst hohes Maass von Zielen zu verwirklichen, stets diejenigen Mittel und Wege wählen und einschlagen müsse, bei denen das Product aus der Grösse des zu erhoffenden Gewinnes in die Wahrscheinlichkeit seiner Verwirklichung ein möglichst hohes ist. Beispielsweise würde die Anstrebung eines Zieles 10 mit der Wahrscheinlichkeit $^{1}/_{8}$ derjenigen eines Zieles 4 mit der Wahrscheinlichkeit $^{2}/_{8}$ vorzuziehen sein. ($^{10}/_{8} > ^{8}/_{8}$.) Vorausgesetzt ist jedoch hiebei immer eine genügende Vielzahl von Handlungen, welche um so grösser sein muss, je kleiner die Wahrscheinlichkeit des Gelingens bei einer einzelnen sich stellt. So z. B. dürfte man, um zweckmässig zu handeln, den Gewinn 100 mit der Wahrscheinlichkeit $^{1}/_{30}$, obwohl $^{100}/_{30} > ^{8}/_{8}$, nur dann dem Gewinn 4 mit der Wahrscheinlichkeit $^{2}/_{8}$ vorziehen, wenn man mindestens etwa 100 Handlungen nach dem Typus $^{100}/_{30}$ ausführen zu können erwarten darf — da sonst die Wahrscheinlichkeit, nach dem Typus $^{100}/_{30}$ gar nichts zu erreichen, zu gross sein würde. — Es ist nun klar, dass sobald auf Grund derartiger Bemessungen, welche wir zwar nicht zahlenmässig, dennoch aber approximativ vollziehen, die Entscheidung in einem Conflictsfall getroffen werden muss, ebenfalls derjenige im Vortheil sein wird, welcher vornehmlich die Thätigkeit des Strebens nach einem bestimmten Ziele, und dieses letztere erst an zweiter Stelle werthet. Denn bei ihm allein werden im Allgemeinen die Grösse des zu erhoffenden Gewinnes und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges ein proportionales Gewicht in der Motivirung besitzen. Da er vor allem die Thätigkeit des Strebens nach dem Ziele als solche werthet, muss er auch die dem Zweck am besten entsprechende Thätigkeit am höchsten

werthen, und dies ist aber diejenige, bei welcher das charakterisirte Product sein Maximum erreicht. Diese Thätigkeit wird dann um ihrer selbst willen ausgeführt. — Wem es dagegen ausschliesslich oder doch zumeist auf die Erreichung des Zieles ankommt, der wird durch die Grösse des zu erhoffenden Gewinnes einerseits und durch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges andrerseits je nach seiner individuellen Disposition gefühlsmässig sehr verschieden, und keineswegs in der Mehrzahl der Fälle proportional beeinflusst. Die Schätzung, welche der die Thätigkeit Werthende mit dem Intellect ausführt, vollzieht sich hier gleichsam durch das Gefühl, welches beide Factoren noch mit specifischen Coëfficienten versieht. So werden die ängstlichen Gemüther stets den höheren Wahrscheinlichkeitsgrad des Gelingens auch bei unverhältnissmässig kleinem Gewinn, Menschen dagegen mit ausschweifender Phantasie im Allgemeinen den hohen Gewinn auch bei unverhältnissmässig geringer Wahrscheinlichkeit des Erfolges vorziehen. — Durch beiderlei Abweichungen jedoch wird nach dem Gesetz der grossen Zahlen bei einer Mehrheit von Handlungen die Grösse des Erfolges beeinträchtigt.

Dies also die zwei Gründe, weswegen das vornehmliche Werthen der auf ein Ziel gerichteten Thätigkeit für die Erreichung des Zieles selbst günstiger ist, als die alleinige oder überwiegende Werthung des Zieles. Hiedurch wird[1]) eine von den bisher betrachteten verschiedene Werthbewegung bedingt; eine Uebertragung des Eigenwerthes von dem Gethanen oder zu Thuenden (dem Objecte des Thuns) auf das Thun selbst, ein Wechsel also in den Kategorien des Gewertheten, welcher sich unter den Begriff der Werthbewegung nach abwärts einordnen lässt, und etwa als die Werthbewegung zur Thätigkeit bezeichnet werden kann. Diese Werthbewegung kann sich mit derjenigen zum Erhaltungsglied in einer Weise combiniren, welche dann begrifflich charakterisirt

---

[1]) Aus Ursachen, welche den im II. Artikel Seite 234 ff. angeführten analog sind.

zu werden vermag, wenn man die Objecte einer um ihrer selbst willen gewertheten Thätigkeit mit eigenem Namen, etwa als sekundäre Ziele bezeichnet. Denkt man sich nämlich die verschiedenen Glieder einer Zielfolge als sekundäre Ziele verschiedener um ihrer selbst willen gewertheter Thätigkeiten, so ist es klar, dass die Werthungen jener Thätigkeiten, deren sekundäre Ziele dem Erhaltungsgliede näher liegen, hieraus Vortheile im Kampf ums Dasein ziehen müssen. Daher wird sich in den sekundären Zielen die Bewegung zum Erhaltungsglied, also normaler Weise in der Zielfolge nach aufwärts, abspielen, während zugleich in den direct gewertheten Objecten eine Bewegung zur Thätigkeit, also nach abwärts statthat. Vorausgesetzt wird hiebei immer die Zunahme des Intellects und der Abstractionsfähigkeit, welche namentlich für die Bewegung zur Thätigkeit bedingend ist, da der Begriff einer auf ein Ziel gerichteten Thätigkeit nur viel schwieriger in einer das Gefühl bestimmenden Deutlichkeit erfasst werden kann, als der Begriff des Zieles selbst.

Zu beachten ist noch, dass auch die Werthbewegung zur Thätigkeit nicht als eine Bewegung im Sinne etwa derjenigen eines räumlich fest begrenzten Gegenstandes gedacht werden kann, indem nämlich nach Vollzug der Bewegung die sekundären Ziele keineswegs vollkommen entwerthet zu sein brauchen. Vielmehr ist eine mässige directe Werthung der sekundären Ziele für ihre möglichst häufige Verwirklichung sogar von Vortheil, da sonst zu leicht eine durch Einflüsse verschiedener Art bedingte Werthverschiebung inbetreff der Thätigkeit platzgreift, so dass nicht mehr präcise die auf das Ziel hinwirkende, sondern eine ihrer Art nach verwandte aber erfolglose Thätigkeit gewerthet wird. Als anschauliches Beispiel mögen hier wieder die Geschicklichkeitsspiele dienen. Ein Billard- oder Kegelspiel ganz ohne Gewinnsteinsätze verfällt leicht der Gefahr, gleichsam zu demoralisiren, d. h. man fühlt sich leicht versucht, dann etwa nur um willen der Kraftentfaltung oder irgend welcher besonderer Lieblingskunststückchen sich zu bethätigen, und nicht nach der einen Richtung, welche das Spiel

erheischt; die Werthung des Abstractums etwa: „Thätigkeit, welche dahinführt, möglichst viel Kegel mit der Kugel umzuwerfen" geht leicht über in die Werthung der Thätigkeit des starken Kugelschiebens überhaupt, oder einer ähnlichen. Wird dagegen das sekundäre Ziel entweder um seiner selbst oder um des Gewinnstes willen ebenfalls gewerthet, so erfährt die Werthung der Thätigkeit hiedurch eine stete Controle und nöthigenfalls, sobald sie die Tendenz zur Verschiebung zeigt, Correctur. Darum hat die Praxis als die für möglichst wirkungsvolle Entfaltung der Geschicklichkeit beim Spielen günstigsten Bedingungen schon längst das Spielen um mässig hohe Einsätze erkannt, bei welchem die Thätigkeit als Haupt-, der Gewinn als Nebenzweck gewerthet wird. — Auch zum Lebenskünstler ist derjenige am besten veranlagt, welcher die Gefühlsemancipation vom thatsächlichen Erfolge seines Wirkens zwar nicht vollständig, aber doch so weit durchgeführt hat, dass dieses ihm zum Haupt-, jener zum Nebenzweck geworden ist — derjenige also, welcher in Bezug auf das Leben mit seinen theils vom Wechsel des Glückes, theils von der Fähigkeit des Individuums abhängigen Endergebnissen in einer ähnlichen Gefühlsverfassung sich befindet, wie gegenüber einem um seiner selbst willen betriebenen Spiele mit mässig hohen Gewinnsteinsätzen.

Es wird daher in allen Zielfolgen, welche Erhaltungsglieder besitzen, mit der wachsenden Fähigkeit des Menschen, die auf ein Ziel gerichtete Thätigkeit als solche abstract zu erfassen und zu werthen, eine Werthbewegung zur Thätigkeit, combinirt mit einer Werthbewegung zum Erhaltungsglied, zu beobachten sein — bis zur etwaigen vollkommenen Herstellung jenes dem Spiele analogen günstigsten Verhältnisses. — Die Tendenz nun zu einer solchen Werthbewegung bekundet sich auch auf moralischem Gebiet unter dem modificirenden Einflusse der ethischen Werthungen, welche diejenigen Gefühlsdispositionen am meisten in ihrer Ausbildung begünstigen, die für die Verwirklichung der der Gesammtheit werthvollsten Handlungen die günstigsten sind. Mit wachsender Bestimmtheit erscheint uns derjenige

moralisch am höchststehenden, welcher vor allem das moralische Wirken um seiner selbst willen liebt; und hiedurch begünstigt, verschieben sich auch die moralischen Gefühlsdispositionen in diesem Sinne. Nicht das grösstmögliche Wohl, nicht die höchstmögliche Entwicklung der Gesammtheit sind demnach die höchsten moralischen Eigenwerthe, sondern das Streben nach jenem und nach dieser — und dem analog auch das Streben nach den Objecten der (früher betrachteten) untergeordneteren moralischen Werthungen[1]). — Wenn in unserer Zeit die Anschauung immer mehr um sich greift, dass die Menschheit des Glaubens an ein jenseitiges Leben entrathen könne, in welchem die Verwirklichung der moralischen Ziele angenommen wird, so ist dies nur erklärlich als eine Folgeerscheinung jener Werthverschiebung zur Thätigkeit, welche die moralisch Hochstehenden sich ihres Strebens selbst zugleich als der Erfüllung ihres intensivsten Begehrens bewusst werden lässt, so dass für sie gleichsam das Himmelreich auf Erden weilt. — Hiemit soll jedoch nicht behauptet sein, dass eine derartige Werthung alle Bedürfnisse nach metaphysischen Ausblicken überhaupt zum Schweigen bringe.

So wie die beifälligen ethischen Werthungen fördernd auf die Ausbildung der moralischen — so wirken die abfälligen ethischen Werthungen hemmend auf diejenige der unmoralischen Gefühlsdispositionen. Bestimmte Tendenzen der Werthbewegung jedoch können hier — schon wegen des Mangels eines Erhaltungsgliedes — nicht nachgewiesen werden.

11. Ethischer Rath. — Wer der Auffassung beipflichtet, dass der Verstand, also die Functionen des Urtheilens oder Fürwahrhaltens, die Bildung von Eigenwerthen in keinerlei Weise direct zu beeinflussen vermöge[2]), der wird auch von der

[1]) Vgl. hiemit das Seite 350 f. über die Beschränkung der Theilnahme auf die eigene Wirkungssphäre Gesagte.

[2]) Siehe I. Artikel, Seite 94.

Ethik, welche, wie jede Wissenschaft, nur eine Summe von Erkenntnissen, also Urtheilen, darstellt, nicht erwarten können, dass sie selbst sei es die ethischen Werthungen oder die moralischen Gefühlsdispositionen direct bestimme oder verändere. Dennoch vermag sie nach beiden Richtungen hin indirecte Einflüsse auszuüben, deren Tragweite und Grenzen nun betrachtet werden sollen.

In Bezug auf die ethischen Werthungen ist dies bereits geschehen bei der Besprechung der Einflüsse der Erkenntniss auf die ethische Werthbewegung[1]). Insoweit die dort charakterisirten Kategorien von Erkenntnissen der Ethik beizuzählen sind, nimmt diese an jenen Wirkungen Theil. Namentlich gehören hieher praktische Untersuchungen über den socialen Wirkungswerth einzelner menschlicher Attribute und speciell menschlicher Gefühlsdispositionen. Sofern nun solche Untersuchungen eine Abweichung zwischen den socialen Wirkungs- und den thatsächlichen ethischen Eigenwerthen der betreffenden Attribute ergeben, können sie, wenn sie in das allgemeine Bewusstsein eindringen, eine allmälige Abänderung der ethischen Werthungen in dem betreffenden Sinne bewirken. Derartige Reflexionen — wie etwa die, ob die mönchischen Neigungen zur Askese auch in unseren socialen Beziehungen noch den gleichen Wirkungswerth besitzen, wie in denen früherer Jahrhunderte — oder die andern, ob für die gegenwärtigen Verhältnisse einer Epoche ethischer Neugestaltungen rücksichtslose Wahrheitsliebe in Bezug auf eigene innere Erlebnisse nicht einen noch weit grösseren Wirkungswerth besitze als zu Zeiten verhältnissmässigen Stillstandes — gehören dem Gebiete der angewandten Ethik an, welches in dieser Untersuchung nur gestreift werden konnte.

Was nun den Einfluss der Ethik auf die moralischen Gefühlsdispositionen, d. h. also auf die Moralität der Menschen betrifft, so wird er vielfach, namentlich von den Vertretern der ethischen Wissenschaft, überschätzt. Auch ge-

[1]) Siehe Seite 450 f.

reicht es der wissenschaftlichen Klarheit ethischer Untersuchungen oft zum Nachtheil, wenn in die theoretischen Absichten sich die praktische Tendenz des Moralpredigers einmengt. Dennoch wird — auch abgesehen von den veredelnden Wirkungen, welche der wissenschaftlichen Bethätigung an erhabenen Forschungsobjecten als solcher zukommt — eine gewisse indirecte Beeinflussung der Moralität durch die Ethik nicht abzuleugnen sein, u. z. zunächst auf dem Umwege der eben betrachteten Beeinflussung der ethischen Werthungen, welche ja in bekannter Weise ihre Folgewirkung auch auf dem Gebiete der moralischen Werthbewegung ausüben muss — dann aber nicht zum mindesten durch Vermittlung der ethischen Sanction. — Es wurde gezeigt[1]), wie für den normalen Menschen diejenige Beschaffenheit und diejenigen Bethätigungen, vom Standpunkte der ethischen Sanction aus betrachtet, den grössten Wirkungswerth besitzen, welche es ihm ermöglichen, sich seiner selbst als mit den Bestrebungen seiner engeren oder weiteren, blos gegenwärtigen oder auch zukünftigen Umgebung in grösserer Harmonie stehend bewusst zu werden. Die Thätigkeit nun, vermöge welcher diese Harmonie erkannt und zu Bewusstsein gebracht wird, entstammt theils der Phantasie, theils aber auch dem Verstande und einer Reflexion, welche wohl als eine ethische bezeichnet werden darf. Insofern nun durch Vermittlung dieser Reflexion eine bestimmte Beschaffenheit als diejenige erkannt wird, welche die tiefst und festest begründete Harmonie zur Folge hat, und insofern das betreffende dieses Verhältniss erkennende Individuum durch sein Gewissen dahin gedrängt wird, jene Beschaffenheit sich selbst zu erringen — beeinflusst die ethische Reflexion in mächtiger Weise die Charakterbildung, und kommt dem „ethischen Rathe" (welcher in unserm Sinne nur ein bedingter, hier auf die normale Beschaffenheit der ethischen Sanction bezüglicher sein kann) eine Wirksamkeit auch auf die Ausbildung der ethisch in Betracht kommenden Gefühlsdispositionen, d. h. also auf die Moralität der Menschen

[1]) Seite 444 ff.

zu. Auch unsere Untersuchung hat in diesem Betreff einen Beitrag zu liefern beabsichtigt. Es wurde darauf hingewiesen, wie für den Einsichtsvollen die Beschaffenheit gemäss der aufstrebenden ethischen Werthungen eine tiefere Harmonie begründe als selbst diejenige gemäss der normalen, geschweige der überlebten ethischen Werthungen, und es wurde der Nachweis versucht, dass die ethische Werthung des Strebens nach grösstmöglicher Entwicklung der Gesammtheit (in der durch die Stufenleiter der bekannten animalischen Formen angedeuteten Richtung) als aufstrebende Werthung im ausgesprochensten Sinne zu betrachten sei. Der „ethische Rath", welcher hierin für die in ihrer ethischen Sanction normal Veranlagten beschlossen liegt, lässt sich kurz in folgendem Satze aussprechen: Die sicherste Gewähr für Gewissensruhe — d. h. für die Fähigkeit zu mystischer Erhebung angesichts der Schrecken des Daseins — wird im Allgemeinen derjenige sich erringen, welcher sich bestrebt, den Gang der Entwicklung, wie er durch die Natur der Dinge gegeben ist, klar und unbefangen zu erkennen (dem Weltenliede gleichsam seinen Klang abzulauschen) — und das Erkannte aus vollster Seele zu lieben. Wer, von dieser Ueberzeugung durchdrungen, der Stimme des Gewissens folgt (d. h. nach dem mystischen Gute strebt), der wird — weit entfernt von der promethidenhaften Ueberhebung, welche einen „moralischen Standpunkt" selbst der Welt zum Trotz festhalten zu können vermeint — in der Liebe zu dem Gange der Entwicklung, so wie er thatsächlich ist, die individual und social vornehmste ethische Kraft erblicken, und mithin das Seiende als solches heilig halten.

Ausser dem Einflusse der Ethik auf die ethischen Werthungen und auf die moralische Beschaffenheit kann man von Wirksamkeit ethischer Reflexionen, also von ethischem Rathe, noch in einem dritten, allerdings übertragenen, aber darum nicht minder häufig angewandten Sinne sprechen; nämlich dort, wo die Frage untersucht wird, ob gewisse Handlungen oder Unterlassungen vom Standpunkte der Moral aus im Allgemeinen oder

unbedingt anzuempfehlen oder zu verurtheilen, zu gebieten oder zu verbieten seien. Dass hierin eigentlich eine Inconsequenz liegt, indem ja nur die durch die Handlungen sich bekundenden Gefühlsdispositionen, nicht jene selbst Gegenstand ethischer Werthung und mithin auch ethischer Reflexion sein können, wurde schon früher dargethan[1]). Untersuchungen wie die charakterisirten — also etwa diejenige, ob Lüge, Diebstahl, Ehebruch, Mord absolut ethisch zu perhorresciren, oder doch ausnahmsweise auch zu rechtfertigen seien — sind also eigentlich Untersuchungen erstlich darüber, ob derjenige, welcher von moralischen Absichten geleitet wird, vernünftig handelt, wenn er sich selbst die betreffenden auf Handlungen bezüglichen Regeln vorsetzt oder nicht, und nur in zweiter Linie auch darüber, ob ein beliebiger Handelnder oder Unterlassender, welcher jene Regeln befolgt oder nicht, unter der Voraussetzung, dass er die Einsicht von den Wirkungen und der Tragweite seines Handelns besitzt, hiedurch ethisch hochgehaltene oder verabscheute Gefühlsdispositionen bekundet.

---

[1]) Seite 341 f.

(Schluss folgt.)

Wien. Chr. Ehrenfels.

Zur Frage über die Freiheit des Willens.

(Erster Artikel.)

I.

Bei jeder wissenschaftlichen Untersuchung, welches Gebiet sie auch berühren möge, ist bekanntlich die Aufstellung oder Formulirung der zu untersuchenden Frage die erste und wichtigste Aufgabe, von deren glücklicher Lösung das fernere Schicksal der Arbeit abhängt. Im Gebiet der Wissenschaft gibt es aber vielleicht kein zweites Thema, bei dem die Aufstellung der Frage eine so entscheidende Bedeutung hätte, wie in der Untersuchung der Frage über die Freiheit des Willens. Wir wagen sogar die Behauptung, dass diese Aufgabe hier den centralen Knotenpunkt der Frage bildet, und dass ein bedeutender Theil der Schwierigkeiten, auf die man bei der Untersuchung der Frage stösst, eben daher kommt, dass die Frage selbst in den meisten Fällen falsch oder nicht klar genug formulirt wird. Natürlich müssen wir auf diese Seite der Sache zu allererst gründlich unser Augenmerk richten, in der Hoffnung, dass eine sorgfältige Untersuchung derselben uns helfen werde, auf festem Boden Fuss zu fassen.

Gewöhnlich definirt man den freien Willen als solchen, welcher dem Gesetz des zureichenden Grundes oder dem Causalitätsgesetz nicht untergeordnet ist, — als Willen, der in seinen Aeusserungen die Nothwendigkeit oder Gesetzmässigkeit

ausschliesst [1]). Das ist die traditionelle Aufstellung der Frage, wie wir sie bei Vertheidigern des freien Willens, wie auch bei Gegnern der Annahme eines solchen finden, — die Aufstellung, an die wir uns gewöhnt haben, mit der wir vertraut sind, und in der wir uns die Sache gewöhnlich vorstellen, sobald wir auf dieselbe zu sprechen kommen: frei ist der, sagen wir uns, dessen Handlungen nicht durch die Nothwendigkeit bedingt sind und nicht von derselben vorherbestimmt werden.

Sehen wir uns diese Aufstellung der Frage näher an.

Unsere innere Freiheit wird hier definirt durch die Gegenüberstellung derselben mit der Nothwendigkeit oder der Causalität. An und für sich ist diese Art der Definition ganz gesetzlich und wird von der Logik zugegeben und gutgeheissen. Aber leider wird sie im gegebenen Falle nicht bis zu Ende geführt, sondern man bleibt beim ersten Schritt stehen. Während man die Freiheit durch die bezeichnete Gegenüberstellung definiren will, lässt man in Wirklichkeit diese Gegenüberstellung selbst unaufgedeckt, man schliesst nicht auf die Folgen, die in ihr enthalten sind, sondern verlässt sie sofort wieder und wendet sich zu einer andern Seite der Frage. Anstatt den Begriff der Freiheit mit Hülfe der angeführten Gegenüberstellung klarzulegen, wie das erwartet wird, geht man sofort zu dem Begriff der Unfreiheit über, der mit dem Begriff der Nothwendigkeit identificirt wird. Man begnügt sich damit, dass der Terminus „Nothwendigkeit“ d. h. „Unfreiheit“ ver-

---

[1]) Unter dem Gesetze des zureichenden Grundes oder der Causalität verstehen wir hier jenes allgemeine Gesetz des Weltalls, wonach alles Seiende unbedingt einen zureichenden Grund seines Seins voraussetzt: jede Erscheinung ist die Wirkung ihres Grundes, durch den sie mit Nothwendigkeit hervorgerufen wird. Ob nun dieses Gesetz nur die subjective Bedeutung einer Form unserer Erkenntnissfähigkeit hat oder aber die objective Ordnung des Weltalls bezeichnet, — jedenfalls ist es die allgemeine Formel, in deren Terminis alles Seiende erkannt wird. So verstehen wir also das Causalitätsgesetz im allerweitesten Sinne und sind weit davon entfernt, ihm mit Bain einen rein mechanischen Charakter zu geben, es mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie identificirend.

ständlich und klar ist; folglich — so scheint man von hier aus zu schliessen — muss auch der ihm entgegengesetzte Terminus, also der der „Freiheit", klar und verständlich sein. Und doch ist dieses „folglich" mehr als zweifelhaft. In der That, versuchen wir es, den Sinn der aufgestellten Gegenüberstellung klarzulegen.

Wenn die Nothwendigkeit, welche im Sinne von Gesetzmässigkeit und Causalitätsverhältniss der Erscheinungen verstanden wird, Unfreiheit ist — worin muss dann der entgegengesetzte Begriff der Freiheit bestehen? Als entgegengesetzter Begriff muss er augenscheinlich durch die umgekehrten Züge charakterisirt werden. Die Freiheit kann und muss in solchem Fall einen Zustand bezeichnen, der durch keine Normen beherrscht wird, keiner Ordnung unterworfen ist, — einen zufälligen und anarchischen Zustand. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist der freie Wille ein capricieuser und blinder Wille; er ist eine durch nichts gezügelte Kraft, die bei ihren Aeusserungen, Bewegungen ohne jeden Grund und Ursache, unerwartet aus einer Richtung in die andere überspringt . . . Man kann sich einen solchen Zustand eigentlich kaum vorstellen, und wenn wir ihn beschreiben, so thun wir eigentlich nichts anderes, als dass wir den Inhalt der Gegenüberstellung aufdecken, hinter der nach unserer Meinung nichts Reales steht. „Unter Voraussetzung der Willensfreiheit wäre jede menschliche Handlung ein unerklärliches Wunder, — eine Wirkung ohne Ursache. Und wenn man den Versuch wagt, ein solches liberum arbitrium indifferentiae sich vorstellig zu machen; so wird man bald inne werden, dass dabei recht eigentlich der Verstand stille steht: er hat keine Form so etwas zu denken" (Schopenhauer). Und könnten wir uns den in Rede stehenden Zustand auch vorstellen, so ist es doch ganz klar, dass Niemand je die Freiheit des Willens so verstanden hat. Ihre überzeugtesten und wärmsten Vertheidiger würden solcher Definition nie ihre Zustimmung geben. Sie würden, glauben wir, solcher Freiheit mit grösserer Bereitwilligkeit entsagen, als vollständiger geistiger Sklaverei; denn vom sittlichen Standpunkt aus be-

trachtet — und auf diesem stand der grösste Theil derselben — ist eine solche Sklaverei immer noch besser, als eine blinde, zufällige und anarchische Kraft, die dem Menschen ganz ohne Unterschied bald den Anstoss zu einer grossen That, bald zu einem schnöden Verbrechen geben kann, welche ihn mit stumpfer Gleichgültigkeit zu einem Bösewicht machen kann, um ihn dann in einen heiligen Kämpfer zu verwandeln. Nach der treffenden Bemerkung Paulsen's würde sich unser Leben zu „einer Reihe zusammenhangs- und sinnloser Zufälle“ gestalten. Und aus solchen Zufällen soll sich endlich die sittliche Weltordnung herausbilden, inwieweit sie sich im Leben der Menschheit äussert! „Nur eine in sittlichem Egoismus und religiösem Indifferentismus versunkene oder durch theoretische Vorurtheile gänzlich missleitete Zeit konnte in den Wahn verfallen, eine solche Anschauung nicht nur für sittlich, sondern sogar für religiös zu halten,“ ruft diesbezüglich Wundt aus.

Wir kommen zu einem unmöglichen Schluss, und doch ist unsere Definition der Freiheit scheinbar ganz richtig, wenn wir die in Rede stehende Gegenüberstellung als Quelle dieser Definition annehmen. Also liegt der Fehler gerade in dieser Gegenüberstellung, die ihr Ziel zu erreichen scheint, so lange wir es mit dem Begriff der Unfreiheit zu thun haben, deren innere Werthlosigkeit sich aber sofort zeigt, sobald wir sie zur Definition der Freiheit benutzen.

In der That, man kann weder die Freiheit im Allgemeinen, noch die Freiheit des Willens im Besondern der Nothwendigkeit oder Causalität gegenüberstellen; denn es sind das Begriffe, die nichts mit einander gemein haben und incommensurabel sind, wie z. B. die Begriffe des Gewichtes und der Farbe[1]). Der eine, der der Freiheit, entsteht auf dem Boden der inneren Erfahrung, dient als Definition unserer psychischen Zustände und wird nur nach der Analogie oder in übertragenem Sinne

[1]) Vgl. unsere Untersuchung: „Die Classification der Staaten in Verbindung mit der allgemeinen Lehre von der Classification“ (Moskau, 1883). Capitel II.

auf die Erscheinungen der Aussenwelt bezogen. Der Begriff der Nothwendigkeit dagegen, welches immer auch sein Ursprung sein möge, ist ein solcher, mittels welchen wir die gegenseitigen Verhältnisse der Erscheinungen in der Zeit messen, und wenn wir ihn auf die Innenwelt beziehen, so doch nur insofern, als wir ihn vom Standpunkte derselben Aufeinanderfolge der Phänomene des Seelenlebens betrachten. Beide Begriffe, der subjective Begriff der Freiheit und der objective Begriff der Nothwendigkeiten, charakterisiren verschiedene Seiten der Erscheinungen, und deshalb widersprechen sie einander nicht und noch viel weniger negiren sie einander. Im Gegentheil, sie stimmen ausgezeichnet und finden neben einander Platz, wie Begriffe verschiedener Kategorien, wie Laut und Farbe, Gewicht und Geschmack. Wenden wir logische Termini an, so können wir sagen: es sind nicht entgegengesetzte, sondern verschiedene, disparate Begriffe, die Prädicat eines und desselben Gegenstandes sein können. Ja noch mehr: im weitern Verlauf unserer Untersuchung hoffen wir zu zeigen, dass die Freiheit des Willens nicht nur die Nothwendigkeit oder Causalität nicht negirt, sondern sie absolut in der specifischen Form der bewussten Motivation der Handlungen voraussetzt.

Wir glauben annehmen zu dürfen, dass die vorhergehende Erörterung genügend die Unzulänglichkeit der Gegenüberstellung von Freiheit und Nothwendigkeit nachgewiesen hat. Wir legen hierauf besonderes Gewicht und halten diesen Schluss für besonders bedeutungsvoll. Wichtig ist er in unseren Augen deswegen, weil durch ihn viele Schwierigkeiten und Missverständnisse beseitigt werden, an denen die Versuche zur Lösung der Frage über die Freiheit des Willens so reich sind: „dass man die Willkür als ein Vermögen, grundlos zu handeln, genommen und als solches der Nothwendigkeit oder allem causalen Geschehen entgegengesetzt hat, ist einer der Grundirrthümer, der die Frage der Freiheit auf's Aeusserste verwirrt und scholastisch gemacht hat," bemerkt K. Fischer, was ihn übrigens nicht vor demselben Fehler bewahrt. Aber noch wichtiger ist dieses Resultat für uns deshalb, weil er für uns der Schlüssel zu

allen weiteren Gedanken ist: ist es gut oder schlecht, falsch oder richtig, jedenfalls liegt in ihm die ganze Kraft. Das Bewusstsein, dass die Gegenüberstellung der Freiheit und der Nothwendigkeit einen innern, nicht zu verbessernden Fehler einschliesst, taucht immer wieder in der philosophischen Literatur auf; aber dieses Bewusstsein drang nicht durch, hauptsächlich wohl, weil man daran gewöhnt war, die Frage in der Aufstellung zu untersuchen und zu lösen, die unabänderlich von einer Generation Denker der anderen überliefert wurde und in allgemeinen Gebrauch kam. Gewöhnlich wurden die Schriftsteller, welche sich mit der Frage über die Freiheit des Willens beschäftigt, durch den Gang ihrer Arbeit selbst zur Einsicht des Fehlers der traditionellen Aufstellung gebracht, machten wohl auch im Vorbeigehen aufmerksam auf diesen Fehler, hielten ihn aber dessen ungeachtet in ihren eigenen Forschungen fest. Um nicht unsere Arbeit durch gar zu viele Citate zu unterbrechen, nehmen wir zum Beispiel nur Schopenhauer, der in dieser Hinsicht eine lehrreiche und wunderbare Erscheinung darbietet.

Bei der Analyse des Begriffes der Freiheit nach ihrer gewöhnlichen Definition bemerkt Schopenhauer mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn: „Nun müsste aber das Freie, da Abwesenheit der Nothwendigkeit sein Merkmal ist, das schlechthin von gar keiner Ursache Abhängige sein, mithin definirt werden als das absolut Zufällige: ein höchst problematischer Begriff, dessen Denkbarkeit ich nicht verbürge, der jedoch sonderbarer Weise mit dem der Freiheit zusammentrifft." Wirklich „sonderbarer Weise", wenn nicht einmal die Denkbarkeit des Begriffes zu verbürgen ist! Als ob es Begriffe gäbe, die man nicht denken kann?

An einer andern, oben schon citirten Stelle drückt sich Schopenhauer noch kategorischer aus: nach seiner Ansicht weigert sich der Verstand, eine grundlose Freiheit zu denken, weil er überhaupt nicht die Mittel hat, um etwas Aehnliches zu denken. Für einen Philosophen, der im Gesetz des zureichenden Grundes die apriore Form unseres Erkenntnissver-

mögens sieht, ist solche Behauptung vollständig folgerichtig und verständlich. Aber gar nicht folgerichtig und ganz unverständlich ist es, wenn derselbe Philosoph die Frage darüber untersucht und löst, was nach seinem Standpunkte ausserhalb der Mittel liegt, die dem Verstande zu Gebote stehen. Und so eben handelt SCHOPENHAUER: denken kann man es nicht, untersuchen doch! Wir führen noch eine eigenthümliche Stelle an: „Bei diesem Begriff geht uns das deutliche Denken aus . . . . Inzwischen fehlt es auch für diesen Begriff nicht an einem terminus technicus: er heisst „liberum arbitrium indifferentiae“. Man könnte denken, SCHOPENHAUER spreche hier ironisch, darauf hinweisend, dass das Fehlen eines Gedankens oft durch Worte verdeckt werde; aber er beeilt sich, solche Annahme zurückzuweisen: „Dieser Begriff,“ fährt er nach dem eben Citirten fort, „ist übrigens der einzige deutlich bestimmte, feste und entschiedene vom dem, was Willensfreiheit genannt wird.“ Ein schöner „einziger Begriff“ das, bei dem „uns das deutliche Denken ausgeht“!

Diese Stellen, deren Zahl wir bedeutend vermehren könnten, sind in der Hinsicht charakteristisch, dass der Philosoph selbst die in Rede stehende Aufstellung der Frage für undenkbar hält und also doch wohl auch für unmöglich. Aber dessen ungeachtet hält er daran fest, als an der „einzig deutlich bestimmten, festen und entschiedenen“. So gross ist die Macht der Tradition sogar bei einem so tiefen und scharfen Verstand, wie SCHOPENHAUER!

Noch charakteristischer äussert sich die Macht der Tradition bei ihm in der Lösung der Frage selbst: die Freiheit liegt nach seiner Meinung nicht in unserer durch das Causalitätsgesetz gebundenen Thätigkeit, sondern in unserem, der Wirkung dieses Gesetzes nicht unterworfenen Sein, nicht in dem „operari“, sondern in dem „esse“, wie er sich in der Terminologie der scholastischen Philosophie ausdrückt. Um sich von der Verfolgung des Causalitätsgesetzes frei zu machen, bezieht SCHOPENHAUER das Attribut der Freiheit nicht auf die activen Aeusserungen unseres Ich, sondern auf seine unbewegliche und unveränder-

liche Wesenheit. Weiter konnte er in der Verdrehung der Sache augenscheinlich nicht mehr gehen, denn hier ist die Frage selbst schon vollständig von ihrem eigentlichen Platz verdrängt: was nur den Acten eigenthümlich sein kann, erscheint als Merkmal unveränderlicher Zustände. Kein Wunder, dass SCHOPENHAUER, nachdem er einmal diesen Standpunkt eingenommen, den Versuch KANT's, die Möglichkeit eines Nebeneinander von Freiheit und Nothwendigkeit zu beweisen, als das höchste von allen Producten menschlichen Tiefsinns bezeichnet.

Der Begriff der Freiheit, als Negation der Nothwendigkeit, ist die gewöhnlichste, die verbreiteste und, fügen wir hinzu, die Grundaufstellung der Frage, neben der es noch andere Formeln derselben gibt. Diese anderen Formeln nennen wir abgeleitete, da sie auf jene erste zurückgeführt werden können. Der Ursprung der abgeleiteten Formeln, die wir gewöhnlich neben der Grundformel als ihre natürlichen Nachbarinnen finden, lässt sich, wie uns scheint, dadurch erklären, dass die Schriftsteller, bei der Lösung der Frage in ihrer gewöhnlichen Formulirung auf unvermeidliche und nicht zu beseitigende Schwierigkeiten stossend, fast unbewusst Ausgang aus dieser Lage suchen und, da es an solchem mangelt, eben so unbewusst ihre Schwierigkeiten durch Worte verdecken, die auf den ersten Blick zu helfen scheinen. In Wirklichkeit bestehen diese neuen Formeln, wie wir sehen werden, nur darin, dass die Frage auf weniger klare, deutliche und strenge Termini zurückgeführt wird, hinter denen immer wieder nur der alte Inhalt steht. An der Spitze dieser Formeln steht das berühmte „liberum arbitrium indifferentiae“, das schon oben kurz erwähnt wurde.

Unter „liberum arbitrium indifferentiae“ versteht man, wie der Ausdruck selbst zeigt, die indifferente Wahl der Handlungen, die den Kern des Begriffes vom freien Willen bildet: frei ist derjenige, der bei den gleichen Bedingungen wenigstens bei zwei verschiedenen Beschlüssen stehen bleiben und nach eigener Wahl so oder anders handeln kann. Den

anschaulichsten Ausdruck dieser Formulirung der Frage finden wir in der bekannten Aufgabe über den Esel, die dem Scholastiker BURIDAN zugeschrieben wird. Ein hungriger Esel befindet sich zwischen zwei in jeder Hinsicht gleichen Heubündeln und nimmt ihnen gegenüber ganz dieselbe Stellung ein. Wenn er nicht frei ist und sich von Motiven leiten lässt, so muss er augenscheinlich Hungers sterben, denn in ihm wirken zwei entgegengesetzte Regungen, die einander paralysiren; er kann sich nicht von der Stelle rühren, weil beide Heubündel ihn mit gleicher Kraft, aber nach verschiedenen Seiten locken. Umgekehrt, wenn er frei, also zu indifferenter Wahl fähig ist, so drängt sich ihm die Lösung von selbst auf: er geht dann nach Willkür nach dieser oder jener Seite. Nebenbei sei bemerkt, dass SCHOPENHAUER, der sich für den Ursprung dieser Aufgabe interessirt, ihn nicht bei BURIDAN sucht, sondern die erste Quelle im vierten Liede des DANTE'schen „Paradieses" findet, wo in den ersten Strophen von einem Menschen die Rede ist, der sich in der Lage des hungrigen Esels befindet. Wenn es sich so verhält, wie SCHOPENHAUER vermuthet," — ironisirt KUNO FISCHER, — „so finde ich die literarische Metamorphose gerecht, die aus einem solchen Menschen mit der Zeit einen solchen Esel gemacht hat."

Sehen wir uns diese neue Formulirung der Frage etwas näher an, so müssen wir zu dem Schluss kommen, dass wir es hier im Grunde mit denselben Begriffen wie früher zu thun haben, nur dass sie in andere, wenn auch nicht gerade passender gewählte Worte gekleidet sind, an denen man sich höchstens so lange begnügen kann, als man sich über ihren Sinn nicht recht Rechenschaft gibt. Was heisst „indifferente Wahl"? Heisst das, dass der Mensch zu diesem oder einem anderen Entschluss ohne jeden Grund neigt? Dass er diesen Entschluss ohne Grund oder Motiv, d. h. wiederum blind, zufällig, zu Gunsten eines anderen aufgeben kann? Aber dann erscheint die Freiheit wieder in der Form jenes anarchischen Zustandes, von dem schon oben die Rede war. Ist dies nicht so, dann muss die freie Wahl ein motivirter Entschluss sein,

also dem Gesetz vom zureichenden Grunde unterliegen. Es ist klar, dass die neue Aufstellung der Frage ganz auf falschem Verständniss des Terminus „Wahl“ und auf einer unmöglichen Verbindung desselben mit der Bestimmung „indifferent“ beruht. Wählen heisst nicht: ohne Grund handeln und etwas vorziehen, ohne sich hierbei durch irgend etwas leiten zu lassen. Wenn ich die Augen schliesse und ohne Unterscheidung einen von vielen mir gereichten Gegenständen nehme, wenn ich die Hand in einen verdeckten Kasten stecke und von vielen dort befindlichen Kügelchen eine heraus nehme, so ist das keine Wahl, sondern eine Lotterie. Es ist keine Wahl, weil hier keine bewusste Motivation der Handlung stattfindet: wählen heisst eben etwas aus irgend einem Grunde allem Anderen vorziehen. Deshalb ist der Ausdruck „indifferente Wahl“ eine contradictio in adjecto; durch die Bestimmung wird das negirt, was nothwendig im Bestimmten enthalten ist. Wenn aber die Wahl immer und unbedingt bewusste Motivation der Handlung voraussetzt, so ist sie folglich dem Causalitätsgesetz unterworfen. So kommen wir also bei der neuen Aufstellung der Frage um keinen Schritt vorwärts, sondern bleiben auf demselben Punkte stehen, auf dem wir uns früher befanden.

Die Freiheit des Willens charakterisirt man weiter als Fähigkeit „von sich aus eine Reihe von Veränderungen vorzunehmen“ oder „selbst den Grund seiner Handlungen zu bestimmen“. Denselben Gedanken drückt man kürzer aus, indem man unsere innere Freiheit als „Selbstbestimmung“, „Seinerselbstursache“, „Selbstveranlassung“ etc. charakterisirt; kurz, der Variationen dieser Formel gibt es viel, und alle diese unterscheiden sich unter einander nur nach ihrer äusseren Form.

Es ist nicht schwer zu bemerken, dass alle diese Definitionen derselbe Vorwurf trifft, wie die früher betrachteten, und dass sie in Wirklichkeit die Frage nicht aufklären, sondern sie nur maskiren. Es ist klar, dass wir, ob wir nun die Freiheit des Willens als Fähigkeit „von sich aus Veränderungen vorzunehmen“ oder „den Grund seiner Handlungen selbst zu

bestimmen", als „Selbstbestimmung" oder „Selbstursache" definiren, wir nicht die weitere Frage abweisen können, auf die zuletzt alles hinauskommt: Wie geschieht dieses? Wie nimmt der Wille von sich aus Veränderungen vor oder bestimmt den Grund seiner Handlungen? Thut er dieses in Folge irgend eines Motives oder nicht? Wenn ja, so haben wir einen von diesem Motiv gebundenen Willen, der folglich dem Causalitätsgesetz unterworfen ist; wenn nicht, so tritt der Wille wiederum in der Form einer blinden und anarchischen Kraft auf. Einen anderen Ausweg gibt es nicht. Die neuen Definitionen enthalten also immer wieder die früheren Schwierigkeiten; sie beseitigen dieselben nicht und lösen sie nicht. Anstatt einer Antwort auf die Frage geben sie mehr oder weniger scharfsinnige Combinationen von Ausdrücken, die äusserlich den Anschein einer Lösung der Aufgabe haben, aber an einer innerlichen unheilbaren Erbkrankheit leiden. Und unwillkürlich erinnert man sich an die spöttisch-boshafte Bemerkung Mephistopheles':

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Endlich bezeichnet man die Freiheit des Willens manchmal als einen innerlichen schöpferischen Act, der von sich aus eine vollständig neue Handlung beginnt, wobei man von der gewöhnlichen Auffassung des Causalitätsgesetzes abweicht: unter dem Grund versteht man die wirkende Kraft oder Macht, welche die Folge hervorruft oder von neuem gebiert, — einen von jeder Handlung vorausgesetzten Factor. Den Begriff des Grundes anthropomorphisirend, will man unsere innere Freiheit mit dem Gesetz vom zureichenden Grunde in Einklang setzen: unsere Handlungen haben ihren Grund in uns, als den Handelnden, aber sie sind frei, da sie durch schöpferische Acte unseres Willens in's Leben gerufen sind.

Uns will es scheinen, dass dieser neue Versuch zur Lösung der Frage sich wenig von den vorhergehenden unterscheidet und analoge Widersprüche herausfordert. In der That, wenn die Freiheit ein schöpferischer Act des Handelnden ist, so taucht in neuer Form wieder die alte Frage auf: wie geht dieser ge-

heimnissvolle Act vor sich? Eines von beiden: entweder findet er aus irgend einem inneren Grunde statt, wird durch irgend einen Grund hervorgerufen, und dann ist das Schöpferische bedingt und in diesem Sinn nothwendig, — oder es ist absolut in keiner Art und an nichts gebunden, und dann ist es absolut zufällig und hat alle fatalen Folgen solcher Zufälligkeit, tertium non datur.

Nehmen wir ersteres an, d. h. sehen wir in dem Schöpferischen etwas innerlich durch etwas Bedingtes, so haben wir vor uns eine einfache Aeusserung der causalen Abhängigkeit, die im besten Falle einige specifische Züge darbietet. Möge diese Abhängigkeit in der Motivation der Handlungen, als einer besonderen Art der geistigen Causalität, zur Darstellung kommen, die sich von der mechanischen Causalität unterscheidet, was nach unserer Ansicht ganz richtig ist; möge als ihr specifisches Merkmal die Zweckmässigkeit unserer Handlungen erscheinen, die den blinden Verlauf der mechanischen Processe der Natur stört: immerhin ist dies eine causale Abhängigkeit, die die einzelnen Glieder in der Kette der Erscheinungen verbindet, — eine solche Abhängigkeit, bei der schon nicht von schöpferischen Acten die Rede sein kann, welche von sich aus ganz neue Handlungen beginnen.

Gehen wir zu der anderen Annahme über, wonach der schöpferische Act durch nichts gebunden ist, so haben wir einen Fall, wo die causale Abhängigkeit keinen Platz hat. Derartig gerade muss der Sinn der in Rede stehenden Definition der Freiheit sein, wenn sie nicht einiges Wortspiel enthält. „Was in jedem Acte der Freiheit zukommen muss," bemerkt der Hieromonachos Antonius (Chrapowitzki), „das wird von neuem geschaffen, und das Vorhergehende dieser Seite unserer Thätigkeit suchen, heisst deshalb schon, ihre Freiheit negiren." Aber wenn wir in den Aeusserungen unserer Freiheit wirkliche schöpferische Acte sehen, die kein Vorhergehendes haben, so wird augenscheinlich jede freie Handlung ein Wunder im genauen Sinne des Wortes, unser Leben eine Arena fortwährender Wunder sein. Hiermit könnte man sich wohl

einverstanden erklären, wenn wir der Prätension entsagten, erklären zu wollen, was Freiheit ist. Aber vom Standpunkt der gesuchten Erklärung ist die Antwort ungenügend; denn eine Erscheinung für ein Wunder erklären, heisst eingestehen, dass wir sie nicht verstehen. Im gegebenen Falle wäre ein solches Geständniss nicht gerade sehr unerwartet: es ist nicht leicht möglich, in irgend etwas ungestraft das Causalitätsgesetz zu negiren und gleichzeitig zu behaupten, es sei das Grundgesetz unseres Denkens, das allem Wissen vorangehe, es sei das augenscheinliche Postulat des Denkens. Wenn wir dieses Gesetz verwerfen, so kommen wir im Resultat zu einem solchen Zustand der Erscheinungen, den wir uns nicht denken und nicht vorstellen können, nämlich zu dem Zustand ihrer absoluten Zufälligkeit. „Es ist ein schlechtes Zeichen für eine philosophische Hypothese," sagen wir mit Prof. L. M. Lopatin, „wenn ihre consequente Anwendung auf den Gegenstand zu Begriffen führt, die durch keine menschliche Sprache ausgedrückt, auf keine logische Art gedacht werden können."

So sind also beide Annahmen gleich misslungen, und doch folgen sie beide aus der neuen Formulirung des Causalitätsgesetzes, worin, wie uns scheint, der Grundfehler des in Rede stehenden Versuches zur Definition des freien Willens liegt. Abgesehen von der Undeutlichkeit, die es möglich macht, die Lösung der Frage nach entgegengesetzten Seiten zu wenden, enthält diese neue Formulirung auch nichts wesentlich Neues; im Gegentheil, aus derselben lugt immer noch hartnäckig und beständig der frühere Begriff hervor. Der Grund, sagt man uns, ist die Kraft, welche die Erscheinung hervorruft; er ist der Factor, den wir unbedingt sofort suchen müssen, sobald die Handlung gegeben ist. Angenommen, dies sei so. Aber ist es nicht klar, dass wir nicht bei dieser Kraft und diesem Factor, als der letzten Lösung der Frage, stehen bleiben können? Unwillkürlich kommt uns die Frage und sie lässt sich nicht verdrängen: wie wirkt diese Kraft oder dieser Factor? Nach irgend einem Anlass oder ohne solchen? Anders gesagt, wir

kehren wieder zu der gewöhnlichen Auffassung des Causalitätsgesetzes zurück.

Wir haben noch eine originelle Behauptung bezüglich der Definition der Freiheit des Willens, als Negation der Nothwendigkeit oder als Fähigkeit zur indifferenten Wahl der Handlungen, zu berühren. Diese Definition, geben seine Anhänger mitunter zu, ist irrational, womit wir, wie der Leser sieht, ganz einverstanden sind; aber, fügen sie hinzu, wir können sie nicht aufgeben, weil wir in ihren Terminis alle Handlungen des Menschen beurtheilen und mit Hülfe derselben unser sittliches Urtheil über dieselben aussprechen. Wir können mit solcher Behauptung nicht übereinstimmen und werden zu beweisen versuchen, dass der Begriff der Freiheit, in seine natürlichen Grenzen gedrängt, nichts Irrationales enthält. Aber wir können uns der Bemerkung nicht enthalten, dass die Autoren dieser Behauptung eine unbekämpfbare Position einnehmen, da mit ihnen nicht mit irgend welchen Argumenten zu kämpfen ist. Auf jeden Beweis des Gegners können sie immer antworten, dass es nicht nöthig ist, sie davon zu überzeugen, wovon sie selbst überzeugt sind, — von der Irrationalität der Gegenüberstellung der Freiheit und der Nothwendigkeit oder der Möglichkeit indifferenter Wahl. Alle weiteren Erörterungen sind natürlich unnütz, weil es an festem Boden mangelt, auf dem man sie führen könnte. Aber die von logischen Argumenten nicht anfechtbare Anerkennung des irrationalen Charakters unserer inneren Freiheit ist für uns ein neuer Beweis dafür, wie gross die Kraft und Macht der Tradition ist, und wie schwer es ist, gewöhnten Denkformen zu entsagen, ob sie auch falsch seien.

(Fortsetzung folgt.)

Moskau. N. Swereff.

Zur Kritik der historischen Methode.

Es gilt als die Aufgabe der Wissenschaft „von der Entwicklung der Menschen in ihrer Bethätigung als sociale Wesen" (Bernheim), einen Thatbestand, der sich objectiv vollzogen habe, Ereignisse in ihrer causalen Verknüpfung gedacht, objectiv darzustellen [1]).

So äussert sich Ranke [2]): „Die vornehmste Forderung an ein historisches Werk bleibt doch immer, dass es wahr sei, dass die Dinge sich so begeben haben, wie sie dargestellt werden." Und an andrer Stelle [3]): „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloss sagen, wie es eigentlich gewesen."

Aber ist überhaupt objective Kunde, geschweige denn objective Darstellung möglich?

Woher stammt das geschichtliche Material?

Von Ueberresten und Denkmälern abgesehen: aus Briefen, Tagebüchern, Memoiren, aus Urkunden, Gesandtschaftberichten

---

[1]) Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. Leipzig 1889.

[2]) Sämml. Werke, XII 5.

[3]) Geschichten der rom.-germ. Völker; Einleitung (1824).

und vielem Andern, aus Aufzeichnungen von Zeitgenossen und Ueberlebenden, aus aller mündlichen und schriftlichen Tradition.

Was hier in der unverarbeiteten Masse der Quellen vorliegt, ist zunächst nur die subjective Auffassung, die jeder Autor in gutem Glauben oder in böswilliger Absicht überliefert. Der Gegenstand erscheint in einer bunten Reihe eigenthümlicher Beleuchtungen. Es ist klar, dass keine noch so grosse Menge von Eindrücken, von Meinungen, von Mittheilungen des Vorganges, d. h. über den Vorgang, seine Tiefe wird entfalten und erschöpfen können. Nach den klaren und wahrscheinlichen Zeugnissen aber, wenn sie zahlreich vorhanden, richtet sich im Gegensatz zu einer oder wenigen im Dunkeln liegenden Quellen das Licht, in dem eine Ereignisskette der Nachwelt erscheint.

Ist dies nun objective Erfahrung?

Wenn ich x stark von einander abweichende Quellen habe, die dasselbe verschieden erzählen, können p exacte Historiker in genauer Uebereinstimmung mit den x kritisch bearbeiteten Quellen mindestens p verschiedene psychologische Darstellungsarten des objectiv Geschehenen liefern, die alle Anspruch auf absolute Wahrheit machen.

Ein Vorgang a wirkt auf jeden Intellect auf verschiedene Weise. Einem jeden wird andres als wichtig auffallen, dies tritt hervor und prägt sich ihm ein. Ein jeder erlebt und erklärt denselben Vorgang besonders, nach seinem Charakter, seiner Lebenserfahrung und der aus ihr erwachsenen Weltansicht und Parteimeinung. Ein jeder empfängt einen eigenen Eindruck, den er schildert: und diese Schilderung ist sein Urtheil.

So wie ein materieller Gegenstand von vielen näheren und ferneren, kleineren und grösseren ebenen, Convex- und Concavspiegeln überall verschieden zurückgeworfen wird, so erscheint das historische Ereigniss in der subjectiven Werthung zahlreicher, der vorurtheilslosesten wie der beschränktesten Köpfe. Was der kritische Geschichtschreiber bieten kann, ist nichts als der Durchschnitt, der Abhub der ihm plausibelsten Auffassungen. Der causale Process, der sich in Wirklichkeit ab-

spielte, das Ereigniss an sich ist ebenso wenig jemals erkennbar wie das System von Ursachen, welche unsere Erscheinungswelt hervorrufen.

Die Möglichkeit einer objectiven Wahrheit, welche die genetische Darstellungsart gegenüber einer referirenden, einer pragmatischen (lehrhaften), einer teleologischen, die historisch-kritische Forschung der Ranke'schen Schule gegenüber der philosophisch-moralisirenden Richtung Schlosser's, der politischen Dahlmann's, der culturhistorischen Riehl's behauptet, enthält eine erkenntnisstheoretische Schwierigkeit sonder Gleichen.

Jeder Darsteller eines Vorganges, der Zeitgenosse wie der späte Geschichtschreiber, fügt fortwährend zwischen die nackten Thatsachen, die äusseren Begebenheiten psychologische Beweggründe ein. Jeder Zuschauer, Augenzeuge einer Handlung thut dies; er schliesst von den einzelnen Bewegungen der Personen auf die Motive zurück. Er bildet einen Zusammenhang. Er schafft sich eine subjective Anschauung, weil ihn das causale Bedürfniss dazu zwingt.

Diese psychologische Ergänzung ist für uns nothwendig, um an die Thatsächlichkeit der überlieferten Begebenheiten zu glauben.

Das Material ist also nur ideal construirbar; das Berichtete muss erst, durch die Heuristik, vervollständigt werden. Dies geschieht, indem man alle Erscheinungen auf sociale Individuen zurückführt.

Sobald man die Historie nicht zur Wirthschafts- oder Verfassungsgeschichte herabdrückt, sobald man sie nicht vorwiegend durch den Wechsel nationalökonomischer und socialer Zustände oder selbst durch den Wechsel von Geistesrichtungen bedingt hält, sobald man die ungeheuere Uebertreibung der materialistischen Geschichtsbetrachtung einsieht, alle Complicationen nur aus einem physiologischen Bedürfniss ableiten zu wollen und über das psychologische Bedürfniss der Individualität, sich auszuleben, hinwegzusehen: ist und bleibt die Geschichte Geschichte von Individuen, von verschieden gearteten und begabten, hochentwickelten Säugethieren, welche die erstaunliche

Ausbildung eines Organs, des Gehirns, befähigt, sich über das Hinvegetiren zu erheben und in einen Wettkampf einzutreten, aus dem alle höhere Cultur als Kraftüberschuss geboren wird.

Persönlichkeiten schaffen ein Milieu, wie sie aus einem solchen hervorgehen. Eine ideelle Geschichtschreibung unterschlägt leicht den individualistischen Factor.

So lange diese aristokratische Geschichtsauffassung besteht, — sie ist glücklicher Weise gegenwärtig wieder im Aufblühen — wird es nicht genügen, ein tiefer Psychologe zu sein: nachzitternder Leidenschaft, eines Ausströmens des Gefühls, einer verhaltenen Gluth, wird der Historiker bedürfen, der für das Leben schreibt, der mehr thut als das Gewesene um seiner selbst willen zu studiren.

Diese Erkenntniss drängt sich bereits Hebbel auf; er schilt[1]) über „die materielle Geschichte, die schon Napoleon die Fabel der Uebereinkunft nannte, dieser buntscheckige ungeheure Wust von zweifelhaften Thatsachen und einseitig oder gar nicht umrissenen Charakterbildern . . .“ und mit Recht gilt ihm „die Kunst für die höchste [subjective] Geschichtschreibung . . ., indem sie die grossartigsten und bedeutendsten Lebensprocesse gar nicht darstellen kann, ohne die entscheidenden historischen Krisen, welche sie hervorrufen und bedingen, die Auflockerung oder die allmähliche Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt, als der Hauptleiter und Träger aller Bildung, mit einem Wort: die Atmosphäre der Zeiten zugleich mit zur Anschauung zu bringen.“

Aber die individualistische Geschichtschreibung ist verpönt. Wie man von dem Litterarhistoriker verlangt, er solle Zusammenhänge aufdecken, ein Stück Cultur nach seiner Herkunft schildern, Geistesschöpfungen entstehen lassen, ohne sie ästhetisch zu werthen, so fordert der demokratische Geschmack vom Geschichtschreiber, dass er das Gefühl für das grosse Leben verliere, dass er Zustände male, Verschiebungen, Umwandlungen der Zeiten darstelle, dem langsamen Kriechen der

[1]) Sämmtl. Werke X 15; Hamburg 1891.

Gemeinschaft, der Masse nachspüre, worin der Einzelne verschwindet. Er soll Alles gleich wichtig nehmen. Die Zahl, nicht der Werth der Menschen soll das Motiv seiner Betrachtungen abgeben; das Wohl und Wehe der Vielen muss ihn bekümmern; für die Störenfriede aber soll er nichts übrig haben.

Und so rühmt denn Lord Acton[1]) an Ranke: „Den Heroencultus meidet er als einen letzten Ausfluss vorgeschichtlichen Vorurtheils.“ Nicht etwa davor wird gewarnt, dass der Historiker der Individualität ihre Grösse als Verdienst auslege, — sie scheint vielmehr eine Nothwendigkeit wie beim Schwächling die Demuth — nein davor, dass diese Grösse irgendwie Eindruck auf ihn mache. Das Vorrecht der Persönlichkeiten soll aufhören. So wischt man aus Scheu, Subjectives wiederzugeben, alle glänzenden Farben von den Gestalten hinweg; ihre ungeheure historische Wucht wird oft maasslos verdünnt, abgeschwächt, verwässert; so dass es schwer fällt, ihre Thaten zu begreifen.

Ahnt denn der Historiker gar nichts davon, dass es nicht deshalb unmöglich ist, partei- und interesselos, objectiv zu schreiben, weil das die menschliche Natur nicht über sich gewinnt, sondern weil das Darstellungsmittel aller Geschichte, die Sprache, daran hindert?

Die Charakteristik einer Persönlichkeit ist nur durch Werthungen gegeben. Gleichviel ob diese der Geschmack, der Gebrauch eines Zeitalters oder der Eindruck eines Einzelnen bestimmt: es bleiben subjective Urtheile ohne starre Verbindlichkeit. Sie mögen scheinbar bei psychischen Eigenthümlichkeiten festere Geltung haben, weil sich hier Umwerthungen nicht so rasch vollziehen; bei moralischen Urtheilen tritt ein Wechsel in den Anschauungen der Nachwelt desto schneller ein. Selbst über physische Beschaffenheiten können sich Streitigkeiten erheben. Man wird eine Figur längere Zeit hin-

---

[1]) „Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft“, aus dem Englischen übersetzt von J. Imelmann. Berlin 1887.

durch für zum Zorn, zur Vorsicht, zum Misstrauen geneigt, für streng oder eigensinnig halten, als man ihr Arglist und Bosheit, Anmassung und Willkür vorwirft, sie als lasterhaft oder schuldlos hinstellt. Hier werthet eben vorzugsweise Volksthum und Weltanschauung. Für Epochen mit stärkeren oder schwächeren Nerven, mit nüchternem oder ausschweifendem Geschmack ändert sich das Bild eines historischen Menschen.

Und nicht nur das des Einzelnen. Was erhellt, wenn man die nominalistische Doctrin auf die zusammenfassende Benennung[1]), auf die Charakterisirung ganzer Zeiträume anwendet? Wenn man fragt, ob jene Bezeichnungen Blüthe, Niedergang, Verfall und viele andere mehr als einseitige, Bestimmtes hervorziehende Auslegungen der Phänomene sind? Es erhellt, mein' ich, die Abhängigkeit, in der die Werthungen historischer Zeitspannen von den verschiedenen ethischen, beziehentlich zeitlichen Maassstäben und sittlichen Forderungen stehen. Die meisten Zeichnungen, Urtheile sind den ersten Conturen nachgemalt, die Mitlebende von den Ereignissen entwarfen. Die Convention pflanzt diese Ansichten, diese Schätzungen fort. Verborgene Sonderlinge, späte Querköpfe erst beginnen anders zu sehen, zu „retten", nachzuspüren, ob bestimmte Jahresgruppen Eigenheiten des Lebens, des Denkens und Empfindens, des künstlerischen Schaffens, der Beobachtungsweise zeigen, Jahresgruppen, welche in kriegerischer und politischer Stärke nicht viel werth sein mögen. Das für den jeweiligen Maassstab wichtige Geschehen gibt den Grund, von dem aus willkürlich umgrenzte und mit mehr oder weniger erschöpftem und geschätztem Inhalt angefüllte Abschnitte gewogen werden. Man sieht leicht, welches Geschehen die Historiker aller Weltanschauungen bisher vornehmlich ernst nahmen, und man darf vielleicht die erfreuliche Folgerung daraus ziehen: das Gefühl für das Leben sei noch nicht in's Schwächliche umgestimmt. Denn was ist, christlich gemessen, die Völkergeschichte

[1]) Wie Alterthum, Mittelalter, rationalistisches, romantisches Zeitalter u. ähnl.

seit den Kreuzzügen anders als ein fluchwürdiger Verfall, von einzelnem wie dem Pietismus abgesehen — man entfernt sich stets mehr von der Absicht, ein christliches Leben, eine Vorbereitung für das Jenseits zu ermöglichen —; was ist sie, vom Standpunkt der altruistischen Moral aus anders als eine einzige ungeheure Barbarei; was ist sie für den Pessimismus, für buddhistische Lebensverneinung mehr als das traurige Kampfspiel leidenschaftlicher Thoren; was ist sie von dem Tugendseligen, dem Verehrer des Guten, dem Wahrheitsapostel, dem Schönheitsidealisten, dem Gläubigen einer sittlichen Weltordnung aus gewerthet, wenn nicht ein grauenhaftes Ineinander von Rohheit und Bosheit, von Lug und Unsittlichkeit, von Widersinn und Unnatur, wenn man wirklich eine zahme Cultur als das Ideal hinstellen will. Dass man so streng nicht werthet, kann geeignet sein, uns die Güte dieser Maassstäbe, dieser Lebensanschauungen zu verdächtigen.

Der falsche Glaube an ein für sich Bestehen der psychologischen und ethischen Prädicate, den insbesondre die Geistlichen hegen, an ihr Losgelöstsein von irgend einem Bedingenden, die Verkennung des Umstandes, dass sie nichts als Werthungen sind, die nur in Bezug auf einen Urheber Sinn haben, die mit dem Einzelnen und der Gesammtheit wechseln, sich verrücken, oft in's Gegentheil umschlagen: dies hat den Wahn einer objectiven Geschichtschreibung ermöglicht. Man kann nichts wiedergeben, ohne sich der Sprache, und mit ihr der Werthungen, zu bedienen, ohne, um grob zu sprechen, schon allein dadurch zu fälschen. Nothwendig ist auch nur, dass diese Fälschung, diese subjective Verarbeitung des Stoffes bewusst vollzogen wird. Eine Darstellungsart, welche die Werthungen abschwächt, möglichst versteckt, möglichst matte Farben aufträgt, denn färben muss sie, erheuchelt die Objectivität nur; und diese unehrlichen Annäherungsversuche an das Phantom, sich des Urtheils zu enthalten, büssen gerade dadurch die Fähigkeit der Charakterisirung ein. Das objective Geschehen ist nicht „wahr" zu erzählen oder niederzuschreiben, weil die Art der psychischen Aufnahme durch das Subject, wie sie

in der Sprache zum Ausdruck gelangt, vorausgesetzt wird.

Geschichte als unsubjectives Feststellen und Beschreiben, geschweige denn als Beurtheilen und Erwägen der Bedeutung von Vorgängen und Personen, wie sie einmal gewesen, scheint mir unmöglich. Als die einzige mit ausserordentlicher Wahrscheinlichkeit objective und sichere Geschichtschreibung dürfte man die Notizen einer Geschichtstabelle ansehen.

Es wäre billig, von der Schroffheit der letzten Bemerkung aus die Ergebnisse dieser Betrachtung zu verurtheilen, ohne die intellectuelle und sprachliche, d. h. die erkenntnisstheoretische Schwierigkeit zu beseitigen oder auch nur zu prüfen. Die Ignorirung des hier vorliegenden tiefen philosophischen Problems durch den principiellen Untersuchungen abgeneigten Historiker, das unverrückbare Vertrauen auf die Forschungsweise und die Resultate der Empirie, die Orthodoxie des Dogmatikers, die Behauptung, dass eine Skepsis der historischen Methode gegenüber kein Recht habe, dürften schwerlich im Stande sein, auftauchende Zweifel niederzuschlagen. Haben wir nicht etwas mehr festgestellt als jene tabellarischen Notizen? Wir können doch den Verlauf einer Schlacht, eines Krieges, also einer Ereignisskette nach den Quellen ganz genau beschreiben! Die Verfassung, die Parteibewegungen, das politische, wirthschaftliche und sociale Leben, den Handel eines Volkes objectiv erfassen, „in seiner Wesenheit“ darstellen! Wirklich? Kommt man denn zu den Ereignissen, kommt man je über die Berichte hinaus? Und selbst angenommen, a, b, c könnten objectiv klargelegt werden, was eben zu beweisen ist: folgt daraus etwa, dass damit auch ein Zusammenhang, in dem diese Drei stehen könnten, offenbar wird? Wo der eine Causalprocess, den wir annehmen dürfen, in Tausende von Zusammenhängen ausgedeutet werden kann! Und was die Persönlichkeiten anlangt, so gilt es zu beweisen, dass Copieen möglich sind; zu beweisen, dass jede bedeutende Persönlichkeit, wenn sie wirklich in der und der Zeit vorwiegend durch gewisse Gedanken genährt und bestimmt würde, also ein geistiges Centrum

hätte, und wenn dies angenommene Centrum des Seelenlebens erkennbar sei, von hier aus historisch, in ihrer Wichtigkeit für die Geschichte gesehen und objectiv geschätzt werden könnte. Und endlich in jener nominalistischen Sache: es gilt zu beweisen, dass eine Nation, dass sagen wir 50 Millionen Einzelmenschen zusammengefasst, innerhalb einer begrenzten Zeitstrecke eine Richtung innehalten, ein hervortretendes Gepräge haben; es gilt zu fragen, wie deren Mehrzahl — aber ist diese maassgebend? — lebte oder einige historisch wichtige Kreise der Bevölkerung lebten — aber welche sind das? wie erkenn' ich sie? —; worin eine Geistesrichtung besteht, wer sie trägt, woraus sie entspringt, aus physiologischen oder psychologischen Bedürfnissen von Individuen, ob sie mehr ist als eine unzureichende Marke für ein unendliches Geflecht von wirkenden Kräften, ob auf solche rohe Namen ein Wenig zu geben ist, ob man sich so weit versteigen darf, an sie als objective Ergebnisse empirischer Untersuchung zu glauben! Sollte ein Skeptiker hier nicht Schritt für Schritt angreifen, das ganze Gebäude von ideellen Werthungen als über einem unbekannten und fast unerforschlichen Boden errichtet verspotten können? Als ein uncontrollirbares Erzeugniss? Als ein höchst fragwürdiges Mittel der Abkürzung: einen einzigen mageren Ausdruck für unsäglich Vieles?

Wenn Wissenschaft die genaue Feststellung eines Causalprocesses, einer Ereignissreihe sein soll, dann ist die Geschichte schwerlich eine Wissenschaft[1]). Für den aber, den das Ge-

---

[1]) Die Frage nach der Auffindung politischer Principien und historischer Gesetze, die schwerlich etwas Anderes ist als ein verkapptes metaphysisches Gelüste, darf ich nach den Ergebnissen der letzten Forschung übergehen. Zum Obigen vgl.:

Villari, Ist die Geschichte eine Wissenschaft? Autorisirte Uebersetzung von H. Loevinson. Berlin 1892.

Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert; I, Berlin 1886; II, Leopold von Ranke, die Generationenlehre etc. (zumal S. 128 ff., 136, 178 ff., 298 ff., 308 f., 312 ff., 332, 344, 354), Berlin 1891.

Joh. Gust. Droysen, Grundriss der Historik. Leipzig 1868.

spenst einer exacten und daher, wie der Trugschluss lautet, objectiven Historie nicht kümmert, für den, der nicht an das Ueberlieferte, wie es überliefert ist, glaubt, der die successiven Veränderungen des Denkens, Fühlens, der Willensrichtungen in Anschlag bringt, für den wird sie nach wie vor das prachtvolle und erhabene Vergnügen des künstlerischen Geistes bleiben.

Berlin. E. Wachler.

Ulmann, Ueber wissenschaftliche Geschichtsdarstellung. Sybel's hist. Ztschr. 54, 42 ff.

Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Göttingen 1880.

Ungenügend dünkt mich der Aufsatz von Paul Hinneberg, Die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Sybel's hist. Ztschr. 63, 20 ff.

Ausserdem: Maurrenbrecher, Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung; Bonn 1868. S. 15 f.

v. Sybel, Ueber die Gesetze des historischen Wissens (Vorträge und Aufsätze, Bonn 1874; S. 1 ff.). S. 7—9.

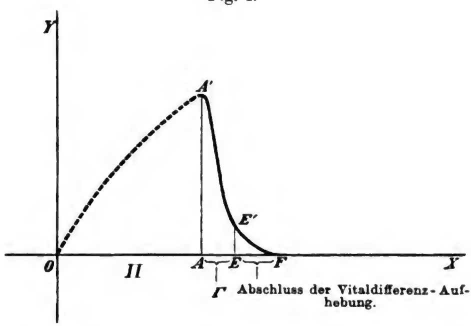
Ueberweg, Anm. 91 zu seiner Uebersetzung von Berkeley's Treatise on the principles of human knowledge. Heidelberg 1882.

Die graphische Darstellung der Schwankung des Systems *C*.

Die hier folgenden Curven des Verlaufs einer Schwankung des Systems *C* sind lediglich zu didaktischen Zwecken entworfen worden; ich veröffentliche sie auf Wunsch einiger wissenschaftlichen Freunde, welche sie gleichfalls zur Veranschaulichung des genannten Vorganges benutzen möchten.

Fig. I veranschaulicht den Fall, dass bei vorausgesetzter Ernährungsvermehrung vom Werthe Π ein Hauptpartialsystem c_1

Fig. I.



auf die zugehörige Complementärbedingung eine Endbeschaffenheit, bez. Endbeschaffenheitsform verwirklicht, welche zu dem partialsystematischen Moment Π im Verhältniss eines partialsystematischen Komomentes Γ steht (Kritik der reinen Erfahrung,

n. 201 f.). Unter dieser Voraussetzung stellt Γ diejenige Arbeitsvermehrung dar, welche die mit Π gesetzte Vitaldifferenz 1. Ord. (n. 203) zur Aufhebung bringt, welcher Vorgang bei seinem Abschluss sich verlangsamt (im ausgewählten Fall; ebensowohl sind Fälle seiner Beschleunigung gegen das Ende denkbar).

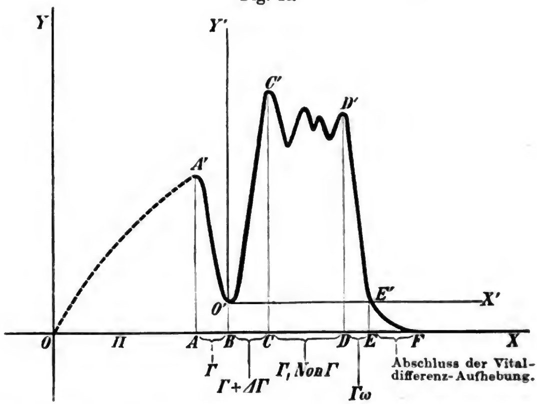
Tragen wir nun auf die Abcissenachse eines rechtwinkeligen Coordinatensystems $Y\ O\ X$ die Zeiten, auf die Ordinaten die jedem Zeitpunkt entsprechenden Vitaldifferenzen auf, so ist bei O das Partialsystem c_1 im vitalen Erhaltungsmaximum zu denken. Die im Schlaf gesetzte Ernährungsvermehrung Π erhalten wir durch den aufsteigenden Ast der Curve dargestellt; er ist (in Uebereinstimmung mit der Ausführung des Schemas Kritik der reinen Erfahrung II, S. 438) punktirt gehalten, um anzudeuten, dass kein Aussage-Inhalt mit ihm verbunden wird. Die Curve steigt nun bis zu dem Punkte A', welcher dem Zeitpunkt A entspricht, in welchem die Complementärbedingung die Endbeschaffenheit Γ verwirklicht; sie fällt dann relativ steil ab bis zum Punkte E' und ergibt somit die Strecke $A'\ E'$, welche die Annäherung des Partialsystems c_1 an die Vitaldifferenzaufhebung darstellt. Gemäss der für den vorliegenden Fall angenommenen Verlangsamung verläuft die Curve von E' an flacher, bis sie bei F die Abcissenachse erreicht; die Strecke $E'\ F$ entspricht dem Zeittheil, in welchem die Aufhebung der Vitaldifferenz perfect geworden ist (vgl. n. 182). — Auf der Abcissenachse stellt schliesslich die Strecke $O\ F$ die unabhängige Vitalreihe 1. Ord. dar; und zwar die Strecke $O\ A$ im Besondern den Initialabschnitt, die Strecke $A\ E$ den Medial- und die Strecke $E\ F$ den Finalabschnitt.

Der Fall, welcher durch Fig. II dargestellt wird, weicht von den Voraussetzungen des erstbeschriebenen Falles dahin ab, dass die Complementärbedingung eine Variation von Γ setzte. Der analytische Ausdruck dieser Variation würde $\Gamma + \Delta\Gamma$ sein; allein es ist (in Uebereinstimmung mit n. 326) des weiteren angenommen, dass die eingeübte Form Γ ein Zeittheil vor $\Gamma + \Delta\Gamma$ verwirklicht werde. Wir erhalten somit die Zusammensetzung Γ, $\Gamma + \Delta\Gamma$; und das heisst: eine explicative Vitalreihen-Einleitung (n. 220, 323, 326). Die hierin gesetzte Vitaldifferenz höherer Ordnung (n. 204) wird durch die Aufhebung der Variation von Γ aufgehoben (n. 227), welche letztere Aufhebung nach einem mehr oder minder reichhaltigen Wechsel der einbezogenen Werthe mit anderen Endbeschaffenheiten (Non-Γ) erreicht wird (n. 326). Die Endbeschaffenheit selbst, welche,

indem die Vitaldifferenz höherer Ordnung aufgehoben wird, an Stelle des variirten Γ tritt und somit die Vitalreihe höherer Ordnung beendet — die Finalendbeschaffenheit (n. 182, 326) — ist mit $\Gamma\omega$ bezeichnet.

Der Verlauf der Curve von O über A' nach O' ist derselbe wie im vorhergehenden Fall; die Strecke AB auf der Abcissenachse zeigt die Zeit, in welcher Γ v o r $\Gamma + \Delta\Gamma$ gesetzt war. Erst im Zeitpunkt B wird die Variation von Γ selbst verwirklicht: dementsprechend steigt die Curve von O' an wieder und erreicht im Zeitpunkt C ihren für den angenommenen

Fig. II.



Fall höchsten Punkt C'. Die auf diesen Punkt während der Zeit CD folgenden Senkungen und Hebungen veranschaulichen die abwechselnden Annäherungen und Entfernungen des Partialsystems c_1 in Bezug auf sein vitales Erhaltungsmaximum. Der Abfall der Curve von D' bis E' stellt die Aufhebung der Vitaldifferenz höherer Ordnung dar, welche in der Zeit DE gewonnen wird, während in der Zeit EF die Vitaldifferenz-Aufhebung überhaupt zum Abschluss gelangt; der Verlauf der Curve selbst von E' nach F ist wieder derselbe wie im Fall I.

Es hat sich also in den Ablauf der in Fall I dargestellten Schwankung eine zweite Schwankung eingeschaltet, welche bei

O' beginnt und bei E' endet. Die der letzteren zugehörige Curve baut sich innerhalb des Coordinatensystems $Y\,O\,X$ auf die der ursprünglichen Schwankung zugeordnete Curve auf; das zweite Coordinatensystem $Y'\,O'\,X'$ grenzt dann die Curve der eingeschalteten Schwankung, nämlich $O'\,C'\,D'\,E'$, ab gegen die Curve des I. Falles, welche jetzt aus den beiden getrennten Stücken $O\,A'\,O'$ und $E'\,F$ besteht.

Die Strecke $A\,E$ auf der Abcissenachse stellt endlich die Vitalreihe höherer Ordnung nach ihren zeitlich aufeinander folgenden Abschnitten dar: nämlich die Strecke $A\,B$ den Vorabschnitt, $B\,C$ den Initial-, $C\,D$ den Medial- und $D\,E$ den Finalabschnitt. Die den einzelnen Abschnitten zugehörigen Endbeschaffenheiten ergeben dann die Vitalreihe höherer Ordnung nach ihren Gliedern: nämlich die Reihe Γ; $\Gamma + \Delta\Gamma$; Γ, *Non*-Γ; $\Gamma\omega$ (vgl. die Tabelle zu n. 327).

Zürich. R. Avenarius.

Zum Calcul der Inhaltslogik.

Erwiderung auf Herrn HUSSERL's Artikel[1]).

Herr HUSSERL geht bei seiner Erwiderung von der Voraussetzung aus, dass der Gedanke, den Logikcalcul unabhängig von Classenbeziehungen zu machen, neu und von ihm zuerst zur Ausführung gebracht sei. Nur an einer Stelle (S. 112) gibt er zu, dass wider sein Wissen derartige Versuche aufgetaucht sein könnten, die aber dann gewiss nicht allgemein bekannt und überzeugend gewesen seien. Darnach hätte Herr HUSSERL doch etwas vorsichtiger sein müssen mit dem Vorwurf, ich hätte diesen Gedanken von ihm entlehnt, und es passt ebensowenig zu jenem Zugeständniss, wenn bei dieser Gelegenheit (S. 114) von den, „wie oben dargethan, völlig neuen Gedanken und Feststellungen" gesprochen wird. Am meisten aber hat mich die Behauptung in Verwunderung gesetzt (S. 117), dass ich von der Uebereinstimmung des Formalismus einer Inhaltslogik mit der Classenlogik „auch nicht eine Ahnung besessen" habe, wie man aus meiner Dissertation von 1890 § 1—3 ersehen könne.

Es wird genügen, wenn ich die Hauptstellen jener Paragraphen hier zum Abdruck bringe.

Aus § 1: „Wie die Arithmetik mit der Analysis die Wissenschaft von den Zahlen darstellt, so ist die Logik die Wissenschaft von den Begriffen."

[1]) Diese Zeitschrift Jahrg. XVII, S. 111 ff.

Aus § 2: „Die allgemeinste Eigenschaft der Begriffe ist ihre Beziehung auf Gegenstände. Sie besteht in dem natürlichen Zusammenhang zwischen Begriffen und Gegenständen, welcher dadurch geschaffen wird, dass wir die Gegenstände mittelst der Begriffe erkennen" . . . .

„Die Gesammtheit der Gegenstände, welche einem Begriffe zugeordnet sind, heisst eine Classe. Zu jedem Begriffe gehört also eine Classe" . . . .

„Subjectiv betrachtet besteht ein Begriff allein in der Fähigkeit, Gegenstände zu erkennen. Seinen allgemein gültigen und mittheilbaren Ausdruck findet der Begriff in der Definition" . . . .

„Um die grösstmögliche Allgemeinheit der Logik zu erreichen soll nicht unter allen Umständen vorausgesetzt werden, dass die Begriffe wirklich Gegenstände umfassen und die Classen solche enthalten, sondern wir lassen auch Classen zu, welche gar keinen Gegenstand enthalten . . . . Die Beziehung der Begriffe auf Gegenstände wird dann allerdings zu einer bloss potentiellen, d. h. man würde mit Hülfe des Begriffes Gegenstände erkennen, wenn es solche gäbe. Diese Verallgemeinerung ist nothwendig, weil in der Praxis häufig Begriffe vorkommen, von denen wir nicht wissen, ob ihnen Gegenstände zugeordnet sind, ja ein jeder Begriff ist von dieser Art, solange er uns nur durch eine Definition gegeben ist. Ob und wie viele Gegenstände er umfasst, können wir nur aus anderer Quelle wissen und müsste daher besonders hinzugefügt werden, falls es bei den logischen Schlüssen zu berücksichtigen wäre."

„Trotz dieser Voraussetzungslosigkeit bezüglich der dem Begriffe zugeordneten Gegenstände, also bei völliger Unbestimmtheit der zum Begriffe gehörenden Classe ist doch eine grosse Reihe von logischen Operationen und Schlüssen möglich. Die hierfür geltenden Sätze, welche somit für alle Begriffe ohne Ausnahme gelten, fassen wir als allgemeine Logik zusammen. Speciellere Theile der Logik erhalten wir dann, wenn wir die Beschaffenheit der Classen mit in die logische Betrachtung hineinziehen. Gerade die consequente und ausgiebige Berücksichtigung der Classen ist es, wodurch die neuere algebraische Logik sich vor der älteren Behandlungsweise der Logik auszeichnet und die Anwendbarkeit und Tragweite derselben so wesentlich erhöht hat."

Ich hatte diese Einleitung absichtlich meiner hauptsächlich den Individualurtheilen gewidmeten Dissertation vorausgeschickt, um meinen Standpunkt, dass ich die Classenlogik nicht für die Logik überhaupt, sondern für eine Erweiterung der älteren reinen Begriffslogik halte, festzulegen, und ich glaube es für Alle, die verstehen wollen, deutlich genug gethan zu haben. Wenn Herr Husserl nicht ausdrücklich meine Dissertation citirt hätte, hätte ich geglaubt, dass auch sie zu den „wider sein Wissen aufgetauchten Versuchen gehöre". Wie er, trotz seiner Bekanntschaft mit ihr, sie als Beweis hat anführen können, dass ich den Gedanken einer von Classenbeziehungen unabhängigen Logik ihm entlehnt habe, ist mir unverständlich.

Um aber alle Zweifel zu beseitigen, füge ich folgendes beglaubigte Citat aus meinem ursprünglichen Manuscripte an, in welchem ich gerade die Beziehung zwischen Inhaltslogik und Classenlogik ausführlich erörterte. Zum Verständniss desselben sei bemerkt, dass in meiner damals gewählten Terminologie „Gattung" mit einem nur durch eine allgemeine Definition gegebenen Begriff gleichbedeutend war, im Gegensatz zur Classe, und dass ich ursprünglich meine ganze Abhandlung in die zwei Abschnitte „Logik der Gattungen" und „Logik der Classen" eingetheilt hatte. Auf Anrathen der Herren Referenten merzte ich später alle strittigen philosophischen Erörterungen aus.

„Die in dieser Abhandlung durchgeführte Eintheilung der Logik in die Logik der Gattungen und die Logik der Classen entspricht nahezu der Unterscheidung der Logik des Inhalts und der Logik des Umfangs, wie sie F. A. Lange in seinen „logischen Studien" macht, sie widerlegt aber zugleich die Ansicht, als ob beides nur verschiedene Betrachtungsweisen einer und derselben Sache und daher fast gleichberechtigt seien. Die Logik des Umfangs entspricht nach Lange mehr der Denkweise und den Bedürfnissen der Neuzeit, während die des Inhalts mehr der antiken Anschauungsweise angemessen ist. Es wäre so fast Geschmacksache, welche von beiden Betrachtungsweisen man wählen wolle.

Doch es sind nicht blosse Betrachtungsweisen, sondern wirklich verschiedene Theile der Logik, welche durch die obigen beiden Ausdrücke bezeichnet werden. Die Logik der Gattungen (des Inhalts) reicht nicht aus, gewisse logische Aufgaben zu lösen, und anderseits ist es auch unmöglich, die Logik der Gattungen auf die der Classen zurückzuführen, da es Begriffe gibt, die niemals als Classen aufgefasst werden können. Das sind vor Allem die nicht realen Begriffe, zu denen gar keine Gegenstände gehören, die aber dennoch bestimmt definirt sein können und den allgemeinen Gesetzen sogut wie andere Begriffe unterworfen sind, dann auch die Begriffe von zukünftigen Ereignissen, bei denen man nie wissen kann, ob gar keine oder unendlich viele Gegenstände (Fälle) unter sie gehören. Solche Begriffe lassen sich nur als Gattungen, durch Angabe der allgemeinen Merkmale definiren, und es ist daher eine Logik der Gattungen, welche die Möglichkeit, die Begriffe als Summen von Individuen aufzufassen, ganz bei Seite lässt, unbedingt nothwendig. — Es müssen also die Principien der Logik auch für Gattungen begründet werden. —

Gewöhnlich sind die Bearbeiter der algebraischen Logik von der Anschauung ausgegangen, dass alle Begriffe als Summen von Individuen, d. h. als Classen anzusehen seien, und man hält daher in Folge dessen häufig diese Anschauungsweise für eine der algebraischen Logik wesentliche, über die sie auch nicht hinauskönne. Dass dieses keineswegs der Fall, dass sie sogut wie die alte Logik auch eine Logik des Inhalts sein kann, hat, soviel ich weiss, zuerst Herr Frege (Begriffsschrift, Halle a. S. 1879), dann besonders Herr Peirce (a. a. O. 1880) gezeigt, und wenn auch in der Begründung einiger Principien bei Peirce noch eine kleine Lücke ist, so hat es

doch keine Bedenken, diese Principien vorläufig axiomatisch gelten zu lassen[1]), u. s. w."

In diesem Stück meiner Dissertation sind schon die zwei Schriftsteller erwähnt, welche einen Logikcalcul unabhängig von Classenbeziehungen begründet haben, und von denen Herr Husserl wenigstens Frege hätte kennen können, wenn ihm auch die Hauptarbeit Peirce's im American Journal of Mathematics, Vol. III, nicht zugänglich gewesen wäre. Frege hat einen, leider in der Form sehr unbeholfenen, im Wesen aber mit dem Schröder'schen und jedem anderen Calcul übereinstimmenden Calcul geschaffen. Ueberhaupt steht es wohl von vornherein fest, dass j e d e r logische Calcul, wie er auch begründet werden mag, nothwendig mit den bestehenden Calculen im Wesentlichen übereinstimmen muss.

Karlsruhe. A. Voigt.

---

[1]) Herrn Dr. Andreas Voigt bescheinige ich hiemit auf seinen Wunsch, dass das oben abgedruckte Stück von „die in dieser Abhandlung" an bis zu „axiomatisch gelten zu lassen" wörtlich genau einem Manuscript entnommen ist, das er 1890 zur Erlangung der Doctorwürde bei der hiesigen philosophischen Facultät eingereicht hatte. In der gedruckten Dissertation ist das vorstehende Stück weggeblieben, weil Prof. Schröder in Karlsruhe und ich, denen von der Facultät das Manuscript zur Begutachtung übergeben worden war, Herrn Voigt eine theilweise Umarbeitung seiner Abhandlung vorgeschlagen hatten.

Dr. J. Lüroth,
ordentl. Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Antwort

auf die vorstehende „Erwiderung" des Herrn Voigt.

Herr Voigt ist mit den Richtigstellungen, bzw. Zurückweisungen, die ich seinen nach Form und Inhalt wenig passenden Angriffen leider genöthigt war folgen zu lassen, nicht zufrieden. Er versucht zu antworten. Was mir hier vorliegt ist bereits der zweite Entwurf einer Antwort. Den ersten, der auf die strittigen Punkte detaillirt eingegangen war, hat Herr Voigt wieder zurückgezogen, nachdem ihm durch die geehrte Redaction meine Erwiderung zugestellt worden. Der neue Entwurf übergeht fast die ganze Reihe von Punkten, die ich hatte urgiren müssen, mit Stillschweigen und beschränkt sich auf die Bestreitung eines einzigen: nämlich der Neuheit meiner Darlegungen im Jahrgang XV d. Z. Herr Voigt glaubt behaupten zu dürfen:

1) Dass er selbst „von der Uebereinstimmung des Formalismus einer Inhaltslogik mit der Classenlogik" bereits zur Zeit der Abfassung seiner Dissertation von 1890 Kenntniss gehabt habe; oder um eine Ausdrucksweise, die ich durchaus nicht billige, zu beseitigen: er will damals die Kenntniss besessen haben von der formellen Identität des Calculs der Gegenstandsbedingtheiten, des Calculs beurtheilbarer Sachverhalte u. dgl. mit dem von den Umfangslogikern ausschliesslich propagirten Classencalcul.

2) Eben dieselbe Kenntniss sollen auch Andere, wie C. S. Peirce und Frege lange vor mir besessen, es soll überhaupt Alles, was in meiner Arbeit vermeintlich Neues enthalten

und wie ich behauptete, von Herrn Voigt benutzt worden ist, in den Schriften dieser Forscher entwickelt sein.

Ad. 1). Die erstere Behauptung soll durch eine Zusammenstellung von Citaten theils aus der gedruckten Dissertation, theils aus dem ungedruckten Concept derselben begründet werden. Für diese Zusammenstellung kann ich Herrn Voigt nur dankbar sein. Denn jeder mit dem Gegenstande auch nur oberflächlich Vertraute wird sofort und mit Verwunderung bemerken, dass diese Citate nichts, rein nichts für Herrn Voigt, aber sehr viel gegen ihn besagen.

Was zunächst die gedruckte Dissertation des Herrn Voigt anbelangt, so finde ich (auch nach neuerlicher Durchsicht derselben) nicht Einen Satz der auch nur von ferne auf jene behauptete Kenntniss ihres Verfassers hindeuten würde. Hier fehlt jeder Ansatz zu einer Discussion. Wo nichts ausgesprochen ist, ist nichts zu widerlegen. Ich muss noch viel weitergehend sagen, dass sich in der genannten Schrift (und somit auch in den Citaten aus derselben) auch nicht ein Satz findet, den nicht ein Umfangslogiker reinster Observanz gelegentlich hätte aussprechen dürfen, und daraus folgt a fortiori, dass Herr Voigt über seine früheren Kenntnisse und ihren Ausdruck in der Dissertation in einer grossen Täuschung befangen war. Die Citate sollen unser Urtheil anders bestimmen? Etwa die Behauptung, dass die Logik, „um die grösstmögliche Allgemeinheit zu erreichen“, auch Classen zulässt, „die keinen Gegenstand enthalten“? Oder, was auf dasselbe hinauskommt, die von Herrn Voigt so sehr betonte „Voraussetzungslosigkeit bezüglich der dem Begriffe zugeordneten Gegenstände“, also „völlige Unbestimmtheit der zum Begriff gehörenden Classe“? Indem Herr Voigt dies als Argument vorbringt, muthet er uns einen offenbaren Trugschluss zu. Ist eine logische Betrachtung, die mit derart „unbestimmten“ Classen operirt, darum schon von der Classenlogik ausgeschlossen? Mit solchen Gründen könnte man völlig analog schliessen, dass die allgemeine Arithmetik keine Zahlenwissenschaft sei, weil sie die Existenz von Zahlen, die ihren Symbolen entsprechen, nicht voraussetzt. Auch der extremste Umfangslogiker kann (und muss sogar) die Möglichkeit und Unerlässlichkeit eines Operirens mit leeren Classen und mit Classen, bei denen a priori nicht ausgemacht ist, ob sie erfüllt sind oder leer, behaupten. — Ferner, spricht es etwa für Herrn Voigt, wenn er weiter sagt: „Specielle Theile der Logik erhalten wir dann, wenn wir die Beschaffenheit der Classen mit in die logische Betrachtung ziehen?“ Erst recht zeugen gegen

ihn die weiterfolgenden Sätze, die ich oben nachzulesen bitte. Ein Umfangslogiker könnte sich genau so ausdrücken.

„Um allen Zweifel zu beseitigen“ bringt aber Herr Voigt beglaubigte Citate aus seinem der philosophischen Facultät in Freiburg eingereichten Manuscripte zur Dissertation. Die wörtliche Uebereinstimmung mit dem Original mochte ihm die gelehrte Körperschaft wohl bescheinigen, nicht aber die sachliche Uebereinstimmung mit der These, die hier zu beweisen war. Auch diese Citate beweisen rein nichts; sie zeigen höchstens, dass Herr Voigt inhaltslogische Gesichtspunkte mit umfangslogischen unklar zusammen wirken lässt und auch hier den oben gerügten Irrthum begeht, dem Classencalcul die Berechtigung des Operirens mit „unbestimmten“ oder selbst leeren Classen abzustreiten. Sicherlich haben die Herren Schröder und Lüroth an diesem Punkt den gegründeten Anstoss genommen, der sie das Streichen des ganzen Passus fordern liess. Bei der Art, wie Herr Voigt inhaltslogische und umfangslogische Betrachtung trennt, bedeutet es wenig, wenn er die letztere als für eine algebraische Logik unwesentlich erklärt. Jedenfalls finden wir in all diesen Sätzen von der zu Anfang behaupteten Kenntniss, die durch sie nachgewiesen werden sollte, auch nicht den Schatten einer Andeutung.

Ich muss hier beifügen, dass ich den Gedanken, andere, als die classenlogisch begründeten Algorithmen in der Schlusslehre zu schaffen, so wenig als einen neuen hingestellt habe, dass ich meine Abhandlung sogar mit der Kritik solcher Versuche beginne. Allerdings meinte ich aber, dass reinlich und consequent durchgeführte Versuche dieser Art fehlten, und vor Allem hielt ich, und halte ich noch, den wesentlichen Gedanken, der einer principiellen Umfangslogik die Wurzel abschneidet, für neu, dass identisch dieselben Formeln, die dem Umfangscalcul dienen, unmittelbar als Formeln eines Calculs von Merkmalsbedingtheiten oder von Gegenstandsbedingtheiten oder von Bedingtheiten beurtheilbarer Sachverhalte u. s. w. dienen können. Die Umfangslogik verliert so allen Anhalt. Es darf hinfort nur die Rede sein von einem rechnerischen Formalismus oder Calcul, der je nach Umständen zur rechnerischen Ausführung von Classenschlüssen oder Schlüssen in Betreff von Merkmalsbedingtheiten oder solcher in Betreff von Bedingtheiten beurtheilbarer Sachverhalte u. s. w. dient, ohne dass irgend eine dieser „Interpretationen“ als fundamentale gelten darf, auf welche alle anderen principiell reducirt werden müssen. Ich kann mich nur freuen, dass meine Klarlegung dieses einfachen und doch unbemerkt gebliebenen Sachverhaltes so wohl gelang,

dass er Herrn VOIGT als eine Selbstverständlichkeit anmuthen konnte, oder als ein ihm selbst längst Bekanntes. Doch Herr VOIGT meint auch, und dies gehört

Ad 2), dass das vermeintlich Neue sich schon in den Schriften der Herren FREGE und PEIRCE finde. Begründende Citate vermisse ich hier ganz und gar und bemerke überdies, dass Herr VOIGT im Entwurf seiner Dissertation noch nicht so weit ging, jenen Forschern die hier fragliche Kenntniss zuzuschreiben. Die Schriften des geistvollen und von mir sehr geschätzten Jenenser Gelehrten liegen vor mir: von den strittigen Gedanken finde ich bei ihm auch nicht eine Andeutung. Bezeichnend ist es übrigens, dass Herr FREGE selbst sich gegen eine Vermengung der calculatorischen Bestrebungen eines BOOLE, SCHRÖDER u. A. mit seinen Bestrebungen einer Begriffsschrift — die vor Allem eine characteristica universalis sein will — nicht entschieden genug verwahren kann [1]). FREGE's Begriffsschrift ist überhaupt kein Calcul im prägnanten Sinne des Wortes, mögen sich auch unter seinen Formeln (oder besser: Typen) solche finden, die gewissen Formeln des Calculs parallel laufen. Dass der formelle Parallelismus der Begriffsschrift mit dem Calcul ein vollkommener sei, wird in gleicher Weise von Herrn SCHRÖDER (in seiner Recension in d. Z. f. Math. u. Phys. Bd. XXV) und von Herrn FREGE selbst (a. a. O. S. 8 ff.) bestritten; der erstere betont sogar das nahezu gänzliche Fehlen des Analogons der Rechnung mit „Begriffen“. Ich denke, das ist entscheidend. Nicht besser begründet ist das Hereinziehen der Schriften des Herrn PEIRCE. Dass er schon 1880 den Gedanken „inhaltslogischer“ Algorithmen besass, wie Andere vor ihm, bezweifle ich nicht. Ist das aber der Fragepunkt?

Wenn Herr VOIGT schliesslich sagt: „Ueberhaupt steht es wohl von vornherein fest, dass jeder logische Calcul, wie er auch begründet werden mag, nothwendig mit den bestehenden Calculen im Wesentlichen übereinstimmen muss,“ so ist das eine Behauptung von gleichem Werthe, wie etwa die, dass jeder geometrische Calcul mit jedem anderen im Wesentlichen übereinstimmen müsse, z. B. Ausdehnungslehre, Quaternionencalcul und analytische Geometrie. In den Resultaten ist Uebereinstimmung, gewiss, aber nicht in den Gedanken und Methoden; und darauf kommt es allein an.

---

[1]) Vgl. d. Abth. „Ueber den Zweck der Begriffsschrift“, Sitzungsber. d. Jenaischen Ges. f. Med. u. Natwiss. Jhrg. 1882.

Halle a. S. E. G. HUSSERL.

Anzeige.

Hauptmann, Carl. Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Eine kritische Untersuchung. Dresden 1893.

Das Problem, welches das Buch, über das ich im Folgenden berichten will, behandelt, kann allgemein als die Frage nach der wissenschaftlichen Begreifbarkeit der sogenannten psychischen Phänomene bezeichnet werden. Es erörtert diese Frage in der Form einer kritischen Analyse des von der Physiologie seit Flourens über diesen Gegenstand beigebrachten Materiales, da die Physiologen vor allen Anderen, in ihrer Art, die Functionen des Nervensystems zu zergliedern, die Inconsequenz eines theilweise mechanischen, theilweise auf psychologischen Begriffen verschiedenster Herkunft beruhenden Standpunktes erkennen lassen. Die Brauchbarkeit des einen oder anderen Standpunktes für eine erschöpfende Analyse der Functionen des Nervensystems kann also gerade bei einer solchen Untersuchung genau erörtert und abgewogen werden.

Es war natürlich auch nöthig, über die speciellen Fragen der Nervenphysiologie hinaus zu gehen, und die Geschichte des Satzes „dass der Organismus als Mechanismus begriffen werden muss“ auch im Allgemeinen zu verfolgen, da die Gesichtspunkte, die für die physiologische Zergliederung des Nervensystems angewendet werden, wenn auch nicht dieselben zu sein brauchen, die man dem ganzen Organismus entgegenbringt, so doch jedenfalls an diese anknüpfen müssen. Es erweiterte sich demgemäss das behandelte Problem zu dem der Denkbarkeit einer dynamischen Theorie der Lebewesen überhaupt.

Der bekannte Streit über die Localisation der Functionen der Grosshirnrinde lieferte ein ganz besonders günstiges Object für eine solche Erörterung. Eine meisterhafte Kritik, die von Munk's Localisationslehre, nimmt demgemäss einen grossen Theil des Buches ein. Das ganze Buch zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste behandelt die Grundlegung des Dualismus nach kritischer Ueberwindung des Begriffs „Lebenskraft“ durch Flourens und Lotze; der zweite: Sitzt die Seele ausser im Grosshirn auch noch in anderen Abschnitten des Centralorgans? discutirt eine Frage, die besonders durch Pflüger und Goltz in ihren Arbeiten über die Physiologie des Froschnervensystems ihre Lösungsversuche fand. Der dritte Abschnitt: Sind die verschiedenen seelischen Functionen in von einander trennbaren Abschnitten des Nervensystems localisirt? schliesst an die Forschungen von Hitzig, Munk und Goltz an — während die Abschnitte vier und fünf zwei systematische Capitel bilden, nämlich eine Auseinandersetzung: „woran scheitert die consequente Durchführung des Parallelismus von Leib und Seele als methodologisches Princip?“ und eine Darlegung der „leitenden Gesichtspunkte für eine dynamische Theorie der Lebewesen“.

Mit Recht wird Lotze an die Spitze der historischen Darstellung gestellt. Seiner philosophischen Autorität begegnet man in der That in der älteren nervenphysiologischen Literatur auf Schritt und Tritt und ganz besonders bei einigermaassen principiellen Erörterungen. Sein Artikel über Leben und Lebenskraft, der im J. 1842 in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie erschien, führt mit grosser Schärfe den Gedanken durch, dass die Organismen mechanische Systeme seien, und dass der thierische Körper dazu eingerichtet sei, sich durch seine Lebenseinrichtungen gegen mancherlei Störungen von Seiten der Aussenwelt zu erhalten; und in einer späteren Schrift fragt er geradezu „welches sind im Allgemeinen die mechanischen Bedingungen solcher Selbsterhaltung?“ Er sieht es als die Aufgabe der Wissenschaft an, diesen Standpunkt durchzuführen, durchbricht ihn aber selbst, indem er in dem Willensimpuls, der eine Muskelcontraction hervorzurufen im Stande sei, eine Besonderheit sieht, die keinem mechanischen System, ausser dem lebenden Thierkörper zukommt; in ihm sei ein Princip immanenter Störungen (Seele) aufgenommen, „die durchaus keinem mathematischen Gesetze ihrer Stärke und Wiederkehr folgen“. Damit war das Princip des Mechanismus vollständig fraglich geworden, denn in sein Getriebe kann ja jeden Moment ein unkörperliches Princip einbrechen und darin Aenderungen erzeugen.

Unabhängig von LOTZE hatte der französische Physiologe FLOURENS einen ähnlichen Dualismus in die Erforschung des Nervensystems hineingetragen. FLOURENS war einer der ersten, die die Frage nach der Function der einzelnen Abschnitte des nervösen Centralorganes auf experimentell vivisectorischem Wege zu lösen suchte. Seine Hauptmethode war die successive Abtragung einzelner Gehirnabschnitte und die Beobachtung der Leistungen der übrig gebliebenen Theile des Nervensystems. Zur Kennzeichnung seines Standpunktes genügt es, seine Ansichten über das Grosshirn und dessen functionellen Unterschied von den übrigen Gehirntheilen zu betrachten. FLOURENS beobachtete an Vögeln, denen das Grosshirn völlig exstirpirt war, die heute allbekannten Erscheinungen einer Art von Schlafsucht. Das Thier sitzt im vollen Gleichgewicht stundenlang wie schlafend da, es frisst und trinkt nicht, trotzdem es hungert und dürstet, es vertheidigt sich nicht gegen andere Thiere, es sucht keinen Schutz gegen Witterungsunbilden u. s. w. FLOURENS bleibt aber nicht bei dieser Beschreibung des objectiven Verhaltens des Thieres stehen, er vollzieht ohne Weiteres den Uebergang zu einer ganz andersartigen Betrachtung, indem er das Verhalten des Thieres mit den Worten charakterisirt: Das Thier hat seine ganze Intelligenz verloren — es will nicht, es erinnert sich nicht mehr, es urtheilt nicht. Nun muss man aber hier sofort hinzufügen, dass FLOURENS die Leistungen der erhalten gebliebenen Abschnitte des Centralorgans unter einem ganz anderen Gesichtspunkt betrachtet, dass er hier nicht mehr mit psychologischen Begriffen operirt, wie Wille, Urtheil, Intelligenz, sondern nur von der Aufnahme und Fortleitung der Sinneseindrücke (im mechanischen Sinne), von der Coordination der Bewegungen des Gesammtkörpers und von der Erregung isolirter oder zu Gruppen vereinigter Muskelcontractionen spricht.

Der Zwiespalt, in den FLOURENS dadurch gerathen war, wird noch verschärft und deutlicher durch seine Ansicht über den vermeintlichen Sitz dieser Intelligenz im Grosshirn. Nachdem er nämlich im Allgemeinen die Intelligenz localisirt hatte, versuchte er zu ermitteln, ob sich alle Theile des Grosshirns diesbezüglich gleichwerthig verhalten. Nun war er aber gänzlich dem populären Begriff der „Intelligenz“ verfallen, die eine nähere Zergliederung ihrer Wirksamkeit ja nicht gestattete. Seine partiellen Grosshirnabtragungen konnten also nur zu dem Resultat führen, dass die Intelligenz im ganzen Grosshirn sitze, und dass „jeder beliebige Theil des Grosshirns, wenn er nicht über eine gewisse Grenze hinaus verkleinert und verstümmelt

worden wäre, zur Ausübung sämmtlicher intellectueller Fähigkeiten genüge". Damit ist genügend gekennzeichnet, dass FLOURENS sich die Intelligenz als ein metaphysisches Wirkungsprincip vorstellte. Noch deutlicher geht dies aber aus seinen Worten hervor, wenn er sagt: „Ein Thier kann nach seinem Willen sich bewegen oder nicht, langsam oder schnell, in dieser oder jener Richtung, wie es ihm gefällt. Er ist also ein absoluter Herr nicht über den Mechanismus seines Ganges, aber über seinen Gang selbst." Es geht aus dieser Fassung hervor, dass FLOURENS durchaus auf dem Boden der populären Volkspsychologie stand, und dass er nicht nur psychologische Begriffe anwandte, ohne sich des Wechsels des Standpunktes, den er vorgenommen, bewusst zu werden, sondern dass er sie anwandte, ohne der ersten Regel wissenschaftlicher Methodik zu gehorchen, nur solche Begriffe anzuwenden, die begrenzbare Thatsachengruppen zusammenfassen und ökonomisiren.

FLOURENS Resultate hatten also in dem principiellen Punkte der Erforschung des Nervensystems, nämlich seiner Begreifbarkeit als Mechanismus, keine Entscheidung gebracht, und ausserdem durch die Localisation der Seele im Grosshirn seinen Nachfolgern eine verhängnissvolle Problemstellung zurückgelassen. Diese formulirt HAUPTMANN in zwei Sätzen:

I. Sitzt die Seele ausschliesslich im Grosshirn oder noch in anderen Abschnitten des Centralnervensystems?

II. Sitzt die Seele in Wahrheit untheilbar in jedem Punkt des Grosshirns oder sind die verschiedenen seelischen Fähigkeiten in von einander trennbaren Abschnitten desselben localisirt?

Das erste Problem behandelten vor Allem PFLÜGER und GOLTZ in ihren Arbeiten über das Froschnervensystem. Hier tritt uns wenigstens insofern ein Fortschritt entgegen, als diese Autoren das Bedürfniss empfanden, objective Merkmale aufzufinden, die das Vorhandensein und Wirken von Wille, Intelligenz, Seele u. s. w. verriethen. FLOURENS hatte sich auch dieser Forderung entzogen. Der Dualismus war dadurch zwar nicht überwunden, wohl waren aber die Gründe, durch die er entstanden und sich behaupten konnte, durchsichtiger geworden. Sowohl PFLÜGER wie GOLTZ liefern dafür lehrreiche Belege. PFLÜGER's Schrift geht von dem Gedanken aus, dass nicht nur das Gehirn das Organ des Sensoriums sei, sondern dass die sensorische Function im ganzen Cerebrospinalnervensystem wurzle. HAUPTMANN gliedert PFLÜGER's Beweise in zwei Gruppen. Den ersten entnahm er einem genauen Studium der sogenannten Reflexgesetze, d. h. der Regeln, welche den Ablauf der auf Reize

hin erfolgenden Bewegungen von Thieren, die nur mehr das verlängerte Mark und das Rückenmark besitzen, angeben. Diese Reflexe sollten auf mechanischem Wege zu Stande kommen. Finden sich Bewegungen, die diesen Gesetzen nicht folgen, so können diese nur durch die Seele zu Stande kommen. Und in der That fand Pflüger solche Ausnahmen. Ein Aalschwanz sollte bei linksseitiger Reizung durch ein brennendes Hölzchen nach den Reflexgesetzen sich ins Feuer hineinbewegen. Er that dies aber den Reflexgesetzen zum Trotz nicht, sondern wandte sich ab. Daraus schloss Pflüger, anstatt auf die Unrichtigkeit seiner Reflexgesetze, auf die Empfindungs- und Willensthätigkeit des Rückenmarkes. Die völlige Willkürlichkeit dieser Annahme ist für Jeden einleuchtend, der nicht auf dem Boden des Glaubenssatzes steht, dass eine erhaltungsgemässe Bewegung eines Thieres nur als eine Action der Seele aufgefasst werden könne. Eine Discussion dieser Annahme findet sich aber bei Pflüger nicht. Nicht viel anders steht es mit Pflüger's zweitem Beweis: Dieser stützt sich auf die Annahme, dass eine Reflexbewegung auf denselben Reiz hin stets in derselben Weise erfolgen müsse, gleichgültig ob der gewöhnlich eintretende Erfolg durch diese Bewegung erreicht wird oder nicht. Nun fand Pflüger Fälle, wo die reflectorischen Bewegungen nicht mehr in der gewöhnlichen Weise sich vollzogen, sondern noch variirt wurden. Er beobachtete nämlich, dass ein decapitirter Frosch die ihm aufgepinselte Säure noch wegzuwischen im Stande war, wenn der Ablauf der typischen Reflexbewegung auch durch mechanische Hindernisse unmöglich gemacht wurde, dass also das Rückenmark gewissermaassen nach neuen Mitteln suchte, um das schmerzende Moment zu entfernen, und sie auch wirklich fand. Dies war aber für Pflüger eine Leistung, die einem Mechanismus nicht mehr zugeschrieben werden konnte, die sich nur durch das Vorwegdenken des Erfolges erklären lässt, womit aber wieder die Wirksamkeit eines seelischen Princips gegeben war. Die Kritik, die Hauptmann an diesem Gedanken übt, ist im Wesentlichen dieselbe, die er auch Flourens zu Theil werden liess, dass nämlich erstens die Frage, ob das beschriebene Verhalten der Thiere nicht auch ohne Zuhülfenahme der Seele erklärt werden könne, unerörtert blieb, und zweitens, dass die Einführung der Seele zur Erklärung des zweckmässigen Verhaltens des Thieres wissenschaftlich nichts leiste.

Unmittelbar an Pflüger's Arbeiten knüpft Goltz in seinen Beiträgen zur Physiologie der Nervencentren des Frosches an.

Eine der Abhandlungen führt den Titel: „Ueber den Sitz der Seele des Frosches“. Man sieht, die allgemeine Problemstellung hat sich nicht verändert. Aber GOLTZ kam zu anderen Resultaten als PFLÜGER. Nach seinen Experimenten sollte zwar auch im Grosshirn die Seele sitzen, einfach, weil man es allgemein so annahm, aber auch der Frosch ohne Grosshirn noch Seelenvermögen besitzen; der enthirnte Frosch aber einen Complex von einfachen Reflexmechanismen darstellen. HAUPTMANN gliedert die Gründe von GOLTZ in zwei Gruppen, solche, die für die Annahme der Seele sprechen, und solche, die dagegen sprachen. Es würde zu weit führen, sie alle hier anzugeben. Als dafür sprechende Gründe lassen sich zusammenfassen: die Verwerthung der Sinnesempfindungen für die Regulirung der Bewegungen, und dann das Auftreten von Bewegungen zur Ueberwindung von Hindernissen, seien diese nur durch Schädigung des Bewegungsapparates bedingt oder seien es äussserlich mechanische Hindernisse. Gegen die Seele sollte die Denkbarkeit eines die betreffenden Bewegungen ausführenden Mechanismus sprechen. Die Experimente GOLTZens brauche ich nicht im Einzelnen zu schildern; es sind die allbekannten Vorlesungsversuche: die Umgehung von Hindernissen durch das enthirnte Thier. Gegenüber diesen Versuchen gesteht nun GOLTZ, dass er sie nicht anders erklären könne, wie „dass das Thier Berechnung“ besitze. Und er präcisirt dies noch in den Worten: „Ich kann mir einen fabelhaft verwickelten Mechanismus vorstellen. Ich kann mir denken, dass in einem überaus kleinen Raum eine ungeheure Zahl der feinsten Apparate zusammengedrängt ist, dass z. B. ein ganz kleines, aber äusserst verwickeltes Uhrwerk eine grosse Menge der verschiedenartigsten Melodien spielt, die da wechseln, je nach der Stelle, auf die ich drücke. Aber es übersteigt mein Fassungsvermögen, mir eine Maschine zu denken, die eine Melodie auch dann mit ihren Harmonien vorträgt, wenn ich einen wesentlichen Theil des gewöhnlichen dazu benützten Räderwerkes in seinem Ablauf hemme.“ „So weiss ich also keinen anderen Ausweg als die Annahme, dass der Frosch ohne Grosshirn noch Seelenvermögen besitzt.“

Nun definirt aber GOLTZ dieses Seelenvermögen noch näher und man ist überrascht zu hören, dass er darunter ein centrales Anpassungsvermögen versteht, das er wieder rein mechanisch fasst als eine Summe von Selbstregulirungen; von diesen sagt er aber: „Es hiesse Missbrauch mit der Sprache treiben, wenn man etwas, was solche Regulirungen in sich trägt, als Maschine

bezeichnen wollte." Den Widerspruch, der in diesen Anschauungen liegt, führt Hauptmann mit Recht auf den alten Glauben an die Wirkung der Seele auf den Körper zurück. Nur dieser konnte Goltz veranlassen, den mechanistischen Standpunkt, der im Laufe der Untersuchung erstarkt war, zu verlassen, denn „die Entscheidung war jenem Dogma gemäss schon getroffen". Folgerichtig unterblieb auch der Versuch, das Verhalten des normalen Thieres unter mechanischen Gesichtspunkten zu begreifen.

Mit Hitzig betreten wir einen neuen Boden, den der Frage nach der Localisation der Functionen auf der Hirnrinde. Hitzig hatte die bedeutungsvolle Entdeckung gemacht, dass es möglich ist, von der Hirnoberfläche aus Bewegungen einzelner Muskelgruppen durch den elektrischen Strom auszulösen. Gleich die ersten Versuche ergaben, dass dies aber nicht auf der ganzen Hirnoberfläche möglich ist, dass sich der vordere und hintere Abschnitt der Convexität der Rinde verschieden verhalten; nur der vordere zeigte sich erregbar. Daraus schloss Hitzig ohne Weiteres auf eine functionelle Differenz dieser beiden Abschnitte. Der vordere ist motorisch, der hintere Abschnitt sensibel. Jetzt entstand sofort bei Hitzig die Hoffnung, auf „diesem Weg würden sich die einzelnen Theile des psychischen auf die einzelnen Theile des organischen Centrums localisiren lassen." Dieser Ausgangspunkt muss festgehalten werden, um die ganze noch folgende Entwicklung der Localisationslehre bei Hitzig und Munk zu verstehen. Nun boten aber die Resultate der elektrischen Reizung wenig Handhaben zur psychologischen Ausdeutung. Hitzig wandte sich also an eine andere Methode. Er exstirpirte das betreffende kleine Rindenstück, dessen Reizung Muskelbewegungen ergeben hatte, und beobachtete die Erfolge dieses Eingriffes. Als solche ergab sich nicht etwa eine totale Lähmung der betreffenden Muskeln, sondern eigenthümliche Störungen, die darin bestehen, dass z. B. die Pfote des operirten Hundes häufig mit dem Rücken statt mit der Fläche beim Gehen aufgesetzt wird, und dass das Thier die der Pfote passiv gegebenen Stellungen länger uncorrigirt lässt, wie in der Norm. Die Empfindlichkeit der Haut erwies sich normal. Dafür gab nun Hitzig die Erklärung: dass die Leitung der Seele zum Muskel unterbrochen sei, die Endstation dieser Leitung ist der Muskelsinn oder das Muskelbewusstsein, folglich hatte der Muskelsinn in der exstirpirten Stelle seinen Sitz. Die nähere Charakterisirung des Muskelbewusstseins geht noch dahin: durch Perception

der Muskelzustände erlangt die Seele Vorstellungen über die Zustände der Muskeln, diese überschreiten zwar nicht die Schwelle des klaren Bewusstseins, aber der Grad ihrer Klarheit reiche aus zur Erhaltung des gleichmässigen Flusses der von ihnen abhängigen Lebenserscheinungen.

Die Kritik, die Hauptmann an diesen Aufstellungen übt, hält sich an drei Momente: 1) an die Unzulänglichkeit aus den beschriebenen objectiven Merkmalen den wirklichen Verlust subjectiver Glieder beweisen zu wollen. In der That ist dieser Specialwille für die einzelnen Muskelgruppen ja auch psychologisch ein völlig in der Luft schwebender Begriff. Dadurch ist aber Hitzig's Unternehmen, die psychischen Functionen localisiren zu wollen, der Boden entzogen. 2) Es ist physiologisch über die betreffenden Hirnstellen nichts erwiesen, da eine verschiedene Leitungsbeziehung einer Grosshirnstelle noch nichts über die qualitativen Differenzen der betreffenden Hirnstelle aussage. 3) trifft ihn ebenso wie seine Vorgänger der Vorwurf des Dualismus, da er ja gleich jenen eine Wirkung des Muskelbewusstseins auf den Bewegungsapparat angenommen. Er mied die Discussion der Zulässigkeit dieser letzten Vorstellung, da er in die Philosophie zu gerathen fürchtete, und verstrickte sich dadurch unrettbar in die herrschende Metaphysik.

Ich will hier die Bemerkung anknüpfen, dass mir bezüglich des zweiten Punktes der physiologischen Resultate von Hitzig's Experimenten Hauptmann's Kritik zu weit zu gehen scheint. Es ist vollkommen zuzugeben, dass es Hitzig nicht gelungen ist, nachzuweisen, was wir an den betreffenden Hirnstellen zu localisiren haben. Dass aber der Nachweis einer differenten Leitungsbeziehung der verschiedenen Hirnabschnitte solange bedeutungslos für unsere Vorstellungen von der Hirnrinde sein solle, bis nicht die Forderung erfüllt ist, sie auf qualitative Unterschiede zurückzuführen, ist deshalb nicht zuzugeben, weil wir nicht wissen, was hier Qualitäten und Quantitäten sein können. Streng genommen ist auch die Differenz zwischen den vorderen und hinteren Rückenmarkswurzeln nur eine Differenz der Leitungsbeziehungen, denn wir wissen nicht, ob sich der Leitungsvorgang in ihnen unter Intervention verschiedener chemischer Stoffe vollzieht; aber es ist eine Frage der Terminologie, ob man die sicher bewiesene verschiedene Leitungsrichtung innerhalb des Organismus als qualitative Verschiedenheit auffasst oder nicht.

Wir gelangen nun zu dem umfangreichsten Capitel des

Buches, zu der Kritik der Localisationslehre von Munk. Ich muss es mir versagen, hier auf alle Einzelheiten einzugehen, und kann dies umsomehr, als sich das Principielle dieser Kritik sehr zusammen drängen lässt. Das Bewunderungswürdige daran ist die Consequenz, mit der Hauptmann die Localisationsgespenste bis in die letzten Winkel verfolgt.

Munk stellt an die Spitze seiner Ausführungen den Satz: „Was wir von der Grosshirnrinde wissen, ist, dass sie der Ort der Wahrnehmungen und der Sitz der Vorstellungen ist." Dies ist für ihn eine feststehende Thatsache, und er sieht es als seine Aufgabe an, den Sitz der verschiedenen psychischen Functionen auf der Hirnrinde zu bestimmen. Seine Methode war die der Exstirpationen. Die Theorie, die er aus seinen Experimenten nun ableitete, ist kurz folgende.

Auf der Hirnrinde finden sich localisirt in einzelnen Centren die Orte der Wahrnehmung und der Vorstellung für jeden einzelnen Sinn. So gibt es also eine Stelle der Rinde am Schläfelappen, die dem Gehör diene, diese zerfällt aber wieder in zwei räumlich getrennte Partien. Die eine ist der ausschliessliche Sitz der Gehörs*empfindungen*, die andere der Gehörs*vorstellungen*. Ganz dasselbe gilt vom Gesichtssinn. Endlich unterscheidet Munk noch die sogenannte Fühlsphäre, die den Sitz der Muskel-, Druck-, Berührungs- und Innervationsgefühle enthält, und die in engen Beziehungen zu den willkürlichen Bewegungen steht. Hauptmann kritisirt zunächst Munk's Beweisführung über die Hör- und Sehsphäre.

Es genügt für uns, hier die Kritik der Annahme z. B. der Hörsphäre zu referiren. Munk behauptet, dass nach Exstirpation eines bestimmten Theils der sogenannten Hörsphäre die Hunde total taub werden, sie reagiren auf keinerlei Schalleindrücke mehr. In den Fällen, in denen dies doch geschah, soll eine Erregung der Tastnerven vorliegen; denn das Spitzen der Ohren, das sonst bei Gehörswahrnehmungen der Thiere eintrete, fehle hier. Im Uebrigen verhalten sich solche Thiere *normal*. In der angegebenen Region komme also *nur* die Gehörs*wahrnehmung* zu Stande. Nach Abtragung eines anderen Stückes der Hörsphäre verhält sich das Thier aber total anders, es nimmt Gehörseindrücke wahr, es spitzt noch wie ein normales Thier die Ohren auf jedes ungewöhnliche Geräusch hin, aber es versteht nicht mehr, trotzdem es hört, die Bedeutung von „pst", „hoch", „komm", „Pfote" u. s. w. Diese letztere Stelle ist nach Munk der Sitz der Gehörs*vorstellungen*, denn das Erkennen eines durch eine Sinnes-

wahrnehmung gegebenen Umgebungsbestandtheils ist nach Munk bedingt durch die gleichzeitige Miterregung der zugehörigen Vorstellung des betreffenden gleichen Sinnesgebiets.

Hauptmann's Einwände richten sich zunächst gegen den vermeintlichen Erweis des Zustandekommens der Sinnesempfindung in der betreffenden Sphäre. Er vermisst erstens den wirklichen Nachweis, dass in der That die betreffenden Sinnesempfindungen selbst verloren gegangen sind, und dass der Ausfall der auf Reizung des bezüglichen Sinnesorgans erfolgenden Bewegungen nicht blos durch Unterbrechung der Leitung zur Fühlsphäre, die nach Munk das Centrum der willkürlichen Bewegungen ist, hervorgerufen wurde. Zweitens sieht er in dem Ausfall der Bewegungen auf Reizung der betreffenden Sinnesorgane keinen Beweis für den Wegfall der Gehörsvorstellungen, geschweige denn aller subjectiven Hörelemente. Drittens spricht das Verhalten der Thiere nach der Exstirpation der Hörsphäre z. B. nicht dafür, dass sie nur Gehörsempfindungen verloren haben, denn sie zeigen auch mancherlei eigenthümliche Bewegungsstörungen. Endlich ist viertens nicht der Nachweis erbracht, dass nach Verletzung anderer Hirntheile nicht auch die Gehörsempfindungen gelitten haben, da der Ablauf der normalen Bewegungen der Thiere noch nicht wissenschaftlich erforscht ist.

Eine noch eindringlichere Kritik erfährt Munk's Anschauung von dem Sitz der Sinnesvorstellungen. Hauptmann weist nach, dass das Erkennen eines Dinges nur durch Beziehungen zu den Erinnerungsbildern anderer Sinnesgebiete möglich ist, z. B. das Erkennen des Futternapfes durch Erinnerung an den Geruch des Fleisches oder an dessen Geschmack u. s. w. Und in der That wurde auch die von Munk beschriebene Wiedererwerbung der Sinnesvorstellung „Futternapf“ in der Weise bewerkstelligt, dass man das Thier immer wieder an das Futter riechen liess, ihm also Sinnesempfindungen aus einer anderen Sinnessphäre beibrachte und nicht blos das betreffende Ding zeigte. Ausserdem lässt sich ein objectives Kennzeichen aus den Bewegungen des Thieres, ob es einen Gegenstand erkannt hat oder nicht, überhaupt nicht ableiten.

Wir haben nun noch die Functionen der sogenannten Fühlsphäre zu betrachten. Zur Aufstellung derselben wurde Munk durch die Thatsache veranlasst, dass hier die Exstirpation desselben Rindenstücks sowohl Sensibilitäts- wie Motilitätsstörungen herbeiführte. Dies führte ihn zu der Theorie, dass an der betreffenden Stelle die Bewegungsvorstellungen sitzen, die die Residuen früherer Bewegungen sind. Er acceptirte weiter eine

Hypothese MEYNERT's, die besagt, dass „Vorstellungen, deren Inhalt Bewegungsformen des eignen Körpers sind, sich als Bewegungsimpulse werden geltend machen, sobald diese über die Schwelle des Bewusstseins treten." MUNK sieht darin das Charakteristicum der Willensbewegungen. Ich übergehe HAUPTMANN's psychologische wie physiologische Bedenken gegen die Bedeutung der in Rede stehenden Empfindungen für die Regulation der Bewegung überhaupt und gehe sofort zu der Kritik der Theorie der Willenshandlung über. Dass sie der allgemeine Vorwurf trifft, psychologische Principien zur Erklärung körperlicher Vorgänge zu verwenden, ergibt sich schon aus dem Vorangegangenen. Er führt aber auch weiter den Nachweis, dass die psychologische Beschreibung des Vorgangs der Willenshandlung, wie sie die Voraussetzung von MUNK's Theorie ist, nicht zutrifft. Was in Wirklichkeit bei einer Willenshandlung als Vorstellung subjectiv beobachtet wird, ist überhaupt keine Bewegungsvorstellung, sondern eine Erfolgsvorstellung. Zwischen subjectiven Impuls und Ausführung der Bewegung schieben sich keine subjectiven Glieder ein. Und wenn dies der Fall wäre, müssten, da sich gleiche Erfolgsvorstellungen mit sehr verschiedenen Bewegungen vereinigt finden, grosse Verschiedenheiten in der Constitution der Erfolgsvorstellung sich finden, was nicht der Fall ist.

Damit fällt aber die psychologische Grundlage der ganzen Theorie der Fühlsphäre und Willenshandlung.

Dazu kommt endlich noch, dass das Verhalten der Thiere auch gar nicht mit der Theorie stimmt, denn die Bewegungsstörungen sind ganz andere, wenn die Fühlsphäre des Rumpfs oder die des Vorderbeins exstirpirt ist, was doch nicht der Fall sein könnte, wenn nur die Willkürlichkeit der Innervation der betreffenden Körperregionen gestört wäre.

Es folgt eine kurze Kritik von MUNK's Definition der Intelligenz: „Der Inbegriff und die Resultirende aus allen aus den Sinneswahrnehmungen stammenden Vorstellungen", und HAUPTMANN weist darauf hin, dass eine Resultirende sich wesentlich ändern müsse mit der Aenderung und dem Verlust von Componenten, dass MUNK's Thiere, nach seiner Beschreibung aber nur dem Umfang nach, ihre Intelligenz änderten.

Der letzte Abschnitt der Kritik MUNK's bezieht sich auf die specifischen Sinnesenergien. Sie war nothwendig geworden durch MUNK's Ansicht, dass die Ganglienzellen der centralen Sinnessphären von Natur specifisch verschieden gegeben sind, und die Eigenart der Sinnesmodi nur darauf zurückzuführen ist,

dass die verschiedenen Sinnesnerven mit verschiedenartigen centralen Elementen in Verbindung stehen.

H. hält das ganze Princip der specifischen Sinnesenergien in der alten Müller'schen Fassung für unhaltbar; er wendet sich dagegen, dass die specifischen Empfindungsqualitäten angeborne Nervenzustände sind, die, von verschiedenen äussern oder innern Ursachen angeregt, doch ganz unabhängig von deren specieller Form verlaufen, und er meint, dass von der durch die Sinnesmedien ausgewählten specifischen Energieform die Specifität der Nervenvorgänge bestimmt wurde. Sein Hauptangriff richtet sich aber dagegen, dass die specifischen Energien auf centralen specifischen Sinnessubstanzen beruhen, und die verschiedenen Sinnessphären aus specifisch verschiedenen Zellarten bestehen. Die Gründe für Hauptmann's Widerspruch lassen sich dahin zusammenfassen, dass die Function der einzelnen Hirntheile, Sinnessubstanzen, Ganglienzellen u. s. w. innerhalb des Organismus uns immer nur in Zusammenhang mit den anderen Theilen gegeben ist, dass also eine Zelle ihre augenblickliche Function nicht nur durch die in ihr vorhandene Stoffgruppirung ausführe, sondern auch durch die mit ihr in Stoffaustausch stehenden übrigen. Damit fällt auch die Zulässigkeit der Annahme, dass die centralen Sinnesabschnitte allein für die Specifität der Processe herangezogen werden können.

Munk's Lehren erscheinen damit erschöpfend widerlegt.

In strictem Gegensatz zu diesen Localisationstheorien hat Goltz in seinen Arbeiten über das Grosshirn das Problem behandelt. Sein Ausgangspunkt sind nicht wie bei Munk und Hitzig die psychischen Functionen, sondern die Frage, welche Gruppen von Bewegungen kommen noch zu Stande, wenn ein bestimmter Hirntheil geschädigt ist. Hauptmann versucht eine Classification der Bewegungsstörungen, die sich in den Goltz'schen Arbeiten beschrieben finden; er gliedert sie:

1) In solche Störungen, welche auf einen völligen Verlust einer oder der anderen der normal vorhandenen specifischen Sinnesenergien hinweisen, er nennt sie qualitative,

2) in solche, welche die Gliederung der Functionsqualitäten betreffen, formale Störungen,

3) in solche, die nur das Maass der Muskelaction berühren, quantitative Störungen.

Unter dem Gesichtspunkt dieser Gruppirung untersuchte nun Goltz die Störungen nach Rindenläsionen, indem er nach möglichst objectiven Kriterien für jede der betreffenden Arten der Störungen suchte, und auch die Frage nach der Unter-

scheidung der dauernden Störungen von den vorübergehenden einer eingehenden Discussion unterwarf. Auf diese Weise kam er zu dem Resultat, dass keine Rindenläsion eine dauernde qualitative Störung nach sich ziehe. Er schliesst dies daraus, dass die betreffenden Thiere immer noch auf Sinneseindrücke reagieren. Dagegen zeigen sich zahlreiche formale Störungen, d. h. Störungen in den Combinationen der einzelnen Bewegungsgruppen. Mit Recht betont Hauptmann hier, dass es das grosse Verdienst von Goltz sei, hiefür objective Kennzeichen ausgedacht zu haben, als Ausgangspunkt für solche das Ortsfindungsvermögen, die Art des normalen Thieres am eignen Leib und in seiner Umgebung sich erhaltungsgemäss zu orientiren, gewählt habe. Im Uebrigen wird man bei Goltz vergebens nach der Charakteristik der Willkürbewegungen u. s. w. suchen; im Gegentheil gibt er zu, dass es völlig unmöglich sei, zwischen willkürlichen und Reflexbewegungen scharf zu unterscheiden, und dass demgemäss auch ein principieller Unterschied zwischen Grosshirn- und andern Centralnervenfunctionen nicht gemacht werden könne. Aber gerade dadurch hat Goltz sich freigehalten von irrthümlichen Voraussetzungen, „und einen von psychologischen und psychophysischen Principien nicht verdunkelten Weg objectiv physiologischer Grosshirnforschung eingeschlagen."

Der vierte Abschnitt des Buches erörtert die Gründe, an denen eine Durchführung des Parallelismus von „Leib und Seele" scheitert. Die ganzen vorangegangenen Auseinandersetzungen haben gezeigt, dass eine beständige Vermischung des objectiven und subjectiven Standpunktes stattgefunden hat. Es gilt nun, die Gründe hiefür aufzusuchen und zwar an den betreffenden Dingen selbst, da nur auf diese Weise eine fruchtbringende Ueberwindung dieses Dualismus erzielt werden kann. Der erste Sachverhalt, der hiebei in Betracht kommt, ist die zeitliche Begrenztheit des individuellen Bewusstseins durch Entwicklung, Schlaf, Tod. Der Flüchtigkeit der Erscheinungen des individuellen Bewusstseins steht nun die Continuität der körperlichen Vorgänge entgegen. Da die Erfahrung nun eine Beziehung zwischen beiden constatirte, so lag der Schluss nahe, diese Beziehung als eine causale zu denken und die geistigen Vorgänge als von den materiellen erzeugt anzunehmen. Nun beweist aber nach Hauptmann die Unfähigkeit, sich der subjectiven Zustände für diejenigen Zeiten, in denen ein individuelles Bewusstsein nicht bestand, zu erinnern, nichts für ihr Nichtvorhandensein. Das was uns als individuelles Bewusst-

sein vorliegt, ist nur die Form der Gliederung subjectiver Zustände. In der zeitlichen Begrenztheit des „individuellen Bewusstseins“ dürfen wir daher nicht mehr die Thatsache einer Entstehung psychischer Vorgänge schlechthin, sondern ausschliesslich die Entstehung einer besondern Form psychischer Inhalte anerkennen. Damit fällt aber die Nöthigung, eine Entstehung des Psychischen aus Andersartigem überhaupt anzuerkennen, und einer consequenten Durchführung des Parallelismusprincips steht nichts im Weg.

Ein zweiter Sachverhalt, der hier in Betracht kommt, ist die menschliche Willenshandlung. Sie soll eine Fundamentalthatsache der Wirkung des Geistes auf die Materie darstellen. Diese Ansicht entstand auf folgende Weise. Die Welt der Objecte sollte streng bestimmt nach den Gesetzen der Körperlichkeit sich ändern. Anders die Organismen. Ein und derselbe Umgebungsbestandtheil sollte verschiedene Wirkungen hervorbringen können. Diese mechanische Unberechenbarkeit schien auf ein zwecksetzendes Princip zurückzudeuten. Der vorweggedachte Zweck bestimmt den Effect der thierischen Handlung. Diese Reactionsform wurde herausgehoben und als Beweis für die rationale Verknüpfung von Körper und Geist angesehen. Dagegen ist zu bemerken, es wäre der Nachweis zu führen, dass hier ein allgemeines Verhältniss vorliegt. Wird dies versucht, so geht man auf primitivere Reactionsformen zurück, und als solche ergibt sich die Anticipation des zu erwartenden Lustgefühls. Dieses Element kann allgemein als Willenselement bezeichnet werden. Es liegt aber gar kein Grund vor, dieses Verhältniss als eine ursprüngliche nothwendige Form des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper anzunehmen, umsomehr da dieses anticipirte Lustgefühl die betreffende Bewegung gar oft nicht findet. Das blosse Vorhandensein eines Willenselements reicht also nicht aus, die zweckmässige Bewegung zu erzeugen, woraus unmittelbar folgt, dass in jener „rationalen Verkettung“ ein ursprünglich nothwendiges und daher fundamentales Verhältniss von „Körper und Geist“ nicht vorliegt. Damit fällt auch die Annahme einer Wirkung des Willens auf den Körper überhaupt.

Eine weitere Aufgabe ergibt sich aber in der Aufforderung, „Geist“ und „Körper“ im speciellen Bezug auf einander zu begreifen. Die Schwierigkeiten, die sich hier ergeben, entstammen den herkömmlichen Vorstellungen über „Geist“ und „Körper“. So nimmt die herrschende Atomtheorie dauernde statische Elemente an, die im Wechsel der Zustände beharren.

Es ist schwierig, sich einen Bezug dieser auf „stetige subjective Einheiten" zu denken. Aber diese Schwierigkeit erledigt sich dadurch, dass keine Veranlassung vorliegt, die Atomtheorie nicht nach der dynamischen Seite hin für entwicklungsfähig zu halten.

Es ergibt sich noch eine zweite Schwierigkeit, die darin besteht, dass man gegen einander stellte: auf der einen Seite die angebliche völlige Rationalität der geistigen Vorgänge, auf der andern die Irrationalität der Materie mit ihren blinden Kräften. Wie sollte, sagte man sich, ein nach logischen Gesetzen regierter Vorstellungsverlauf Abhängige eines Processes sein, welcher nur nach physischen Naturgesetzen sich abspielt? Aus dieser Sachlage entsprangen zwei Richtungen der Physiologie; die eine verzichtete darauf, die körperlichen Vorgänge überhaupt nach dem Principe der Zweckmässigkeit, des Erhaltungsgemässen, zu betrachten und löste das Getriebe des Organismus in eine Unzahl von zusammenhanglosen physikalischen Einzelprocessen auf. Die zweite Richtung haben wir im Vorangegangenen zur Genüge kennen gelernt; sie half sich durch Eingreifen der Intelligenz, der Vorstellungen, des Willens u. s. w. in die physiologischen Processe und suchte dadurch das erhaltungsgemässe Verhalten des Thierkörpers zu erklären. Hauptmann betont gegenüber dieser Sachlage nachdrücklich, dass die Aufgabe der Physiologie in der Erforschung der physiologischen Individualität nach mechanischen Gesichtspunkten zu suchen ist. „Jene ziellos analysirende Richtung wird also dadurch gezwungen, die isolirten chemischen und physikalischen Processe als Glieder in einem mechanischen Ganzen . . . zu bestimmen."

Es mag dahingestellt bleiben, ob in der Physiologie der Gegenwart Ansätze zu dieser Fragestellung sich finden, nur wird man historisch gegen Hauptmann betonen müssen, dass jene analysirende Richtung ihr grossartiges Verdienst in der Befreiung von dem Gespenst der Lebenskraft hat. Fragen, wie die nach der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung im Nerven, sehen wir heute leicht als physikalische Detailfragen an. Zur Zeit ihrer Lösung machten sie auf das damalige Geschlecht der Physiologen nach dem ausdrücklichen Zeugniss eines seiner grössten Vertreter deswegen einen so tiefen Eindruck, weil hier der Beweis geliefert war, dass es sich da um fassbare physikalische Processe handle. Und erst nachdem die Auffindung dieser Möglichkeiten nach allen Richtungen hin durchgeführt war, konnte das Problem der physiologischen Individualität,

wie es Hauptmann fasst, aufgestellt und die Forderung erhoben werden, die Materie nach den Gesetzen der Körperwelt zu Systemen vereinigt anzunehmen, welche sich in ihrer Umgebung so orientiren, als ob sie von einer rationalen Psyche regiert würden.

Der letzte Abschnitt ist betitelt „Leitende Gesichtspunkte für eine dynamische Theorie der Lebewesen". Der Kernpunkt dieser an geistvollen Anregungen so reichen Ausführung liegt nach der Meinung des Referenten in der Kritik der Grundlagen des Darwinismus, die mit dieser Schärfe aus allgemeinen physiologischen Gesichtspunkten wohl noch nie gegeben wurde, und der die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Hauptmann erörtert zunächst die Besonderheiten, die die Lebewesen von den anorganischen Körpern trennen, soweit sie in der Wissenschaft erörtert vorliegen. Er kommt zu dem Satze, dass man die Lebewesen den anorganischen Körpern gegenüber ganz allgemein als Systeme charakterisiren könne, in denen nicht Massentheilchen, sondern Processe sich das Gleichgewicht halten. Nach der Meinung des Referenten ist allerdings damit eine Eigenschaft der Lebewesen beschrieben, aber ein streng differenzirendes Merkmal doch nicht gefunden, da der Satz nicht umkehrbar ist. Er leidet zudem an dem Mangel einer Definition von Massentheilchen und Process; eine allgemein gültige Theorie der Materie, der man diese entnehmen könnte, liegt ja nicht vor. Es hängt also von diesen Definitionen ab, ob man beispielsweise das Planetensystem als ein System von Processen oder von Massentheilchen auffasst. Andrerseits dürfte es nicht schwer sein, chemische Processe, die sich im Gleichgewicht halten, zu finden, die keine Lebewesen sind, wie vielleicht die auch von Hauptmann nach Gaule citirte Williamson'sche Aetherbildung, wobei es übrigens auch sehr darauf ankommt, was man unter Gleichgewicht versteht. Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse dürfte bei der Angabe der speciell differenzirenden Merkmale der Lebewesen eine Berücksichtigung der speciellen chemischen Stoffe, die in ihre Processe eingehen, nicht zu umgehen sein. Eine spätere Zeit mag die Qualitäten dieser Stoffe und Elemente wieder dynamisch auflösen, etwa auf Grund ihrer Stellung im periodischen System.

Als die beiden Hauptprocesse, die im lebenden Thierkörper sich abspielen, lassen sich, wie Hauptmann vornehmlich in Anschluss an Claude Bernard ausführt, ein organisch aufbauender und ein zersetzender unterscheiden. Beide wurzeln bezüglich ihrer Kraftquellen in letzter Linie in der Umgebung. Damit münden Hauptmann's Gedanken in die Ideen, die Richard Ave-

NARIUS in seiner „Kritik der reinen Erfahrung“ und theilweise schon in der „Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Princip des kleinsten Kraftmaasses“ entwickelt hat. „Die psychischen Functionen in ihrer Gesammtheit, alles specielle Empfinden und Fühlen, alles Denken und Dichten, wie auch die complicirtesten psychischen Phänomene: wissenschaftliche Begriffs- und Systembildungen sind darin als Abhängige der Individualerhaltungen specieller organischer Systeme nicht mehr als allgemeine Urheber des zweckmässigen Baues und Verhaltens der animalen Lebewesen aufgefasst und in dem Gesetz der Vitalreihe zuzammengefasst.“ Damit ist die Grundlage einer „biologischen Psychologie“ geschaffen.

Bei Erläuterung dieses Satzes discutirt HAUPTMANN auch die von AVENARIUS in der „Kritik der reinen Erfahrung“ aufgestellte Formel der Erhaltungsbedingung des Systems C: $\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = 0$. (Unter dem System C wird jener Theil des Centralnervensystems verstanden, der nicht hinweggedacht werden kann, ohne die Fähigkeit des betreffenden Individuums, sogenannte E-Werthe auszusagen, zu vernichten.) Es bedeutet hierin $f(R)$ die von R abhängigen Aenderungen von C; $f(S)$ die von S abhängigen, wobei unter R ein Umgebungsbestandtheil verstanden ist, von dem eine Aenderung von C abhängt, unter S alles, was dem Organismus von aussen zugeführt, seinen Stoffwechsel bedingt und bildet. Jeder dieser partialsystematischen Factoren ist für sich betrachtet als Vernichtungsbedingung des Systems C zu denken und das vitale Erhaltungsmaximum ist dann gegeben, wenn ihre Differenz, die Vitaldifferenz, gleich 0 ist. Dies gilt sowohl für das ganze System C wie für seine Partialsysteme. HAUPTMANN macht gegen diese Formel einige Bedenken geltend, die ihre Verwerthung für die physiologische Discussion sehr einschränken sollen. Er meint, dass es sich in $f(R)$ um ein Auslösungsverhältniss, in $f(S)$ um ein Aequivalentverhältniss handle, die beiden f also nicht gleicher Natur seien, bezw. das R bestimme das f nur in Ausnahmefällen. Es ist nicht einzusehen, wieso dies ein Einwand gegen die Formel sein soll, da ja $f(R)$ die von R abhängigen Aenderungen von C bedeutet und sie gar nicht den Anspruch erhebt und die Aufgabe hat, die Art der Function, nach der der Betrag der Aenderung von C von R abhängt, wiederzugeben. Dies ist ein ganz anderes Problem, das ausser Acht gelassen werden kann, wenn lediglich die innerhalb des Systems sich abspielenden Processe in ihrem gegenseitigen Verhältniss betrachtet werden sollen. Eben dies wollte aber AVENARIUS' Formel. Es ist somit gar nicht

richtig, dass die beiden f verschiedener Natur sind; $f(S)$ bedeutet ebenso die von S abhängigen Aenderungen von S selbst und sagt nichts darüber aus, wie diese von S abhängen. Ueberdies ist kaum zuzugeben, dass es sich im letzteren Falle immer um Aequivalenzverhältnisse handeln müsse. Der specielle Stoffwechsel des System C ist so gut wie unbekannt; es gibt aber mancherlei sicher unter $f(S)$ fallende Aenderungen von C, wie etwa die Aenderungen durch gewisse Gifte — Strychnin — die keine Aequivalenzverhältnisse sind.

Der zweite Einwand Hauptmann's besagt, dass die Formel zu allgemein gefasst sei, da sie die Erhaltungsbedingungen jedes dynamischen Systems behandle, die Frage aber nach den speciell dem System C innerhalb des Organismus zukommenden Erhaltungsbedingungen gerichtet sein müsse. Hierauf ist zu bemerken, dass diese schon aus dem Grund nicht unter die Formel gefasst wurden, weil sie für die „Kritik der reinen Erfahrung" bedeutungslos waren. Das Symbol R, wie es die Kritik fixirt, ist nur für das System C gültig, und der ganze übrige Organismus für ihre Fragestellung irrelevant. Im Uebrigen würde zweifellos eine Verallgemeinerung der Avenarius'schen Betrachtungsweise sehr wünschenswerth sein, nur bleibt hier der Stand unserer diesbezüglichen Kenntnisse zu erwägen. Der wahrscheinlich erfolgreichste Weg, die speciellen Erhaltungsbedingungen von C zu ermitteln, dürfte wohl durch die consequente Durchführung der Formel von Avenarius hindurch führen.

Der dritte Einwand Hauptmann's richtet sich dagegen, dass in der Formel das System C nur als ein Aggregat, als die Summe seiner Partialsysteme erscheine, während in Wahrheit die Aufgabe vorliege, diese blosse Summe von Functionen — das Aggregat — in ein geschlossenes Individuum zu verwandeln. Auch diese Aufgabe muss als bestehend zugegeben werden, nicht aber als Einwand gegen die Formel. Gesetzt, wir kennten die functionelle Abhängigkeit zweier Partialsysteme c_1 und c_2 und des jedem zukommenden $f(s_1)$ und $f(s_2)$ von einander auf das genaueste, so würde für die Betrachtung, die in Avenarius' Formel ihren Ausdruck findet, für das Gesammtsystem C, das nur aus jenen zwei Partialsystemen bestehen möge, $f(S) = f(s_1) + f(s_2)$ sein. In der Hauptformel, wo dann $f(R)$ in Rechnung kommt, handelt es sich überdies um einander entgegengesetzte Processe. Für diese kann der analytische Ausdruck immer nur die algebraische Summirung sein. In der Formel handelt es sich auch gar nicht um die Partialsysteme selbst, sondern um die Gleichungen für ihre Erhaltungsbedingungen.

Der vierte Einwand richtet sich dagegen, dass der Umfang des Systems unberücksichtigt geblieben ist, andrerseits die blos maximale Erhaltung eines dynamischen Systems nur ein Glied in seiner fortdauernden Ausbreitung von kleinen Anfängen bis zu den verwickelsten derartigen Gebilden darstelle. Es sei also das Verhältniss der Neubildung zu der blossen Erhaltung in der Formel nicht enthalten. Auch hier muss auf den Stand unserer empirischen Kenntnisse hingewiesen werden. Ferner bedarf es noch des Nachweises, dass der Vorgang der Entwicklung nicht unter den der Erhaltung subsumirbar sei. Dass der erstere als ein eigenthümliches Problem gefasst werden kann, ist natürlich zuzugeben. Dies wäre aber nur dann ein Einwand gegen Avenarius' Formel, wenn seine Nichtberücksichtigung als eigenthümliches Problem zu einer falschen Formulirung der Erhaltungsbedingungen führen würde, was übrigens nach Hauptmann's Ansicht, seinen Ausführungen zu Folge, gar nicht der Fall ist. Es sei hier auch noch auf Hauptmann's Bemerkung über die Eintheilung der Erhaltungsbedingungen, die Avenarius gegeben, hingewiesen. Er findet, dass der zweite Fall: Formelle Unzerstörbarkeit des Systems, wenn Aenderungsbedingungen gesetzt sind, aber die formelle Beschaffenheit des Systems seine Zerstörung nicht zulassen, mit gewissen Widersprüchen behaftet sei, da allerdings von Aenderungsbedingungen die Rede sei, die Analyse dieses Falles aber lehre, dass die vermeintlichen Aenderungsbedingungen realiter gar keine complementären Aenderungsbedingungen sind. Da aber die Lebewesen Systeme sind, deren Aenderungen in Abhängigkeit von der Umgebung stehen, so fällt dieser Fall aus der Untersuchung heraus. Dieser Bemerkung gegenüber ist festzuhalten, dass Avenarius' Fall II lediglich eine logische Fiction ist, die für die Analyse der sich thatsächlich erhaltenden und behauptenden Systeme keinen Einfluss hat.

In Fortführung seiner Ideen erläutert Hauptmann ferner, dass die allgemeine Charakteristik des Lebens, die im Vorangegangenen gegeben wurde, sich auch auf seine einzelnen Elemente beziehen müsse. Die beiden Grundprocesse, der aufbauende und abbauende, müssen sich auch in ihnen wieder finden, wodurch man zu dem Begriff physiologischer Elemente gelange. Diese mögen ihrerseits wieder chemisch individualisirte Gebilde, Molekule von specifischem Bau zur Voraussetzung haben.

Diese Charakterisirung der Lebewesen gewinnt an Bedeutung, wenn sie mit der Entwicklungstheorie in Zusammenhang gebracht

wird. Die DARWIN'sche Theorie hat gezeigt, dass wir sämmtliche Lebewesen aus einfachen Anfangsformen herleiten können, wenn wir drei Vorgänge wirksam denken:

1) Das schrittweise Auftreten vortheilhafter Variationen unter den stets vorhandenen zufälligen individuellen Abwandlungen.
2) Ihr Ueberleben im Kampf ums Dasein.
3) Ihre Fortpflanzung.

HAUPTMANN setzt auf das Klarste auseinander, dass DARWIN diese Vorgänge als bestehend hingenommen hat, und sie nicht seinerseits irgend woher ableiten wollte. Wenn nun in der That diese Factoren die Entstehung der complicirten Lebewesen aus einfachen erklären, so gewinnen die dynamischen Systeme, als welche die Lebewesen aufzufassen sind, eine neue Charakterisirung, nämlich als „Veranstaltungen zur Erhaltung im Kampfe unter den verschiedenen äusseren Bedingungen", und weiter sind dann „die Lebensformen, rein objectiv angesehen, nur Verschiedenheiten im Ineinandergreifen von elementaren Processen, wie sie einer Unterhaltung des Processgleichgewichts unter verschiedenen äusseren Bedingungen angemessen sind." Je nachdem nun diese äusseren Bedingungen, wie Wärme, Licht, Gase, Wasser, die Salze, in der unmittelbaren „Berührungsnähe" gegeben sind oder wie gewisse Nahrungsstoffe räumlich und zeitlich verschieden vertheilt sind, ergeben sich zwei wesentlich unterschiedene charakteristische Formen des Lebens, die Pflanzen und die Thiere. Ich übergehe die Ausführung dieses Gedankens für die Pflanzen und wende mich sofort den Thieren zu. In ihnen ist das mechanische Problem gelöst: eine Dynamik dauernd so zu unterhalten, dass durch ihre eignen Arbeitsproducte ihre nicht in Berührungsnähe befindlichen Complementärbedingungen fort und fort in Berührungs- und Aneignungsnähe gebracht werden.

Das wird ermöglicht durch das Ineinandergreifen von drei Partialsystemen, von denen das eine ordnet, was in einem zweiten an Eigenbewegungen ausgelöst wird, um Umgebungsbeschaffenheiten anzueignen, die als Complementärbedingungen für die Organisationsprocesse eines dritten dienen, dessen Arbeitsprocesse ihrerseits erst gewisse stoffliche Complementärbedingungen für den Ausgleich der Arbeit jener beiden liefern. Solche Systeme nennt HAUPTMANN centrirte. Die erhaltungsgemässen Orientirungen, die derartige centrirte Systeme in den mannigfaltigen Umgebungscombinationen ausführen, erfahren stufenweise Complicationen, je nachdem die erhaltungsgemässe

Formation der Impulse und der Reichthum an Nachwirkungsorganisationen zunimmt. Das, was wir individuelle Seele nennen, kommt nun nur im innigsten Bezug zu den Orientirungen solcher centrirter Systeme vor, und so können wir die individuelle Psyche als parallele Abhängige jener complexen Gleichzeitigkeiten und Folgen intimster ineinandergreifender Stoffwirkungen denken, welche in centrirten dynamischen Systemen ihre erhaltungsgemässen Lageänderungen bedingen.

Wenn also die individuelle Psyche die Abhängige derartiger centrirter Systeme ist, so ist auch ihre Entwicklung an die Entwicklung dieser gebunden, und ihre Ausbildung unter den gleichen Gesichtspunkten zu begreifen, wie jener centralen Orientirungsordnungen. Daraus ergibt sich dann, dass alle Lebewesen, mögen sie nun beseelt oder unbeseelt sein, sich nach denselben Principien, die der Betrachtung der Objectenwelt entnommen sind, charakterisiren lassen.

Im Weiteren führt nun Hauptmann aus, dass eine „genetische Erklärung" der Lebewesen mit einer mechanischen Auflösung ihres Baues nichts zu thun hat. Denn die Auslese vollkommenerer organischer Zweckmässigkeiten durch den Kampf ums Dasein setzt voraus, dass eben durch die Variation solche Formen entstanden sind, und in dem Auftreten dieser Variationen liegt das Problem. Auch die individuelle Erwerbung vollkommener Eigenschaften durch unmittelbare Anpassung an die äusseren Lebensbedingungen hilft darüber nicht hinaus, da eben die Möglichkeit einer solchen Anpassung Problem bleibt. Dasselbe gilt, wenn man diese Anpassung durch einen „rationalen Willen" sich vollziehen lässt. Abgesehen von den Bedenken, die der Einführung des Willens in diese Betrachtungsweise entgegenstehen und die schon erörtert wurden, ist damit auch keine Lösung gegeben, da dieses „Wollenkönnen" eben das problematische wäre. Da also die Entstehung der zweckmässigeren Variationen ein Problem für sich bilde, so bietet auch die Annahme der Uebertragung derselben durch Vererbung keinen weiteren Vortheil, für jedes einzelne Individuum ist also wieder aus den Besonderheiten seiner Lebensdynamik die Entstehung der zweckmässigen Eigenschaften anzunehmen. Und selbst wenn die Mechanik dieser Entstehung begriffen wäre, so bliebe immer noch die Entstehung der individuellen Keimesvariation zu erklären. „Erst eine mechanische Auflösung dieser Entstehung könnte daher die Entwicklungstheorie zu einer erschöpfenden Theorie der Entstehung der Arten ergänzen." Davon sind wir aber ebensoweit entfernt, wie von einer Einsicht

in die mechanischen Bedingungen der Entstehung des ersten Lebens im Allgemeinen und jener Species, von der die gegenwärtige Lebewelt abstammt, deren Individuen „mannigfaltig variirend und sich fortpflanzend“ gedacht werden müssen. Die Lebewesen und mit ihnen die centrirten Systeme stehen also noch mitten inne in einer noch unerkannten hohen Gesetzmässigkeit der Körperwelt, und erst die Erkenntniss dieser kann die Bausteine zu einer Theorie des Lebens liefern.

Ich möchte zum Schlusse noch bemerken, dass ich an vielen Stellen die Beweisführungen Hauptmann's nur ungern in kurze Worte zusammendrängte. Die Stärke seines Buches liegt in der Consequenz, mit der der Grundgedanke an den einzelnen Sachverhalten bis in das kleinste Detail hinein verfolgt wurde. Es dürfte wohl noch nie mit dieser Schärfe der Nachweis geführt worden sein, wie nothwendig die sorgfältige Formulirung und Klärung des principiellen Standpunktes für den am Nervensystem experimentirenden Physiologen ist, und wie geradezu die Haltbarkeit seiner experimentellen Ergebnisse hievon abhängig ist.

Zürich. R. Wlassak.

Selbstanzeige.

Stern, L. William, Die Analogie im volksthümlichen Denken. Eine psychologische Untersuchung. Mit einer Vorbemerkung von Prof. M. Lazarus. Berlin. Philos.-histor. Verlag R. Salinger 1893. 164 S.

Die Denkform der Analogie, nicht als logische Norm mit alleiniger Berücksichtigung ihres objectiven wissenschaftlichen Erkenntnisswerthes, sondern als psychologische Erscheinung in ihrem thatsächlichen Einfluss auf die Entfaltung menschlichen Geisteslebens, und auch nur insofern das naive Denken des Volkes sich seiner bedient, ist der Gegenstand obigen Buches. Die Gedankengänge des alltäglichen Lebens, das Spiel des Kindes, die Schöpfungen der Mythologie, Sitten und Gebräuche, die Sprache, sowohl nach Form wie nach Inhalt und vieles andere wird in den Kreis der Erörterung gezogen; doch richtet sich die Eintheilung und Anordnung der Schrift nicht nach diesen Gebieten, sondern nach der psychologischen Be-

schaffenheit derjenigen Seelenvorgänge, als deren Resultat die Analogie sich ergibt. — Die gesammte menschliche Analogiethätigkeit zerfällt in zwei Hauptformen: in die Bildung von Analogieen (Feststellung der Uebereinstimmung zweier Vorstellungscomplexe in gewissen Merkmalen und Beziehungen) und in die analogistische Ergänzung (Hinzufügung eines ergänzenden, dem ersten Complex entlehnten Elementes zum zweiten). Die mannigfachen Motive, die jene herbeiführen, die vielfältigen Aeusserungsformen dieser finden ausführliche Behandlung. Die analogistische Ergänzung tritt meist in der Gestalt des Analogie-Schlusses auf, der sich als das Denkmittel κατ᾽ ἐξοχήν der naiven Logik erweist. Eine eigenthümliche Form des letzteren ist der subjectivistische Schluss, der die Aussenwelt nach Analogie des eigenen Ich zu erklären sucht; sein Ursprung und seine Entwicklung wird genauer psychologischer Analyse, sein Werth und seine Bedeutung eingehender Würdigung unterzogen.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Band 102, Heft 1: A. Wreschner: E. Platner's und Kant's Erkenntnisstheorie etc. (Schluss). — J. Volkelt: Psychol. Streitfragen. III: P. Natorp's Einleitung in die Psychologie. — L. Busse: Zu Kant's Lehre vom Ding an sich. I. — R. Seydel †. — Recensionen: Neuere ital. Litteratur; Münsterberg; H. Fleischer; Heiland; Wundt.

Philosophische Monatshefte.

Band 29, Heft 5 u. 6: P. Carus: Die Religion als Wissenschaft. Eine Skizze aus dem philos. Leben Nordamerikas. — R. Hoar: Ein unaufgeklärtes Moment in der kantischen Philosophie. — F. Tönnies: Werke zur Philosophie der Geschichte etc. IV. — Recensionen: Heymans; H. Schwarz; Duboc; Orphal; Vorbrodt; Keibel; Gallwitz; Schmekel. — Litteraturbericht: Pillon; A. Lehmann; Courmont; Pfersche; Socialpol. Centralblatt; Paulhan; Ferrière; Christinnecke; Melzer; Bäumker; Löwenthal; v. Hartmann.

Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane.

Band 5, Heft 5: R. Sommer: Zur Theorie der cerebralen Schreib- und Lesestörungen. — E. Brodhun: Die Gültigkeit des Newton'schen Farbenmischungsgesetzes bei dem sog. grünblinden Farbensystem. — Litteraturbericht.

Revue Philosophique de la France et de l'Étranger.

Band 18, Heft 7: V. Egger: Jugement et ressemblance. — J. Soury: Origine et nature du mouvement organique. — G. Mouret: Le problème de l'infini. I. Relativité. — M. Mauxion: Quelques mots sur le nativisme et l'empirisme. — E. Joyau: De l'introduction en France de la philosophie de Kant. — Notices bibliographiques: Queyrat; Angot des Rotours; Chaignet; Souffret; Joyau; Dwelshauvers; Strasosky; J. Paul; Vaihinger; Brentano; Weigand.

Heft 8: A. Penjon: Le rire et la liberté. — G. Mouret: Le problème de l'infini. I. La relativité (fin). — V. Egger: Jugement et ressemblance (fin). — Notes et discussions: G. Belot: Sur la définition du socialisme; M. Novicow: La lutte entre les sociétés. — Analyses etc.: Dumesnil; Paulhan; Bénard; Mismer; Jeannin; Traub; Engel.

Revue de Métaphysique et de Morale.

Band 1, Heft 4: Correspondance entre Maine de Biran et André-Marie Ampère, communiquée par M. A. Bertrand. (I.) — Sully Prudhomme: Sur l'origine de la vie terrestre. — C. Riquier: De l'idée de nombre considérée comme fondement des sciences mathématiques. — Notes critiques: Encore à propos de Zénon d'Élée; Desdouits; Rickert.

Mind.

N. S. Heft 7: Jones: Idealism and Epistemology. — F. Granger: Aristotle's Theory of reason. — H. Laurie: Methods of inductive inquiry. — E. T. Dixon: On the distinction between real and verbal propositions. — J. Ward: Assimilation and association. (I.) — Discussions: The original datum of space-consciousness: W. James; Prof. James on simple resemblance: F. H. Bradley; Recent developments of the doctrine of sub-conscious process: H. Dendy. — Critical notices: Caird; Eucken; Féré.

International Journal of Ethics.

Band 3, Heft 4: J. Royce: On certain psychological aspects of moral training. — W. Smart: The place of industry in the social organism. — C. N. Starcke: On human marriage. — S. Alexander: Character and conduct. — G. Simmel: Moral deficiencies as determining intellectual functions. — Discussions: The nature of ethical science: J. S. Mackenzie; »Moral Distinctions«: J. H. Muirhead; Reply to a review: E. Boirac. — Book Reviews.

Rivista Italiana di Filosofia.

Jahrgang 8, Band 2, Heft 1: A. Faggi: Saggio sul misticismo. — G. Marchesini: Il dinamismo psicologico. — V. Benini: Il grazioso. — Bibliografia: Münsterberg. — Bollettino ped. e filos.: Dizionario; Compayré; Chiappelli; Offner; Milhaud; Fouillée; Picard; Paoli; De Nardi; Calzi; Laureani. — Necrologia: Moleschott.

Bibliographische Mittheilungen.

Alt, Thdr., Vom charakteristisch Schönen. Ein Beitrag zur Lösg. der Frage des künstler. Individualismus. gr. 8°. (40 S.) Mannheim, J. Bensheimer's Verl. M. 1.—.

Autobiography of a Metaphysician: Being Life of the late Rev. James Skinner. With Selected Remains. Edit. by Rev. Robert Smith, Kinross. With Portrait. Cr. 8vo. Elliot (Edinburgh). sh. 4.

Balmforth, R., (L. Ramsay). The New Reformation and its Relation to Moral and Social Problems. Cr. 8vo, pp. 156. Swan Sonnenschein. sh. 2/6.

Bardowicz, Rabb. Dr. **Leo, Die rationale Schriftauslegung des Maimonides u. die dabei in Betracht kommenden philosophischen Anschauungen desselben.** Darstellung u. Beleuchtg. der v. Maimonides versuchten rationalen Begründg. der bibl. Vorschriften. [Aus: „Magazin f. d. Wiss. d. Judenth."] gr. 8°. (59 S.) Berlin (Wien, Ch. D. Lippe). M. —.80.

Baumgarten, Prof. Dr., **Einige bescheidene Einwendungen gegen die Theorie Darwin's v. der Abstammung des Menschen.** Vortrag. gr. 8°. (24 S.) Coburg, G. Sendelbach. M. —.40.

— **Goethe's religiöse Weltanschauung.** Vortrag. gr. 8°. (III, 24 S.) Coburg, G. Sendelbach. M. —.40.

Behm, Rich., Vorschule der Philosophie in Briefen an e. jungen Freund. 8°. (VII, 62 S.) Heidelberg, vorm. Weiss'sche Univ.-Buchh. M. 1.—.

Bergmann, Jul., Geschichte der Philosophie. 2. Bd. Die deutsche Philosophie von Kant bis Beneke. 2. Abth.: Nach Fichte. gr. 8°. (IV u. S. 253—592.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—.

Biedenkapp, Geo., Beiträge zu den Problemen des Selbstbewusstseins, der Willensfreiheit u. der Gesetzmässigkeit des Geistes, teilweise m. Bezug auf die Philosophie der Inder. Diss. gr. 8°. (64 S.) Halle a./S. (Leipzig, G. Fock). M. 1.—.

Blavatsky, H. P., Schlüssel zur Theosophie. Erklärung der Ethik, Wissenschaft u. Philosophie. Aus dem Engl. v. Ed. Herrmann. gr. 8°. (224 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 5.—.

Bonar, J., Philosophy and Political Economy in some of their Historical Relations. (Library of Philosophy.) 8vo, pp. 426. Swan Sonnenschein. sh. 10/6.

Carriere, M., Erkennen, Erleben, Erschliessen. Festrede. gr. 4°. (30 S.) München, G. Franz' Verl. M. 1.—.

Cathrein, Vict., S. J., Moralphilosophie. Eine wissenschaftl. Darlegg. der sittl., einschliesslich der rechtl. Ordng. 2. Aufl. 2 Bde. gr. 8°. Freiburg i./B., Herder. M. 15.50.

1. Allgemeine Moralphilosophie. (XIX, 538 S.) — 2. Besondere Moralphilosophie. (XVI, 662 S.)

Clifford, William Kingdon, Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Uebers. von Lily v. Giżycki. gr. 8°. (VI, 34 S.) Berlin, F. Dümmler's Verl. M. —.60.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. gr. 8°. Münster, Aschendorff.

IX. X. Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens. Nach den Quellen dargestellt v. Prof. Dr. Edm. Hardy. (VIII, 249 S.) M. 4.—.

Dippe, Gymn.-Oberlehr. Dr. **Alfr., Untersuchungen üb. die Bedeutung der Denkform Idee in der Philosophie u. Geschichte.** (Sep.-Abdr. der Diss.) gr. 8°. (61 S.) Berlin, Wiegandt & Grieben. M. 1.—.

Du Bois-Reymond, Emil, Maupertuis. Rede. gr. 8°. (92 S. m. Titelbild.) Leipzig, Veit & Co. M. 1.50.

Ebbinghaus, H., Theorie d. Farbensehens. [Aus: Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane".] gr. 8°. (94 S. m. 5 Fig.) Hamburg, L. Voss. M. 2.50.

Fischer, Kuno, Geschichte der neuern Philosophie. Neue Gesammtausg. 8. Bd. Arthur Schopenhauer. 2. Hälfte. gr. 8°. (XVI u. S. 209—495.) Heidelberg, C. Winter. M. 2.—.

Fouillée, Alfred, Descartes. In-12. Fr. 2.—.

Fait partie de la collection des grands écrivains français.

— La Psychologie des idées-forces. 2 volumes in-8. Fr. 15.—.

Gallasch, Hans, Die Grundlagen der Algebra im Kant'schen Sinne. Progr. gr. 8°. (25 S.) Wien. (Berlin, R. Friedländer & Sohn.) M. 1.20.

Gartelmann, Henri, Sturz der Metaphysik als Wissenschaft. Kritik des transscendentalen Idealismus Imman. Kant's. gr. 8°. (VIII, 246 S.) Berlin, S. Fischer, Verl. M. 7.—.

Gehrmann, Dr. **Carl, Körper, Gehirn, Seele, Gott.** 1.—3. Thl. gr. 8°. Berlin, F. L. Dames. Für Thl. 1—4: M. 48.—.

1. 2. Prädilectionen der Circulation u. die organischen Folgen

der Gehirnthätigkeit f. den menschlichen Körper. (293 u. 6 S. m. 11 Taf.) — 3. Die Functionen des Gehirns u. seine Beziehungen zur Seele u. zu Gott. (S. 295—1504.)

Glehn, Nicolai v., Des Messungsbegriffes 2. Thl. Zwei Schreiben an die resp. wissenschaftl. Vertretgn. 8°. Reval, F. Kluge. M. 1.—.

1. Schreiben an die Facultäten der nationalökonomischen Wissenschaft. (34 S.) — 2. Schreiben an die Facultäten der medicinischen Wissenschaften. (36 S.)

Gomperz, Prof. Dr. **Thdr., Griechische Denker.** Eine Geschichte der antiken Philosophie. (In 3 Bdn.) 1. Lfg. gr. 8°. (1. Bd. S. 1—96.) Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Goeringer, Kunstmaler Dr. **Adb., Der goldene Schnitt (göttliche Proportion) u. seine Beziehung zum menschlichen Körper, zur Gestalt der Tiere, der Pflanzen u. Krystalle, zur Kunst u. Architektur, zum Kunstgewerbe, zur Harmonie der Töne u. Farben, z. Versmaass u. zur Sprachbildung, m. Zugrundelegg. des goldenen Zirkels dargestellt.** gr. 8°. (37 S. m. 2 Taf. u. vielen Illustr.) München, J. Lindauer. M. 2.—.

Grimmich, Prof. Dr. **Virgil, Lehrbuch der theoretischen Philosophie.** Auf thomist. Grundlage. gr. 8°. (XV, 565 S.) Freiburg i./B., Herder. M. 7.—.

Hegel, Geo. Wilh. Frdr., Kritik der Verfassung Deutschlands. Aus dem handschriftl. Nachlasse des Verf. hrsg. v. Dr. Geo. Mollat. Nebst e. Beilage. gr. 8°. (VII, 143 S.) Cassel, Th. G. Fisher & Co. M. 4. .

Hellenbach, L. B., Das 19. u. 20. Jahrhundert. Kritik der Gegenwart u. Ausblicke in die Zukunft. Aus dem handschriftl. Nachlass hrsg. v. Dr. Karl du Prel. gr. 8°. (VIII, 136 S.) Leipzig, O. Mutze. M. 3.—.

Horn, Dr. **Ferd., Platonstudien.** gr. 8°. (XII, 408 S.) Wien, F. Tempsky. M. 6.—.

Hudson, Thomas Jay, The Law of Psychic Phenomena: A Working Hypothesis for the Systematic Study of Hypnotism, Spiritism, Mental Therapeutics, &c. 8vo, pp. xvii—409. G. Putnam's Sons. sh. 7/6.

Hume, D., Eine Untersuchung üb. den menschlichen Verstand. Deutsch v. C. Nathanson. 8°. (223 S.) Leipzig, P. Friesenhahn. M. 2.—.

Huxley, Th., Science et religion. In-12. Fr. 3.50.

Fait partie de la *Bibliothèque scientifique contemporaine.*

— Prof. **Thomas H., The Romanes Lecture, 1893.** Evolution and Ethics. Delivered in the Sheldonian Theatre, May 18, 1893. 8vo, sd., pp. 58. Macmillan. sh. 2.

Joël, Privatdoc. Dr. **Karl, Die Zukunft der Philosophie.** Antrittsvorlesung. gr. 8°. (35 S.) Basel, B. Schwabe. M. —.80.

Kniepf, Alb., Zehn Thesen zur natürlichen Welt- u. Lebensanschauung. gr. 8°. (48 S.) Leipzig, C. G. Naumann. M. 1.—.

Koch, Dr. **R., Natur u. Menschengeist im Lichte der Entwicklungslehre.** 2. (Titel-)Aufl. gr. 8°. (VII, 266 S.) Berlin (1891), P. Hüttig. M. 4.50.

Krafft-Ebing, R. v., Hypnotische Experimente. gr. 8°. (38 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 1.20.

Kurella, Dr. **H., Naturgeschichte des Verbrechers.** Grundzüge der criminellen Anthropologie u. Criminalpsychologie. Mit zahl-

reichen anatom. Abbildgn. u. Verbrecher-Portraits. gr. 8°. (VIII, 284 S.) Stuttgart, F. Enke. M. 7.—.

Lipps, Prof. **Thdr., Grundzüge der Logik.** gr. 8°. (VIII, 233 S.) Hamburg, L. Voss. M. 3.—.

Mantegazza, Senat. Prof. **Paul, Die Physiologie des Weibes.** Aus dem Ital. v. Dr. R. Teuscher. 8°. (XI, 505 S.) Jena, H. Costenoble. M. 3.—.

Mayer, Rob., Kleinere Schriften u. Briefe. Nebst Mittheilgn. aus seinem Leben. Hrsg. v. Prof. Dr. Jac. J. Weyrauch. gr. 8°. (XVI, 503 S. m. 2 Abbildgn.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. M. 10.—.

Milhaud, Gaston, Leçons sur les origines de la science grecque. In-8. Fr. 5.—.

Minto, W., Logic, Inductive and Deductive. With a few Diagrams. (University Extension Manuals.) Cr. 8vo, pp. 372. Murray. sh. 4/6.

Natorp, Paul, Die Ethica des Demokritos. Text u. Untersuchgn. gr. 8°. (VII, 198 S.) Marburg, N. G. Elwert's Verl. M. 5.—.

Neumann, Karl Eug., Der Wahrheitpfad. Ein buddhist. Denkmal. Aus dem Pâli in den Versmaassen d. Originals übers. v. K. E. N. gr. 8°. (VIII, 182 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 3.50.

Norden, Dr. **Ed., Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie.** [Aus: Jahrbb. f. class. Philol.", 19. Suppl.-Bd.] gr. 8°. (98 S.) Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Oxford, Handbook of Logic. 5th ed., Revised and partly Rewritten by E. L. Hawkins. Cr. 8vo, pp. 82. Shrimpton (Oxford). Simpkin. sh. 1/6.

Paulsen, Prof. **Frdr., Einleitung in die Philosophie.** 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 444 S.) Berlin, Besser. M. 4.50.

Ritchie, David G., Darwin and Hegel. With other Philosophical Studies. 8vo, pp. XV—285. Swan Sonnenschein. sh. 7/6.

Roberty, Ed., La Recherche de l'unité. In-12. Fr. 2.50.

Rochas, A. de, Les Etats superficiels de l'hypnose. In-8. Fr. 2.50.

Romanes, G. John, Die geistige Entwicklung beim Menschen. Ursprung der menschl. Befähigg. Autoris. deutsche Ausg. gr. 8°. (VII, 432 S. m. 1 Taf.) Leipzig, E. Günther. M. 6.—.

Rülf, J., Wissenschaft d. Einheits-Gedankens. System e. neuen Metaphysik. 2. Abth. 1. Buch: Wissenschaft der Krafteinheit. (Dynamo-Monismus.) 3. Thl. d. Systems e. neuen Metaphysik gr. 8°. (XVI, 530 S.) Leipzig, W. Friedrich. M. 10.—.

Ryland, F., Ethics: An Introductory Manual for the Use of University Students. Cr. 8vo, pp. 218. Bell and Sons. sh. 3/6.

Salter, William Mackintire, First Steps in Philosophy, Physical and Ethical. 2nd ed. („Philosophy at Home" Series, No. 9.) 8vo, p. 155. Swan Sonnenschein. sh. 2/6.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hrsg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitg. gemeinnütz. Kenntnisse in Prag. Nr. 172. gr. 8°. Prag, F. Haerpfer.

Die neugefundene Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener. Von Prof. Dr. H. Swoboda. (24 S.) M. —.30.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach. Neue Folge. 172. Hft. gr. 8°. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei.

Ueber Hamlets Wahnsinn. Akademischer Rathhausvortrag. Von Assist.-Arzt Privatdoc. Dr. Ant. Delbrück. (32 S.) M. —.60.

Schaper, Realprogymn.-Dir. Dr. **Frdr., Schellings Philosophie der Mythologie.** Progr. gr. 4⁰. (29 S.) Nauen. (Leipzig, G. Fock.) M. —.75.

Scheibe, Hilfspred. **Max, Die Bedeutung der Werturteile f. das religiöse Erkennen.** gr. 8⁰. (89 S.) Halle a./S., M. Niemeyer. M. 2.—.

Schlager, Prof. Rect. Dr. **Marcellin Jos., Ueb. Patriotismus im Allgemeinen vom Standpunkte der christlichen Moral.** Inaugurations-Rede. gr. 8⁰. (21 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 1.—.

Schleiermacher, F., On Religion: Speeches to its Cultured Despisers. Translated, with Introduction, by John Oman. 8vo, pp. 310. Paul, Trübner and Co. sh. 7/6.

Schneidewin, Max, Cicero u. Jacob Grimm üb. das Alter. gr. 8⁰. (108 S.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. M. 3.—.

Schopenhauer, A., Studies in Pessimism. (After-Dinner Series.) 12mo, pp. 182. Temple Co. sh. 1.

Schrenck-Notzing, Dr. Frhr. v., **Ueb. Suggestion u. suggestive Zustände.** Vortrag. [Aus: „Allg. Zeitung", Beilage.] gr. 8⁰. (40 S.) München, J. F. Lehmann's Verl. M. 1.—.

Schriften der Gesellschaft f. psychologische Forschung. 5. Hft. gr. 8⁰. Leipzig, A. Abel.

5. Jean Paul's Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie von Dr. R. v. Koeber. — Die Psychologie Charles Bonnet's. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie v. Dr. Max Offner. Mit Titel u. Namenregister zur I. Sammlg. (Hft. 1—5.) V, 37 u. 176 S.) M. 7.—.

Schröder, Dr. **Chrph. v., Wille u. Nervosität in Shakespeare's Hamlet.** Ein Versuch, Hamlet's Naturell vom medicin. Standpunkte zu beleuchten. gr. 8⁰. (II, 37 S.) Riga, Jonck & Poliewsky. M. 1.—.

Secrétan, Ch., Le Principe de la morale. 2e édition. In-8. (Lausanne.) Fr. 7.50.

Sharp, Dr. **Frank Chapman, The æsthetic element in morality and its place in a utilitarian theory of morals.** gr. 8⁰. (III, 131 S.) Berlin, Mayer & Müller. M. 3.—.

Simon, Schlosspred. Dr. **Thdr., Darstellung der Seinslehre Lotze's in ihrem Verhältnis zu der Herbart's.** gr. 8⁰. (77 S.) Leipzig, G. Fock. M. 2.—.

Sinclair, David, Vera Vita, the Philosophy of Sympathy: Discovery of a New Element and its Connection with Real Life, Practically Demonstrated in Keely's Researching Experiments. Cr. 8vo, pp. 186. Digby, Long and Co. sh. 3/6.

Sorge, Dr. **W., Religion u. Naturwissenschaft keine Gegensätze.** Wider den Monismus f. akademisch Gebildete. gr. 8⁰. (VII, 80 S.) Berlin, Wiegandt & Schotte. M. 3.—.

Spencer, H., The Principles of Ethics. Vol. 2. (System of Synthetic Philosophy, Vol. 10.) 8vo, pp. 498. Williams and Norgate. sh. 12/6.

— **The Inadequacy of „Natural Selection".** Reprinted from the Contemporary Review. 8vo, pp. 68. Williams and Norgate. sh. 1.

Srabotnik, Ed., Das Glück. gr. 16°. (128 S.) Graz. (Leipzig, Literar. Anstalt, A. Schulze.) M. 1.—.

Staehely, J. A., Thales erwacht! Eine Erklärg. d. Wesens der Naturkräfte. gr. 8°. (VII, 102 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 2.—.

Steinthal, H., u. Frz. Mistell, Prof. DD., **Abriss der Sprachwissenschaft.** 2. Tl. gr. 8°. Berlin, F. Dümmler's Verl.

2. Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues v. Prof. Dr. Frz. Misteli. Neubearbeitung des Werkes v. Prof. H. Steinthal (1861). (XXVI, 612 S.) M. 11.—.

Stern, Dr. **L. William, Die Analogie im volkstümlichen Denken.** Eine psycholog. Untersuchg. Mit e. Vorbemerkg. v. Prof. Dr. M. Lazarus. 8°. (IV, 164 S.) Berlin, Philos.-histor. Verlag, Dr. R. Salinger. M. 3.—.

Steuer, Dr. **Wilib., Die Gottes- u. Logoslehre d. Tatian m. ihren Berührungen in der griechischen Philosophie.** gr. 8°. (113 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 2.—.

Storrs, R. S., Bernard of Clairvaux: The Times, the Man and his Work. 8vo, pp. 616. Hodder and Stoughton. sh. 9.

Studien, philosophische. Hrsg. v. Wilh. Wundt. 8. Band. 4. Hfte. gr. 8°. (III, 656 S. m. 13 Fig. u. 2 Taf.) Leipzig, W. Engelmann. M. 16.—.

Tarde, G., La Transformation du droit. Etude sociologique. In-12. Fr. 2.50.

Tausch, Edwin, Sebastian Franck v. Donauwörth u. seine Lehrer. Eine Studie zur Geschichte der Religionsphilosophie. Diss. gr. 8°. (55 S.) Halle. Berlin, Mayer & Müller. M. 1.50.

Thirion, E., Morale et religion. In-12. Fr. 3.50.

Tornatore, J. B., De humanae cognitionis modo, origine ac profectu ad mentem s. Thomae doctoris angelici. Editio altera. Piacenza. 16.° p. 193. L. 2.—.

Troost, B., Eine Lichtäther-Hypothese (e. Versuch) **zur Erklärung der Entstehung der Naturkräfte, der Grundstoffe, der Körper, d. Bewusstseins u. der Geistesthätigkeit d. Menschen,** naturwissenschaftlich begründet u. gemeinfasslich dargestellt 4. Ausg. gr. 8°. (V, VII, 245 S. m. 1 Taf.) Hückeswagen. (Düsseldorf, L. Voss & Co.) M. 3.60.

Trüper, Dir. **J., Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter.** Ein Mahnwort f. Eltern, Lehrer u. Erzieher. gr. 8°. (90 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 1.—.

Universal-Bibliothek. Nr. 3057—3060. gr. 16°. Leipzig, Ph. Reclam jun. à M. —.20.

Der Einzige u. sein Eigentum. Von Max Stirner (Kasp. Schmidt). (429 S.)

Universal-Bibliothek. Nr. 3071—3076. gr. 16°. Leipzig, Ph. Reclam jun. à M. —.20.

Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl od. die Erhaltg. der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Von Charles Darwin. Aus dem Engl. v. Dav. Haek. (696 S. m. Bildnis.)

Vogt, J. G., Welt- u. Lebensanschauung. 35.—60. Lfg. Leipzig. Wiest. à M. —.10.

Vorbrodt, G., Psychologie in Theologie u. Kirche? gr. 8°. (40 S.) Dessau, R. Kahle's Verl. M. 1.—.

Vorträge u. Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 1. Jahrg. 1. Stück. gr. 8°. Leipzig, R. Voigtländer. M. —.75.

1. Die Comenius-Gesellschaft. Geschichtliches u. Grundsätzliches v. Archivr. Staatsarchiv. Dr. Ludw. Keller. [Aus: „Monatshefte d. Comenius-Gesellsch."] (26 S.)

Wagner, R., Beethoven. With a Supplement from the Philosophical Works of Arthur Schopenhauer. Trans. by Edward Dannreuther. 2nd ed. Cr. 8vo, pp. 178. W. Reeves. sh. 6.

Walter, Prof. Dr. **Jul., Die Geschichte der Aesthetik im Altertum,** ihrer begriffl. Entwicklg. nach dargestellt. gr. 8°. (XVIII, 891 S.) Leipzig, O. R. Reisland. M. 17.—.

Wegner, Geh. Reg.-R. a. D. **Gust., Kantlexikon.** Ein Handbuch f. Freunde der Kant'schen Philosophie. gr. 8°. (IV, 347 S.) Berlin, Wiegandt & Schotte. M. 6.—.

Weigand, Wilh., Friedrich Nietzsche. Ein psycholog. Versuch. gr. 8°. (116 S.) München, H. Lukaschik. M. 2.—.

Westermarck, Doz. **Ed., Geschichte der menschlichen Ehe.** Einzig autoris. deutsche Ausg. Aus dem Engl. v. Leop. Katscher u. Romulus Grazer. Bevorwortet v. Alfr. Russel Wallace. gr. 8°. (XLIV, 589 S.) Jena, H. Costenoble. M. 12.—.

Weygandt, Dr. **Wilh., Entstehung der Träume.** Eine psycholog. Untersuchg. gr. 8°. (51 S.) Leipzig, Grübel & Sommerlatte. M. 1.—.

Wolff, Prof. Dr. **Joh., Das Bewusstsein u. sein Object.** 2. (Titel-) Ausg. gr. 8°. (XI, 620 S.) Freiburg, Schweiz (1889), Univ.-Buchh. M. 12.—.

Zeller, Dr. **Ed., Grundriss der Geschichte der griechischen Philosophie.** 4. Aufl. gr. 8°. (X, 317 S.) Leipzig, O. R. Reisland. M. 5.—.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

XVII. Jahrgang. Preis M. 12.

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

unter Mitwirkung von

Max Heinze und **Alois Riehl**

herausgegeben von

Richard Avenarius.

Viertes Heft.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1893.

Wichtigere Neuigkeiten der philosophischen Literatur

eingegangen bei der Redaktion der

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie.

Anmerkung der Redaktion.

1. Wegen der Bestimmung der bei untenstehenden Titeln event. angeführten „Selbstanzeigen" beliebe man die betr. *Bemerkung* an der Spitze der Selbstanzeigen des 1. Heftes des V. Jahrganges gefälligst einzusehen.
2. Im Falle, dass der specielle *Hinweis* auf die „Selbstanzeige" gewünscht wird, wolle man die *Zusendung* der Selbstanzeige möglichst gleichzeitig mit derjenigen des angezeigten Werkes bewirken.
3. Es besteht seitens der Redaktion keine Verbindlichkeit, eingehende Werke und Selbstanzeigen den *geäusserten Wünschen* der verehrl. Absender entsprechend zu verwenden oder diejenigen Werke und Selbstanzeigen, bei denen eine solche gewünschte Verwendung aus irgend einem Grunde nicht statthaben konnte, zurückzusenden.

Bemmelen, P. van, Le nihilisme scientifique. II, III. Leide 1893.

Bergmann, J., Geschichte der Philosophie. II. 2: Nach Fichte. Berlin 1893.

Biedenkapp, G., Beiträge zu den Problemen des Selbstbewusstseins, der Willensfreiheit etc. Inaug.-Diss. Halle a. S. 1893.

Carriere, M., Erkennen, Erleben, Erschliessen. Festrede. München 1893.

Carstanjen, F., Ulrich von Ensingen. Ein Beitrag zur Geschichte der Gotik in Deutschland. München 1893.

Clifford, W. K., Wahrhaftigkeit. Uebersetzt von L. von Gizycki. Berlin 1893.

D'Alfonso, N. R., Lo spettro dell' Amleto. Note psicologiche. Roma 1893.

Dippe, A., Untersuchungen über die Bedeutung der Denkformidee in der Philosophie und Geschichte. Inaug.-Diss. Jena 1892.

Selbstanzeige: S. 271 des 2. Heftes d. Jahrg.

Fonsegrive, G.-L., François Bacon. Paris 1893.

Fornelli, N., Missione educatrice dell' università. Roma 1893.

Förster, M., Beiträge zur Kenntnis des Charakters und der Philosophie d'Alemberts. Inaug.-Diss. Hamburg 1892.

Gallus, K., Die acute hallucinatorische Paranoia im Greisenalter. Inaug.-Diss. Jena 1892.

(Fortsetzung [illegible])

Greef, G. de, [illegible] Paris 189[illegible].

Guggenheim, M., Die Stellung der liberalen Künste oder encyklischen Wissenschaften im Alterthum. Ein Beitrag zur Geschichte des gelehrten Unterrichts-Progr. Zürich 1893.

Hegel, G. W. H., Kritik der Verfassung Deutschlands. Aus dem handschriftl. Nachlasse des Verfassers herausgeg. von Dr. G. Mollat. Kassel 1893.

International Congress of Experimental Psychology. Second Session. London 1892.

Janet, P., État mental des hystériques. Préface de M. le prof. Charcot. Paris 1893.

Lipps, Th., Grundzüge der Logik. Hamburg u. Leipzig 1893.

Marty, A., Ueber das Verhältnis von Grammatik und Logik. S.-A. Prag, Wien u. Leipzig 1893.

Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. I. 4. 5. Leipzig 1893.

Novaro, M., Die Philosophie des Nicolaus Malebranche. Berlin 1893.

Rivista critica mensile di opere di filosofia scientifica. Publicata sotto la direzione del Prof. E. Morselli. I. 1—3. Milano 1893.

Segall-Socolin, J., Zur Verjüngung der Philosophie. Erste Reihe: Das Wissen vom spezifisch Menschlichen. Prolegomena. Berlin 1893.

Sepp, S., Pyrrhonëische Studien. Teil I u. II. Inaug.-Diss. Freising 1893.

Stange, C., Die christliche Ethik in ihrem Verhältnis zur modernen Ethik (Paulsen, Wundt, Hartmann). Gekr. Preisschrift. Göttingen 1892.

Studien, Philos., herausgegeben von W. Wundt. IX, 1. Leipzig 1893.

Inhalt: H. Bruns, Ueber die Ausgleichung statistischer Zählungen in der Psychophysik. — J. Merkel, Die Methode der mittleren Fehler, experimentell begründet durch Versuche aus dem Gebiete des Raummasses. — A. Lehmann, Ueber die Beziehung zwischen Athmung und Aufmerksamkeit. — Lightner Witmer, Zur experimentellen Aesthetik einfacher räumlicher Formverhältnisse I. — B. Kämpfe, Tafel des Integrals $\Phi(\gamma) = \frac{2}{\sqrt{\pi}} \int_0^{\gamma} e^{-t^2} dt$.

Swoboda, H., Die neugefundene Schrift des Aristoteles vom Staat der Athener. Prag 1893.

Turić, G., Der Entschluss in dem Willensprozesse, aus dem Gesichtspunkt von Herbarts Metaphysik und Psychologie erörtert. Inaug.-Diss. Langensalza 1892.

Überhorst, C., Ueber die Trugschlüsse der griechischen Philosophen. S.-A. Innsbruck 1893.

Walter, J., Die Geschichte der Aesthetik im Alterthum ihrer begrifflichen Entwicklung nach dargestellt. Leipzig 1893.

Verantwortlicher Redakteur: Richard Avenarius in Zürich.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.